Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/propyleanweltges0000unse

Propyläen-Weltgeschichte

Propyläen-Weltgeschichte

Herausgegeben von
Walter Goetz
Professor i. R.

Der Werdegang der Menschheit
in Gesellschaft und Staat, Wirtschaft
und Geistesleben

Zehn Bände

Im Propyläen-Verlag · Berlin

Das Zeitalter der religiösen Umwälzung

• Reformation und Gegenreformation •

1500—1660

Bearbeitet von
Walter Goetz · Paul Joachimsen
Erich Marcks · Wilhelm Mommsen
Hans Heinrich Schaeder

Fünfter Band

Im Propyläen-Verlag · Berlin

Einband von Hugo Steiner-Prag
COPYRIGHT 1930 BY PROPYLÄEN-VERLAG G.M.B.H. IN BERLIN
PRINTED IN GERMANY / IM ULLSTEINHAUS, BERLIN

Das Zeitalter der religiösen Umwälzung

• Reformation und Gegenreformation •

1500—1660

Walter Goetz
Professor an der Universität Leipzig
Einleitung

Paul Joachimsen
Professor an der Universität München
Das Zeitalter der Reformation

Erich Marcks
Professor an der Universität Berlin
Die Gegenreformation in Westeuropa

Walter Goetz
Professor an der Universität Leipzig
Die Gegenreformation in Deutschland

Wilhelm Mommsen
Professor an der Universität Marburg
Vier Jahrzehnte europäischer Krieg (1618—1660)

Hans Heinrich Schaeder
Professor an der Universität Leipzig
Der osmanische Staat von seiner Entstehung bis zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts

Der Anlageplan des Gesamtwerkes,
eine Zeittafel und ein Register befinden sich am Schluß dieses Bandes.
Das Generalregister steht im letzten Band.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung XIX

Beginnt die Neuzeit mit der Reformation? Autoritätsglaube wandelt sich in Erkenntnisdrang. Der Humanismus löst die Scholastik ab. Luther als Bahnbrecher neuer Ideen. Der Kampf um die politische Macht in Europa: Habsburg und Frankreich. Die katholische Reformation. Der Kampf um den „wahren Glauben". Ein neues Europa entsteht.

I. Das Zeitalter der Reformation

1. Voraussetzungen 3-11

Ergebnisse des 5. Laterankonzils: Überwindung des Schismas und der Konzilsbewegung. Umgestaltung der christlichen Welt: Die westeuropäischen Nationalstaaten; die italienische Papstmonarchie. Die Türkengefahr. Die Notwendigkeit der Kirchenreform. Das Ablaßwesen und die kuriale Finanzpolitik. Erasmus und die humanistische Aufklärung.

2. Luther 12-21

Luthers Werdegang zum Reformator in Selbstzeugnissen. Historische Kritik daran; ihre symbolische Wahrheit. — Luthers Jugend. Klosterzeit. Sein Ringen um den gnädigen Gott. Die neue Theologie. Der Ablaßstreit. Die 95 Thesen.

3. Deutschland an der Schwelle der Reformation 22-44

Maximilian I.: Außenpolitische Rührigkeit. Umgestaltung des Reiches: Die fürstlichen Territorien. Reichsritterschaft und Städte. Einbruch der kapitalistischen Wirtschaftsformen. Die Geistlichkeit: Aufschwung der Religiosität, soziale Spannungen, erstarkendes Nationalbewußtsein. Die „Gravamina der deutschen Nation". Der deutsche Humanismus. Der Reuchlinsche Streit mit den „Dunkelmännern".

4. Luthers Begegnung mit der Nation 45-52

Wirkung der 95 Thesen. Luther wird von Cajetan verhört. Luther als Prediger und Volksschriftsteller. Die Leipziger Disputation mit Eck. Die nationalpolitische Agitation Huttens.

5. Kaiserwahl Karls V. 53-63

Kampf um die Nachfolge Maximilians. Wahlbestechungen. Vertreibung Ulrichs von Württemberg. Friedrich von Sachsen lehnt die Wahl ab. Karl I. von Spanien wird Kaiser. Die Machtstellung der Habsburger. Karls Wahlkapitulation.

6. Die Entwicklung der Reformation zu einer nationalpolitischen Bewegung 64-82

Karls Abwesenheit von Deutschland. Ausbreitung der lutherischen Bewegung. Hutten und Sickingen. Die päpstliche Bannbulle. Luthers reformatorische Schriften von 1520. Die Nation tritt für Luther ein. Die europäische Lage: Ständische Unruhen in Spanien. England unter Wolsey als Schiedsrichter Europas. Karls erster Reichstag in Deutschland: Verfassungsfragen, der lutherische Streit. Luther in Worms. Das Wormser Edikt.

7. Die Sturmjahre der Reformation 83-110

Luther auf der Wartburg. Rechts- und Finanzreformen des Reichsregiments. Das Sündenbekenntnis Hadrians VI. Ausbreitung der Reformation. Volkstümliche Publizistik. Sozialpolitische Forderungen. Priesterehe und Laienkelch. Die Schwarmgeister. Luther und die weltliche Gewalt. Sickingens Pfaffenkrieg. Der Bauernkrieg. Luthers Stellungnahme. Thomas Münzer. Folgen des Bauernkrieges.

8. Der Kampf um Italien 111-120

Der Zug Karls VIII. Franz I. gewinnt Mailand. Abfall Karls von Bourbon. Landsknechte und Schweizer. Schlacht bei Pavia, Gefangennahme Franz' I. England gegen Karl V. Pescara. Der Friede von Madrid. Die Liga von Cognac. Frundsberg. Der Sacco di Roma.

9. Die Entstehung des protestantischen Prinzips 121-141

Hessisch-sächsischer Fürstenbund. Der Reichstag zu Speier. Auftreten einer protestantischen Partei. Ferdinand gewinnt Böhmen und Ungarn. Das Täufertum. Ordnung des neuen Kirchenwesens. Bildung landesherrlicher Kirchen. Die Packschen Händel. Neuer Reichstag zu Speier: Die Protestation. Die Schwabacher Artikel. Das Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zu Marburg. Der Schmalkaldische Bund.

10. Das neue Imperium und seine Gegner 142-174

Karls V. Kaiserkrönung. Seine Herrschaft in Spanien. Eroberung Amerikas. Kirchenreformpläne. Der Augsburger Reichstag. Melanchthon und die Augsburgische Konfession. Konzilspläne. Die Königswahl Ferdinands. Karl in den Niederlanden. Edikte gegen die Ketzerei. Politische Entwürfe der Schmalkaldener. Untergang Zwinglis. Wachstum des Schmalkaldischen Bundes. Türkenkrieg. Rückkehr Ulrichs von Württemberg. Reformation Dänemarks und Englands. Die Wittenberger Konkordie. Die protestantische Mystik. Die Täuferherrschaft in Münster. Jürgen Wullenwever. Kämpfe Karls in Italien. Waffenstillstand mit Frankreich und den Protestanten.

11. Religion und Politik 175-186

Die Religionsgespräche von 1540. Reform der katholischen Kirche: Contarini. Der Konzilsgedanke. Zusammentritt des Trienter Konzils. Krieg Karls gegen Frankreich. Der Friede von Crépy. Die Doppelehe Philipps von Hessen. Karl unterwirft Jülich-Kleve. Vorbereitungen Karls gegen die Schmalkaldener.

12. Entscheidungen 187-209

Planlosigkeit und Lässigkeit der Protestanten. Karl ist Herr der Lage. Der Schmalkaldische Krieg. Der Papst gegen den Kaiser. Der „geharnischte Reichstag" von 1548. Opposition der Fürsten. Das Augsburger Interim. Innere Kräftigung des Protestantismus. Magdeburg „Gottes und Christi Kanzlei". Habsburgische Familienpolitik. Moritz von Sachsen. Angriffsbündnis gegen den Kaiser. Zusammenbruch der Macht Karls V. Der Passauer Vertrag. Moritz' Tod. Der Augsburger Religionsfriede. Die Reichsexekutionsordnung. Abdankung Karls V. Deutschland am Ende der Reformationszeit.

13. Ergebnisse 210-216

Karl V. und Luther. Universalmonarchie und Glaubenserneuerung. Karl in San Juste. Karl als Renaissancemensch. Seine Herrscherpersönlichkeit. Luther „der Deutschen Prophet". Evangelische Kirchenbildung. Beginn eines neuen Zeitalters aus dem Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus.

II. Die Gegenreformation in Westeuropa

Die religiös-politische Struktur der Zeit von 1550—1610 219

A. Calvinismus und Gegenreformation

1. Calvin und der Calvinismus 220-226

Calvins Lebensweg. Sein Kampf um Genf. Persönlichkeit, Lehre, Kirche, Staat. Theokratie und Ausstrahlung.

2. Der Aufstieg der Gegenreformation 227-238

Wiedererwachen Roms. Italien, Spanien. Ignatius von Loyola. Gründung, Wesen und Aufstieg des Jesuitenordens. Abschluß durch das Trienter Konzil. Gegenreformation in Rom, Italien, der katholischen Welt; ihre Kultur; Gegenreformation und Barock.

B. Ausbruch und Aufstieg der Weltkämpfe, 1555—1585

3. Die Linie der europäischen Politik von 1555—1585 239-240

Der Gegensatz Habsburg—Frankreich als Leitmotiv. Spanien als Vormacht der katholischen Staaten. Frankreich durch innere Unruhen behindert. England wird Spaniens neuer Gegner.

4. Spanien unter Philipp II. 241-249

Philipp II., Spanier und Katholik. Hof, Minister, Verfassung. Die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse Kastiliens. Zerrüttung der Wirtschaft durch Amerika. Der Charakter des Spaniertums. Kunst, Dichtung, Schicksal.

5. Frankreich: Leben und Gegensätze bis 1567 250-261

Einheit und Vielheit: Krone, Adel, Bürgertum. Eindringen und Zukunft des Calvinismus. Heinrich II. Die Guisen. Die Krise von 1561. Katharina von Medici. Coligny. Ausbruch des Bürgerkriegs 1562. Die Konferenz von Bayonne. Zerrüttung und Neuausbruch.

6. Die Niederlande: Leben und Gegensätze bis 1567 262-270

Die Staatsbildung. Stammes- und Kulturgegensätze zwischen Nord und Süd, Binnenland und Städten. Bedeutung und Spaltungen der Städte. Unabhängigkeitsdrang. Stufen der Ablösung: Margarete von Parma und Granvela. Vordringen des Calvinismus. Die Massenpetition der „Geusen". Wilhelm von Oranien. Albas Zug in die Niederlande.

7. Frankreich und die Niederlande (1567—1585) 271-284

1567—1572: Die Hugenottenkämpfe. Aufstand der Niederlande. Coligny plant den Nationalkrieg gegen Spanien. Die Bartholomäusnacht. 1572—1585: Frankreich. Der Krieg der drei Heinriche. Königtum Heinrichs III. Das Verhängnis der Hugenotten. Ständische Tendenzen auch bei den Katholiken. Die Niederlande: Alba wird abberufen. Aufbau der niederländischen Kirche. Holland und Oranien. Oranien und der Süden. Alexander von Parma gewinnt Wallonien zurück. Die Utrechter Union. Ermordung Wilhelms von Oranien. Die Niederlande gerettet: wodurch?

C. Entscheidungskampf und Abschluß, 1585—1610

8. England unter Elisabeth 285-292

Gesellschaft, Verfassung, Reformation. Elisabeths Charakter und Leistung. Maria Stuart. England und Spanien. Glaube und Handel. Die nationale englische Wirtschaft im Zeitalter des Merkantilismus.

9. Der große Vorstoß Philipps II. und der Gegenreformation 293-299

Das Ende der Guisen und Heinrichs III. Elisabeth hilft den Niederlanden. Enthauptung Maria Stuarts. Der Weltkampf mit Philipp II. Untergang der Armada. Europäische Entscheidung. Philipps II. Verzweiflungskampf. Heinrich IV. von Frankreich setzt sich gegen Spanien durch. Tod Philipps II.: Niederlage und Fortwirkung.

10. Ergebnisse: England und die Niederlande 300-309

Reformation und Renaissance in England: Shakespeare. Das Puritanertum. Elisabeths Ende. — Die Niederlande: Demokratie und Aristokratie. Der Friede von 1609. Der Calvinismus. Belgien und Holland. Die holländische Kultur. Epochenschluß: Oldenbarneveldt und Dordrecht.

11. Ergebnisse: Heinrich IV.; Frankreich und die katholische Welt 310-314

Inneres Werk Heinrichs IV. Zurücktreten der Glaubensfragen. Einheit und Absolutismus. Heinrichs Charakter. Die katholische Renaissance. Französischer Klassizismus. Gegenreformation und Aufklärung.

III. Die Gegenreformation in Deutschland

1. Nach dem Augsburger Religionsfrieden 317-323

Ungeklärte Verhältnisse. Ohnmacht des Reiches. Staatlicher und konfessioneller Partikularismus. Geistige Erschöpfung der Nation. — Ferdinand I. und Maximilian II.

2. Der Protestantismus nach der Mitte des 16. Jahrhunderts 324-328

Weitere Ausbreitung in Norddeutschland. Das Bürgertum überwiegend protestantisch gesinnt. Gegensätze zwischen Lutheranern und Calvinisten. „Rabies theologorum." Vergebliche Versuche zur Einigung.

3. Die katholische Bewegung 329-356

Die geistigen Grundlagen der Gegenreformation. Reformbestrebungen innerhalb der alten Kirche. Petrus Canisius. Sammlung der Altgläubigen. Tiefstand des Klerus. Landesherrliches Kirchenregiment. Fürsten und Jesuiten. Jesuitisches Erziehungswesen. Das Trienter Konzil. Beginn der gewaltsamen Rekatholisierung. Kampf um Fulda. Unterdrückung des Protestantismus in den habsburgischen Ländern. Baiern wird die katholische Vormacht. Die rheinischen Bistümer. Der Kölner Krieg. Die Calvinisten als protestantische Kampfpartei; ihre Niederlage. Die päpstlichen Nuntien als Führer. Mangel an Führung auf protestantischer Seite.

4. Katholizismus und Protestantismus am Ende des 16. Jahrhunderts . . . 357-367

Geistiger Vorsprung der Protestanten. Geschichtschreibung. Universitäten und Schulen. Volksbildung. Kunst und Wissenschaft. Das Barock als kirchlich-katholische Kunst. Fürstliche Bauluft. Der protestantische Kirchenbau. Die deutsche Musik.

5. Die deutschen Städte 368-374

Die Träger der deutschen Kultur. Umschwung der Weltwirtschaft. Konservative Wirtschaftsgesinnung. Rückgang des deutschen Handels. Engstirnige Wirtschaftspolitik. Die Renaissancekunst. Kulturelles Zurückbleiben hinter den Fürstenhöfen.

6. Die Landesfürsten und der moderne Staat 375-385

Das neue Beamtentum. Kirchenhoheit. Fürst und Stände. Der landesväterliche Absolutismus. Reformen in Württemberg, Braunschweig, Hessen, Kursachsen. Vater August und Mutter Anna. Höfisches Leben.

7. Die wirtschaftliche Lage Deutschlands vor dem Dreißigjährigen Krieg . . . 386-389

Wirtschaftlicher Rückgang als Folge der territorialen Zersplitterung. Der Frühkapitalismus. Die oberdeutschen Handelshäuser. Die Hanse und der Ostseehandel. Das Bauerntum. Das Handwerk.

8. Die letzten Ursachen des Dreißigjährigen Krieges 390-394

Katholische Liga und protestantische Union. Fortschritte der katholischen Partei. Donauwörth. Erzherzog Ferdinand. Kurfürst Maximilian I. von Baiern. Vergebliche Ausgleichsversuche.

IV. Vier Jahrzehnte europäischer Krieg (1618—1660)

1. Einleitung 397-399

Staatlicher Machtkampf oder Religionskrieg. Der Kampf gegen die spanisch-habsburgische Weltmachtpolitik. Übergang von konfessioneller Politik zur Staatsraison.

2. Europäische Machtverhältnisse um 1618 400-403

Die Macht Habsburgs. Spanischer Weltbesitz. Machtstellung Österreichs. England und Frankreich. Die Staaten des Nordens und Ostens. Das Deutsche Reich als Objekt der internationalen Politik. Gefahr der allgemeinen europäischen Gegensätze.

3. Die Nachfolge in Österreich und der böhmisch-pfälzische Krieg (1618—1623) 404-412

Ferdinand II. Der Prager Fenstersturz. Aufstand in den österreichischen Erblanden. Kaiserwahl Ferdinands. Friedrich von der Pfalz wird König von Böhmen. Bündnis mit Siebenbürgen. Katholisches Gegenbündnis. Die Schlacht am Weißen Berg. Niederwerfung des Aufstandes in Böhmen und Österreich. Diplomatischer Kampf um die pfälzische Kurfürstenwürde. Söldnerwesen und Kriegführung; die Condottieri. Verteilung der Beute im Reich. Das Strafregiment in Böhmen und Österreich.

4. Europäische Verwicklung und dänischer Krieg (1623—1629) 413-423

Neuer spanisch-niederländischer Krieg. Frankreichs Eingreifen im Veltlin gegen Spanien. Antihabsburgische Bündnisverhandlungen. Christian von Dänemark greift ein. Wallenstein stellt ein kaiserliches Heer auf. Gegensatz zwischen Ferdinand und Maximilian. Niederwerfung der Dänen. Kaiserliche Pläne im deutschen Norden. Wallenstein scheitert vor Stralsund. Frankreich und der Erbfolgekrieg um Mantua. Friede zu Lübeck.

5. Höhepunkt und Umschlag der kaiserlichen Machtstellung (1629—1630) . . 424-427

Außenpolitische Aktivität des Kaisers. Restitutionsedikt. Die Einheitsfront des Katholizismus bricht auseinander. Der Regensburger Kurfürstentag. Wallenstein entlassen. Frankreichs diplomatischer Sieg in Mantua. Die kaiserliche Stellung untergraben.

6. Schweden und der Nordosten Europas bis zum Eingreifen Gustav Adolfs in Deutschland 428-432

Das Staatensystem des Nordostens und der Kampf um die Ostsee. Die Machtmittel Schwedens und sein Aufstieg. Gustav Adolfs Persönlichkeit.

7. Vom Eingreifen Schwedens bis zum Prager Frieden (1630—1635) 433-442

Gustav Adolf landet in Deutschland. Abwartende Haltung Brandenburgs und Sachsens. Fall Magdeburgs. Tillys Niederlage bei Breitenfeld. Zusammenbruch der katholischen Partei. Gustav Adolfs Vormarsch bis München. Wallenstein wieder an der Spitze des kaiserlichen Heeres. Schlacht bei Lützen und Gustav Adolfs Tod. Neuorganisation der schwedischen Partei. Wallensteins Ermordung. Seine Bedeutung. Schlacht bei Nördlingen. Friede zu Prag. Zusammenbruch der Gegner des Kaisers.

8. Frankreich und die Politik Richelieus 443-450

Frankreich tritt offen in den Kampf ein. Richelieus Werdegang. Seine Bedeutung als Staatsmann. Innere Lage Frankreichs. Der Sieg des Staatsgedankens. Richelieus Außenpolitik: Kampf gegen Habsburg. Frankreichs Politik gegenüber Lothringen und Elsaß.

9. Zeiten des Gleichgewichtes der kämpfenden Mächte (1635—1640) 451-454

Ausdehnung des Kriegsschauplatzes. Allgemeine politische und militärische Lage. Bis 1639 Überlegenheit der Habsburger. Dauernde Friedensverhandlungen. Richelieus Kriegsziele.

10. Umschwung der Kriegslage (1640—1642) 455-456

Spaniens Widerstandskraft bricht zusammen. Aufstand Kataloniens und Portugals. Hamburger Präliminarfriede. Richelieu wünscht Siegfrieden. Tod Richelieus.

11. Letzte Kämpfe, Friedensverhandlungen und Friedensschluß (1642—1648) . 457-463

Systemwechsel in Spanien: Übergang in die Verteidigung. Dänisch-schwedischer Krieg. Wachsende Friedensneigung in Deutschland. Letzte Erfolge der schwedisch-französischen Truppen. Verlauf des Friedenskongresses. Die Forderungen der Parteien. Niederländisch-spanischer Friedensschluß. Der Westfälische Friede. Gewinne Frankreichs und Schwedens. Die territorialen Verschiebungen in Deutschland. Stärkung der deutschen Einzelstaaten. Beilegung der religiösen Streitpunkte. Sicherung des kirchlichen Friedens.

12. Deutschland nach dem Westfälischen Frieden (1648—1654) 464-470

Der Zerfall des Reiches. Staatsrechtliche Literatur. Wachsende Bedeutung der Einzelstaaten. Niedergang der Wirtschaft. Kampf um die Ausführung des Friedensvertrags. Der Regensburger Reichstag. Scheitern der Reichsreform und Niederlage des Kaisers.

13. Frankreich und die Fronde (1648—1656) 471-473

Mazarin. Aufstand und Niederwerfung der Fronde. Sieg der Krone über die Partikulargewalten. Fortgang des spanisch-französischen Krieges.

14. Die englische Revolution 474-485

Die Stuarts. Parlament und Puritaner gegen den Hof. Die Petition of Right. Empörung der Schotten. Bürgerkrieg. Oliver Cromwell. Niederlage des Königs. Prozeß und Enthauptung Karls I. Cromwells Diktatur. Die Navigationsakte. Siegreicher Krieg gegen die Niederlande. Die Errichtung des Protektorats. Eingreifen in den Kampf gegen Spanien. Cromwells Tod und der Zusammenbruch der Republik. Restauration der Stuarts.

15. Der Ausgang des spanisch-französischen Krieges (1657—1659) 486-487

Englands Eingreifen entscheidet Spaniens Niederlage. Der Pyrenäenfriede. Spanien scheidet aus der Reihe der Großmächte aus. Frankreichs Vorherrschaft beginnt.

16. Der nordische Krieg (1654—1660) 488-493

Kampf um die Ostsee. Schwedisch-russischer Angriff auf Polen. Eingreifen der anderen Mächte. Brandenburg schließt sich Schweden an. Rußland verständigt sich mit Polen gegen Schweden. Dänemark, Brandenburg, Österreich und Polen schließen ein Bündnis. Frankreich vermittelt zugunsten Schwedens. Friede zu Oliva. Schwäche der schwedischen Machtstellung. Aufstieg Brandenburgs. Ende der polnischen Großmachtstellung. Neues Vordringen der Türken.

17. Kaiserwahl und Rheinbund (1654-1658) 494-496

Antihabsburgische Politik Brandenburgs. Pläne einer nichthabsburgischen Kaiser-Kandidatur. Politik Johann Philipps von Mainz. Kaiserwahl Leopolds I. Abschluß des Rheinbundes. Beitritt Frankreichs.

18. Staat und Kultur im Zeitalter der europäischen Kriege 497-510

Das europäische Staatensystem um 1660. Die politische Machtlage nach dem Krieg. Sieg der Staatsraison über die konfessionelle Politik. Entscheidendes Vordringen des modernen absoluten Staates. Andersartige Entwicklung in England. Die Schwäche der damaligen Machtstaaten. Nationale Tendenzen in Kunst und Wissenschaft. Erwachen der Naturwissenschaft. Die moderne Philosophie. Das neue Weltbild. Entkonfessionalisierung auf allen Lebensgebieten. Rein weltliche Auffassung des Staates. Überall Vordringen der modernen Kräfte.

V. Der osmanische Staat von seiner Entstehung bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts

1. Ältere türkische Geschichte bis zur Begründung der osmanischen Macht . . 513-521

Die islamischen Kulturträger: Perser, Araber, Türken. Älteste Geschichte der Türkvölker in Innerasien. Das Uigurenreich. Türkische Truppen im Dienst der Kalifen. Einströmen der Türken in Kleinasien. Kampf gegen Byzanz. Gründung des osmanischen Staates. Seine Militärverfassung.

2. Die Unterwerfung der Balkanstaaten 522-537

Adrianopel wird türkische Hauptstadt. Unterwerfung der Bulgaren und Serben. Letzte Kreuzzugsversuche. Timur in Kleinasien. Das Hausgesetz des Brudermordes. Neuaufbau der türkischen Macht durch Murad II. Kämpfe mit Ungarn. Eroberung Konstantinopels. Innenpolitischer Ausgleich. Bautätigkeit. Gesetzgebung. Neue Kämpfe mit Ungarn. Albanien und Trapezunt werden unterworfen. Vertrag mit Venedig. Prinz Dschem. Bildung und Literatur. Unruhen im Kaukasus.

3. Die Eroberung von Syrien, Ägypten und Ungarn 538-545

Religiöser Gegensatz zu Persien. Syrien und Ägypten werden unterworfen. Höhe der türkischen Macht und Kultur unter Süleiman d. Gr. Einnahme von Belgrad und Rhodos. Schlacht bei Mohatsch. Erste Belagerung Wiens. Kapitulationen mit Frankreich. Flottenpolitik. Die Gründe des türkischen Niedergangs: Zersetzung der Herrenschicht. Das Großwesirat.

4. Von der Schlacht bei Lepanto bis zum Frieden von Karlowitz 546-552

Schlacht bei Lepanto. Zypern wird türkisch. Erfolge im Kaukasus. Reorganisation Persiens. Siegreiche Kämpfe gegen Österreich. Aufstände der Drusen. Die österreichische Militärgrenze. Mehmed Köprülü. Kreta erobert. Polen tritt die Ukraine ab. Erster Zusammenstoß mit Rußland: Verlust von Kiew. Zweite Belagerung Wiens. Gegenstoß der Österreicher und Polen. Fall Ofens. Prinz Eugen. Rückgang der osmanischen Macht. Überlegenheit der europäischen Staaten und Völker.

Verzeichnis der Tafeln und Beilagen

1. Kardinal Albrecht von Brandenburg als Heiliger Hieronymus im Gemach. Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Darmstadt, Hessisches Landesmuseum . . . 16

2. Zwei Seiten aus den Prophezeiungen Johann Lichtenbergers nach der deutschen Ausgabe von 1497 32

3. Das Vorladungsschreiben Kaiser Karls V. für Luther zum Reichstag in Worms, 1521. Königsberg, Universitäts-Bibliothek 72

4. Plakatdruck der Reichsacht gegen Luther, das sog. Wormser Edikt vom 8. Mai 1521. Worms, Lutherbibliothek des Museums 80

5. Martin Luther 1521. Kupferstich von Lukas Cranach d. Ä. 88

6. Die zwölf Grund- und Hauptartikel der Bauern und Hintersassen aus dem Jahre 1525. Berlin, Staatsbibliothek 104

7. Kaiser Karl V. in Bologna 1530. Gemälde von Tizian. Madrid, Prado 120

8. Martin Luther um 1530. Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Weimar, Landesmuseum 148

9. Brief Martin Luthers an seine Frau Katharina von Bora, 18. September 1541. Berlin, Staatsbibliothek 160

10. Brautbild der Prinzessin Sibylle von Cleve. Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Weimar, Landesmuseum 168

11. Titelblatt und Anfang des ersten Buches Moses, der ersten vollständigen Ausgabe von Luthers Bibelübersetzung. Wittenberg 1534 184

12. Ansicht von Trient. Aquarell von Albrecht Dürer. Berlin, Kupferstichkabinett 192

13. Karte: Europa zur Zeit der Reformation 200

14. Die beiden Schlußseiten des Augsburger Religionsfriedens vom 25. September 1555. Wien, Staatsarchiv 208

15. Ignatius von Loyola heilt Besessene. Gemälde von P. P. Rubens. Wien, Staatsgalerie 232

16. Inneres einer Küche um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Gemälde von Ludger tom Ring d. J. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum 264

17. Der Geldwechsler mit seiner Frau. Gemälde von Marinus von Roymerswaelen. Dresden, Gemäldegalerie 280

18. Familienbild. Gemälde von Jan van Scorel. Kassel, Gemäldegalerie 304

19. Gnadenstuhl (Die heilige Dreifaltigkeit). Kalksteinrelief von Hans Morinck 1612. Karlsruhe, Landesmuseum 336

20. Planetendarstellung: Sonne. Miniatur aus einem alchimistisch-astrologischen Traktat des 16. Jahrhunderts „Splendor Solis oder Sonnenglantz". Berlin, Staatsbibliothek 352

21. Das Heidelberger Schloß. Radierung von Wenzel Hollar 1620 360

22. Ein hübsch Liede: Das Maydleyn zu dem prunnen gieng. Nürnberg, Kunegund Hergotin. Berlin, Staatsbibliothek 374

23. Lagerszene aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Gemälde von Ph. Wouwerman. Dresden, Gemäldegalerie. 408

24. Reitergefecht vor einem brennenden Schloß. Gemälde von Ph. Wouwerman. Dresden, Gemäldegalerie 416

25. Zwey schöne neue Lieder. Das Erste: Warumb sollen wir denn trauren vnd weinen überal usw. Berlin, Staatsbibliothek 424

26. Befehl Wallensteins an Pappenheim vom 15. November 1632. Wien, Österreichisches Heeresmuseum. 440

27. Verordnung des Rats der Stadt Leipzig vom Jahre 1639 über die Verpflegung der einquartierten Gefreiten und gemeinen Soldaten. Berlin, Staatsbibliothek 456

28. Karte: Deutschland im Jahre 1648, nach dem Westfälischen Frieden 464

29. Anna von Österreich, Königin von Frankreich, besucht mit dem Dauphin (Ludwig XIV.) ein Krankenhaus in Paris. Zeichnung von Abraham Bosse. Paris, Musée Carnavalet 472

30. Flugblatt gegen die Sprachverderbnis während des Dreißigjährigen Krieges. Gotha, Kupferstichkabinett 488

31. Karte: Europa um das Jahr 1660 496

32. Preistarif der fürstlichen Kanzlei in Ansbach aus dem Jahre 1652 für Arbeiten verschiedener Berufe. Berlin, Staatsbibliothek 504

33. Timur auf der Jagd. Indische Miniatur von Mir Mohammed, kopiert nach einem Original der timuridischen Epoche in Delhi. Paris, Nationalbibliothek 528

Einleitung

Von Walter Goetz

Reformation und Gegenreformation umfassen in ihrem Ablauf ein Jahrhundert. Mit der Reformation erobert sich Deutschland einen Einfluß auf das gesamte Abendland, mit der Gegenreformation sinkt es wieder herab und wird im Dreißigjährigen Krieg zum Schlachtfeld der europäischen Völker.

Die weltgeschichtliche Bedeutung der Reformation ist früher stets so hoch eingeschätzt worden, daß man die Neuzeit zumeist mit Luthers Thesenanschlag beginnen ließ. Die Zerschlagung der mittelalterlichen Kircheneinheit ist in der Tat ein so weittragendes Ereignis, daß die nächsten Geschichtsperioden dadurch gekennzeichnet werden. Denn die Kircheneinheit ist das vorzüglichste Kennzeichen des Mittelalters. Wenn es freilich schon eine Überschätzung sein würde, darin das alleinige Kennzeichen dieses Zeitalters zu sehen, so fragt es sich um so mehr, ob die Zerstörung der kirchlichen Einheit für die Folgezeit jede geistige Einheit verhinderte und ob das geschichtliche Leben im ganzen von dort her seine Entwicklung nahm. Denn die gewonnene Freiheit vom alten Zwang hat nur zu rasch die Geister des Abendlandes und der vom Abendland beeinflußten Welt auf eigenen Wegen vorwärtsschreiten lassen. Aber diese Freiheit war bereits in unaufhaltsamer Entwicklung, seit sich die nationalen Kulturen aus dem Bann der mittelalterlichen Einheitskultur zu lösen begonnen hatten, also seit dem 13. Jahrhundert, und diese unaufhaltsam drängende Entwicklung ist durch die Reformation um ein entscheidendes Stück vorwärtsgeführt worden. Ist die Reformation aber bereits das, was man die moderne Welt nennt, und beruht diese vor allem auf der Reformation? Ist die moderne Wissenschaft und alles fruchtbare geistige Leben ein Ergebnis dieses Zeitalters? Oder ist etwa die andere Einschätzung richtig: die Reformation sei die unheilvolle Revolution, die das in sich große Leben des Mittelalters zerschlagen und die Zeit der geistigen und religiösen Ungewißheit und Zerrissenheit eingeleitet habe?

Beide Anschauungen sind irrig. Denn die Geschichte ist notwendige Entwicklung, und wer die Zeiten vom 16. bis zum 20. Jahrhundert nur als einen revolutionären Irrweg ansehen will, wird sie nie zu begreifen vermögen. Es sind nicht Zeiten des Verfalls, sondern reichsten Lebens und unausgesetzten Ringens um Erkenntnis und Fortschritt. Aber der Reichtum dieses Lebens ist es auch, der seine Zurückführung auf eine einzige Quelle verbietet. Die Reformation steht selber im Flusse der Entwicklung und dankt der Vergangenheit Vorarbeit und Begrenzung.

Wie war es möglich, daß mit einem Male Deutschland und andere Teile Europas von dem religiösen Feuer ergriffen wurden, daß für eine Weile alles Leben in den Bann des Religiösen gezwungen wurde und die Geschichte zur Kirchengeschichte zu werden schien? Seit dem 13. Jahrhundert hatte das Leben der europäischen Menschheit begonnen, vom Religiösen abzurücken und sich mit weltlichen Interessen zu erfüllen — nun aber folgte dennoch alles dem deutschen Augustinermönch, der die Rechtfertigung allein durch den Glauben in den

Mittelpunkt seines Denkens stellte. Es war ein Zeichen, daß die europäische Menschheit noch immer den tiefsten Fragen ihres Daseins zugekehrt war. Aber aus der willigen Aufnahme kirchlich festgelegter Glaubenssätze war ein Ringen um eigne Erkenntnis geworden; hinter allen neuen Erscheinungen der Zeit vom 13. Jahrhundert an steht immer wieder mit Kirchlichkeit oder Ketzerei, mit Mystik oder Rationalismus die Frage nach dem wahren Glauben und nach der Versöhnung mit Gott. Die Verweltlichung der Kirche und die Zunahme der Erkenntnisse über die Welt hatten den menschlichen Geist angetrieben, das religiöse Problem selbständig zu durchdringen, den Beweis für die Lehren der Kirche zu suchen, eine Reform der Kirche anzustreben und das christliche Leben im Sinne seines Stifters neuaufzurichten. In tiefgehenden Bewegungen und Erschütterungen hatte sich dies in drei Jahrhunderten offenbart; aus gehorsamer Kirchlichkeit war ein Ringen um christliche Religiosität geworden. Hier ist der Ausgangspunkt Luthers. Aber wie wäre er zu weiteren Erkenntnissen gekommen, wenn nicht jene geistige Bewegung Italiens, die wir Renaissance nennen, ihm die Möglichkeit zum selbständigen Eindringen in die urchristlichen Schriften und in die Geschichte des Christentums gegeben hätte? Er dankte die Kenntnis des Griechischen und des Hebräischen zunächst zwar deutschen Vorgängern, aber die gelehrte Arbeit der Renaissance hatte den Weg zu diesen Gebieten geöffnet. Wie denn überhaupt seit dem 13. Jahrhundert an die Stelle der mittelalterlichen Wissenschaft, der Scholastik, die von den Kirchenlehren ausgegangen war, ein neues Element der Erkenntnis getreten war: die eigene Erfahrung und der kritische Sinn begannen ein neues Gebäude der Wissenschaften aufzuführen. Das 15. Jahrhundert brachte in Italien mathematische und geographische Erkenntnisse, die zur Entdeckung neuer Welten jenseits des Atlantischen Ozeans führten; der europäisch-christliche Horizont erweiterte sich in jeder Hinsicht über die mittelalterliche Anschauungswelt hinaus.

Die deutsche Reformation war aber nicht Erweiterung dieser Wissenschaft, sondern ausschließlich religiöse Bewegung — auch für Luther war die Wissenschaft nur wertvoll, soweit sie der Religion diente. Die Wissenschaft vom Lateinischen, Griechischen und Hebräischen war bereits vorhanden, ehe die Reformation kam, und wurde sie auch für manchen deutschen Gelehrten Selbstzweck, so blieb sie doch für Luther und seine Nachfolger ein Mittel zur religiösen Erkenntnis. War dies nicht das gleiche, was die Scholastik im 13. Jahrhundert gelehrt hatte? War Luther hier nicht auf mittelalterlichem Boden? Nimmt man hinzu, daß Luthers Religiosität noch durchaus Kirchlichkeit war, daß er an die Stelle des Papsttums die Autorität der Bibel setzte und sich selber zum Richter über ihren Sinn, daß er Zwinglis Glauben als falsch verwarf und daß er zum rechten Glauben zwingen wollte, wie es die alte Kirche auch tat, so bleibt noch ein weiter Weg bis zur Toleranz, Gewissensfreiheit und individuellen Religiosität. Und deshalb hat Ernst Troeltsch die Grenze des Mittelalters bis zur Aufklärungszeit hinausgeschoben und Luther noch dem Mittelalter zugerechnet. Luthers Buchstabengläubigkeit und strenges Kirchentum, der enge Konfessionalismus seines Jahrhunderts, die Aufstellung des Satzes, daß der Landesfürst über die Religion seiner Untertanen entscheide, die grausamen Verfolgungen Andersgläubiger in der Zeit der Gegenreformation — das alles kann dazu verleiten, hier nur die letzten Ausläufer des Mittelalters zu sehen.

Aber man vergesse doch nicht, wieviel auf die erste Tat zur Beseitigung der kirchlich-

päpstlichen Autorität ankam! Jahrhundertelang hatte diese religiös, geistig und politisch die abendländische Welt beherrscht — wer sich von ihr trennte, stand außerhalb der gottgewollten Ordnung des Menschengeschlechts, war Sünder und Ketzer und der Todesstrafe verfallen. Wer sich dieser Ordnung entgegenstellte, mußte dem Tode ins Auge sehen. Keiner, auch wenn er sein Leben opferte, hatte bisher die Autorität dieser mittelalterlichen Kirche zu brechen vermocht. Luther zerbrach sie, von religiösen und nationalen Instinkten ausgehend, sein Leben dabei einsetzend, sittliche Kraft gegen Verweltlichung, das Evangelium gegen die Gesetze der Hierarchie zur Geltung bringend. Es war nicht nur günstigere Zeit, als Hus sie gehabt hatte, sondern auch umfassendere Tat — was aus Luthers Seele kam, übte eine hinreißende Kraft aus und wurde zur Losung seiner Zeitgenossen. Er brachte noch nicht eine neue Form der Religiosität, sondern nur gewisse Veränderungen der alten, aber er schlug das bisher versperrte Tor auf, und über sein Wollen hinaus ging die Entwicklung in das Reich der Freiheit. Das aber war die entscheidende, die weltgeschichtliche Tat, daß er der alten Autorität für immer das Recht der Alleinherrschaft und zur Unterdrückung jeder andern religiösen Meinung nahm. Er hatte es gewagt und erreicht, was keinem andern bisher geglückt war — der geistige Ring war gesprengt, der die mittelalterliche Menschheit umfaßt und eingeengt hatte. Läge nicht in dieser Tat das Entscheidende für alles Weitere, so würde man Luther kaum an den Anfang einer neuen Zeit setzen dürfen; aber darauf kam es ausschließlich an, daß das scheinbar göttliche Privileg der mittelalterlichen Kirche angefochten und zerstört wurde. Gott ließ eine neue Entwicklung zu — darin konnte Luther sein unvergängliches Recht sehen.

In Luthers Blickweite lag nur ein gereinigtes Christentum, eine Wiederaufrichtung des Evangeliums — er ahnte noch nicht, in was für Weiten diese Entwicklung führen sollte. Er verwarf die religiöse Freiheit, er verdammte die Sekten, die neben ihm entstanden — aber unaufhaltsam ging von ihm der Weg zur vollen Freiheit des Christenmenschen, zur persönlichen, kirchlich nicht mehr gebundenen Religiosität des Einzelnen. Er sah die neue Form religiösen Lebens noch nicht, zu der er doch führen sollte: neben die Religion der Autorität stellte sich die individualistische Religiosität des einzelnen Gewissens, das sich den Weg zum Göttlichen aus eigener Kraft zu suchen vornahm. Langsam nur näherte sich das abendländische Geistesleben dieser neuen Möglichkeit, aber als die Zeit dafür reif war, schuf es die neue Form als eine Bereicherung menschlichen Innenlebens, als eine weitere Vertiefung im Ringen um Erkenntnis über Welt und Menschenleben. Erst vom 17. Jahrhundert an stieg diese neue Form deutlicher empor — wie hätte sie leben und sich entfalten können, wenn noch immer Ketzerrichter jede Abweichung vom mittelalterlichen Kirchentum aufgespürt und ausgemerzt hätten? So steht Luther doch als Bahnbrecher am Rande einer neuen Zeit. Und wenn der Protestantismus auch längst nicht alles Neue schuf — weil es überall schon im Werden war und er selber nur ein Teil dieser Entwicklung —, so bleibt doch gewiß, daß sich im Bereich des Protestantismus neue Kräfte leichter entfalten konnten als in der alten Welt, in der die Rechtgläubigkeit das oberste Gesetz war. Verlangte der Protestantismus selber noch eine Weile Rechtgläubigkeit und kirchlichen Gehorsam, so zerbrach doch diese Forderung sehr rasch an der Vielgestaltigkeit seines eigenen Daseins; neben das Luthertum stellte sich die Lehre Zwinglis und dann Calvins, im Luthertum selber bildeten sich strengere und gemäßigtere

Richtungen aus — über der nahen Landesgrenze war die Freiheit, die das Kirchenregiment des Landes Andersdenkenden nicht gewähren wollte! Auf solchem Boden reiften ganz von selber die Ideen der Toleranz und der Gewissensfreiheit, und hier entstanden die Möglichkeiten, ungehindert alles auszusprechen, was der menschliche Geist erforschte — erst in diesem Reich der Freiheit konnte sich die Wissenschaft nach ihren eigenen Gesetzen entfalten.

Luthers Werk wäre, auch wenn die Zeit reif dafür war, wohl kaum so rasch zum Ziele gelangt, wenn nicht neben allen geistigen und religiösen Vorbedingungen die politische Lage des Zeitalters ihm zugute gekommen wäre. Man setzt mit dem Ende des 15. Jahrhunderts den Beginn eines neuen politischen Lebens der europäischen Staaten an. Hatten sie sich seit dem 13. Jahrhundert in ihrer nationalen Eigenart gestaltet und gefestigt, so traten sie nun in einen Wettbewerb um die Macht in Europa ein. Deutschland hatte längst die alte Vorherrschaft verloren, aber das Haus Habsburg, ohnmächtig in Deutschland trotz der Kaiserkrone, hatte durch eine glückliche Heiratspolitik im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts sowohl das mit Karls des Kühnen Tod (1477) zerfallende Herzogtum Burgund, als auch das Herzogtum Mailand und zuletzt noch die spanische Königskrone in seine Hände gebracht. Wie ein Ring legte sich um Frankreich diese habsburgische Macht. Auch Frankreich hatte sich an einem Teile des burgundischen Erbes bereichert, und ein alter Erbanspruch führte 1494 den französischen König mit Heeresmacht nach Neapel, und 1499 war Mailand von den Franzosen als wichtige Station auf der Straße nach Süditalien besetzt worden. Ein Kampf zwischen Habsburg und Frankreich begann, der über das Jahrhundert der Reformation und Gegenreformation hinaus dauerte — gegenüber einer habsburgischen Weltherrschaft (so nannte man es im Abendlande) glaubte Frankreich seine letzten Kräfte aufbieten zu müssen. In diesen Kampf trat Karl V. mit dem Willen zum Siege ein, und seine Kriege mit Frankreich dauern vom ersten bis zum letzten Jahre seiner spanisch-deutschen Regierung. Alle europäischen Großstaaten werden in diesen Kampf hineingezogen — es entsteht eine europäische Politik, die fortan positiv und negativ die politische, wirtschaftliche und religiöse Gemeinschaft dieser Staaten kennzeichnet. Das Übergewicht wechselt in den nächsten Jahrhunderten zwischen Spanien, Frankreich, England und Deutschland. Aus dem Ringen um Übergewicht oder Gleichberechtigung ergibt sich die politische Geschichte Europas vom 16. bis zum 20. Jahrhundert; am Anfang und Ende dieser Geschichte steht ein Krieg nach dem andern, und vor allem war es zunächst der Kampf Frankreichs gegen das Haus Habsburg, der das europäische Schicksal bestimmte.

Hier nun wandte sich die Gunst des Schicksals dem deutschen Mönche zu. Zwar wollte Karl V. die neue religiöse Bewegung unterdrücken, aber der Kampf gegen Frankreich war ihm noch wichtiger, und da der Papst zeitweise für Frankreich Partei nahm, so erhielt der Protestantismus eben durch seine Gegner Bewegungsfreiheit, Zugeständnisse und Kraft. Brauchte der Kaiser von den deutschen Reichsständen Hilfe gegen Frankreich oder gegen die andere drohende Gefahr im Südosten, gegen die Türken, so war er zu Verhandlungen auch mit den Protestanten gezwungen. Als er später, auf der Höhe seiner Macht, versuchte, den Protestantismus zu vernichten, war es nicht nur zu spät, sondern in solcher Machtfülle war er den deutschen Fürsten so gefährlich, daß sie sich dieser „viehischen Servitut"

mit allen Mitteln erwehrten, die ihnen ihr Selbständigkeitsdrang eingab: durch einen Aufstand gegen den Kaiser und zu seiner Finanzierung durch Verschachern deutschen Gebietes an Frankreich. Die Verbindung der Habsburger mit Spanien war ein Verhängnis für Deutschland — es wurde dadurch in Kämpfe hineingezogen, die fast nur auf seine Kosten ausgefochten wurden; für Luthers Bewegung aber war die Bindung der Habsburger an Spanien, wenn sie nun einmal bei der alten Kirche bleiben wollten, eine Rettung.

Der Augsburger Religionsfriede schließt 1555 das Zeitalter der Reformation mit einem Vertrage ab, der zwar den Protestanten das Daseinsrecht im Reiche gewährleistete, aber doch noch keinen sicheren Ausgleich der protestantischen und katholischen Ansprüche bedeutete. Die Entwicklung einer neuen, jetzt aber katholischen Bewegung zeigte, daß der vom Protestantismus erhoffte Sieg noch in weiter Ferne lag. Es waren mächtige Kräfte, die sich auf der scheinbar geschlagenen Seite zu regen begannen; war der Protestantismus in 40 Jahren aufgestiegen, so sollte nunmehr die katholische Kirche 70 Jahre an ihre Wiederherstellung setzen. Das Wort Gegenreformation gibt den Inhalt dieser Jahrzehnte nur unvollkommen wieder, denn dem Kampf gegen die Reformation geht eine innere Erneuerung der Kirche, eine katholische Reformation voraus. Die katholische Kirche dankt diese Erneuerung dem Protestantismus — ohne den großen Abfall und nur aus eigener Kraft wäre sie wohl kaum zu solcher Wiedergeburt gekommen. Aber als sie ihre alte Kraft wieder fühlte, als ein neuer Idealismus in ihr entstand, holte sie zur Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete aus und entriß dem Protestantismus einen erheblichen Teil seines schon als sicher betrachteten Besitzes. Unter dem Zeichen dieses Kampfes steht die deutsche Geschichte vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Krieg, während in Frankreich der Kampf um die Macht im Staate zwischen Katholizismus und Calvinismus in vier Bürgerkriegen ausgefochten wird und die nördlichen Niederlande sich von der spanischen Herrschaft und ihrem Religionszwang befreien. Man sieht daraus, wie die Reformation zu einer europäischen Angelegenheit geworden war — überall fand sie Nachfolger, und nur wo die Bevölkerungen einmütig zur neuen Lehre übergetreten waren wie in den skandinavischen Ländern, ging es ohne Krieg, ohne Ketzerverfolgung und Scheiterhaufen ab. In Spanien blieb die alte Kirche fast unangefochten, in Italien gab es wohl einzelne Protestanten, aber keine protestantische Bewegung; in allen übrigen Ländern Europas aber bis zu den Grenzen Rußlands tobte jahrzehntelang der Kampf um den Sieg des alten oder neuen Glaubens. So sehr sich politische und dynastische Gegensätze überall mit den kirchlichen mischen — dieses Jahrhundert steht mit seinen Schöpfungen und Zerstörungen, seinem Idealismus und seinem Haß im Zeichen der Religion. Auch das ist noch mittelalterlicher Geist — wie wäre es sonst in den folgenden hundert Jahren möglich gewesen, um Kirchenlehren und Bibelglauben die Menschheit nochmals in grenzenlosen Haß und endlose Kriege zu treiben? Vor den Toren der freien religiösen Überzeugung und ihrer Betätigung erhob sich der letzte Kampf um den Zwang zum „wahren Glauben" — dann erst waren die Grundlagen für ein neues geistiges Zeitalter gewonnen.

Aber die mittelalterliche Welt, soweit sie katholische Kirche hieß, war damit nicht überwunden und ausgeschaltet. Was sie von Anfang an in Südeuropa behauptet, was sie in

Deutschland, Frankreich und anderwärts wieder erobert hatte, gab ihr ausreichende Kraft, sich der Neuzeit beizugesellen, sich in ihr zu behaupten und mit ihr an vielen Stellen trotzig zu ringen. Sie hatte sich in der Mitte Europas nur mit den Mitteln der Gewalt behauptet, aber sie blieb trotzdem geistige Macht und ein Bestandteil der Zukunft. Sie trug ein vorwiegend romanisches Gepräge, denn das Papsttum war römischen Ursprungs und die Heimat der abendländischen Kirche war Italien, der wahre Erneuerer der Kirche aber im 16. Jahrhundert war der Jesuitenorden mit seinem spanischen Gepräge. Aber wie die katholische Kirche trotzdem ihren universalen Anspruch und Charakter behauptete, so verlor auch der deutsche Katholizismus damit nicht sein eigenes Wesen — nur sollte er fortan durch das Zusammenleben mit dem Protestantismus immer wieder den Anstoß zum religiösen und geistigen Wettbewerb, zur Steigerung aller seiner Kräfte erhalten.

Ein neues Europa war entstanden, als sich die religiösen Kämpfe beruhigten. An Stelle der ehemaligen kirchlichen Einheit war eine doppelte Form des Christentums getreten. Der Norden und ein großer Teil der Mitte Europas war der alten Kirche verlorengegangen, und sie mußte es aufgeben, darin wie früher nur vorübergehende Ketzerbewegungen zu sehen. Denn es war eine neue religiöse und geistige Welt erwachsen, die nach neuen Gesetzen zu leben begann und sich fester und fester im Boden Europas verwurzelte. Aus der Weltreligion waren nationale Kirchenwesen hervorgegangen, getragen vom Willen der Bevölkerungen und geschützt durch die Macht der einzelnen Staaten, und der Geist vermehrter Bewegungsfreiheit ergriff selbst die katholischen Gebiete, und wenn man auch Giordano Bruno als Ketzer verbrennen und Galilei zum Widerruf seiner Erkenntnisse zwingen konnte, so war doch schon der Franzose Descartes ein Zeichen dafür, daß das katholische Frankreich selbst aus Jesuitenkollegien Gelehrte hervorgehen ließ, die jede überlieferte Autorität verwarfen und den Zweifel an jeder bisherigen Erkenntnis zum Ausgangspunkt ihres Denkens machten. Mehr noch als England sollte Frankreich später zum Lande der Aufklärung und der kirchenfeindlichsten Gedanken werden. Die Reformation hatte darüber entschieden, daß fortan die Wissenschaft ihr selbständiges Dasein entfaltete und sich von jeder kirchlichen Bevormundung befreite.

Eine ähnliche Folge entstand auf dem Gebiete der großen Politik — auch hier trat nach dem 16. Jahrhundert der Einfluß des Papsttums als einer politischen Macht in den Hintergrund. Die Päpste der Renaissancezeit, und vor allem der große Julius II., hatten das Papsttum zu einem italienischen Staate gemacht und eben dadurch die universale Stellung der Kirche beschränkt — auch dies trug mit zum Erfolg der Reformation bei. Mit der Gegenreformation und ihren Erfolgen stieg auch das Papsttum wieder als kirchlich-universale Macht empor; aber wie einst das Morgenland sich dem römischen Primat entzogen hatte, so war nun auch die Hälfte Europas endgültig verloren, und kaum ein einziges Land, auch wenn es katholisch war, unterwarf sich noch wie früher der kirchlich-politischen Macht des Papsttums. Überall siegten jetzt der nationale Staat und das politische Interesse über den päpstlichen Einfluß — ein Kardinal der römischen Kirche, Richelieu, konnte Frankreich um rein politischer Vorteile willen zum Bundesgenossen der deutschen Protestanten machen! Und wie sich Politik und Religion und Wissenschaft ihre Selbständigkeit vom mittelalterlichen Universalismus erkämpft hatten, so geschah es auf allen Lebensgebieten: sie entzogen sich der kirchlichen Vorherrschaft und richteten ihr eigenes

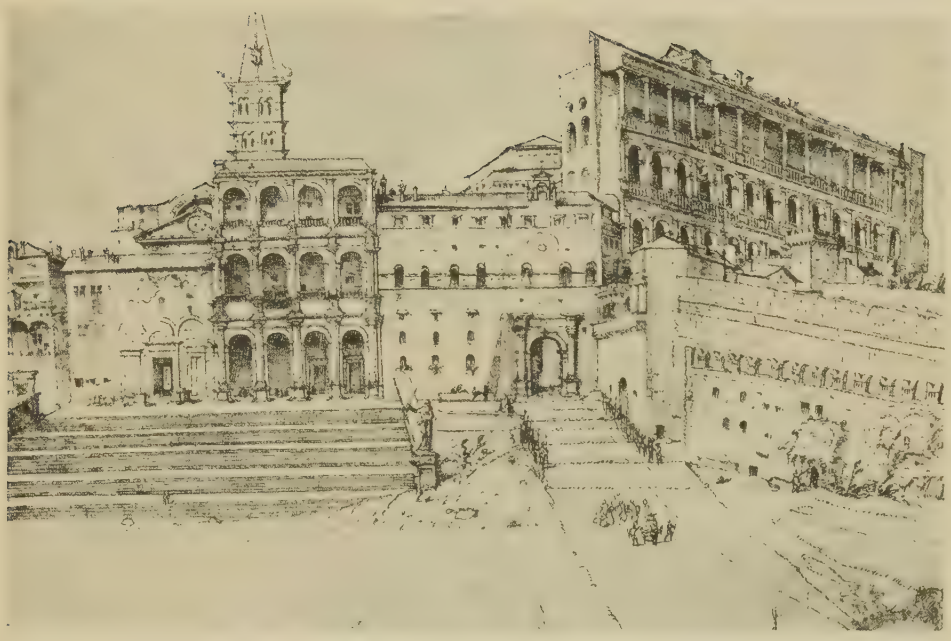
unabhängiges Dasein auf — die Kirche mußte sich fortan begnügen, ein Teilgebiet des Lebens neben den andern zu sein. Weltliche Kräfte siegten über die kirchlichen, die durch Jahrhunderte hindurch das europäische Leben vorwiegend bestimmt hatten. Dafür sandte die katholische Kirche ihre Sendboten in andere Erdteile hinaus: in Japan und China begannen Jesuiten, Dominikaner und andere eine Tätigkeit, bei der sich christliche Mission mit wissenschaftlicher Erforschung dieser Länder erfolgreich verband.

Deutschland vor allem hatte mit der religiösen Revolution diese Wandlungen herbeigeführt oder ihrem schon vorhandenen Werden die feste Gestalt gegeben. Aber Deutschland büßte es schwer, daß es den Strom der Weltgeschichte in neue Richtungen geleitet hatte. Denn hier blieb nach einem reichlichen Jahrhundert der inneren Kämpfe nicht nur religiöse Zerrissenheit mit einem tiefen gegenseitigen Haß der Parteien, sondern es war auch die politische Ohnmacht größer als zuvor geworden. Der Kampf der Religionsparteien zog die Fremden als Helfer ins Land, und Deutschland im Zustand solcher Ohnmacht zu erhalten, wurde jetzt ein Gesetz der französischen Politik, das sich von Generation zu Generation weitervererbte — war dadurch die Macht der Habsburger in Deutschland gebrochen, daß ein Teil der Reichsstände gegen das Kaiserhaus stand, so war die Gefahr der Umklammerung Frankreichs durch das Haus Habsburg beseitigt und dem Wachsen der französischen Macht nach Osten hin das Tor geöffnet. Deutschlands europäische Machtstellung war schon am Anfang des 16. Jahrhunderts höchst bescheiden gewesen; ein Jahrhundert später schien es dem vollen Verfall entgegenzugehen. Statt Deutschlands stiegen neue Mächte empor — die Staaten Westeuropas am Atlantischen Ozean dankten der Erweiterung der Welt in Amerika ihren wirtschaftlichen und politischen Aufschwung. Spanien, England, Holland und Frankreich ergriffen die neuen Möglichkeiten mit fester Hand. Aber während Spaniens und Hollands Glanz bald wieder erlosch, blieb Deutschland trotz Zerrissenheit und trotz Verlusten an seinen Grenzen der ungefüge Koloß, den selbst der stärkste Sturm der Weltgeschichte nicht zu zerstören vermochte.

Die Kunst Albrecht Dürers, Mathias Grünewalds und Hans Holbeins, Adam Kraffts und Peter Vischers, die Werke der deutschen Humanisten und der Schriftsteller von Sebastian Brant bis zu Hans Sachs hatten zudem der Menschheit in diesem Jahrhundert des Kampfes Güter des Friedens geschenkt, die sich neben den Werken der italienischen Renaissance zu behaupten vermochten — über allen Wechselfällen in Staat und Kirche erhoben sich auch hier als unvergängliches Erbteil der Menschheit die großen Schöpfungen des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft.

Das Zeitalter der Reformation

Von Paul Joachimsen



Die Vorbauten der alten Peterskirche und der Vatikan in Rom.
An Stelle der Basilika entstand der Rundbau Bramantes mit der Kuppel Michelangelos.
Zeichnung von Marten van Heemskerk (1532 in Rom)

Voraussetzungen

Am 16. März 1517 wurde in Rom das fünfte Laterankonzil geschlossen. Nach dreihundert Jahren zum erstenmal hatte das Papsttum die Vertreter der abendländischen Christenheit in den alten Kaiserpalast berufen können, den nach der Legende Konstantin der Große dem Papst Silvester und allen seinen Nachfolgern, die bis ans Ende der Welt auf dem Stuhl des heiligen Petrus sitzen würden, als den ersten Palast des Erdkreises geschenkt hatte. Man hatte beraten wie in alten Zeiten: über die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, die Reform der Sitten des Klerus und der Laien, über die Ausrottung der Häresie und des Schismas, das durch den Versuch eines Kardinalkonzils in Pisa drohend geworden schien, über die Herstellung des Friedens unter den Fürsten Europas und einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen, geführt mit den Kräften des aufs neue vereinigten Europas. Nichts an dem war neu. Dies alles hätte auf der Höhe des Mittelalters ebenso vor sich gehen können. Es konnte zunächst nichts weiter bedeuten als ein weithin sichtbares Zeichen dafür, daß das Papsttum die Schatten von Konstanz und Basel nicht mehr fürchtete, daß man sich nun hier im Mittelpunkt der hierarchischen Organisation auch im sicheren Besitz des Erbes der Apostelfürsten fühlte.

Und hatte man nicht Grund dazu? Blickte man vom Ende des Konzils auf die letzten

hundert Jahre der römischen Kirche zurück, so waren sie doch für die römische Hierarchie eine Zeit der Wiederherstellung auf allen Gebieten gewesen. Die beiden großen Gefahren, die das Papsttum bedroht hatten, das große Schisma, das sich an das avignonesische Exil anschloß, und die Konzilbewegung, die das Konzil an Stelle des Papsttums zur Regierung der Kirche machen wollte, waren überwunden. Überall war auch die hierarchische Organisation der Kirche in diesen hundert Jahren wiederhergestellt. Gerade damals tat sie ihre ersten Schritte in die neuentdeckte Welt. Mehr noch. Auch das hierarchische Prinzip hatte sich aus den Wirren und Kämpfen der Konzilzeit längst wieder erhoben. Es hatte in den Dominikanern Vorkämpfer erhalten, die die hierarchischen Theoretiker des hohen Mittelalters an Schärfe und Konsequenz erreichten, wenn nicht übertrafen. Schon auf dem Basler Konzil hatte der Spanier Juan de Torquemada die monarchische Ordnung der Kirche als eine Lebensbedingung für sie gefordert. Und eben zur Zeit des Laterankonzils hatte der Magister sacri palatii und als solcher Haustheologe des Papstes, der Dominikaner Silvester Mazzolini, nach seinem Geburtsort Prierias genannt, in seiner Summa Summarum, einer Art von autoritativer Zusammenstellung der Staatslehre des Papsttums, diese Thesen des Turrecremata in allen Punkten wiederholt und überboten. Das restaurierte Papsttum sollte nach diesen Lehren wiederum das unbestrittene Haupt aller sein, die Christo getreu sein wollten. Auch das sprach das Laterankonzil aus, als es die Bulle Unam sanctam, die einst Bonifaz VIII. als letzte programmatische Kundgebung des mittelalterlichen Papsttums erlassen hatte, erneuerte und bestätigte.

Papst Julius II.
Zeichnung von Hans Burgkmair

Sah man freilich tiefer, so war doch diese christliche Welt gegen die Zeiten des hohen Mittelalters, ja auch gegen die der großen Konzilien aufs stärkste verwandelt.

Schon das Laterankonzil selbst war nicht mehr die allgemeine Synode, wie sie Innozenz III. sich gedacht und 1215 auf dem vierten Laterankonzil um sich versammelt hatte. Es war eine Klerikersynode, neben der die Welt ihren alltäglichen Gang weiterging. Und wie sollte es anders sein? Alle die großen und kleinen Mächte, die den irdischen Raum der respublica christiana erfüllten, waren doch jetzt selbständige Gewalten von eigenem Willen und eigenem Leben geworden. In Italien hatte sich der Renaissancestaat in all seinen

möglichen Formen von einem Ende der Halbinsel bis zum anderen aufgerichtet. Dazu im Westen die großen Nationalstaaten Spanien, Frankreich, England, nun alle in sich geschlossen, von starken Herrschern regiert, jeder auf seinem eigenen Wege fortschreitend. Und das Papsttum selbst? Es lebte seit Sixtus IV. in den Formen des Renaissancefürstentums. In den Formen und in seinem Geiste. Gewiß, es konnte sich schon in der neuen italienischen Staatenwelt nur behaupten, wenn auch der Kirchenstaat eine Macht unter Mächten wurde. Noch mehr galt das, als mit dem Jahre 1494 Italien zum Objekt der großen europäischen Politik wurde. Aber mit den Zwecken mußte man auch die Mittel der neuen Staatskunst übernehmen. Alle Päpste seit Sixtus IV. hatten sie geübt, keiner rücksichtsloser und bewußter als Julius II., der Roverepapst. Leo X., der Mediceer, war ihm darin mit kleinerem, kaufmännischem Geiste, stärker an sein Haus gebunden, gefolgt. Unmittelbar hinter den Schluß des Laterankonzils fiel die große Kardinalsernennung vom 23. Mai 1517; sie gab dem „Senat der Kirche" die Zusammensetzung, in der er in die größte Krisis der Kirchengeschichte eintreten sollte; in ihrer Mischung von mediceischen Kreaturen, Vertretern der großen Mächte und römischen Nobili mit den Vertretern der Reform und der Bildung, Adrian von Utrecht, Campegio, Cajetan, Aegidius von Viterbo, zeigte sie die Stellung dieses italienischen Kirchenfürstentums an der Spitze des corpus christianum so deutlich wie möglich. — Aber auch jene geistliche Wiederherstellung der Papstmonarchie und der Kirche war nur durch ein immer enger gewordenes Bündnis des Papsttums mit den weltlichen Gewalten möglich geworden. Zum guten Teil mit den Spolien der kirchlichen Rechte hatte sich die neue Staatsgewalt in Spanien und Frankreich, in Neapel und Venedig, in Österreich, Baiern, Sachsen und Brandenburg erhoben, und der Herzog von Kleve war nicht der einzige, der von sich sagen konnte, daß er der Papst in seinem Territorium sei.

Papst Leo X.
Ausschnitt aus dem Gemälde Raffaels

So war der kirchliche Gemeinschaftsgeist, der die Kirche hundert Jahre vorher aus den Gefahren eines päpstlichen Schismas errettet hatte, durch die Entwicklung der christlichen Welt ebenso gelähmt wie durch die Entwicklung des Papsttums selbst. Es war das eigentümliche und besonders verhängnisvolle Zeichen der Zeit, daß man diesen Geist trotzdem

immer wieder aufrief und aufrufen mußte, um der äußeren und inneren Gefahren der Christenheit Herr zu werden.

Daß das Gefühl der äußerlichen Zusammengehörigkeit der respublica christiana nicht erlosch, dafür sorgte schon die beständige und ständig wachsende Bedrohung des christlichen Europas durch die Türken. Was man im Westen gegen den Islam durch die Eroberung der letzten Stellung der Araber in Spanien gewonnen hatte, das hatte man doppelt und dreifach im Osten verloren, wo die Türken in kühnen Beutezügen schon bis in die österreichischen Lande vorgedrungen waren. Aber mit den Gefühlen des Abscheus und Schreckens vor diesem furchtbaren Feinde mischte sich die dumpfe Empfindung, daß hier sich eine Macht gegen die christliche Welt erhebe, die ihr an sittlicher und staatlicher Geschlossenheit überlegen sei. Und blickte man von da auf diese Welt selbst, so konnte das nur die Einsicht verstärken, daß man der äußeren Gefahren nur durch Maßnahmen im Innern Herr werde. Schon von hier aus mußten immer neue Antriebe kommen, die in Konstanz und Basel begonnene reformatio ecclesiae in capite et membris zu vollenden, bevor man die Türken besiegen könnte. Von hier aus aber bemächtigten sich zunächst die weltlichen Obrigkeiten auch der kirchlichen Reform, wenigstens jenes Teils derselben, der die Sittenzucht bei Klerus und Laien betraf. Und damit hörte auch diese auf, eine Angelegenheit der allgemeinen Kirche zu sein. Was auf diesem Wege für die Wiederbelebung des alten kirchlichen Sinnes in einem ganzen Lande erreicht werden konnte, zeigte großartig das Beispiel des Ximenes in Spanien. Aber in der Hauptsache gehören auch diese Vorgänge in den Auflösungsprozeß der kirchlichen Gesamtorganisation, und dies nicht nur deshalb, weil die weltlichen Gewalten einen Teil ihrer wichtigsten Aufgaben der Kirche aus den Händen nahmen, sondern auch, weil die Reform in den wichtigsten Punkten unvollkommen blieb. Denn unberührt von ihr blieb der hohe und niedere Weltklerus und mit ihm das Papsttum selbst, blieb vor allem der ganze Zentralismus und Fiskalismus des avignonesischen Systems, das ganze System von Abgaben, mit denen die kirchliche Ämterbesetzung, die Spendung geistiger Gnaden, der kirchliche Rechtsgang verknüpft worden war. Sie gaben auch jetzt noch der populären Agitation den eigentlichen Angriffs-

Bramantes Entwurf für die neue Peterskirche 1506.
Kupferstich von Agostino Veneziano

punkt, an den sich die nationalen Beschwerden der einzelnen Länder und die grundsätzliche Opposition gegen das System der Papstkirche am leichtesten anschließen ließen.

Denn diese kirchlichen Abgaben hatten die Kirche längst in Verbindung mit den Geldmächten der Zeit gebracht. Schon die mercatores curiae, die Florentiner und später die „Leute von Cahors", hatten der Welt gezeigt, daß die Stiftung Christi dem weltlichsten aller Dinge, dem Gelde, dienstbar geworden war. Und längst war in diesen unheilvollen Zusammenhang auch diejenige Einrichtung hineinbezogen worden, auf der die Macht der Kirche über die Gemüter der Menschen vor anderem beruhte, das Bußinstitut.

Einst, als man begonnen hatte, den letzten Teil der Buße, die Bußwerke, durch den

Der Ablaßhandel im Anfang des 16. Jahrhunderts.
Holzschnitt von Jörg Breu d. Ä.

Ablaß zu ersetzen, war der Gedanke gewesen, daß auch sündhafte Verfehlungen des einzelnen durch eine Leistung an und für die Allgemeinheit sollten gebüßt werden können. Dieser Gedanke blieb deutlich, solange der Ablaß mit den Kreuzzügen verbunden war, die ja wirklich eine allgemeine Angelegenheit der Christenheit waren. Er wurde bereits verdunkelt, als neben den Kreuzzugsablaß der Jubiläumsablaß trat. Er war eine Anknüpfung an die alten Pilgerfahrten; so wie diese sollte eine Bußfahrt zu den Basiliken der Apostel die Tilgung der zeitlichen Sündenstrafen bewirken. Aber schon bei dem ersten Jubiläum des Jahres 1300 standen, wie der Florentiner Villani erzählt, hinter den Gotteskästen der römischen Kirchen zwei Priester, die die Almosen, welche die Gläubigen darbrachten, mit dem Rechen zusammenscharrten, um sie in den päpstlichen Schatz abzuliefern. Und diese Verbindung von Bußsakrament und Geldzahlung wurde noch enger, als man begann, den „Jubiläus" den Leuten ins Haus zu tragen, d. h. zu verkünden,

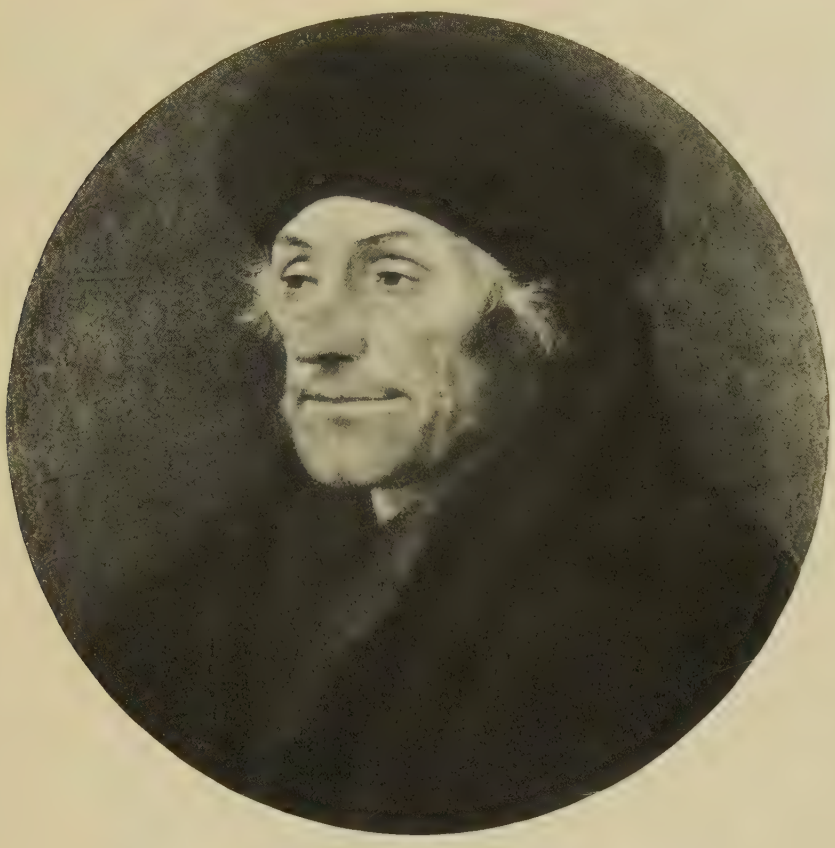
wer so viel Geld erlege, wie die Reise nach Rom gekostet hätte, sollte desselben Ablasses teilhaftig werden. Schon vorher war die Vorstellung aufgekommen, daß auch von den für die einzelnen Kirchen in der ganzen Weite der abendländischen Christenheit bewilligten Ablässen der römischen Mutterkirche ihr Teil gebühre. Damit trat auch die Frage der Nutzbarmachung der Ablaßgelder für das Papsttum unter dieselben Gesichtspunkte wie die Einholung der übrigen päpstlichen Einkünfte überhaupt. Eben weil sie in der ganzen Welt verstreut waren, konnten sie nur mit den Mitteln des neuen Kapitalismus erfaßt werden. Schon 1394 waren in den einzelnen Ländern neben den Ablaßpredigern Beamte der päpstlichen Kammer, eine Art von Bankiers, erschienen, die die Einnahme und Ablieferung überwachen und sichern sollten. Es war nicht anders mit dem Ablaß zum Neubau der Peterskirche, den Julius II. 1507, kurz nach der Grundsteinlegung zum Neubau, ausgeschrieben, den dann Leo X. erneuert hatte und dessen Vertrieb nun das Papsttum in der engsten Verbindung mit dem Weltbankhaus der Fugger zeigte. Es ist derselbe Ablaß, gegen den sich Luther erhob; er wurde der Anlaß zu dem Kampfe, der die respublica christiana des Mittelalters zerstören sollte.

Wir sehen diese Dinge heute rückschauend so, in symbolhafter Verknüpfung. Die Zeitgenossen sahen es nicht so und konnten es nicht sehen. Auch die Tadler des neuen Papsttums und die Bekämpfer des Ablaßhandels und des kirchlichen Finanzsystems, an denen es nicht fehlte, fanden hier doch nicht mehr als Schäden der Institution, die man bessern konnte, und auch all die andern Stimmen, die sich gegen die verweltlichte Kirche erhoben, gingen als von einer selbstverständlichen Voraussetzung von dem Glauben aus, daß diese universa respublica christiana, von der man niemals häufiger gesprochen hat als gerade damals, in der Form der einen und katholischen Kirche fortbestehen müsse bis ans Ende der Zeiten. War dieses kirchliche Gemeinwesen auch keiner gemeinschaftlichen Tat mehr fähig, so schien es doch möglich, den christlichen Gemeingeist, auf dem es beruhte, neu zu beleben, wenn es nur gelang, die Erscheinung der Kirche wieder mit ihrer ursprünglichen Idee zu durchdringen und zu versöhnen. Gerade damals waren neue Kräfte am Werk, die sich diese Aufgabe setzten.

Sie kamen aus der neuen humanistischen Bildungswelt. Wenn Petrarca aus einem idealisierten Römertum die Formen einer neuen Vereinigung von virtus und doctrina und zugleich ein erhöhtes italienisches Heimatgefühl gewonnen hatte, so schien es doch auch möglich, die große christliche Gemeinschaft mit einem neuen Gemeingefühl zu erfüllen, indem man die Ideale der christlichen Antike wieder erweckte, die echten Quellen des Glaubens, gereinigt von den trübenden Zusätzen einer mehr als tausendjährigen Entwicklung, wieder hervorbrechen ließ, den christlichen Geist und das christliche Leben nach diesen Vorbildern reformierte.

Dies versucht zu haben ist die Bedeutung des Erasmus.

Seit er um die Wende des Jahrhunderts mit seinen ersten kleinen und scheinbar anspruchslosen Schriften hervorgetreten war, dem Lob der Torheit, dem Handbüchlein des christlichen Streiters, den Sprichwörtern und der Gesprächssammlung, war er mit außerordentlicher Schnelligkeit der Führer der gesamten humanistischen Bewegung geworden. Die in den einzelnen Ländern getrennt laufenden Ströme schienen sich in dem neuen, von ihm gepredigten Ideal einer „christlichen Philosophie" zu vereinigen. Er



Erasmus von Rotterdam im Jahre 1532.
Gemälde von Hans Holbein d. J., Basel, Öffentliche Kunstsammlung

wollte die schönen Wissenschaften, die bei den Italienern nur heidnisch gesprochen hatten, nun auch christlich reden lehren. Diese neue Philosophie empfahl sich den Gemütern durch die Vereinigung fast entgegengesetzter Eigenschaften. Sie wollte einfach sein, dem gesunden Menschenverstand eines jeden zugänglich, der sie anzunehmen nur gewillt war, und sie erlaubte doch, ja sie erforderte eine Ergänzung durch das gesamte Wissen der neuen Zeit. Sie war Religion und Bildung zugleich. Sie kam dem mystischen Drang der Zeit entgegen, indem sie der Nachfolge Christi einen neuen, geistigen Sinn gab. Und sie befriedigte alle Ansprüche einer aufklärerischen Kritik, indem sie die Überlieferungen der Religion durch allegorische Deutung zu Sinnbildern einer natürlichen Sittlichkeit machte. Sie übernahm und vereinigte alle Oppositionen, die sich seither gegen die Verflechtung der Kirche in die Welt, der Religion in die dialektischen Systeme, der sittlichen Bedürftigkeit in die juristische Kasuistik erhoben hatten, und sie gestattete dennoch, dies ganze System in seinen Grundlagen zu bejahen. Auch für Erasmus blieb die Welt der große Stufenbau, wie ihn die Scholastiker geschaffen und gestaltet hatten, auch in seinem corpus christianum gab es Grade der Annäherung an Christus, die den alten Abstufungen der Heiligkeit entsprachen. Sein letztes Ziel war ganz universal, die Umschaffung der Kirche in eine

philosophische und pädagogische Erziehungsanstalt auf Christus hin, die Sittigung der Welt durch Frieden und Bildung, eine christliche Kultur, die auf der Übereinstimmung der Gebildeten aller Länder über die Grundwahrheiten eines christlichen Gemeinwesens ruhte.

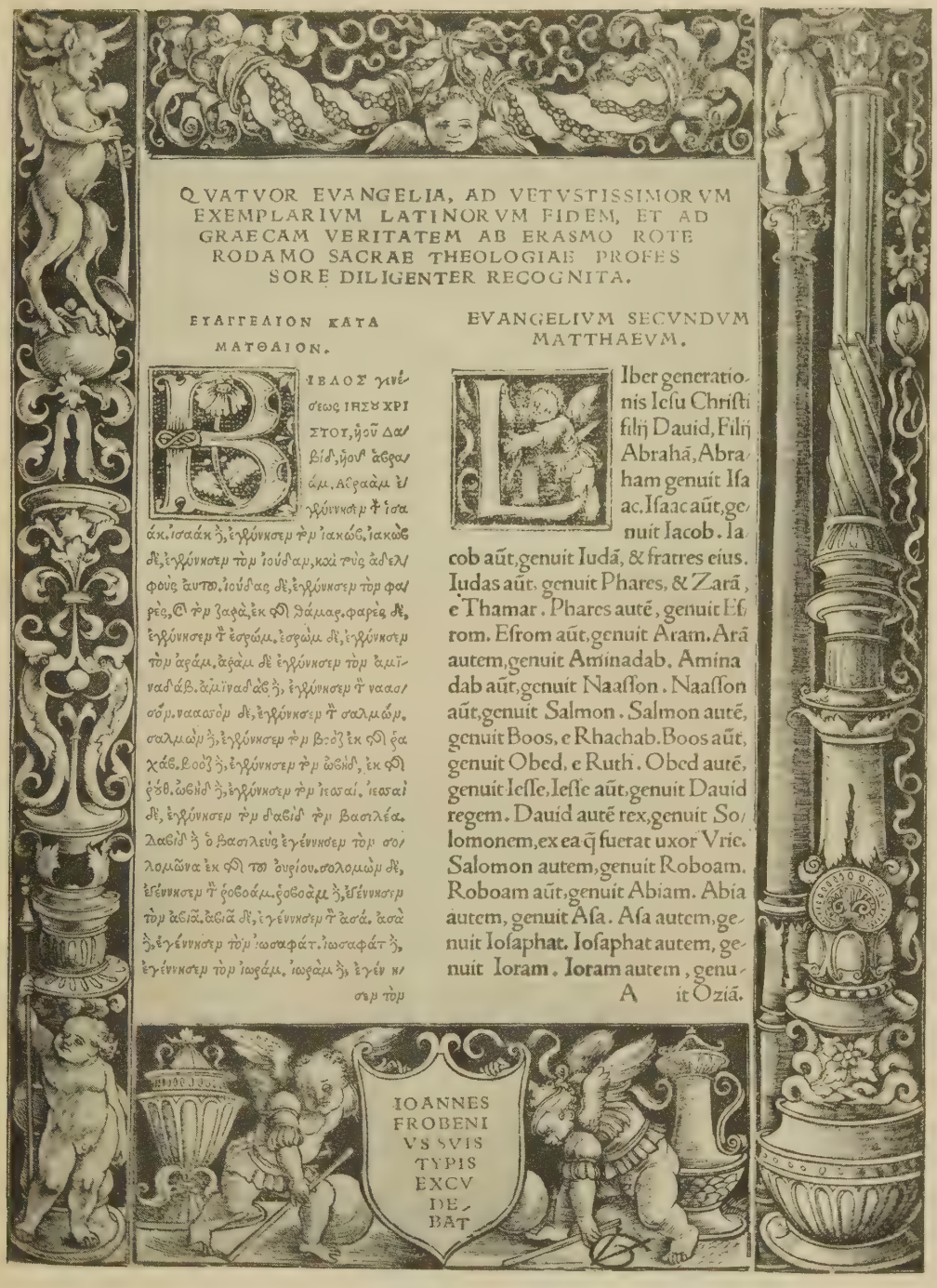
Und schien es nicht möglich, diesen Plan zu verwirklichen? Zu den Freunden des Erasmus gehörten die Hohen und Höchsten der Erde. Als er zu Beginn des Jahres 1516 das Neue Testament in der Ursprache in die Welt hinausgehen ließ, verglich er sein Werk in der Widmung an Leo X. mit dem Neubau von St. Peter, und ein Jahr darauf schrieb er an den Papst, er hoffe, daß unter seiner Führung in diesem Zeitalter, das, wenn irgendeines, das goldene heißen könne, die drei vorzüglichsten Güter des Menschengeschlechts ihre Auferstehung feiern könnten, die christliche Frömmigkeit, die schönen Wissenschaften und der öffentliche Friede.

Für all dieses erschienen in jenen Jahren die Aussichten günstiger als je. Die Schlacht bei Marignano, in der Franz I. Mailand wieder erobert hatte, schien den großen europäischen Kampf um Italien zunächst einmal abzuschließen. Frankreich schien befriedigt, die anderen Mächte schienen sich damit abzufinden. Und als der eigentliche Friedebringer dieses zerklüfteten Europas erschien England, wo eben damals Wolsey seine große Laufbahn begonnen hatte. Wolsey, der sich sogleich als Schiedsrichter Europas fühlte, und der das päpstliche Projekt eines allgemeinen Friedens für den Kreuzzug durch das eines ewigen Bundes der großen Mächte überbot, England, das für Erasmus dasselbe bedeutete, wie für die Humanisten der letzten Epoche Italien, wo sein Freund Thomas Morus das Ideal der neuen christlichen Humanität verkörperte und in seiner Utopia beschrieb.

Erasmus sah Gefahren, die seinem Werke drohen konnten. Er befürchtete, daß sich aus der Neubelebung des Altertums ein neues Heidentum, aus den neuen hebräischen Studien ein neues Judentum erheben könnte. Er fürchtete, daß ein „Tumult" die ruhige Entwicklung der Bildung, auf der die neue Religiosität ruhen sollte, stören könnte. Die größten Gefahren sah er nicht. War es zu erwarten, daß eine Kirche, die ein Jahrtausend lang ihre Aufgabe darin gesehen hatte, die Beziehungen von menschlicher Schuld und himmlischer Vergeltung in ein System von Strafen und Belohnungen umzuformen, nun darauf verzichten würde, um etwa eine moralische Erziehungsanstalt zu werden? War es ferner zu erwarten, daß eine Christenheit, der ein Jahrtausend lang die Vergewisserungen des Heils in immer gröberer Verdinglichung geboten worden waren, sich diese nun entreißen ließ, um mit den Führern einer vergeistigten Religiosität in den Symbolen, die das Heil bewirkten, nur Allegorien zu sehen, die lediglich Zeichen der Heilstatsachen sein sollten?

Diese Gefahren hätten die Erasmische Aufklärungsreligion auch dann bedroht, wenn ihr eine ungestörte Entwicklung vergönnt gewesen wäre. Näher lagen andere Gefahren, und sie enthüllten sich sogleich. Konnte die Bildungsreligion des Erasmus sich behaupten, wenn die Suche nach einer Wiederherstellung des Christentums die Welt zu den Grundfragen der Religion zurückführte, zu dem Verhältnis von Sünde und Gnade, von Gesetz und Evangelium?

Damals, als Erasmus dem Papste seine frohen Hoffnungen aussprach, hatte ein deutscher Mönch, von all dem unberührt, in seiner Zelle schon eine Antwort auf diese Fragen gefunden, die eine ganz andere Reformation einleiten sollte, als irgendein Mensch im Jahre 1517 erwarten konnte.



QVATVOR EVANGELIA, AD VETVSTISSIMORVM EXEMPLARIVM LATINORVM FIDEM, ET AD GRAECAM VERITATEM AB ERASMO ROTERODAMO SACRAE THEOLOGIAE PROFESSORE DILIGENTER RECOGNITA.

ΕΥΑΓΓΕΛΙΟΝ ΚΑΤΑ ΜΑΤΘΑΙΟΝ.

ΒΙΒΛΟΣ γενέσεως ΙΗΣΥ ΧΡΙΣΤΟΥ, ὑοῦ Δαβίδ, ὑοῦ Ἀβραάμ. Ἀβραὰμ ἐγέννησεν τὸν Ἰσαάκ. Ἰσαὰκ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἰακώβ. Ἰακὼβ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἰούδαν καὶ τοὺς ἀδελφοὺς αὐτοῦ. Ἰούδας δὲ ἐγέννησεν τὸν Φαρὲς καὶ τὸν Ζαρὰ ἐκ τῆς Θάμαρ. Φαρὲς δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἑσρώμ. Ἑσρὼμ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἀράμ. Ἀρὰμ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἀμιναδάβ. Ἀμιναδὰβ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ναασσών. Ναασσὼν δὲ ἐγέννησεν τὸν Σαλμών. Σαλμὼν δὲ ἐγέννησεν τὸν Βοὸζ ἐκ τῆς Ῥαχάβ. Βοὸζ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ὠβὴδ ἐκ τῆς Ῥούθ. Ὠβὴδ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἰεσσαί. Ἰεσσαὶ δὲ ἐγέννησεν τὸν Δαβὶδ τὸν βασιλέα. Δαβὶδ δὲ ὁ βασιλεὺς ἐγέννησεν τὸν Σολομῶνα ἐκ τῆς τοῦ Οὐρίου. Σολομὼν δὲ ἐγέννησεν τὸν Ῥοβοάμ. Ῥοβοὰμ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἀβιᾶ. Ἀβιᾶ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἀσά. Ἀσὰ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἰωσαφάτ. Ἰωσαφὰτ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἰωράμ. Ἰωρὰμ δὲ ἐγέννησεν τὸν

EVANGELIVM SECVNDVM MATTHAEVM.

Liber generationis Iesu Christi filij Dauid, Filij Abrahã, Abraham genuit Isaac. Isaac aũt, genuit Iacob. Iacob aũt, genuit Iudã, & fratres eius. Iudas aũt, genuit Phares, & Zarã, e Thamar. Phares autẽ, genuit Esrom. Esrom aũt, genuit Aram. Arã autem, genuit Aminadab. Aminadab aũt, genuit Naasson. Naasson aũt, genuit Salmon. Salmon autẽ, genuit Boos, e Rhachab. Boos aũt, genuit Obed, e Ruth. Obed autẽ, genuit Iesse. Iesse aũt, genuit Dauid regem. Dauid autẽ rex, genuit Solomonem, ex ea q̃ fuerat uxor Vrie. Salomon autem, genuit Roboam. Roboam aũt, genuit Abiam. Abia autem, genuit Asa. Asa autem, genuit Iosaphat. Iosaphat autem, genuit Ioram. Ioram autem, genuit Oziã.

IOANNES FROBENIVS SVIS TYPIS EXCVDEBAT

Anfangsseite des von Erasmus herausgegebenen „Neuen Testaments" mit griechischem und lateinischem Text. Umrahmung von Urs Graf. Basel 1516

Erfurt zur Zeit Luthers. Gemälde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Erfurt, Museum

Luther

1545, ein Jahr vor Luthers Tod, erschien der erste Band der Gesamtausgabe seiner lateinischen Schriften. Er enthielt die Res indulgentiariae, die Schriften zum Ablaßstreit, und reichte von 1517 bis 1521. Luthers Freunde hatten das Material dazu seit einem Jahr gesammelt und endlich Luther bewogen, eine Vorrede dazu zu schreiben. Diese Vorrede — sie stammt vom 5. März 1545 — ist die letzte und zugleich die umfassendste Selbstschau Luthers. Er sagt uns darin, wie er zum Reformator wurde. Hören wir ihn darüber.

Er beginnt seinen Lebensabriß mit dem Ablaßhandel von 1517, in dem er gewiß war, die wahre Meinung des Papstes gegen die Unbescheidenheit der Ablaßkrämer zu verteidigen. Nichts anderes als die Ehre des Papsttums hat ihn dann bei seinen weiteren Schritten der Jahre 1517 und 1518 geleitet. Auch damals, als die Leipziger Disputation mit Eck den offenen Bruch mit dem Papsttum bringt, ist er sich, wie er meint, der Folgen seines Tuns nicht bewußt gewesen. „So sehr", sagt er, „war ich befangen in dem Bilde und in den Vorstellungen von der heiligen Kirche, daß ich dem Papst, wenn schon nicht das göttliche, so doch das irdische Recht seiner Würde zugestand." Noch immer sieht er in dem erinnernden Rückblick die Wege zum Frieden offen. Er glaubt dem Vermittlungsversuch des Miltitz, er glaubt, daß auch der Handel mit Tetzel hätte gut ausgehen können, wenn nicht Albrecht von Mainz, für sein Ablaßgeld besorgt, sich dabei falsch gezeigt hätte. Der Durchbruch erfolgt von einer ganz anderen Seite her.

In diesem Jahr, sagt Luther — es muß das Jahr 1519 oder 1520 sein —, habe er sich aufs neue der Auslegung des Psalters zugewendet, nachdem er schon den Römerbrief, den Galaterbrief und den Hebräerbrief behandelt hatte. „Schon längst", so fährt er fort, „hatte mich eine feurige Sehnsucht ergriffen, den Apostel in seinem Brief an die Römer kennenzulernen. Aber etwas hielt mich zurück. Es war nicht Herzenskälte, nur das einzige Wort: Die Gerechtigkeit Gottes wird im Evangelium enthüllt. Denn ich haßte dieses Wort: Gerechtigkeit Gottes, weil ich gewohnt war, es nach Brauch aller Ausleger philosophisch zu verstehen, d. h. von jener Gerechtigkeit, durch die Gott gerecht ist, und mit der er die Sünder und die Ungerechten straft. Ich haderte mit Gott in meinem wütenden und zerquälten Gewissen, aber ebenso ungestüm pochte ich an die Pforte des Paulus, dürstend nach der Erkenntnis, zu wissen, was er meine. Bis sich mir durch die Gnade Gottes nach täglichem und nächtlichem Sinnen der Zusammenhang des Wortes erschloß, nämlich: Die Gerechtigkeit Gottes wird im Evangelium enthüllt, wie geschrieben steht: Der Gerechte lebt aus dem Glauben.

Da begann ich zu verstehen, daß die Gerechtigkeit Gottes die sei, kraft deren der Gerechte durch die Gnade Gottes lebt, nämlich aus dem Glauben; das aber heiße: die Gerechtigkeit Gottes, die durch das Evangelium enthüllt wird, ist die, welche wir empfangen, durch die uns der gnädige Gott mittels des Glaubens gerecht macht.

Da war es mir, als sei ich völlig neu geboren, als sei ich durch die geöffneten Pforten in das Paradies eingetreten. Und von Stund an bekam die ganze heilige Schrift für mich ein anderes Gesicht. Ich durchlief sie, soweit ich sie im Gedächtnis hatte, und fand bei anderen Worten eine ähnliche Umkehrung des Sinnes: Die Werke Gottes bedeuteten nun das, was Gott in uns wirkt, die Kraft Gottes das, wodurch er uns kräftig macht, die Weisheit Gottes das, wodurch er uns weise macht." —

Das ist das große Selbstzeugnis Luthers über seine Entwicklung zum Reformator. An sich nur ein Bruchstück. Ihm sollten im zweiten und dritten Band der Werke selbstbiographische Aufzeichnungen über seine Stellung im Sakramentsstreit und im Streit mit den Täufern folgen. Das hat sein Tod verhindert. Aber auch so, als Bruchstück einer großen Konfession, ist das Stück, das sieht man sogleich, von unvergleichlichem Werte. Aber nur dafür, wie Luther von der Reife des Alters und von der Sicherheit des errungenen Standpunktes aus die Dinge sah, nicht wie sie wirklich verlaufen sind. Kaum eines der erzählten Ereignisse hat sich genau so zugetragen, wie er es schildert. Es ist vergeblich, wenn man versucht, die Erzählung durch nachträgliche Auslegung zu retten. Ja, die wichtigste Tatsache, das neue Verständnis der Römerbriefstelle, ist in völlig unhistorischer Weise um mindestens sieben Jahre verschoben. Dies „Bibelerlebnis" fällt, wie wir höchst wahrscheinlich machen können, etwa in die Jahre 1511 und 1512, also weit vor den Beginn des Handels mit dem Papste, und überdies hat Luther mit dem Bibelerlebnis die andere, sicherlich noch weiter zurückliegende Tatsache verknüpft, die wir sein Urerlebnis nennen können, die große Wendung, die ihn von dem grenzenlos willkürlichen, zornigen Gotte zu dem Gotte führt, dessen Gerechtigkeit zugleich seine Gnade ist. Sie fällt, wie wir sehen werden, vielleicht bereits in die Jahre 1508 bis 1509, also an das Ende seiner Erfurter oder in die Anfänge seiner Wittenberger Zeit.

Dies alles hat sich in der Erinnerung des alten Mannes verschoben. Aber zweierlei

bleibt hier wichtig. Zunächst diese Verschiebung selbst: Die ganze Periode der Seelenkämpfe im Kloster, die uns heute fast hauptsächlich an Luthers Entwicklung interessiert, das ganze Ringen um eine neue Auffassung der Religion ist als ein Moment eingeschoben in den Kampf mit dem Papsttum. Ohne diesen, so sieht es aus, wäre Luther auch der neue Sinn der Schrift gar nicht aufgegangen. Erst mußte in dem Gedankenbau, in dem er erzogen war, das göttliche Recht des Primats Petri, die Hauptstütze der autoritären Tradition fallen, ehe sich ihm das neue Verhältnis von Sünde und Gnade erschlossen hätte.

Wäre dem wirklich so, dann wäre Luther durch den Gegensatz zur Papstkirche, also durch eine Tatsache der äußeren Erfahrung zum Reformator geworden, ebenso also wie Wiklif und Hus. Das ist nicht so gewesen. Luther war fertig, als er in den Kampf um den Ablaß eintrat. Aber er hat die Dinge auch sonst so gesehen: „Ich war der Welt ganz abgestorben", hat er später einmal gesagt, „bis daß es Gott Zeit deuchte und mich Junker Tetzel mit dem Ablaß trieb und Doktor Staupitius gegen den Papst spornte." Das heißt, Luther identifiziert seine Entwicklung zum Reformator mit der Entwicklung der Reformation. Diese beginnt allerdings 1517, jene viel früher, sicherlich schon im Erfurter Kloster.

Trotzdem steht hinter all diesen Verschiebungen des Bildes eine große Wahrheit. Ohne den Kampf mit dem Papsttum wäre Luther der Wittenberger Professor geblieben, der seinen theologischen Schülern eine neue Theologie vortrug. Erst durch den Kampf gegen den Ablaß als eine Institution der Kirche wurden die Fragen des Glaubens, um die

Die Messe zelebrierender Priester. Holzschnitt von Hans Baldung Grien 1516

Luther gerungen und die er sich zu einer neuen Theologie geklärt hatte, zu Fragen einer Reformation der Kirche.

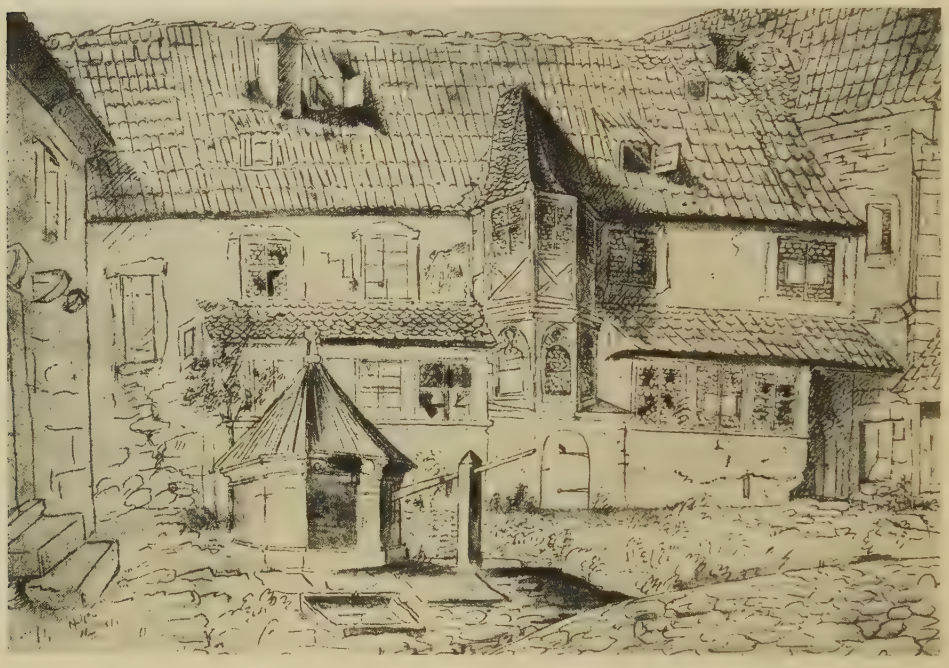
Wollen wir also Luther selbst, sein Verhältnis zur Reformation und die Bedingungen, unter denen sie entstanden ist, verstehen, so müssen wir versuchen, uns Luthers Entwicklung bis zu seinem Eintreten in den Ablaßstreit vorzustellen. — Der Reformator Luther ist nicht aus dem thüringischen Bauernhaus zu Möhra, nicht aus den halbhumanistischen Schulen zu Magdeburg, Eisenach und Erfurt hervorgegangen, sondern erst aus dem Kloster. So nahe es liegt und so verlockend es ist, so scheint es doch nicht möglich, Luther aus irgendeiner in unserer Vergangenheit bezeugten deutschen oder gar germanischen Frömmigkeit abzuleiten, noch weniger sein Wesen aus einer bestimmten deutschen Landesart zu erklären. Seine geistige Heimat und sein Wurzelboden ist das Mönchtum der abendländischen Kirche. In Luther, so hat Rudolf Sohm geurteilt, erreicht das Problem des Mönchtums seine Spitze, es überschlägt sich und hebt sich damit selbst auf. Dieses Problem aber war ein doppeltes: die Erreichung einer besonderen Vollkommenheit im Dienste Gottes und die Erzeugung eines Gefühls demütigster Niedrigkeit. Beides zu erreichen mit den Mitteln einer beständigen und beständig verfeinerten Gewissenserforschung und zusammengefaßt in der Frage, aus der das Mönchtum überhaupt entstanden ist: Wie kann ich es machen, daß ich nur Gott diene? Aus dieser mönchischen Gewissenserforschung ist Luthers Gewissensreligion erwachsen, aus der Mönchsfrage die Frage, die ihn zum Reformator gemacht hat: Wie werde ich gewiß, daß Gott meinen Dienst annimmt? In diesen beiden Fragen ist ein Wechsel des Subjekts von unendlicher Tragweite. Aber die eine ist ohne die andere nicht denkbar.

Geißelbruder.
Holzschnitt von Albrecht Dürer 1510

So ist das erste Datum in dieser Geschichte der Entwicklung Luthers der 17. Juli des Jahres 1505, wo er an der Pforte des Klosters der Augustiner-Eremiten in Erfurt Einlaß begehrte und Mönch wurde. An sich ist nichts dabei ungewöhnlich, auch nicht, daß er es wider den Willen seines Vaters tat. Nur das eine dürfen wir dabei anmerken, was Luther selbst in der großen Beichte bezeugt, die er 1521 dem Vater ablegte, daß er sich gedrungen

fühlte, dem Gebot Gottes, das ihn in einem Blitzstrahl getroffen hatte, mehr zu gehorchen als den Geboten der Menschen. Und daß es ein innerer Zwang war, der ihn ins Kloster trieb und den Eingetretenen dort festhielt, daran sollte man nicht zweifeln.

In die Erfurter Klosterzeit nun fällt Luthers Ringen um den gnädigen Gott. Es sind nur spärliche Äußerungen, die uns seinen Weg erhellen, meist solche Luthers selbst aus späterer Zeit, wo er, gewohnt, in seelischen Kontrasten zu leben, die Mönchszeit als die dunkle Folie der späteren Erleuchtung ansah. Die neuere Kritik hat sie deshalb auch fast ganz verworfen oder doch nur als Zeugnisse zweiten Ranges verwertet. Wenn wir ver-



Das Priorat des ehemaligen Augustiner-Klosters in Erfurt.
Zeichnung von Lossius, um 1800. Erfurt, Museum

suchen, ihn statt dessen aus der räumlichen und geistigen Umgebung zu begreifen, in der er diese Jahre lebte, kommen wir nicht viel weiter.

Denn es gibt nichts Besonderes im Kloster und auch nicht auf der Universität, wo der junge Mönch Philosophie und Theologie hörte. Man folgte dort der via moderna, d. h. man trug die Lehre des großen englischen Theologen Occam vor, der im Gegensatz zu Thomas von Aquin die Gebiete des Glaubens und der wissenschaftlichen Erkenntnis scharf getrennt und in die Theorie des Erkennens auf allen Stufen den logischen Zweifel eingeführt hatte. In der Theologie stand auch Augustin hoch in Ehren, aber doch nur als dogmatische Autorität. In Luthers Leben ist in dieser Zeit, soweit wir sehen, von außerordentlichen Ereignissen gar nichts getreten, und von außerordentlichen Menschen nur einer, Staupitz, der Generalvikar des Ordens. Er ist auf den jungen Mönch aufmerksam geworden, Luther hat ihm sein Herz geöffnet, und von Staupitz hat er ein Wort gehört,

Kardinal Albrecht von Brandenburg
als Heiliger Hieronymus im Gemach.
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Darmstadt, Hessisches Landesmuseum

das in seiner Seele haften blieb, wie der Pfeil eines Starken: daß die Liebe zu Gott und zu seiner Gerechtigkeit nicht das Ziel, sondern der Anfang der wahren Buße sei.

Um die wahre Buße also hat Luther gerungen, und zwar bis dahin — es wird im Winter 1508 auf 1509 oder nicht lange vorher gewesen sein — vergeblich. Die Sündenangst, die ihn ins Kloster getrieben hat, hat ihn nicht verlassen, alle Bußwerke, die er übte, und auch der Genuß der Sakramente haben sie nur gesteigert. Nach zwei Richtungen muß sich diese Steigerung vollzogen haben. Luther muß erkannt haben, daß der sündige Trieb, den er immer wieder aus allen Ankämpfungen in sich aufsteigen sieht, nur aus völliger Verderbnis der menschlichen Natur stammen könne, und Gott, ja auch Christus, müssen ihm einzig und allein im Bilde des strafenden Richters erschienen sein. Wie es damals in seinem Innern aussah, hat er später selbst gesagt: „Ich kenne einen Menschen, der, obgleich nur in ganz kurzen Zeiträumen, so große und höllische Pein erlitten hat, wie es keine Zunge sagen und keine Feder schreiben und keiner ohne eigene Erfahrung glauben kann, so daß er, wenn sie ganz an ihm sich vollendet hätte, oder auch nur eine halbe, ja nur eine zehntel Stunde angedauert hätte, ganz und gar hätte vergehen und all seine Gebeine zu Asche hätten werden müssen."

Johann von Staupitz als Augustinerprior, um 1520. Gemälde in St. Peter, Salzburg

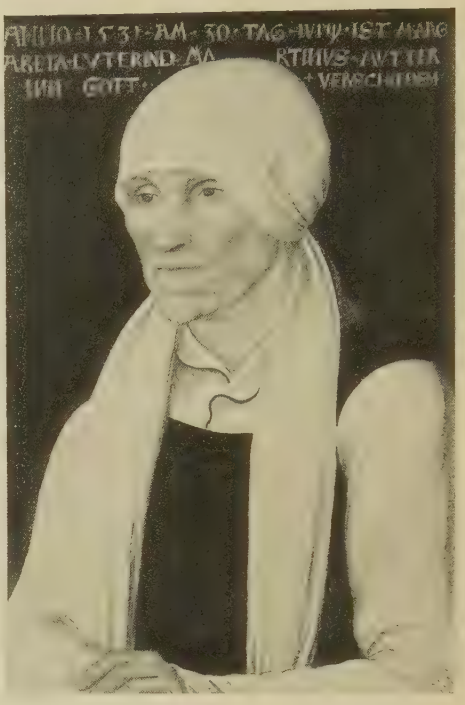
Wer wollte in diesen Abgrund einer geängstigten Seele hineinleuchten und ermessen, wieviel hier körperliche oder seelische Veranlagung ausmachen, wieviel der trotzige Eigensinn eines Willensmenschen, der sich auch gegen das Unmögliche behaupten will, oder das Gefühl tiefster kreatürlicher Verworfenheit? Nur das können wir vermuten, daß eben die Verbindung theologischer und philosophischer Spekulation, wie sie der damalige Lehrbetrieb bot, die seelischen Zweifel Luthers ihm ins Bewußtsein gehoben hat. Gegen die Philosophie und ihren Wissensstolz richtet sich dann auch die erste kritische Äußerung, die wir von Luther haben, eine Randbemerkung in seinem Exemplar von Augustins Enchiridion.

Einen Weg zu einer unphilosophischen Theologie bot die Mystik. Zu ihr hat sich Luther gewandt, vielleicht von Staupitz dahin gewiesen, der selbst von ihr herkam, vielleicht selbständig. Staupitz hat ihn dann das Besondere gelehrt, den Weg der Buße in sein Inneres zu verlegen. Die Bußwerke als innerer Vorgang! Es braucht von hier nur noch einen Schritt, den zu der befreienden Erkenntnis, daß die Gerechtigkeit Gottes eben seine Gnade ist, die wir empfangen, wenn wir ihn glauben.

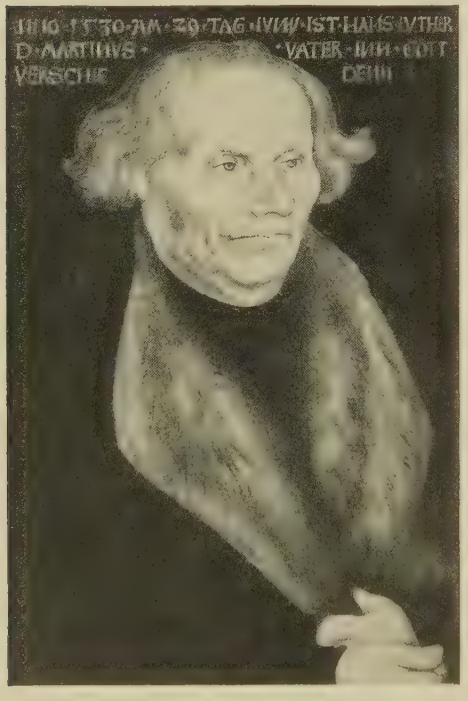
Ob Luther diesen Schritt noch im Erfurter Kloster gemacht hat, ist umstritten. Für den großen geschichtlichen Zusammenhang aber ist auch dies gleichgültig. Denn das dürfen wir

sagen: wäre Luther mit dieser Erkenntnis im Erfurter Kloster geblieben, ein Mönch unter Mönchen, so wäre er vielleicht, aber nicht notwendig, in einen immer größeren inneren Gegensatz zur Kirchenlehre geraten; wahrscheinlich hätte er sich selbst dabei verzehrt. Jedenfalls war nicht abzusehen, wie eine so besondere, unter so ganz einmaligen Bedingungen erwachsene religiöse Bewußtseinsstellung andere hätte ergreifen sollen. Dazu mußte sie zunächst gezwungen sein, sich mit der hergebrachten Lehre auseinanderzusetzen und also selbst Lehre zu werden. Das aber ist in Wittenberg geschehen. In Wittenberg ist aus dem Mönch, der um den gnädigen Gott ringt, der Begründer einer neuen Theologie geworden.

Diese Wittenberger Zeit von 1512 bis 1517 liegt dank neuerer Funde in hellerem Lichte vor uns. Wir sehen Luther von dem neu-



Luthers Mutter.
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Wartburg



Luthers Vater.
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Wartburg

gewonnenen Begriff der Gottesliebe aus sich zunächst den Fragen der sittlichen Welt zuwenden, vor allem der Frage nach dem Eigenwert menschlicher Tugenden und der nach dem Wesen der Rechtfertigung des Menschen vor Gott, beide zusammengehalten durch die Frage nach dem Sinn der Seligkeit als Ziel des menschlichen Lebens. Wir sehen ihn auch hier im Kampfe, aber dieser Kampf ist nach außen gerichtet, es ist eine Auseinandersetzung mit der theologischen und philosophischen Tradition. Die eine umfaßt die ganze Scholastik, die andere stellt sich ihm in einem einzigen Gegner dar, der ihm bald wie ein persönlicher Feind erscheint: Aristoteles, der die sittlichen Begriffe der Tugend und Gerechtigkeit aus den Forderungen des Gemeinschaftslebens abgeleitet hatte. Wir sehen dann, wie Luther mit seiner Vorstellung von der absoluten Sünd-

haftigkeit des Menschen, die er aus der Periode seiner inneren Kämpfe mitgenommen hatte, die überkommenen theologischen und philosophischen Kompromisse, mit denen eine tausendjährige Entwicklung die Gegensätze zwischen Gott und Welt verkleidet hatte, eines nach dem andern niederwirft. Bis ihm dann Paulus die letzte Erkenntnis bringt: die Gerechtigkeit Gottes als die den Menschen gerecht machende Gnade und diese ein freies Geschenk Gottes an den Glauben.

Damit ist der Ring geschlossen. Der Irrende und Ringende hat die Sicherheit des Glaubens gefunden, die ihn zu einem neuen Menschen macht. Die neue Aufgabe wird mit den Worten bezeichnet, daß der neue Mensch „Sünder und gerecht zugleich" ist.

Ebenso ist aber Luther sich jetzt bewußt, eine neue Theologie errungen zu haben: die, welche er suchte, als er „das Mark der Schrift und den Kern des himmlischen Weizens" finden wollte. Das neue Verständnis der Schrift, so wie er es in dem Rückblick von 1545 geschildert hat, ist ihm aufgegangen. Er weiß jetzt, daß die Schrift die „frohe Botschaft" ist, daß sie von Paulus aus eindeutig und einheitlich verstanden werden kann, daß sie überall und immer von nichts anderem handelt, als von dem Gegensatz von Sünde und Gnade und von Gesetz und Evangelium. Von hier gewinnt er ein neues Verständnis Augustins, „Unsere und St. Augustins Theologie", sagt er 1516. Er wendet sich erneut der Mystik zu, diesmal der deutschen. Tauler und die Theologia teutsch, ein Schriftchen aus dem Kreise der rheinischen Gottesfreunde des 14. Jahrhunderts, werden ihm die Quellen einer „deutschen Theologie", in der er die seine wiederfindet. Die Theologia teutsch ist seine erste Veröffentlichung geworden, 1516. Immer sichtbarer werden auch seine Beziehungen zu den großen geistigen Strömungen der Zeit. Schon hat er begonnen an der Universität Partei zu bilden. Johann Lang, sein Erfurter Klostergenosse, der ziemlich gleichzeitig mit ihm nach Wittenberg gekommen war, und der Franke Andreas Bodenstein von Karlstadt schließen sich ihm an, verfechten mit ihm die neue Theologie. Zur Scholastik steht diese neue Richtung in einem immer klarer erkannten Widerspruch: es ist der Gegensatz der theologia crucis zur theologia gloriae.

Albrecht von Brandenburg,
Erzbischof von Magdeburg und Kurfürst von Mainz.
Zeichnung von Albrecht Dürer. Wien, Albertina

Aber mit all dem ist doch zunächst nichts weiter gewonnen als eine wissenschaftliche Kampfstellung. Es sieht aus, als sollte diese neue Richtung ein Teil des großen Stromes werden, in den Erasmus alle neuen Kräfte der Zeit geleitet hatte. Die Aufgabe, auch in

Wittenberg selbst, kann doch zunächst nur sein, die Universität in diesem neuen Geiste zu ändern. So hat es Luther noch im Mai des Jahres 1517 gesehen, und auch da war es fraglich, ob ihm die übrigen Geschäfte, die sich allmählich auf ihn gehäuft hatten, zu solcher Arbeit Zeit lassen würden.

So weit war Luther, als die Frage des Ablasses an ihn herantrat.

Der Jubiläumsablaß der Peterskirche wurde im ganzen Gebiet des Mainzer und Magdeburger Erzbistums durch die Dominikaner verkündet. Prediger für den Ablaß erstanden allerorts, darunter sehr derbe und volkstümliche, wie Tetzel, die vor allem den „Totenablaß" anpriesen, der den armen Seelen im Fegefeuer zur Abkürzung ihrer Strafen bittweise zugewendet werden konnte.

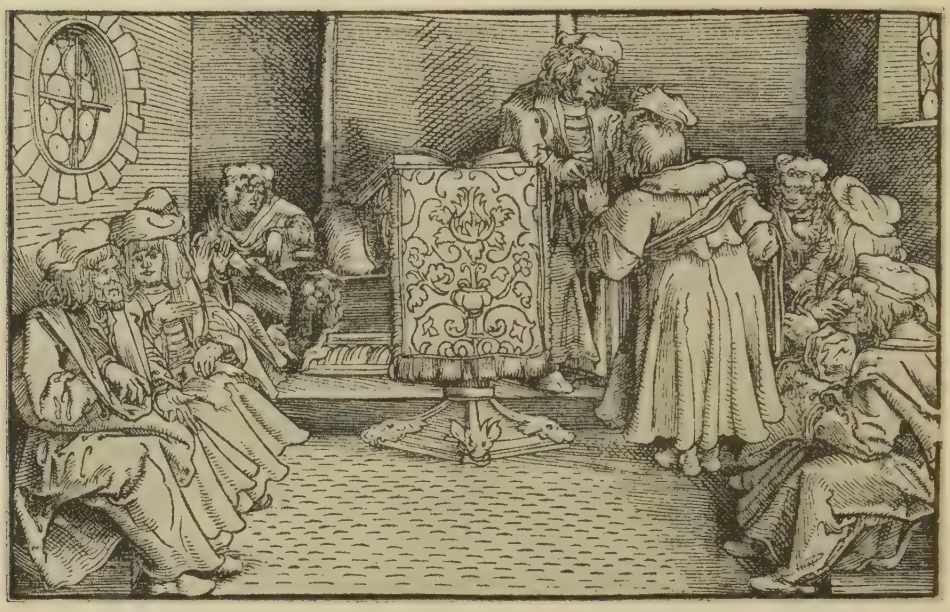
Luther wußte damals nicht, daß von dem Ertrag des Ablasses, der um ihn herum verkündet wurde, die Hälfte dem Erzbischof Albrecht von Mainz zustehen sollte, der, mit 23 Jahren Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt, ein halbes Jahr später Erzbischof von Mainz geworden war. Um die Zustimmung des Papstes zu dieser unerhörten Pfründenhäufung zu erlangen, hatten seine Unterhändler, deren Berichte aus Rom wir haben, der päpstlichen Kasse außer den gesetzlichen Gebühren für die Bestätigung noch eine „Komposition" von 10000 Dukaten zugesichert. Zur Bezahlung dieser Schulden sollte die Hälfte des Ablasses dienen. Die Einnahme der Gelder überwachten die Fugger, die dem hohenzollernschen Prinzen das Geld vorgeschossen und sich schon seit 1514 den Vertrieb der päpstlichen Ablässe in Deutschland gesichert hatten. Es war, als sollten alle Sünden des avignonesischen Systems zusammenkommen, um diesen Handel zu schaffen, der die Verweltlichung der Kirche auch dem Blödesten offenbar machte.

Luther wußte das nicht, aber auch wenn er es gewußt hätte, er hätte seinen Widerspruch gegen die Ablaßverkündung nicht daher geleitet. Was ihn empörte, war die falsche Sicherheit des Heils, die die Ablaßprediger den Gläubigen anpriesen. Er hörte sie: gebt! gebt! rufen, und nicht erläutern, was der Ablaß sei. Er sah, wie das Volk die Formel der Bulle: „Ablaß von Schuld und Strafe" als eine Tilgung der Sünden, als eine Erlaubnis, aufs neue zu sündigen, betrachtete, und sich so im Gewissen nur um so mehr verstrickte. Auch wenn die berüchtigten Worte Tetzels: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt", ihm nicht direkt zu Ohren gekommen wären, die „Summarische Anweisung", die vom Mainzer Hofe an die Verteiler und Verkünder des Ablasses sowie an die Beichtiger erging, sprach deutlich genug. Der Weg zum Heil, der in ihr den Gläubigen gezeigt wurde, war in nichts von dem verschieden, was die abendländische Christenheit seit Jahrhunderten zu sehen gewohnt war. Er war in allem und jedem von dem Heilsweg verschieden, den Luther sich gewonnen hatte. So kam sein Widerspruch aus einer Quelle, die viel tiefer lag als die populäre Opposition, die sich schon längst gegen die offenbaren Mißbräuche des Systems gewandt hatte. Aber Luther glaubte doch noch immer und sprach es in seinen Predigten aus, daß das von den Ablaßpredigern Verkündete nicht die wahre Meinung des Papstes sein könnte. Um also „die Wahrheit über den Ablaß ans Licht zu bringen", schlug er am Vorabend des Allerheiligenfestes 1517 95 Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg an. Die erste These lautete: „Wenn unser Herr und Meister Jesus Christus sagt: tut Buße, so hat er gewollt, daß das ganze Leben der Gläubigen eine Buße sei." Die 94. und 95.: „Man soll die Christen ermahnen, daß sie

ihrem Haupte Christus durch Strafen, Tod und Hölle nachzufolgen sich bestreben, und also mehr ihr Vertrauen darauf setzen, durch viel Trübsal in das Himmelreich einzugehen, als durch die Vertröstung, es sei ja keine Gefahr." — Die Thesen enthielten den Kern von Luthers eigenem Glauben, aber als Ganzes zeigen sie unzweifelhaft die Absicht, den Papst von seinen Organen zu trennen, die kirchlichen Institutionen, wie man richtig gesagt hat, durch Umdeutung zu retten.

Sie waren die Aufforderung zu einer Gelehrtendisputation, und sie wurden ein Weckruf an ein ganzes Volk, der Anfang des größten Streites, den die abendländische Christenheit gesehen hat.

Die Schloßkirche zu Wittenberg mit der Thesentür.
Holzschnitt aus dem Wittenberger Heiligtumsbuch von Lukas Cranach d. Ä. 1509



Magisterpromotion im Anfang des 16. Jahrhunderts. Holzschnitt von Hans Weditz

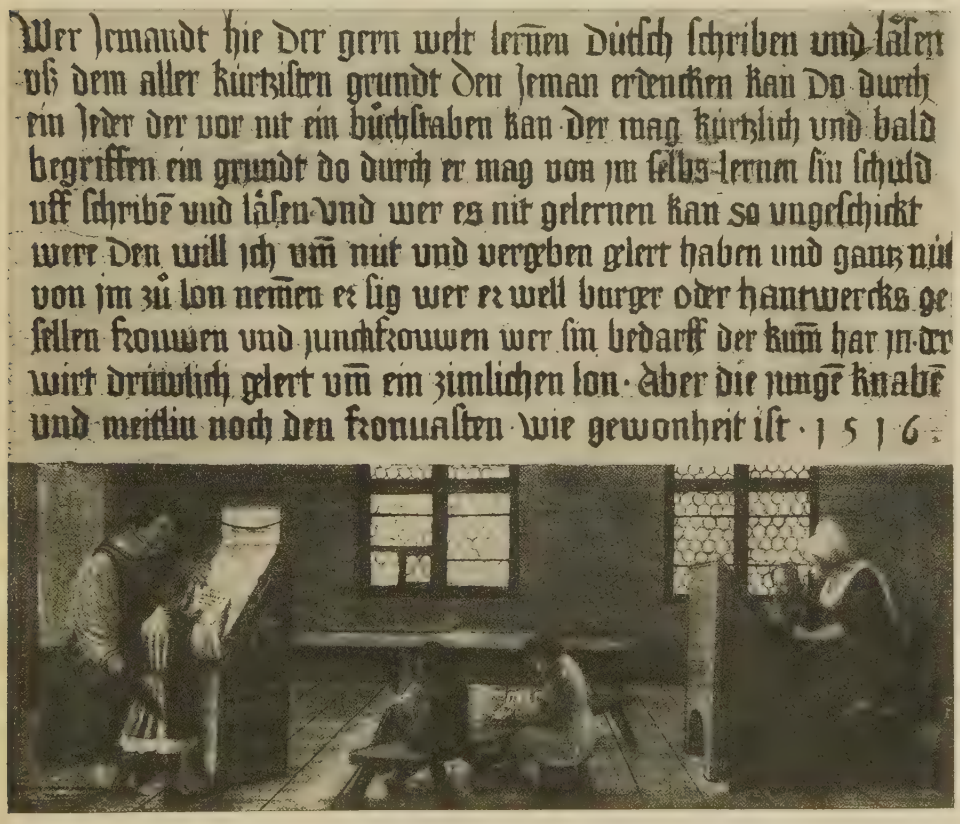
Deutschland an der Schwelle der Reformation

Wenn wir heute erkennen möchten, wieweit das Deutschland von 1517 ein Bewußtsein von sich selbst, seiner Lage, seinen Kräften, seinen Möglichkeiten, wieweit es entwickelte Tendenzen des Fortschreitens gehabt hat, so ist das schwierig. Ganz deutlich werden wir das ja nur bei einem Volke erkennen, das sich schon zu körperhafter Geschlossenheit und geistiger Bestimmtheit entwickelt hat, so, daß die Geradlinigkeit und Eindeutigkeit des Weges, den es nimmt, uns weiterer Fragen überhebt.

Von solch glücklicher Bestimmtheit seines Wesens war das Deutschland vor der Reformation weit entfernt, weiter als irgendein anderes der großen Kulturvölker Europas. Aber wenigstens einen Führer schien es zu besitzen, der dem Volk bestimmte Ziele wies und ihm einen Weg in die Zukunft vorschrieb. Kaiser Maximilian, der damals den größten Teil seines Lebenswerks bereits vollbracht hatte, ist schon von den Zeitgenossen sehr verschieden beurteilt worden, und wird es noch heute. Aber eins ist sicher: er hat das Kaisertum, das unter seinem Vater, dem überbedächtigen Friedrich III., fast ein Schemen zu werden drohte, wieder mit Blut und Leben erfüllt, es in den Mittelpunkt des Lebens der Nation gestellt und damit allen Richtungen dieses Lebens neue Anstöße gegeben. Eben das Unzusammenhängende, Sprunghafte und Ruhelose seines Wesens, das ihn in der Politik zu soviel Niederlagen führte, befähigte ihn zu solchen Wirkungen. Man hat gestritten, ob seine Politik mehr habsburgisch-dynastisch oder mehr kaiserlich-imperialistisch gewesen sei. Für ihn selbst ging sicherlich beides ununterscheidbar zusammen. Mit der habsburgischen Zähigkeit seines Ahnherrn Rudolf im Ländererwerben und Anknüpfen dynastischer

Verbindungen vereinigte er die hochfliegende Ritterlichkeit Friedrichs des Schönen. Im Grunde noch ein Kind des ritterlichen Zeitalters wie dieser, war er aufgeschlossen für alles Neue einer sich wandelnden Zeit, wenn er auch kaum etwas davon dauernd festzuhalten vermochte.

Für Deutschland ist dieser Kaiser in jeder Hinsicht schicksalsbestimmend geworden. Indem er den Kampf um Mailand wiederaufnahm, erneuerte er die alte Italienpolitik der Hohenstaufen. Indem er aus der burgundischen Erbschaft die Niederlande und die freie Grafschaft Burgund für sich erwarb, gab er nicht nur der rheinischen Stellung seines Hauses eine völlig veränderte Bedeutung, sondern er legte auch vor den Westen des Reiches zwei Bollwerke, die seine Grenzen wieder bis zur Saone, zur Maas und zur Somme hinausschoben, und begründete damit den Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich, der nun die große Frage der folgenden Jahrhunderte wurde. Indem er die Schweiz verlor und das deutsche Ordensland preisgab, verringerte er die Einflußsphäre des Reiches im Südwesten und im Nordosten, aber durch die Heiraten von 1515, mit denen er Böhmen und Ungarn an sein Haus knüpfte, erneuerte er die Politik des Luxemburgers Sigismund und wies Deutschland die Erbschaft des Vorkampfes gegen die



Firmenschild eines Schulmeisters mit der Darstellung einer Kinderschule.
Gemälde von Hans Holbein d. J. Basel, Öffentliche Kunstsammlung

Türken zu. Auch wenn die spanische Heirat seines Sohnes Philipp diese Kombination nicht ins ungemessene erweitert hätte, Deutschland war durch diese Politik Maximilians in alle Welthändel verflochten und mußte es bleiben.

Denn auch dies war klar, daß die Führung Deutschlands dauernd an das Haus Habsburg übergegangen und die Zeit der Wettkämpfe deutscher Fürstenhäuser um die Kaiserkrone zu Ende war. Kein deutscher Fürst wäre imstande gewesen, die Kaiserkrone aus eigener Kraft gegen das Haus Habsburg zu behaupten oder auch nur Partei gegen es zu bilden. Gerade hier hat Maximilian in zäher Arbeit, zum Teil auf der stilleren seines Vaters fortbauend, Erhebliches erreicht. Auch die Volkstümlichkeit, die er sich erwarb, wurde ein politischer Faktor für die habsburgische Zukunft.

Aber in diesem Bestreben, die Kräfte des Reichs an sich heranzuziehen, hat Maximilian nun auch den alten Dualismus der deutschen Reichsverfassung erst recht herausgetrieben. Erst unter seiner Regierung kann man von Kaiser und Reich als von zwei zum Bewußtsein ihrer Gegensätzlichkeit gelangten Mächten sprechen. Der alte Kampf zwischen Monarchie und Einung, der seit den Tagen der Salier durch die deutsche Geschichte geht, hatte durch den Kampf um die Reichsreform einen neuen Charakter bekommen. Zum ersten Male handelte es sich darum, die alte Fürstenopposition zu einer allgemein ständischen Bewegung umzugestalten, das deutsche Königtum gesetzlich, gleichsam durch eine dauernde Wahlkapitulation, zu einer Teilung seiner Gewalt mit dem ständisch repräsentierten Reich zu nötigen. Friede und Recht wurden die Kampfrufe der ständischen Opposition. Darüber hinaus erstrebte sie ein Reichsregiment neben dem König oder wenigstens zu seiner Stellvertretung. Es wäre, wie die Venezianer sagten, nicht viel weniger als eine Absetzung des Königs gewesen.

Es ist Maximilian gelungen, sich dieses Angriffs zu erwehren. Aber es ist ihm nicht gelungen, sich das Reich für seine politischen Zwecke dienstbar zu machen. Im Gegenteil, indem er das Kammergericht genehmigte, übergab er die Wahrung von Frieden und Recht, das eigentliche Attribut des alten deutschen Königtums, einer Behörde, an deren ständischem Charakter kein Zweifel war. Noch wichtiger wurde es, daß nun der Reichstag eine wirkliche Repräsentation des Reiches wurde. Das lag weniger daran, daß endlich auch die Städte neben den Fürsten auf ihm ihre Vertretung erhalten hatten, als daran, daß jetzt erst die großen Gegensätze der Zeit auf diesem Schauplatz ausgetragen wurden. Es war schon jetzt sichtbar, daß die Entscheidung über alle Lebensfragen der deutschen Nation auch in der nächsten Zeit auf den Reichstagen fallen würde. Auch das hat Maximilian vorgebildet. Das neubelebte Kaisertum schuf den neuen Begriff und die neue Form des Reichs.

Dennoch war es nur ein Teil des öffentlichen Lebens der Nation, der im Zusammenhang des Reichs repräsentiert wurde. Der andere, und zwar der wachsend größere, spielt sich in den Territorien ab. Eben damals hatten die meisten von ihnen die Periode abgeschlossen, in der sich aus Gewährung und Aneignung königlicher Rechte und aus dem Kampf mit den Landständen ein fester Bestand fürstlicher Rechte als Regierungsgewalt abgegrenzt hatte. In ihnen erhob sich der neue Stand der fürstlichen Räte, in dem sich der einheimische Adel und die neuen, oft landfremden Juristen trafen. Hier zuerst, früher noch als im Fürstentum selbst, entstand aus der Vertretung der Interessen der fürstlichen

Kaiser Maximilian. Zeichnung von Albrecht Dürer. Wien, Albertina.
„Das ist keiser maximilian den hab ich albrecht dürer zw awgspurg hoch obn awff der pfaltz in seinem kleinen stüble künterfett do man tzalt 1518 am mandag noch Johannis tawffer. A.D."

Gewalt eine neue geistige Haltung, die sich bewußt von der alten ritterlichen und geistlichen Sphäre abhob. Diese Juristen haben das Fürstentum gelehrt, seine Stellung als Obrigkeit immer schärfer zu erfassen, seine Verwaltung, zum Teil in direktem Wettbewerb mit den Ständen, immer straffer zu organisieren, das, was die Zeit Polizei nannte, den Inbegriff der Fürsorge für Sicherheit, Recht und Ordnung, in den Mittelpunkt seiner Tätigkeit zu stellen. Von hier aus gesehen gewinnt es einen besonderen Sinn, daß in Deutschland das territoriale Fürstentum, nicht das Reich als Ganzes, die Einräumungen erhielt, welche die päpstliche Kurie im Kampf mit der konziliaren Idee hatte machen müssen. Es gibt bald überall, in Sachsen und Brandenburg, in Kleve und Pfalz, in Württemberg, Baiern und Österreich eine Landeshoheit in Kirchensachen, gleichsam ein erweitertes Kirchenpatronat, und dies bedeutet nicht nur eine faktische und juristische, sondern fast

noch mehr eine moralische Verstärkung und Steigerung der landesfürstlichen Gewalt. — Es wurde besonders bedeutsam, daß diese Entwicklung zum territorialen Staat auch das geistliche Fürstentum ergriff und dessen ursprünglichen geistlichen Charakter veränderte. Das bischöfliche Amt tritt zurück, oder es wandelt sich in eine Art landesväterlicher Fürsorge für staatliche Ordnung, Wohlstand und Bildung, auch hier im Wetteifer mit den weltlichen Fürsten.

Das alles waren nur letzte Formen der Territorialisierung Deutschlands, die mit dem Niederbruch des staufischen Kaisertums begonnen hatte. Aber die Territorialisierung hatte nicht den ganzen Boden des Reichs ergriffen. Neben dem neuen Fürstentum standen als selbständige Mächte die Reichsritterschaft und die Städte.

Der ritterliche Adel Deutschlands hatte seine große Zeit unter den Hohenstaufen gehabt. Aber in den Gebieten des alten staufischen Machtbesitzes, die zugleich die Gebiete der größten staatlichen Zersplitterung waren, am Oberrhein, in Schwaben und Franken, hielt sich auch jetzt noch eine unabhängige Ritterschaft, die nur dem Reich verpflichtet sein wollte. Ihr materielles Dasein beruhte auf dem meist kümmerlichen Ertrag ihres Erbgutes, daneben auf dem Hofdienst bei benachbarten Fürsten, den sie aber stets widerwillig leisteten, endlich auf Fehden, die Raubfahrten wurden. Ihre Gedanken blieben in der alten ritterlichen Übung stecken, der jetzt nur das Ziel fehlte. Sie entbehrten des Segens, der dem französischen und spanischen Rittertum durch die Zusammenfassung unter einer energischen Monarchie und durch das Aufrücken zu nationalen Zielen zuteil wurde. So mußte ihr Ideal in der Vergangenheit liegen, die ja schon deshalb nicht so unwiederbringlich schien, weil das Kaisertum, wie es bestand und wie es vor allem Maximilian auffaßte, auf derselben Idee beruhte wie sie selbst. Mit dem Verfall des Kaisertums tritt bei dieser Ritterschaft das korporative Standesinteresse an Stelle des alten Reichsgefühls. Die Einung, mit der sich die Ritterschaft schon längst gegen den fortschreitenden Territorialstaat zu schützen sucht, wird ihre eigentliche Lebensform. So entsteht ein aus Abneigung und Anziehung gemischtes Verhältnis zwischen Ritterschaft und Fürstentum. Der ritterliche Adel, auch der reichsunmittelbare, drängt, schon um seiner Versorgung willen, seit langem in die Domherrnstellen des geistlichen Fürstentums, er sieht auch in dem neuen Verwaltungsapparat des weltlichen Fürstentums eine willkommene Laufbahn; aber je seltener die Fürsten werden, die, wie noch Albrecht Achilles, sich eigentlich als Führer des Adels fühlen, und je stärker juristisch die Landesverwaltung wird, desto mehr betont die Ritterschaft auch in den Territorien ihr Standesinteresse und gibt damit der Reichsritterschaft einen willkommenen Rückhalt.

In einen anderen Gegensatz trat die Reichsritterschaft durch die Reichsreformbestrebungen unter Maximilian. Weder den gemeinen Pfennig, den der Reichstag von 1495 beschlossen hatte, noch den Landfrieden wollten sie annehmen. Gegen den ersten wendeten sie ein, daß sie dem Reich nur mit ihrem Leibe verpflichtet seien, würden sie die Steuer zahlen, so würden sie knechtisch und „veracht" werden wie die Bauern oder die Franzosen. Gegen den ewigen Landfrieden, daß er ihnen das alte Recht der Selbsthilfe gegen Schädigung nehme, vor allem aber, daß seine Durchführung dem Kammergericht aufgetragen sei, bei dem sie nicht vertreten waren. Denn das war Anfang und Ende ihrer Bestrebungen, daß „die gemein Ritterschaft bei gleichem Recht und Billigkeit bleibe",

Symbolische Darstellung der Stände. Holzschnitt von Hans Weiditz, um 1530.
Zuunterst die Bauern, darüber die Bürger, auf der nächsten Stufe Adel und Geistlichkeit, darüber der Papst, der Kaiser und drei Könige; als höchste Spitze wieder der Bauer als Symbol des wahrhaften Menschentums

daß sie also mit den Fürsten nur auf der Grundlage der alten Austragsgerichtsbarkeit zu rechten verpflichtet seien. — So war hier ein Stand im Reiche, der sich im Gegensatz zu der gesamten Entwicklung der Zeit fühlte, ein wahrhaft anarchisches Element, dem nur zwei Dinge fehlten, um von der grollenden Opposition zur Tat zu schreiten, ein Führer und ein Losungswort.

Ganz anders und doch in einem Punkt verwandt war die Stellung der Städte im Reiche. Die deutschen Städte waren meist jünger als die italienischen und französischen, sie entwickelten sich zunächst auch langsamer. Aber mit der Mitte des 14. Jahrhunderts wird das anders. Die Städte treten in mehr oder weniger ausgedehnten Bünden in den Kampf mit dem ritterlichen Adel, dann mit dem Landesfürstentum ein. Sie haben in diesem Kampf nicht gesiegt, aber sie haben ihre politische Selbständigkeit behauptet. Allerdings eine Selbständigkeit sehr prekärer Art. Die meisten von ihnen lebten von einer beständigen Anspannung ihrer Kräfte, die für die kleineren bereits Überspannung war. Denn die Zeit, wo sie als Ganzes eine große politische Macht waren, ging bereits mit dem 15. Jahrhundert zu Ende. Auch die größten, wie Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, die damals erst in die Hochzeit ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung eintraten, sahen sich doch in einer solchen Vereinzelung, daß sie jeden politischen Schritt aufs sorgfältigste und ängstlichste überlegen mußten. Das Gemeinschaftsinteresse, das dem soviel weniger mächtigen Adel immer noch seine Bedeutung gab, war bei ihnen viel schwächer entwickelt. Aber auch als Glieder des Reichskörpers verschlechterte sich die Stellung der Städte, und das trotzdem oder gerade deshalb, weil die Reichsstädte 1489 die Reichsstandschaft erlangt hatten. Denn nun zeigte sich, wie wenig sie doch eigentlich an dem politischen Fortschritt eines Gemeinwesens interessiert waren, das für sie nichts leistete. Die Kriege des Reiches, ob gegen Italien oder gegen die Franzosen, berührten ihre Interessen nicht, ihr Handel war im Gegenteil eher an ein friedliches Verhältnis zu den Feinden des Reichs gebunden. Und wenn sie seinerzeit Sitz und Stimme auf den Reichstagen vor allem deshalb verlangt hatten, weil sonst „Aufruhr und Widerwillen zwischen Obrigkeit und gemeinem Mann in den Städten erwachse", so war dieser Zustand nun um nichts gebessert. Gerade zu Beginn des 16. Jahrhunderts zeigte sich, daß die Gegensätze innerhalb des städtischen Gemeinwesens gefährlich gesteigert waren. Wir finden in den Jahren 1509—1514 eine ganze Reihe von städtischen Revolutionen. Sie sind zum Teil wohl noch Fortsetzungen der alten Zunftkämpfe, also politische Bewegungen der handwerklichen Bevölkerung gegen das Patriziat, aber der Hauptangriffspunkt der Unzufriedenen ist wirtschaftlicher Natur. Es ist die Finanzwirtschaft des Rates und die Steigerung der Lasten, die sich aus den vermehrten Aufgaben des Gemeinwesens, sowohl für seinen Schutz nach außen wie für die Polizei im Innern, nicht zum wenigsten auch aus den Auflagen des Reichs ergaben. Sie erschienen dem gemeinen Mann unverständlich. Der Rat soll Rechenschaft ablegen. Die Gemeinde will in finanziellen Dingen die Aufsicht führen und ihren Einspruch einlegen können. Zu einem wirklichen Umsturz ist es nirgendwo gekommen, aber die Angst vor dem „gemeinen Mann", die wir bald als ein Zeichen der allgemeinen Stimmung in Deutschland kennenlernen werden, mußte diese städtischen Obrigkeiten besonders bedenklich machen, die wußten, daß sie weder beim Reiche noch bei ihren Mitständen auf Hilfe zu rechnen hätten, und die sich in diesem in

Ritterliches Turnier auf dem Marienplatz in München im Jahre 1500. Kupferstich des Meisters M. Z.

Festtafel vornehmer Bürgersleute um 1520. Holzschnitt von Hans Sebald Beham

seinem Aufbau und seiner Tendenz noch durchaus agrarisch-feudalen Gemeinwesen als Fremdkörper fühlten.

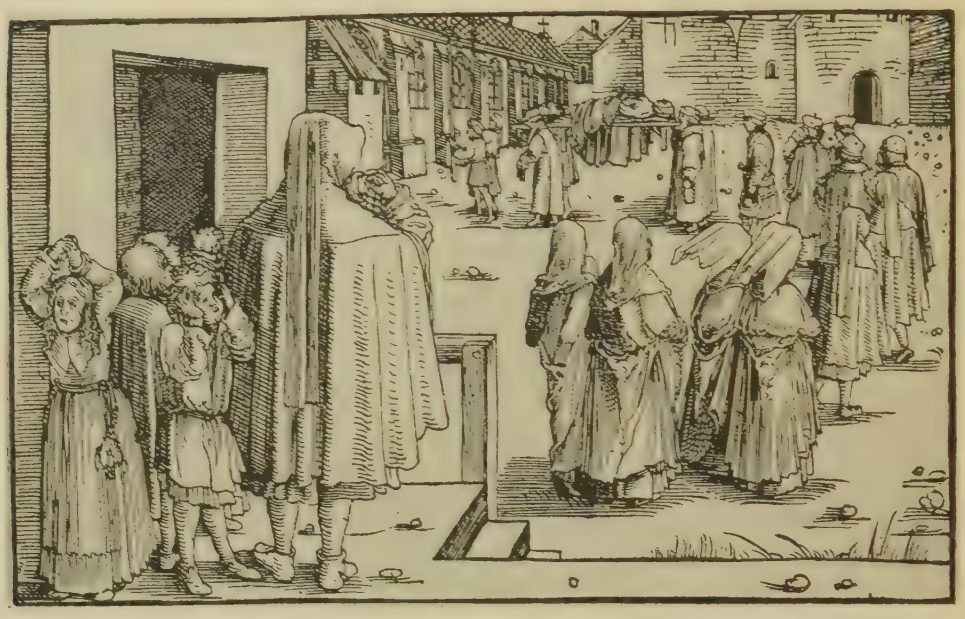
So wachsen die großen ständischen Gruppen des deutschen Volkes neben und gegeneinander empor. Nur an einer Stelle des Reiches war es gelungen, sie zu einem verfassungsmäßig geordneten Ganzen zu vereinigen, im Schwäbischen Bund. Hier entstand aus dem Zusammenwirken von Adel, Städten und Fürsten ein bündisches Gemeinwesen, das die wesentlichsten Anforderungen einer geordneten Staatlichkeit, ständige und wirksame Rechtspflege, Sicherung des Landfriedens und Ausgleich der Interessen der Glieder, wenn auch immer noch unvollkommen, so doch viel besser erfüllte als das Reich, das sich daran vergeblich abmühte.

Und in diesem so mangelhaft organisierten Staatswesen hatte sich eine wirtschaftliche und soziale Umwälzung von einem Umfange und einer Stärke vollzogen, wie sie in Deutschland bis ins 19. Jahrhundert nicht wieder eingetreten ist. Deutschland war nicht nur aus einem Agrarland ein Land des Handels und der Gewerbetätigkeit geworden, das seine Nachbarn hinter sich zurückließ, es entwickelte auch in erstaunlich kurzer Zeit neue, kapitalistische Organisationsformen und ein Unternehmertum im großen Stil. Deutschland wurde das Land der Handelsgesellschaften, aber auch das Land der „Monopolien"

und des „Fürkaufs". In Jakob Fugger erstand ein königlicher Kaufmann, wie ihn das Abendland noch nicht gesehen hatte. In seiner Hand war das Kupfer aus den ungarischen und den Tiroler Bergwerken, er bedrohte mit seinem Handel die Hanse in Antwerpen und Nowgorod, er wurde der Hauptbankier des päpstlichen Stuhls und hat seit 1490 die habsburgische Politik im großen und kleinen finanziert, ein Verhältnis, das sich bis zum Schmalkaldischen Kriege fortsetzte. Alle seine Unternehmungen zeigen den neuen kaufmännischen Geist, noch deutlicher zeigen ihn die Worte, die er an einen Freund richtete, der ihm geraten hatte, sich zur Ruhe zu setzen: Es habe eine viel andere Gestalt, er wolle gewinnen, so lange er könne.

Mutter mit Säugling auf der Fensterbank.
Kupferstich von Bartel Beham

Dies alles in einem Gemeinwesen, das als Ganzes noch durchaus in den alten agrarisch-feudalen oder bürgerlich-zünftlerischen Wirtschaftsformen und Wirtschaftsgesinnungen weiterlebte. War es erstaunlich, daß die Menschen die „geschwinden Läufe", die sie um sich sahen, nicht begriffen, daß sie diese Äußerungen einer sich gewaltig entwickelnden und in aller Welt sich betätigenden Volkskraft meist nur als Zeichen einer nahen Katastrophe betrachteten? Zumal, da auch der Bauernstand sich ähnlich wie die Ritter in seinen Erwerbs- und Rechtsverhältnissen bedroht sah und schwierig wurde. Bald da, bald dort, vor allem im Südwesten des Reiches und in den Alpenländern flammten Aufstände auf. Sie waren immer ohne rechtes Ziel und brachen bald zusammen, aber aus den triebhaften Bewegungen der Massen hoben sich schon da und dort Führer heraus, etwa ein Landsknecht, der fremde Länder gesehen hatte und vom Krieg etwas verstand, oder ein religiöser Schwärmer, wie der Pauker von Niklashausen. Der „Bundschuh", unter dessen Zeichen sich die Bauern zuerst im südlichen Elsaß zusammengetan hatten, wurde ein Symbol des aufrührerischen neuen Bauerngeistes überhaupt, ein Schreckwort für Städte, Adel und Fürsten. — So war der Boden bereitet für die Prophezeiungen, die die Zeit erfüllten und ihre charakteristische Erscheinung bilden. Am verbreitetsten sind die des „Lichtenbergers",



Leichenbegängnis in einer kleinen Stadt. Holzschnitt von Hans Weiditz

in denen sich die neue gelehrte Astrologie und alter volkstümlicher Aberglaube mischten. Aber es gab auch besondere Töne darin: „Die Schrift wird der Brunnen des lebendigen Wassers werden, nicht kaiserliches und päpstliches Recht. Es wird eine große Zwietracht entstehen zwischen Kaiser und Papst. Es wird ein heiliger Mann kommen, durch den wird Gott Wunder tun und befehlen, daß man das Evangelium predige." Diese ganze Literatur hat ihren Boden in dem verbreitetsten Gefühl der Zeit, der Sündenangst. Aus diesem Gefühl heraus hat Albrecht Dürer, als er 1495 aus Italien zurückkehrte, sein erstes großes Bekenntniswerk, die Holzschnittfolge zur Apokalypse, geschaffen. Merkwürdig aber ist, daß gerade Geistliche solche Stimmungen immer wieder genährt und verstärkt haben. Sie haben damit selbst dazu beigetragen, daß sich diese ganze Wolke von Unbehagen, Ingrimm und Angst, die wir durch die verschiedenen Stände gehen sahen, vor allem um den geistlichen Stand zusammenzog. Daß dies geschah, hatte freilich nun auch noch Gründe, die in der Sache selbst lagen. Denn dieser Stand nahm eine besondere Stellung im Leben der Nation ein. Lebte er auch selbst, wie die andern, unter den geschlossenen Bedingungen, die aus Beruf und Berufsübung flossen, so war er zugleich mit den besonderen Lebensbedingungen aller anderen Stände verbunden, und je kräftiger und sinnfälliger sich das weltliche Wesen entwickelte, desto enger wurde auch diese Verflechtung des geistlichen mit ihm.

Ob man von einer besonderen Verderbtheit des deutschen Klerus vor der Reformation reden kann, ist sehr fraglich. Auch ob eine Verschlechterung gegen frühere Zeiten stattgefunden hat, ist schwer zu sagen. Es ist auch völlig irrig, aus den gesteigerten Klagen über die Geistlichkeit auf einen Rückgang der Frömmigkeit oder auch nur der Kirchlichkeit zu schließen. Im Gegenteil, es ist längst bemerkt worden, wie das 15. Jahrhundert

Sye fürſtenthům werdent ſyn in vnruwe ſchnels vñ
fyent des frydens vñ ó geferlichkeit mit großem ge
ſchrey vñ tódtlicher vneynigkeit werden ſie das ge/
mút des folcks entzünden. innerliche vnd heimliche
kriege mit vnſynniger begirlickeit werdē ſie lieden
doch yr vil werdēt bóſes todes vergen. Die werdēt das ampte
yrs lebens erfüllen. ſie wirt ó donner erſchlaßen blytzlingē oó
fallē oder von eym vngeſtümē gule erdrettē oó vnders roß ge
worffen. ſie werdē eyns iemerlichē todes ſterbē. oder an felßen
ſchaden nemē. oó ym móre erſuffen. oó ſuſt eyns andern nuwē
vngehortten todes vmbkumen. dan die kroppichte eclipſis vñ
ouch die coniunction betzeichent etlichen vß ynen den tode.

Zwei Seiten aus den Prophezeiungen Johann Lichtenbergers nach der deutſchen Ausgabe von 1497 „Geben in der finſtern Gaſſen vndern geſpenntem Eychbaum"

Der Lichtenberger iſt ein rätſelhafter Aſtrolog der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, deſſen „Weisſagungen" in zahlloſen Ausgaben gedruckt wurden. Luther hat ſie im Jahre 1527 mit einer Vorrede herausgegeben

ES ist zům drytten gebirlich zů sagen von dem state des gemeynen volcks. Dañ leyder vil haders vnnd krieges wirt zwüsschen den eynfeltigen menschē. vil todschleg. beclagunge über eynander. fahen kercker schaden. haß. vnd böß vffsetze. vnd betriebte krieg. Dañ die alten sachen die verhüsset synt gewest/erwecken sye wider vff. Und werdent tödtliche vnnd ander ferlichkeit lyden. die doch by mancherley lüten nach den landen anders gestalt vnd vndscheyden werdent.

¶ Hye nach folget im drytten teil das erst Capittel Von den landen Ungern. Behem. Beyern.

überall, aber ganz besonders in Deutschland, einen neuen Aufschwung der kirchlichen Frömmigkeit sieht. Davon zeugen ebenso die großen Kirchenbauten dieser Zeit wie die immer steigende Sucht, Reliquien zu sammeln, die wir selbst bei ganz kleinen Rittern oder auch bei wohlhabenden Bürgern finden, und die massenhaften Wallfahrten ins heilige Land, nach San Jago de Compostela, aber auch zu neuen Wallfahrtsstätten in der Heimat, wie zum heiligen Blut nach Wilsnack oder zum heiligen Rock nach Trier. Vor allem, die ganze so reiche Kunsttätigkeit dieser Zeit, die eine erste große Blüte auch des deutschen Kunstgewerbes und schließlich die letzte große Blüte der hohen deutschen Kunst heraufgeführt hat, ist nur auf der Grundlage einer ganz ungebrochenen Kirchlichkeit möglich.

Aber innerhalb des kirchlichen Wesens und zwischen ihm und dem weltlichen steigern sich die Spannungen. Zunächst durch das Eindringen der sozialen Gegensätze, dann aber durch den Eintritt des nationalen Elements.

Der verweltlichte höhere Klerus ist eine ganz Europa gemeinsame Erscheinung. Aber der reisige und ritterlich lebende ist Deutschland eigentümlich. Der deutsche hohe Klerus

Halle und Hof eines Kaufmanns im Anfang des 16. Jahrhunderts. Holzschnitt von Hans Weiditz

Tanzende Bauernpaare.
Kupferstich von H. S. Beham

war in Abkunft und Lebensführung hocharistokratisch. Es ist doch sehr charakteristisch, daß wir in ihm damals wohl eine Reihe trefflicher Verwaltungsbeamter, auch gute Seelsorger finden, so etwa Gabriel von Eyb in Eichstätt oder Friedrich von Zollern in Augsburg, aber keinen, der, wie es auch in dem Italien der Renaissance nicht selten war, etwas Heiligenmäßiges an sich gehabt hätte, d. h. keinen, der im sozialen Wirken aufgegangen, aber auch keinen, der im geistigen Leben der Kirche irgendwie führend gewesen wäre.

Dieser hohen Geistlichkeit gegenüber steht nun die Masse des niederen Klerus, bäuerlich, oft dürftig besoldet, meist ungebildet, der Pfarrklerus besonders, dem auch die sittlichen Reformbestrebungen viel weniger zugute kamen als den Orden. Diese aber, und zumal die Bettelorden, leben in einem fast ständigen Kampf mit der Pfarrgeistlichkeit um Einkünfte, um Rechte, um Einfluß.

Karikatur eines spinnenden Ehepaares.
Holzschnitt von L. Beck

Tanzende Bauernpaare.
Kupferstich von H. S. Beham

Und es ist natürlich, daß damit die Kritik der Laien an dem geistlichen Stand überhaupt eine neue Handhabe bekommt.

Für all dies gibt es in Italien, Spanien, Frankreich, England Entsprechungen. Wiederum Deutschland eigentümlich ist aber das Eindringen des nationalen Elements in diese Spannungen. Es war Deutschland nicht gelungen, eine nationale Abschließung seines

Kirchenwesens in bezug auf Stellenbesetzung und Abgaben zu erreichen, wie es Frankreich 1438 durch die pragmatische Sanktion von Bourges erlangte und auch in dem Konkordat von 1516 im wesentlichen beibehielt, England schon seit dem 14. Jahrhundert faktisch geschaffen hatte und Spanien gerade im Gefolge der katholischen Reform des Ximenes erhielt. Dagegen bildet sich in Deutschland mit der Erstarkung des nationalen Bewußtseins immer mehr das Bewußtsein des Gegensatzes gegen das römische Wesen heraus, und wie der deutsche Kurtisan und Pfründenfresser in Rom eine ständige Erscheinung wird, so werden die Klagen über die finanzielle Aussaugung durch Rom, über die Eingriffe in die Stellenbesetzung und die Rechtsprechung eine nationale Angelegenheit, die erste auswärtige, in der der Begriff der „deutschen Nation" überhaupt erscheint.

Bergwerk im Anfang des 16. Jahrhunderts. Holzschnitt von Hans Sebald Beham

Die „Gravamina der deutschen Nation", wie sie zuerst 1452 begegnen, waren in ihren positiven Forderungen, Einschränkung der päpstlichen Annaten, Exspektanzen und Provisionen zugunsten der Bischöfe, Ausschluß der kaiserlichen und der Laiengewalt überhaupt aus der geistlichen Sphäre, zunächst nichts als ein Produkt der egoistischen Standesbestrebungen des hohen Klerus. Aber schon 1457, als der Mainzer Kanzler Martin Mair die Gravamina dem Kardinal Enea Silvio de' Piccolomini vortrug, der seine Laufbahn in der Kanzlei Friedrichs III. begonnen hatte, mischte sich in diese Beschwerden ein neuer Ton. „Tausend Schliche werden ersonnen, wie der römische Stuhl uns wie Barbaren das Geld auf eine feine Art aus dem Beutel ziehen kann. Unsere ehemals so berühmte Nation, die mit ihrer Tapferkeit, ihrem Blute das römische Reich zusammengekauft hat und die Herrscherin der Könige der Welt geworden war, ist jetzt in Armut

gestürzt, Sklavin und zinsbar geworden. Sie liegt nun im Staube und betrauert schon viele Jahre ihr unglückliches Schicksal, ihre Armut."

Das war ein Zeichen dafür, daß sich nun der Geist der Nation in ähnlicher Weise verselbständigt hatte wie die Wirtschaft, daß er sich der großen Probleme der Zeit bemächtigen wollte.

Noch auf dem Konstanzer Konzil ist Deutschland gegenüber der alten Kultur des französischen und der neuen des italienischen Geistes geistig passiv. Aber unmittelbar danach erscheint in Nikolaus von Cues der erste originelle und universale deutsche Denker. Unzweifelhaft kommt er von den Problemen der Mystik her. Die visio Dei, das Schauen Gottes, ist auch für ihn das letzte Ziel seiner grübelnden Spekulation. Aber er verbindet damit die stärkste kritische Reflexion auf die Formen und Mittel der Erkenntnis und ein wahrhaft universalhistorisches Forschungsinteresse. Er hat damit für die Verselbständigung des deutschen Geistes gegenüber den allgemeinen Tendenzen der scholastischen Epoche vielleicht ebensoviel geleistet wie Petrarca für die des italienischen. Aber sein Streben geht nach einer ganz anderen Richtung. Er sucht keinen Weg zu einer neuen Humanität, die eine Wiederbelebung der Antike gewesen wäre, sondern ein neues Weltbild, das über die „res humanae" hinausführt. An Stelle der Kultur der Seele als Selbstzweck, die für Petrarca charakteristisch bleibt, steht die Diskussion der Wege und Grenzen der Erkenntnis, die gerade im Bewußtsein der Unendlichkeit der Aufgabe das Glück und die eigentliche Bestimmung des Menschen empfindet. An Stelle der Kultur- und Gesellschaftskritik Petrarcas, die von dem Ideal der beata solitudo ausgeht, steht die Welt- und Staatskonstruktion, die ihre Normen einer vorgestellten harmonisierten Einheit der Gegensätze entnimmt.

Es leuchtet ein, daß sich von hier aus wohl ein neues Persönlichkeits- und Menschheitsideal ergibt, aber nicht ein neues Prinzip der Bildung, wie es der italienische Humanismus geschaffen hatte und aus dem in Italien eine neue Lebensform entstanden war. Petrarca hatte in seiner gewollten und betonten Einsamkeit Schule gemacht, der Cusaner mit seinem ausgesprochenen Missions- und Prophetendrang konnte es nicht.

Den nächsten Schritt tat die deutsche humanistische Bewegung. Sie ist in der folgenden Generation durch erneute Anregung von Italien her und in direkter Auseinandersetzung mit der italienischen entstanden. Diese Auseinandersetzung ist das Wichtige. Schon in den Anfängen der Bewegung, wo es sich noch vor allem um die neue Wohlredenheit handelt, die man von Petrarca, Bruni, Poggio und Valla lernt, wo die neuen Ideale des orator, des poeta und des philosophus, wiederum in der Form, die ihnen die Italiener gegeben haben, auftauchen, ist das Gefühl lebendig, daß man dies alles auf die „deutsche Art" übertragen und umgestalten müsse. Es scheint, als sollten sich hier bereits die Bestrebungen zur Formung einer nationalen Kultur anschließen. Aber vordringlicher wurde zunächst etwas anderes: die Auseinandersetzung mit den überkommenen Formen der Bildung und des Wissenschaftsbetriebes, wie ihn die deutschen Universitäten von den großen Mittelpunkten der abendländischen Bildung übernommen und weitergeführt hatten.

Damit wurde der Kampf gegen die Scholastik ein Vereinigungspunkt der verschiedenen humanistischen Richtungen, die sich bald in landschaftlichen Abgrenzungen entwickelten,

Das Himmelsweib und der siebenköpfige Drache.
Holzschnitt von Albrecht Dürer aus der „Apokalypse" vom Jahre 1498

und er bekam einen anderen Charakter als anderswo. Er wurde vor allem ein Kampf um die Methoden der Bildung, ein Schul- und Universitätskampf. Der deutsche Humanismus konnte dabei an einheimische Bewegungen anknüpfen, an die Bestrebungen der Brüder vom gemeinsamen Leben, die bereits, um der mystischen Betrachtung und der Handarbeit Raum zu schaffen, die scholastischen Übungen zurückgedrängt hatten, und an die Bestrebungen der Klosterreform, die zum guten Teil Reform der klösterlichen Bildung gewesen war. Eine erste Zusammenfassung fanden diese Richtungen im Elsaß. Auch hier sind die Beziehungen zur mystischen Theologie deutlich. Der kurze Weg zu Gott, den die Mystiker suchten, sollte sich in den neuen Weg zur Theologie verwandeln. Es sollte eine Theologie des Gemüts sein, die in einer Herzensreligion wurzelte. Man kam zu einem neuen Ideal des geistlichen und kirchlichen Lebens, man ahnte wenigstens von ferne, daß die Muster einer neuen kirchlichen Bildung in einer neuen Entdeckung der christlichen Antike zu finden seien,

Weihbischof

Domherr

die schon Petrarca aus dem großen Bezirk der Antike überhaupt herauszuheben versucht hatte.

Aber tiefere Bedeutung für die deutsche Entwicklung bekamen diese Dinge doch erst, als nun der deutsche Humanismus, wieder im Wettbewerb und in betontem Gegensatz zu Italien, sich den neuen Wissenschaften, vor allem der Geschichtsbetrachtung und der Naturerkenntnis, zuwandte. Hier sind die Führer die „Poeten". Sie sind die echten Nachfolger der Vaganten des Mittelalters in Lebensführung und Lebensanschauung. Sie stellen sich in bewußten Gegensatz zu der alten Bildung und ihren Formen und bekämpfen sie, wo nur immer möglich. Sie stellen die neue Dreiheit der Poesie, Beredsamkeit und Philosophie dem ganzen alten Wissenschaftsbau gegenüber und fordern, daß er nach dieser umgeformt werde. Sie führen den eigentlichen Kampf um die Universitäten und erobern sie, eine nach der andern. Der genialste Vertreter dieses humanistischen Vagantentums ist der fränkische Bauernsohn Conrad Celtis. Ihm verdankt es

Ordensbruder.
Holzschnitte von H. S. Beham

Wallfahrt zur Kirche der wundertätigen „Schönen Maria" in Regensburg.
Holzschnitt von M. Ostendorfer, 1519

Der Humanist Konrad Celtis.
Holzschnitt von Hans Burgkmair 1507

zwei Dinge, die für die Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland in der nächsten Zeit entscheidend wichtig geworden sind. Indem Celtis den deutschen Humanismus überall, wo er auf seinen Wanderfahrten hinkommt, zu literarischen Zirkeln zusammenschließt, schafft er eine erste Organisation des humanistischen Gemeinschaftsgefühls, wie sie nirgendwo sonst bestand. Noch wichtiger wurde, daß Celtis dem Gedanken eines geistigen Gesamtdeutschland, der seinen Sodalitäten zugrunde lag, dann gleich einen bestimmten Inhalt und der humanistischen Arbeit ein bestimmtes Ziel gab. Sie sollte eine neue deutsche Kultur, die sich an einer germanischen, aus dem eben wieder entdeckten Tacitus entnommenen orientierte, durch die Erforschung der deutschen Vergangenheit geschichtlich begründen und sie aus der „druidischen" Weisheit und der „Wald- und Feldreligion" der alten Germanen mit philosophischem Inhalt erfüllen. Unzweifelhaft kamen diesen Anstrengungen, den deutschen Geist auch gegenüber dem italienischen selbständig zu machen, auch eigentümliche Anlagen des deutschen Geistes selbst entgegen. Schon bei dem Cusaner steht neben dem theologischen Unendlichkeitsbegriff der mathematische, und für den deutschen Humanismus wird die Verbindung der Poeten und der Mathematiker charakteristisch. Die für den deutschen Geist dauernd wesentliche Verbindung von phantastischer Spekulation und technischem Interesse kündigt sich an. Sie gibt bereits den Zeiten unmittelbar vor der Reformation ihr Gepräge.

Von der größten Bedeutung aber wurde es, daß sich alle diese Bestrebungen um die Person Maximilians zusammenschlossen. Damit gewann der deutsche Humanismus eine Einheit wie sonst nirgendwo. Und gerade die fahrige Reizsamkeit, die Max zu einem politischen Dilettanten stempelt, hat ihn befähigt, in dem geistigen Leben der Zeit eine Rolle zu spielen, wie sie kein Kaiser vor ihm und keiner nach ihm gespielt hat. Natürlich, daß er die Bestrebungen zur Erforschung der deutschen Vergangenheit lebendig aufnimmt. Aber seine kaiserliche Phantasie hatte auch ihren Anteil an den verschiedenen Entwürfen zu einer Reform der Kirche und des religiösen Lebens, die er mit Geiler und Wimpfeling, mit Trithemius, Eck und Peutinger besprach. Hier wie dort kamen sich die Tendenzen eines

national-kämpferischen Humanismus und die gefühls- und zufallmäßig betonten kaiserlichen Einfälle natürlich entgegen.

Es ist eine nationale Romantik mit scharf bestimmten Zügen, die wir hier aus dem deutschen Humanismus sich erheben sehen. Sie ruht, nicht viel anders als die an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, auf dem Begriff eines deutschen Volkstums, der nun alle gegebenen Lebensformen der Nation mit einem neuen Inhalt zu erfüllen versucht. Zunächst den Begriff „deutsche Nation" selbst, der, von den landsmannschaftlichen Gliederungen der Universitäten und den Sonderungen der respublica christiana auf den Konzilien herstammend, bisher der inneren Bestimmtheit entbehrt hatte. Noch wichtiger aber ist, daß dieser Begriff durch die schon erwähnte Anknüpfung an die germanische Urzeit ein bestimmtes Ideal des deutschen Menschen aus sich heraustreibt. Die „deutsche Einfalt", von der man wohl schon vorher halb entschuldigend gegenüber den anderen Nationen gesprochen hatte, wird ein Stück nationaler Besonderheit, auf das man als Urvätererbe stolz ist. Man erfaßt den deutschen Nationalcharakter als eine ethische Forderung, an der man klagend oder preisend die Gegenwart mißt, und sucht von da aus einen deutschen Stil des Lebens zu gewinnen. Ebenso werden auch die Vorstellungen von dem Imperium der deutschen Nation durch diese romantische Vergangenheitsbetrachtung verändert. Es soll seinen Rechtsgrund nicht mehr aus irgendeiner päpstlichen Übertragung herleiten, sondern aus dem Erbanspruch germanischer Volkskraft, die in der Völkerwanderung den römischen Koloß niedergeworfen hat.

Titelblatt der zweiten, hauptsächlich von Hutten verfaßten Sammlung der „Dunkelmännerbriefe". Hagenau 1517

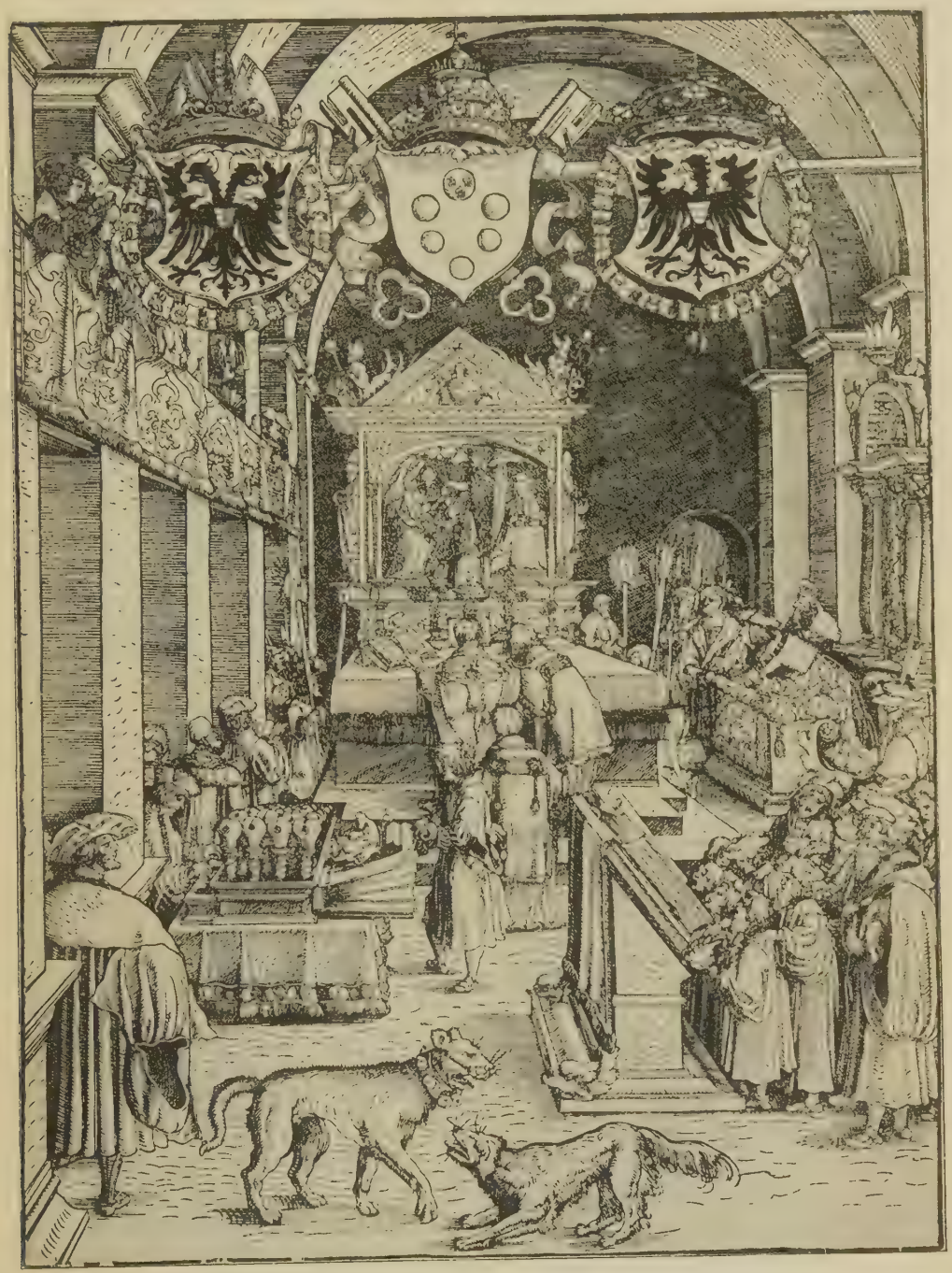
Es sah aus, als sollte sich aus dieser nationalen Romantik nun wirklich eine Einheit der nationalen Tendenzen entwickeln, die notwendig auch einen politischen Ausdruck hätte suchen müssen. Die Bedingungen dafür, eine außerordentliche Steigerung der nationalen Empfindlichkeit und des nationalen Stolzes, hatte sie jedenfalls geschaffen. Aber ehe sie vor wirkliche Entscheidungen gestellt wurde, war sie bereits durch andere Strömungen

innerhalb des Humanismus selbst gekreuzt worden. Die religiöse Aufklärung, wie sie Erasmus vertrat, brach mit außerordentlicher Macht in Deutschland ein, sie fand gerade hier ihren fruchtbarsten Boden.

Jetzt sollte der neue Humanitätsbegriff, wie ihn die Italiener geschaffen hatten, auf die christliche Religion selbst angewendet werden. Damit war auch für die fortgeschrittene Gruppe der nationalen Romantik die Möglichkeit gegeben, sich der neuen Bewegung anzuschließen. Denn die Forderung einer Wiederherstellung der ursprünglichen Einfachheit des Christentums schien ja nur eine Analogie zu der Wiederbelebung der alten deutschen Frömmigkeit zu sein. Bei Zwingli z. B. ist die Verbindung zwischen seinem Schweizertum und dieser christlichen Renaissance ganz deutlich, und nur aus dieser Verbindung nationaler Reizbarkeit mit den allgemeinen Tendenzen einer aufklärerischen Religiosität erklärt sich, daß ein Vorgang wie der Reuchlinsche Streit eine entscheidende Bedeutung für den ganzen deutschen Humanismus und seine Stellung im Leben der Nation gewinnen konnte.

Denn weder der Anlaß noch die Person des Vorkämpfers schien dazu besonders geeignet. Ob man den Juden, wie ihr Ankläger Pfefferkorn forderte, ihre heiligen Bücher wegnehmen und verbrennen oder sie, wie Reuchlins Gutachten wünschte, zum Studium des Hebräischen an den Universitäten verwenden wollte, das war doch nicht mehr als eine Gelehrtenfrage, und Reuchlin selbst war alles weniger als ein Kämpfer. Aber wesentlich wird, daß der Streit, nachdem er als Rechtshandel von Reuchlin 1514 halb gewonnen ist, nun auf das literarische Gebiet zurückkehrt und sich zu einer großen Auseinandersetzung der beiden Richtungen des deutschen Humanismus mit der alten scholastischen Bildung gestaltet. Das ist die Bedeutung der Dunkelmännerbriefe, die in zwei Teilen 1515 und 1517 erschienen. Im ersten Teil spricht die humanistische Freigeisterei, die ihren Mittelpunkt in dem Gothaer Kreise Mutians hatte. Sie wendet sich, die Mittel der Erasmischen Satire volkstümlich vergröbernd, gegen die Bildung und Lebensformen der obscuri. Im zweiten Teil bemächtigt sich die nationale Romantik des Streits und wendet ihn gegen das alte Kirchenwesen überhaupt. Hier spricht Hutten. In ihm sehen wir noch einmal das Vagantentum der Poeten, aber anders gewendet. Schon von seiner ritterlichen Abstammung her, die er nie vergessen hat, ist ihm der Drang nach Freiheit eigen. Die gärende Unruhe des Blutes und ein lange ziellos er Abenteuer- und Wandergeist verstärken ihn, und nun sehen wir Hutten sein Lebtag bemüht, der deutschen Freiheit, die in ihrem Grunde die staatlose Unbotmäßigkeit des deutschen Adels war, aus der humanistischen Bildungswelt heraus neue Inhalte zu geben. Er sieht die römische Kirche auf der doppelten Folie des Erasmischen Christentums und der deutschen Gegenstellung gegen die „Romanisten". Aus dieser Stimmung ist der zweite Teil der Dunkelmännerbriefe hervorgegangen. Er erschien in demselben Jahr, in dem Luther seine Thesen in Wittenberg anschlug. —

Blicken wir von hier auf die humanistische Bewegung als Ganzes zurück, so ist deutlich, daß sie mit den anonymen Regungen des Volkskörpers in einem wesentlichen Punkt übereinstimmt. In beiden herrscht das Gefühl, daß eine allgemeine Umwälzung der Dinge bevorstehe. Aber gegenüber dem Pessimismus der Prophezeiungen und Anklagen, die wir als Ausdruck der eigentlichen Volksstimmung betrachtet hatten, ist der Humanismus optimistisch. Maximilianische Romantik und Erasmische Aufklärung sind darin



Kaiser Maximilian, die Messe hörend. Holzschnitt von Hans Weiditz
(hinten rechts der Kaiser, vorn links der Organist Hofheimer an der Handorgel, rechts der Chor)

einig, daß ein neues goldenes Zeitalter herankomme, in dem sich aus der neuen Blüte der Wissenschaften eine neue Theologie und aus dieser eine neue Gesittung ergeben wird, und für den deutschen Humanismus ist kein Zweifel, daß in dieser Entwicklung Deutschland führen werde. Man fühlt, daß ein neues Zeitalter geistigen Schaffens angebrochen ist. 1517 hat Hans Sachs, eben von seiner Wanderschaft nach Nürnberg zurückgekehrt, diesen Gedanken in seiner naiv hölzernen Weise charakteristischen Ausdruck gegeben.

Es war freilich schon damals ersichtlich, daß auch in dem deutschen Humanismus selbst Gegensätze steckten. In dem Heer der Reuchliniſten, wie es Pirkheimer 1517 schilderte, standen sehr verschiedene Geister nebeneinander, und Erasmus, das anerkannte Haupt der ganzen Bewegung, hatte schon damals seine Bedenken gegen die „ferocia“ seiner deutschen Freunde und Schüler, und wenn Hutten auf ihn, Reuchlin und Mutian als die Führer in dem großen Kampfe hoffte, den er kommen sah, so sollte er sich in allen dreien täuschen. Auch das gab zu denken, daß Maximilian sich in dem Reuchlinschen Streit unzuverlässig und unsicher gezeigt hatte.

Hörte man vollends die Klagen, die auf dem Reichstag zu Mainz, Sommer 1517, über den Zustand des Reichs, den Mangel an Friede und Recht, die Mängel der Verwaltung, die kritischen politischen und sozialen Zustände vorgebracht wurden, sah man auf die Stellung der Regierenden, die bereits an ihrer eigenen Autorität verzweifelten, so mußte es sehr fraglich erscheinen, ob auch die stärkste geistige Bewegung die Nation als Ganzes mit sich fortzureißen vermögen werde.

Dies aber war der Zustand der Nation, als Luther hervortrat.

Hans Sachs. Holzschnitt von Hans Brosamer

Spottbild auf Tetzels Ablaßhandel. Zeitgenössischer Holzschnitt

Luthers Begegnung mit der Nation

Wir dürfen glauben, daß Luther wirklich überrascht davon war, wie schnell sich seine Thesen verbreiteten, „als ob die Engel vom Himmel Botenläufer gewesen", sagte später sein Biograph Mykonius. In Nachdrucken und, was wichtiger war, in deutscher Übersetzung werden sie bekannt. Wir finden sie schon zu Ende des Jahres 1517 und zu Anfang des nächsten in Erfurt, Nürnberg, Augsburg, Ingolstadt und Basel. Und die erste Erfahrung, die nun Luther machte, war, daß sein Angriff auf den Ablaß, der aus seinem innerlich gewonnenen Begriff der Buße hervorgegangen war, mit den realen Beschwerden und Klagen zusammentraf, die sich längst im Volke und auch bei den Regierenden gegen den Mißbrauch des Ablaßinstituts gesammelt hatten. Wir sahen, wie gerade hier das nationale Moment hineinspielte. Daß der Ablaß, wie die anderen „römischen Fünde", das deutsche Geld nach Rom ziehe, war ein ständiger Beschwerdepunkt in den offiziellen und nichtoffiziellen Klagen der Zeit geworden. Auch die römischen Epigramme Huttens hatten mit besonders zornigem Pathos von den törichten Deutschen gesprochen, die sich Tugend und himmlischen Lohn in Rom erkauften.

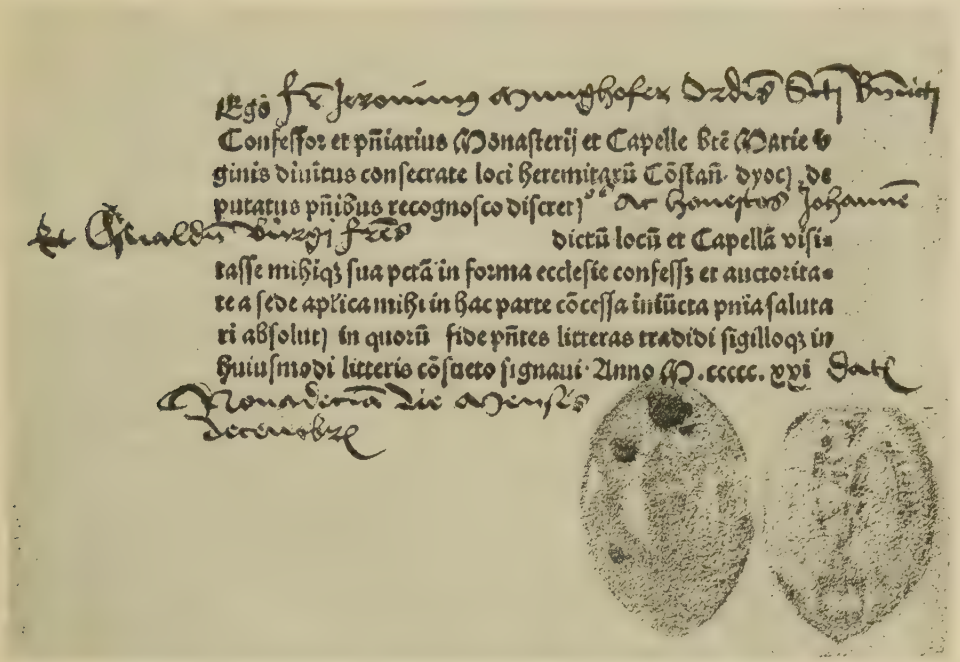
Aber die Ausbreitung des Ablaßstreits zu einer Reformationsbewegung erfolgte durch die Gegenmaßregeln der angegriffenen Kirche selbst. Die deutschen Dominikaner, die sich um ihren Ordensgenossen Tetzel scharten, führten die Sache weiter. Schon im

März 1518 mußte Luther fürchten, in Rom verurteilt zu werden. Aber Friedrich der Weise war nicht gesonnen, sich seinen Doktor entreißen zu lassen; er empfand den Angriff auf Luther, neben dem jetzt schon Karlstadt stand, als einen Angriff auf seine geliebte Universität, und wie hinter Tetzel die Dominikaner, so traten hinter Luther seine Ordensgenossen, die Augustiner. So tat Luther seinen ersten weiteren Schritt auf der betretenen Bahn: er schrieb Erläuterungen zu den Thesen, die nun den Zusammenhang derselben mit seiner Paulinischen Theologie offen darlegten. Aber sie brachten noch etwas mehr. In den Erläuterungen zur 89. These hieß es: „Die Kirche bedarf einer Reformation, aber sie kann nicht das Werk eines einzelnen Menschen, des Papstes, auch nicht der vielen Kardinäle sein, das haben die beiden jüngsten Konzilien bewiesen, sie ist die Sache der ganzen Welt oder vielmehr Gottes allein. Die Zeit dieser Reformation aber kennt allein der, welcher die Zeiten geschaffen hat." Damit verband Luther seine Sätze mit den Reformationsforderungen, die die Konzilien aufgestellt, aber nicht erfüllt hatten. Und wie weit war es von da bis zu einer Verwerfung der hierarchischen Ordnung überhaupt, die doch auf der verurteilten Handhabung des Bußsakraments ruhte? Ein schwäbischer Bauernsohn, Johannes Eck, sah als erster die prinzipielle Bedeutung, die Luthers Angriff auf den Ablaß für das System der Kirche überhaupt hatte. Er traf die letzten Konsequenzen der Stellung Luthers, indem er ihn mit dem Aufrührer Hus in eine Linie setzte, seine Thesen mit dem böhmischen Gift verglich, das den ersten großen Aufruhr in der Kirche erregt hatte. Luther fühlte sich aufs tiefste beleidigt, noch war es ihm undenkbar, mit Hus zusammen genannt zu werden. Fünfzehn Monate später wird er anders denken.

Aber zunächst mußte der Weg seiner eigenen Entwicklung weiter gegangen sein. Ein Generalkapitel seines Ordens in Heidelberg im Mai 1518 gab ihm Gelegenheit, die Disputation, die er sich in Wittenberg gewünscht hatte, jetzt zu halten. Aber die Thesen, die er hier verteidigte, gingen nicht mehr über den Ablaß, sondern über Sünde und Gnade, vor allem über die Unfreiheit des Willens, die Hauptpunkte seiner „Kreuzestheologie", daneben über die wahre Philosophie, die er mehr bei Pythagoras und Plato als bei Aristoteles finden wollte. Schon in den Resolutionen zu den Thesen hatte er seine Sache sodann mit jener humanistischen Religiosität zusammengeschlossen, die in Pico von Mirandola, Valla, Reuchlin und Favre d'Etaples sich gegen den Verdacht der Häresie hatte wehren müssen. Er selbst hatte seit November 1517 in Briefen seinem Namen das humanistische Eleutherius hinzugefügt. Suchte er hier Bundesgenossen, so war er gewiß, sie zu finden. Eben in jenen Tagen war Melanchthon in Wittenberg neben ihn getreten. Er brachte die Ideen der Erasmischen Bildungsreform mit und erlebte durch Luther sogleich eine Bekehrung zur Paulinischen Theologie.

Schon vorher hatte Luther mit dem Sermon von Ablaß und Gnade begonnen, zum deutschen Volke von seiner Sache zu reden. Er wollte die Thesen damit durch etwas Besseres, klarer Gesagtes ersetzen, aber er ging wiederum einen Schritt weiter, wenn er statt der Ablaßgabe die Gaben an den Nächsten empfahl. „Laß die faulen und schläfrigen Christen Ablaß suchen, geh Du für Dich."

Am 12. Oktober 1518 steht Luther in Augsburg vor Cajetan. Denn unterdessen war auf eine erneute Anklage der Dominikaner hin der kanonische Prozeß gegen ihn eröffnet worden. Schon im August hätte er sich in Rom vor seinen Richtern verantworten sollen.



Ablaßzettel aus dem Jahre 1521. Zürich, Staatsarchiv

Ich, frater Jeronimus Munghofer vom Benediktinerorden, als Beichtiger und Poenitentiar des Klosters und der Kapelle der seligen Jungfrau Maria, die mit göttlicher Gunst in Einsiedeln im Bistum Konstanz eingeweiht worden ist, abgeordnet, bekenne mit Gegenwärtigem, daß die achtbaren und ehrsamen Brüder Johannes und Oswald Bürgi den genannten Ort und die Kapelle besucht, mir in der von der Kirche verlangten Form ihre Sünden gebeichtet haben und ledig gesprochen worden sind, nachdem ich ihnen kraft der mir vom apostolischen Stuhl für diese Gegend übergebenen Vollmacht die Reinigungsbuße auferlegt hatte. Zur Beurkundung dessen habe ich ihnen den vorliegenden Schein ausgestellt und ihn mit dem für solche Scheine gebräuchlichen Siegel besiegelt.
Gegeben im Jahre 1521, am 19. Dezember

Sein Landesherr, Friedrich der Weise, hatte auf seine Bitte hin erlangt, daß das Verhör in Deutschland stattfinde. Kardinal Cajetan, der auf dem Reichstag, der seit 18. April in Augsburg tagte, die deutschen Fürsten für die Türkenhilfe zu gewinnen hatte, sollte auch dieses Geschäft übernehmen. Aber dann hatte Luther selbst seine Sache verschlechtert. Im Mai oder Juni 1518 hatte er in Wittenberg eine Predigt über den Bann gehalten. Wir haben sie nicht mehr. Aber es ist kein Zweifel, daß Luther auch hier die Strafe des Bannes selbst nicht anders eingeschränkt hat wie früher die Wirkung der Ablässe. Der Kern seiner Behauptungen wird mit dem alten Wort des Sachsenspiegels übereingekommen sein: „Der Bann schadet wohl dem Leibe, aber nicht der Seele." Luther zog damit nur die Folgerungen aus der Lehre von der inneren Buße, die ihm längst feststand, aber er war sich doch bewußt, damit ein neues Feuer angezündet zu haben. Die Antwort Roms hatte denn auch nicht auf sich warten lassen. Eine neue Entscheidung des Papstes erklärte ihn für einen notorischen Ketzer, für den es nur noch eine Rettung gab, den Widerruf.

Es war in Luther ein seltsam zwiespältiges Gefühl, als er in Augsburg einzog. Er

Ansicht der Stadt Augsburg im Anfang des 16. Jahrhunderts.

war bereit, für seine Sache zu sterben, wenn es sein mußte. Er sah ja, wie es das Schicksal der reinen Lehre Christi gewesen sei, ihren Bekennern den Tod zu bringen. Aber er war auch entschlossen zu kämpfen. Die Mönchsdemut, die er auch dadurch ausdrückte, daß er zu Fuß in ärmlichem Gewand nach Augsburg pilgerte, und der Stolz, eine erkannte Wahrheit zu vertreten, liegen bei ihm noch in ungelöstem Streite. Als er nach Augsburg kam, wußte er sich geschützt durch den Beistand seines Fürsten, getragen von der Zustimmung seiner Universität. In Augsburg selbst erkannte er, daß er für die vornehmen Kreise der Patrizier und Gelehrten, die alle einer Erasmischen Religiosität zuneigten, bereits eine Berühmtheit sei. Aber wichtiger wurde, daß ihn auf der Fahrt und in Augsburg selbst zum erstenmal die Wogen der nationalen Erregung erreichten, die durch die Verhandlungen des eben zu Ende gegangenen Reichstages wieder entfacht worden war. Denn hier war noch einmal das alte römische Reich, Kaiser und Papst Hand in Hand, auf die Bühne getreten, um von den deutschen Ständen die Willigungen für den neuen großen Türkenkrieg zu erlangen, den der Papst als das gemeinsame Unternehmen der abendländischen Christenheit ausgeschrieben und für den Maximilian einen phantastischen Kriegsplan, ganz im Stil der Kreuzzüge, entworfen hatte. Aber einiger noch als die beiden höchsten Gewalten, die so die Idee des alten kriegerisch-priesterlichen Gemeinwesens vertraten, war die Opposition, die aus den Lebensbedingungen einer gänzlich veränderten Welt stammte. Als Luther ankam, war es schon entschieden, daß diese Kräfte die stärkeren gewesen waren; aber ihn selbst umgab noch der Nachhall dieser Stimmungen, er fühlte, daß auch sie ihn trugen, daß seine Berühmtheit bereits eine „herostratische" sei.

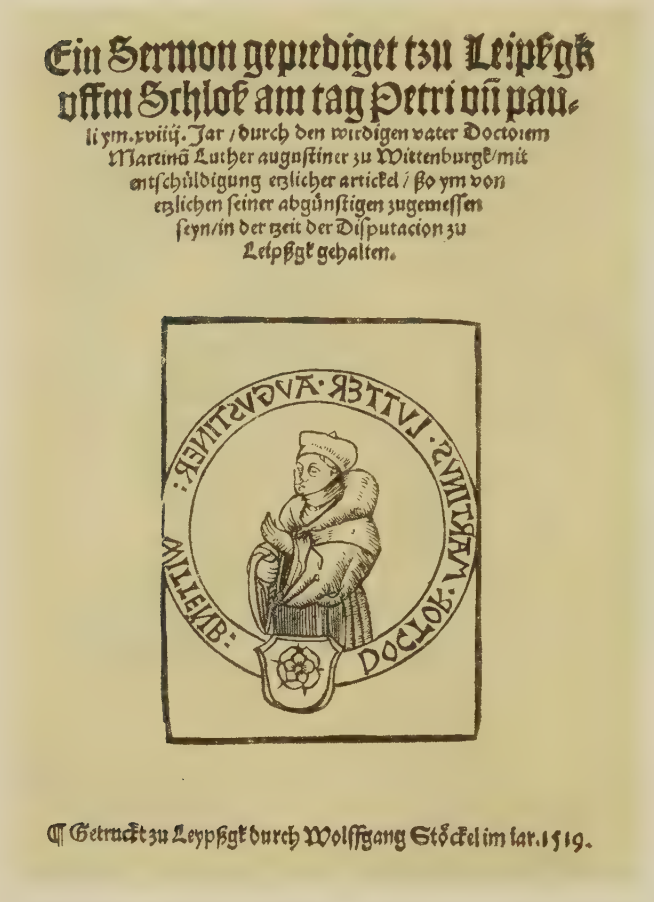
Handzeichnung von Georg Seld. Augsburg, Maximilian-Museum

Und nun ihm gegenüber Cajetan. Kein Kardinal im gewöhnlichen Sinn, kein Repräsentant des neuen kirchlichen Pomps, ein gelehrter Arbeiter, weitherzig genug, um sich dem neuen Wissenschaftsgeist zu öffnen, stärker auf ihn vertrauend als die Mehrzahl der Kurialen, aber doch ein Vertreter des Thomistischen Geistes, der mit dem restaurierten Papsttum emporgekommen war und dessen eigentliche Stütze bildete. Bezeichnend, daß der Gegensatz zwischen ihm und Luther schließlich in zwei Punkten sich verdeutlichen ließ; in der Lehre vom Gnadenschatz der Kirche und der von der Sicherheit, die aus dem Glauben stamme. Bezeichnender noch, daß für Cajetan der erste, für Luther der zweite Punkt der wichtigste war: Die Kirche als Anstalt, als eine große hierarchisch verfaßte Gemeinschaft, die als solche über die Grenzen dieser Zeitlichkeit hinausragt, und die Rechtfertigung aus dem Glauben traten sich in ganzer Klarheit gegenüber.

Luther hat dann den von ihm geforderten Widerruf verweigert und sich schließlich, auf Rat seiner Freunde, dem weiteren Verfahren durch die Flucht entzogen. Er suchte seinen Zusammenhang mit der Kirche zu wahren, indem er in der üblichen Form von dem schlechtberatenen Papst an den besser zu beratenden appellierte.

Aber der Papstkirche stand er jetzt doch schon gegenüber als ein einzelner, für sich selbst. Von dem Ordensgehorsam hatte ihn Staupitz in Augsburg entbunden und ihn Gott befohlen. Bald darauf hat er sich selbst von Luther gelöst.

Dafür entstanden diesem bei jedem neuen Schritt neue Anhänger. Immer deutlicher zeigte sich, daß seine Sache kein theologischer Streit bleiben würde. Schon im November 1518 sagte Christoph Scheurl in Nürnberg, daß Luther der berühmteste Mann in Deutsch-



Ein Sermon geprediget tzu Leipßgk offm Schloß am tag Petri vñ pauli ym. xviiij. Jar / durch den wirdigen vater Doctorem Martinū Luther augustiner zu Wittenburgk / mit entschüldigung etzlicher artickel / ßo ym von etzlichen seiner abgünstigen zugemessen seyn / in der tzeit der Disputacion zu Leipßgk gehalten.

¶ Getruckt zu Leypßgk durch Wolffgang Stöckel im iar. 1519.

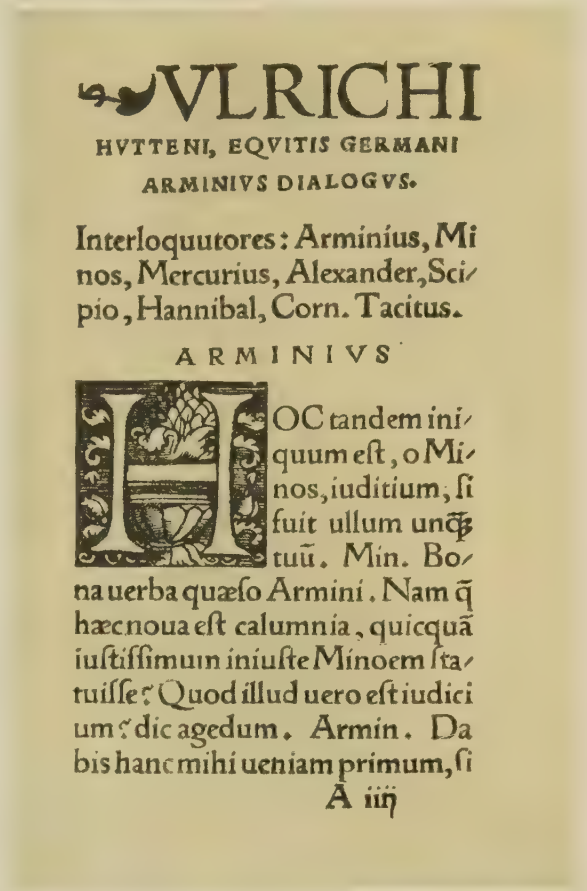
Titelblatt der ältesten Lutherpredigt während der Disputation in Leipzig 1519. (Mit dem frühesten Lutherbildnis)

land sei; in der literarisch-theologischen Gesellschaft, die sich in dem dortigen Augustinerkloster um Staupitz geschart hatte und der auch Dürer angehörte, war Luther bald das einzige Gespräch. In Basel erscheint noch im Oktober die erste Sammlung von lateinischen Schriften Luthers. Hier und am Rhein überhaupt bildet sich ein neuer Herd der Agitation für Luther. Von der nahen Schweiz her beginnt der Leutpriester von Einsiedeln aufzuhorchen: es ist Ulrich Zwingli. Erasmus sieht mit Staunen die neue Begeisterung seiner Freunde, er selbst muß daran denken, sich mit ihr und Luther abzufinden. Er hat das nach seiner Weise getan, vorsichtig und vornehm. Aber schon damit führte er die ganze Schar seiner Anhänger, die sich ihn viel enger mit Luther verbunden dachte, als er es war, zu diesem hinüber. Mindestens ein neuer Reuchlinscher Handel schien sich in Deutschland zu erheben, und ganz anders noch als in diesem wirkte nun die gesteigerte Agitationskraft des Buchdrucks. Was bedeutete es nicht für die Wirkung selbst der lateinischen Schriften Luthers im Volke, wenn der gemeine Mann auf Luthers Sermo de excommunicatione das Titelbild aus Dürers kleiner Holzschnittpassion sah, den in unendlichen Gram versunkenen Welterlöser mit der Dornenkrone? Mußte er nicht glauben, daß dieser über die verweltlichte Kirche trauere, die sein Wort für sich verkaufe?

Aber noch wichtiger wurde es, daß Luther selbst sich dieser Welt immer stärker zuwandte. Zwar die Behandlung der eigentlich theologischen Fragen, zu denen er das Wesen des Ablasses und der Papstgewalt in der Kirche rechnete, wollte er auch jetzt noch der gelehrten Disputation vorbehalten wissen. Aber daneben stand sein Predigtamt. Wie ihn die Predigt immer wieder über die Grenzen der wissenschaftlichen Erörterung hinausriß, so zwang sie ihn, auch die Auseinandersetzung des Evangeliums mit dem Leben, die er für sich begonnen hatte, im Volk selbst zu leiten. Mit einer Auslegung des Vaterunsers

für die einfältigen Laien beginnt im Dezember 1518 die Volksschriftstellerei Luthers. Kurz vorher hatte er eine zweite Ausgabe der Theologia teutsch erscheinen lassen. In der Vorrede knüpfte er seine eigene Theologie an die „ungefranſten, ungekränzten Worte" des alten Verfassers an und dankt Gott, daß er in deutscher Sprache seinen Gott also höre und finde, wie er ihn vorher nicht gefunden habe, weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Zunge.

Die entscheidenden Kämpfe blieben auch jetzt noch die theologischen. Sie fanden ihren ersten Abschluß mit der Leipziger Disputation. Wiederum haben hier Luthers Gegner, vor allem Eck, das Verdienst, ihn zu einer neuen Entscheidung fortgestoßen zu haben. Indem Luther sich von ihm das Bekenntnis entreißen ließ, daß Papst und Konzilien irren könnten und geirrt hätten und daß unter den Artikeln von Hus, die man in Konstanz verdammt hatte, etliche recht christliche und evangelische seien, vollzog er auch öffentlich den Bruch mit der Papstkirche, die er innerlich längst verworfen hatte; er verband seine Sache mit der des berühmtesten und vor allem in Deutschland verhaßtesten Ketzers.



VLRICHI
HVTTENI, EQVITIS GERMANI
ARMINIVS DIALOGVS.

Interloquutores: Arminius, Minos, Mercurius, Alexander, Scipio, Hannibal, Corn. Tacitus.

ARMINIVS

HOC tandem iniquum eſt, o Minos, iuditium, ſi fuit ullum unq̃ tuũ. Min. Bona uerba quæſo Armini. Nam q̃ hæc noua eſt calumnia, quicquã iuſtiſſimum iniuſte Minoem ſtatuiſſe? Quod illud uero eſt iudicium? dic agedum. Armin. Da bis hanc mihi ueniam primum, ſi

A iiij

Anfangsseite von Ulrich Huttens „Arminius-Dialog" 1520 (gedruckt von Joh. Secundus in Hagenau 1529)

Es war das erste Signal zu einer Scheidung der Geister. Herzog Georg von Sachsen, der der Disputation präsidierte, ist damals Luthers entschiedenster Feind geworden. Weithin wurde sichtbar, daß die neue Reformation der Kirche, von der Luther sprach, etwas anderes bedeuten müsse als all die Versuche der Konzilien und der mönchischen Reform. Wer an dieser festhielt, mußte sich von Luther scheiden.

Aber mit dieser Opposition gegen die Papstkirche war Luther nun auch in die nächste Nähe der nationalpolitischen Agitation gelangt, die Hutten führte. Im Februar 1519 erschien der erste satirische Dialog Huttens, mit dem er den direkten Kampf gegen die Romanisten begann. Cajetan mußte sich gefallen lassen, in grotesker Verzerrung als Vertreter der römischen Habsucht zu erscheinen, die Deutschland aussaugen will; ein römischer Kurtisan zeigt die Wege, die man jetzt in Deutschland am besten geht. Kurz

darauf hat Hutten seinen Arminius-Dialog zunächst für sich selbst niedergeschrieben, in dem er den Befreier Germaniens als historische Gestalt neu entdeckte und sogleich zum Ahnherrn aller Kämpfer für die deutsche Freiheit machte. Arminius hat Deutschland vom Joch der römischen Tyrannei befreit, seine Nachfolger haben das gleiche gegen die Nachfolger des Varus zu tun. Und schon schien dieser neue Arminius gefunden: Huttens neuer Freund, Franz von Sickingen, den er eben damals bewogen hatte, den Handel Reuchlins aufzunehmen, um ihm mit den Mitteln bewaffneter Drohung die Genugtuung von den deutschen Dominikanern zu verschaffen, die er in seinem Prozeß nicht hatte erlangen können.

Noch ging diese Bewegung neben der von Luther entfachten her, aber es war jetzt schon klar, längst bevor der Prozeß gegen Luther in Rom zu Ende geführt wurde, daß seine Sache eine Sache der deutschen Nation geworden war.

Die Nation aber hatte unterdessen ein neues Haupt erhalten.

Ulrich von Hutten. Holzschnitt, um 1520

Kaiserwahl Karls V.

Am 12. Januar 1519 war Kaiser Maximilian sechzigjährig in Wels gestorben. Auf dem Totenbette hatte er sich von seinem Historiographen Jakob Mennel die Abschnitte über die Heiligen und Seligen seines Geschlechts aus der Stammesgeschichte der Habsburger vorlesen lassen: seine letzten Gedanken galten der Größe seines Hauses. Auch sie hatte er gegründet, aber so ungesichert hinterlassen, wie alles andere, was er begonnen hatte. Auf seinem letzten Reichstag zu Augsburg hatte er vor allem für die Nachfolge seines Enkels Karl im Kaisertum gearbeitet. Erreichte er es, ihn bei seinen Lebzeiten zum römischen König wählen zu lassen, so war der Bau seines Lebens gekrönt, war zugleich die größte Gefahr, die einer französischen Kandidatur nach seinem Ableben, beseitigt, und mit dieser die zweite, ein Interregnum im Reiche, das bei der wachsenden Spannung unter den Reichsgliedern jetzt vor allem vermieden werden mußte.

Es schien, als sollte dieser letzte große Plan Maximilians gelingen. Auf dem Reichstag gewann er fünf von den sieben kurfürstlichen Stimmen für Karl; auch die reichsrechtliche Schwierigkeit, die sich aus der Tatsache ergab, daß Max nur den Kaisertitel führte, nicht zum Kaiser gekrönt war, schien nicht unüberwindlich. Schon war der Wahltag nach Frankfurt angesetzt, der alles zu Ende führen sollte, da starb der Kaiser, und die Frage seiner Nachfolge war neueröffnet. Denn da es sich nun nicht mehr um die Wahl eines römischen Königs, sondern um eine neue Kaiserwahl handelte, so waren alle bisherigen Abmachungen hinfällig. Das große Spiel um die erste Krone der Christenheit konnte beginnen.

Eine deutsche Königswahl ist meist ein Stück Handelsgeschäft gewesen. Aber die Kaiserwahl von 1519 zeigt diesen Vorgang nun doch in sehr besonderer Abwandlung. Sie zeigte zunächst, daß nun auch Deutschland, wie soeben Italien, ein Objekt der auswärtigen Politik der großen europäischen Mächte geworden war. Gegen Franz von Frankreich kämpfte Karl von Spanien, und auch Heinrich von England erschien unter den Kandidaten für die Kaiserwürde. Außerdem aber gab es noch eine dritte auswärtige Macht, die sehr, ja eigentlich am meisten, an diesem Wahlkampf interessiert war, den Papst.

Es handelte sich 1519 nicht mehr bloß um die alte Verbindung der beiden Häupter der respublica christiana, eine Verbindung, von der man damals vielleicht schon ahnen konnte, daß sie durch den lutherischen Handel eine neue, besondere Bedeutung bekommen werde, sondern auch, und zwar für den Medici-Papst vor allem, um die Frage der Herrschaft in Italien, darum also, ob es für das Papsttum erträglicher sei, daß der Herrscher, der als König von Spanien auch Neapel besaß, nun mit der deutschen Kaiserkrone das Erbe der Staufer erneuere, oder ob der Herr von Mailand römischer Kaiser werde und damit eine neue französische Kaiserpolitik begründe, oder ob es vielleicht eine dritte Möglichkeit gäbe, die diese beiden Gefahren beseitigte.

In dem Gegensatz dieser Interessen standen die deutschen Königswähler. Sie hätten sehr besondere Menschen sein müssen, wenn sie bei dem Wettbewerb um ihre Stimmen, der nun begann, sich nur von den Interessen des Reiches hätten leiten lassen. Es gab einen Mann, der sich, wie schon in Augsburg so auch jetzt, jeder privaten Beeinflussung versagte und in altväterlichem Rechtsgefühl das Heil von der Beobachtung der Formen des Wahlrechts erwartete, Friedrich von Sachsen. Es gab einen zweiten Kurfürsten, der bei dem Intrigenspiel nicht sonderlich in Betracht kam, weil man wußte, daß er einfältig deutsch gesinnt sei, Hermann von Wied in Köln. Alle anderen waren mehr oder weniger naive Egoisten, am unbeschämtesten unter ihnen Joachim von Brandenburg, unzweifelhaft derjenige deutsche Fürst, der damals von der landesfürstlichen Autorität den ausgebildetsten Begriff hatte, den aber die habsburgischen Räte mit Recht den Vater der Habsucht nannten.

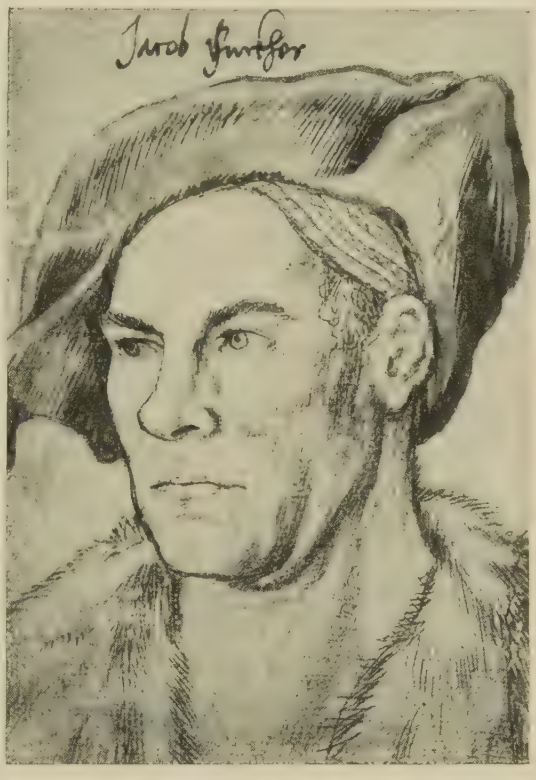
Mit dieser Habsucht unterschieden sich die deutschen Kurfürsten in nichts von dem hohen Adel Englands, Frankreichs und der Niederlande. Aber es ist bezeichnend für die besondere seelische Haltung der deutschen fürstlichen Aristokratie, daß sie, indem sie ihre Stimmen möglichst teuer zu verkaufen gedachte, doch gar kein Arg darin fand, sich auf die Bestimmungen der Goldenen Bulle zu berufen, daß die Wahl frei von Gunst und Gabe zu geschehen habe. Die Wahl war also ein Kampf der Finanzkräfte der Parteien, und hierbei war der französische König dem Hause Habsburg zunächst überlegen. Die französische Krone war zwar durchaus nicht so unbedingt Herrin der Kräfte ihres Landes, wie sich das die Deutschen vorstellten, aber sie besaß, wie in militärischer so auch in finanzieller Hinsicht, eine schlagfertige Organisation, die darauf eingerichtet war, auch weitgespannten Zielen der auswärtigen Politik zu dienen. Das französische Gold floß leicht zu den deutschen Fürsten, wie es zu den Schweizern geflossen war. Die habsburgischen Machtmittel waren auch auf finanziellem Gebiet zersplittert, überall gebunden, selten sofort greifbar. Hier hat dann das Fuggersche Kapital eingesetzt, und Jakob Fugger hat später einmal Karl V. daran erinnern können, daß er ohne ihn die kaiserliche Krone nicht erworben hätte.

Aber es gab außer dem Kampf der Finanzkräfte noch etwas Besonderes bei der Kaiserwahl von 1519. Zum erstenmal sollte die Wahlhandlung unter dem Druck der Waffen stehen. Und nun zeigte sich, was es bedeutete, daß gerade an der Westgrenze des Reiches zwei Bandenführer emporgekommen waren, die es an Gefährlichkeit, Bedenkenlosigkeit und militärischer Furchtbarkeit mit den italienischen Condottieri des 14. Jahrhunderts aufnehmen konnten, Sickingen und sein „großer Freund" Robert von der Mark, der Herr von Sedan. Beide hatten bisher nach Wahl und Vorteil Sold und Dienste bei Habsburg oder Frankreich genommen. Es war ein außerordentlicher Vorteil für die habsburgische Sache, daß es schon 1517 gelungen war, beide von Frankreich abwendig zu machen und für das Haus Habsburg zu gewinnen. Sickingen wog bei beiden Parteien so schwer wie nur irgendein Reichsfürst.

Sah man nur auf die deutsche Entwicklung, so gab es noch ein drittes neues Moment in diesem Kampfe. Die Wahlvorbereitungen vollzogen sich unter der gespannten Teilnahme aller Glieder des Reichskörpers, und hinter ihnen stand nun das Literatenvolk, das der Humanismus geschaffen und organisiert hatte, Agitatoren von Beruf, alle Ver-

treter des romantischen Patriotismus, der das bedeutende Ergebnis der Maximilianzeit war. Es gab jetzt in Deutschland so etwas wie eine öffentliche Meinung, und dieser konnten sich auch die Kaiserwähler nicht entziehen.

Dieser erste europäische Machtkampf großen Stils auf deutschem Boden, dessen Echo wir bis nach Rußland verfolgen können, hat sich also zwar in den Formen einer ordinären Bestechungsaffäre abgespielt; er ist auch noch ganz von der ideologischen Phraseologie umgeben, die aus der Ideenwelt der alten respublica christiana und aus dem nun auch schon zwei Jahrhunderte alten Kampf zwischen der deutschen und französischen Auffassung von der Nachfolge Karls des Großen übriggeblieben war. Aber man darf doch sagen, daß in ihm alle lebendigen Tendenzen der Zeit zur Anschauung gekommen sind.



Jakob Fugger, Zeichnung von Hans Holbein d. Ä.
Berlin, Kupferstichkabinett

Dafür war zunächst wichtig, daß die beiden rivalisierenden Mächte selbst ein vollständiges Bewußtsein von der Bedeutung der Entscheidung hatten. Franz I., in dessen Wesen sich in echt französischer Weise ritterliche Phantastik und die Fähigkeit zur Erfassung des politischen Moments mischten, der es verstand, der erste Ritter an seinem Hofe zu sein und doch ein Heer von vorzüglichen diplomatischen Agenten seinem ganz persönlich hervortretenden Willen dienstbar zu machen, hat es wiederholt ausgesprochen, daß die deutsche Krone in der Hand Karls eine beständige Bedrohung seiner Lande und der ganzen neuerrungenen Machtstellung Frankreichs bedeute. Auf der habsburgischen Seite sehen wir im Vordergrund Margarete, die Statthalterin der Niederlande, die erste der politischen Frauen dieses Zeitraumes, dann die habsburgischen Räte aus der Schule Maximilians und vor allem den politisch bedeutendsten Kopf dieses Kreises, den Niederländer Maximilian von Zevenberghen, der wohl wußte, daß man deutsche Fürsten wohl in ihren Eigenheiten schonen müsse, ihnen aber nur durch Macht imponieren könne. Sie alle sind einig darüber, daß die von Maximilian zusammengefügte österreichisch-burgundische Macht ohne die Kaiserkrone auseinanderfallen müsse. Was Karl selbst hier etwa noch an Einsichten fehlen mochte, das ersetzte er durch einen früh auftretenden Herrscherwillen und persönlichen Ehrgeiz; als vorübergehend am Hofe Margaretes der Gedanke auftauchte, wenn sich die Wahl Karls als zu schwierig erweise, seinen Bruder

Ferdinand als Thronkandidaten vorzuschieben, erhob sich Karl von Spanien aus mit solcher Energie, daß Margarete entschuldigend nachgab.

Nicht die gleiche politische Klarheit können wir von den deutschen Kurfürsten erwarten. Dennoch gibt es auch bei ihnen etwas, was wir ein Reichsbewußtsein nennen können. Dieses konnte nur an die Ideen Bertholds von Henneberg anknüpfen, und dann mußte man versuchen, ob es möglich sei, das Reich aus den politischen Kombinationen der beiden Parteien herauszuziehen und einen einheimischen Herrscher zu wählen, der sich dann von den beiden Weltmächten hätte suchen lassen können.

Herzog Ulrich von Württemberg.
Gemälde von Hans Brosamer

Friedrich der Weise hat diesen Gedanken gehabt. Aber ihm fehlten alle Eigenschaften eines Führers mit festen politischen Zielen, und es blieb deshalb für die Wähler nur ein Ziel übrig: einen Herrscher zu wählen, von dem man hoffen konnte, daß er das Verhältnis zwischen Kaiser und Reich, wie es aus den Verfassungskämpfen unter Maximilian hervorgegangen war, möglichst unverändert lassen werde. Dazu aber schien Karl von Spanien immerhin noch die größere Aussicht zu bieten. Wenn die Franzosen den Kurfürsten vorstellten, daß mit der Wahl Karls die Krone im Hause Habsburg erblich zu werden drohe, so machte das doch viel weniger Eindruck, als wenn die habsburgischen Agenten, die populären Vorstellungen benützend, auf die „französische Tyrannei" hinwiesen, die alle Freiheit unterdrücken werde. Das erhielt eine scheinbar schlagende Begründung, als unmittelbar nach dem Tode Maximilians Herzog Ulrich von Württemberg die Reichsstadt Reutlingen einnahm. Denn dieser Bruch des Reichsfriedens durch einen so wenig mächtigen Fürsten schien nur mit französischer Hilfe möglich.

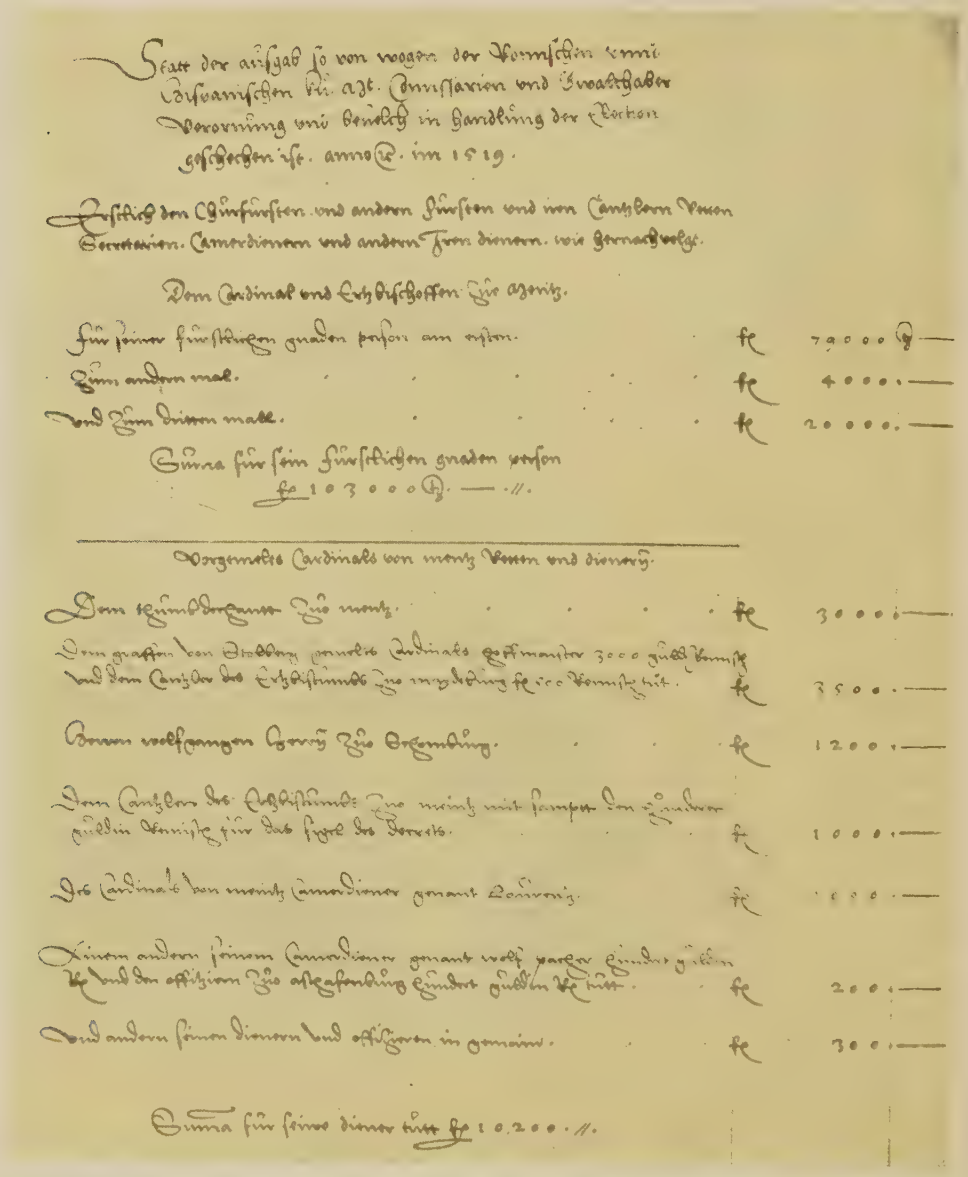
Der Überfall auf Reutlingen wurde das wichtigste Hilfsmittel der habsburgischen Agitation, und als sich nun der Schwäbische Bund, dessen vornehmstes Glied Österreich war, erhob und den Herzog nach kurzem Kampfe verjagte, da war der Beweis gegeben, daß es nicht gut sei, sich dieser Macht zu widersetzen und sich auf Frankreich zu verlassen.

Hier in Württemberg hat dann die habsburgische Politik überhaupt ihr Meisterstück gemacht. Indem man das abgedankte Heer des Schwäbischen Bundes für Österreich warb und mit Sickingens Scharen in der Pfalz zusammenzog, erlangte man die unzweifelhafte militärische Überlegenheit über Frankreich; und indem man die Schweizer an der Vertreibung Ulrichs interessierte, zog man nicht nur die Schweiz wieder in die allgemeinen deutschen Interessen hinein, Zevenberghen erreichte auch, daß die Schweizer Tagsatzung mit ungewohnter Deutlichkeit erklärte, sie werde einen Nichtdeutschen nicht als Kaiser dulden, und den König von Frankreich ausdrücklich aufforderte, von seiner Bewerbung um die Kaiserkrone abzustehen.

Margarete von Österreich, Statthalterin der Niederlande. Gemälde von Bernard van Orley

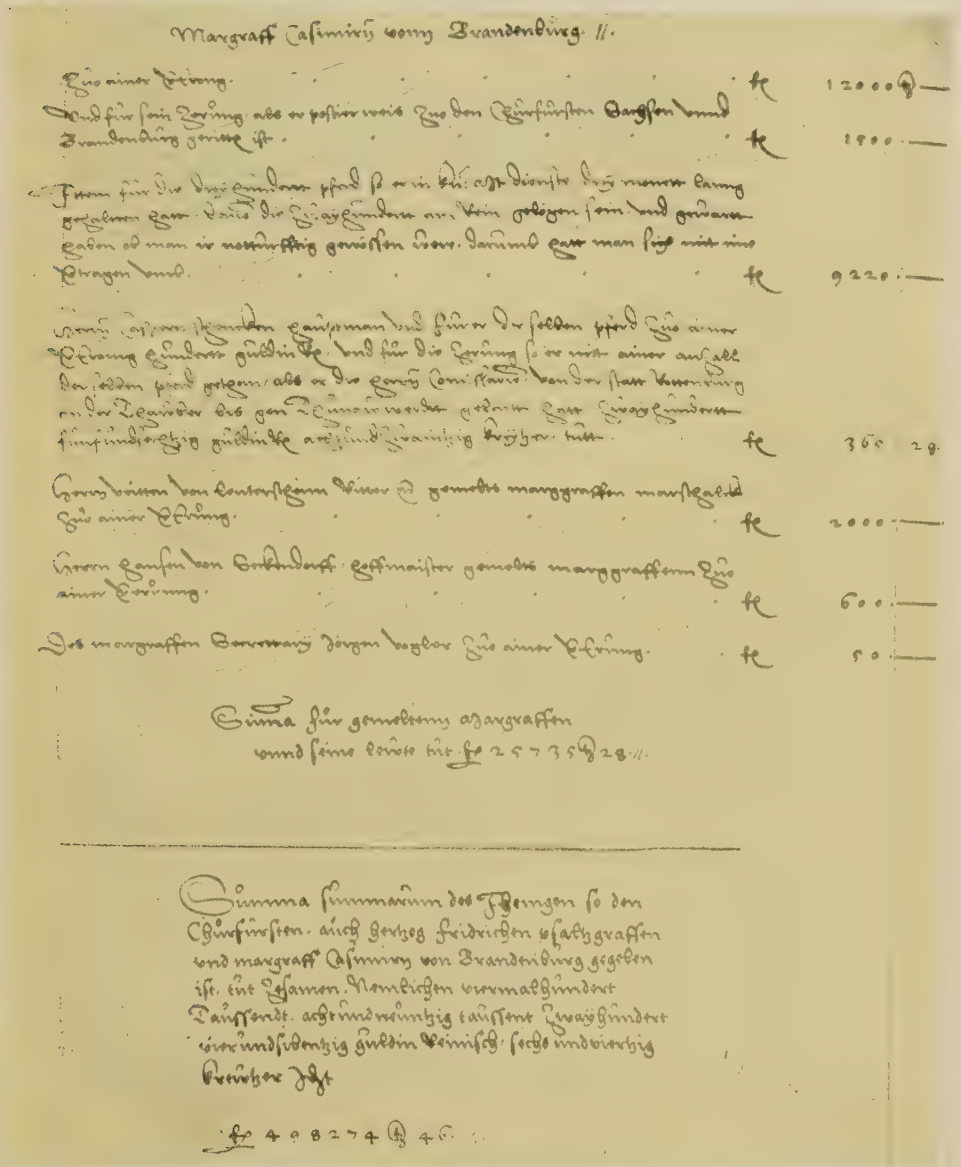
Damit hatte die habsburgische Partei den entscheidenden Sieg über die französische errungen. Der König von Frankreich mochte der Wahrheit gemäß erklären, daß er den württembergischen Herzog nicht unterstützt habe, die habsburgische Agitation konnte nun all die populären Strömungen, die sich in der Zeit Maximilians gebildet hatten, in ihr Bett leiten. Der englische Gesandte kann sich nicht genug darüber wundern, wie stark die nationale Abneigung gegen die Franzosen hervortrete. Und da um dieselbe Zeit auch Jakob Fugger mit einer Bürgschaft von 130000 Gulden für die noch ungedeckten Wahlverpflichtungen Karls einsprang, so hatte auch in diesem Punkte die habsburgische Agitation die französische geschlagen.

Aber es gab noch einen Gegner vor dem Ziel, den Papst. Man hat darüber gestritten, ob die Politik Leos X. in der Wahlfrage mehr von Rücksichten auf sein mediceisches Hausinteresse oder auf die Interessen der Kirche geleitet worden sei. Gewiß ist, daß er sich in dieser Sache energischer und fester als sonst gezeigt hat und daß er von vornherein entschlossen war, eine Wahl Karls von Spanien zu verhindern. So stark wirkten die gibellinischen Erinnerungen der Vergangenheit des Papsttums, auf die sich der Papst denn auch ausdrücklich bezog. Warum er freilich den in den Verhandlungen von 1518 festgehaltenen Plan, einen deutschen Kurfürsten zur Krone zu befördern, alsbald preisgab, ist nicht auszumachen. Sicher ist, daß er für Franz getan hat, was er konnte. Und erst als die Wahl des französischen Königs ganz aussichtslos geworden war, ändert Leo seine



Zwei Seiten der Wahlkostenrechnung mit Angabe der für die Kaiserwahl aufgewendeten Gelder, die

Politik. Noch sucht er einen Ausweg. Wenn es jetzt noch gelang, einen dritten, einen deutschen Fürsten zum Kaiser wählen zu lassen, war die spanische Gefahr wenigstens für den Augenblick beseitigt. Es gab nur einen Kurfürsten, von dem man hoffen konnte, daß er die Stimmen der andern auf sich vereinigen könne, wiederum Friedrich von Sachsen. Eben weil er, von allen umworben, sich gegen niemand gebunden hatte, konnte er der „dritte" sein, den man suchte.



Karl V. von den Handelshäusern der Fugger und Welser vorgeschossen waren. Augsburg, Stadtarchiv

Um die Mitte des Juni 1519 ist dieser Plan ganz nahe an die Verwirklichung gekommen. Der Papst und Frankreich einig für Friedrich, auch England gewillt, die Wahl zu fördern, die Stimmen der am meisten zu Frankreich neigenden Kurfürsten, Brandenburg, Pfalz, Trier, für ihn bereit. Was Friedrich selbst zu tun versäumt hatte, das wurde ihm jetzt von außen entgegengetragen. Aber Friedrich lehnte ab. Als er den Grafen Friedrich von Solms, seinen vertrautesten Rat, fragte, ob er die Würde annehmen solle, erwiderte dieser, dazu

gehörten zwei Dinge, Weisheit in der Regierung und Ernst und Nachdruck im Strafen; jene besitze der Kurfürst in vollem Maße, diese nicht. Und Friedrich gab ihm recht.

Am 28. Juni 1519 ist dann Karl von Spanien in der hergebrachten feierlichen Form einstimmig zum römischen König und künftigen Kaiser gewählt worden. Auch der Kurfürst von Brandenburg, der bis zum Schluß französisch blieb, hat für ihn gestimmt, nur mit dem Protest, daß er diese Wahl aus rechter Furcht tue und nicht aus rechtem Wissen.

Es war ein teuer erkaufter Sieg. Die habsburgische Wahlkostenrechnung belief sich schließlich auf 852 189 fl., darunter fast genau die Hälfte reine Bestechungsgelder an die Kurfürsten und ihre Räte; auch für Sachsen hatte sich schließlich ein Preis gefunden, der das Gewissen des Kurfürsten unbelastet ließ. Aber der Sieg war den Aufwand wert. Die Kaiserkrone in der Hand Karls von Spanien bedeutete in der Tat, wie Wolsey gesagt hatte, die Herrschaft über die Welt. Es war ein Sieg über Frankreich, das nun aus der Angriffsstellung, die es seit Karl VIII. angenommen hatte, für fast ein Jahrhundert in die Verteidigung gedrängt wurde. Es war ein Sieg über das Papsttum, das nun darauf angewiesen war, als italienische Macht wie als kirchliche mit einem Kaisertum zu paktieren, das in einer noch nicht dagewesenen politischen und geistigen Selbständigkeit neben ihm stand. Es war endlich ein Sieg über die divergierenden Tendenzen des deutschen Reichskörpers, um so größer, als er schließlich in den Formen des Reichsrechts erfochten worden war. Der Druck der bereitstehenden Waffen hatte sich öffentlich nicht geltend zu machen gebraucht. Für die Welt erschienen die Vertreter des Reichs bei der Wahl in unerwarteter und deshalb um so wirkungsvollerer Einheit.

Durch die neue Machtkombination, die die deutsche Kaiserwahl von 1519 bezeichnet, war also entschieden, daß für die nächste Periode der europäischen Geschichte noch einmal die universalen Tendenzen der abendländischen Völkergemeinschaft den Vorrang vor den nationalen behaupten würden. Wie sich dieser neue Universalismus aber auswirken würde, das hing fast ausschließlich von der Persönlichkeit Karls selbst ab.

Karl war 19 Jahre alt, als er Kaiser wurde. Er wird von allen unparteiischen Berichterstattern als körperlich unentwickelt geschildert und galt auch geistig dafür. Man nahm an, daß er vollständig von seiner niederländischen Umgebung, vor allem von dem Herrn von Chièvres abhänge, der mit seiner Habsucht und Herrschsucht Arbeitskraft, Scharfblick und Hingebung an die Geschäfte verband. Möglich, daß Karl schon damals anders war, als er schien. Seine Erziehung an dem Hofe seiner Tante Margarete zu Mecheln muß ihn früh gelehrt haben, die höfische Tarnkappe anzulegen, die angeborene Verschlossenheit seines Wesens noch mehr zu betonen. Als dem Sechzehnjährigen die spanische Krone zufiel, hatte er dort mit den Parteien zu rechnen, die entweder das Recht seiner in Wahnsinn verfallenen Mutter oder das seines Bruders Ferdinand gegen ihn vorschoben. Begreiflich, daß der junge Herrscher die Devise Plus oultre, die ihm ein humanistischer Italiener gemacht hatte, zunächst durch ein Nondum ersetzte. Bis er sich vor der Welt entfaltete, sollten noch Jahre vergehen.

Trotzdem fällt es schwer zu glauben, daß die zähen und energischen Bemühungen, die er um den Besitz der spanischen Krone machte, die höchst persönlichen Äußerungen, die wir bei der Bewerbung um die Kaiserkrone von ihm haben, aus dem Geiste seiner Ratgeber gekommen seien. Karl ist eben doch schon in jungen Jahren der burgundische Prinz gewesen, als

Kaiser Karl V. Gemälde von Bernard van Orley. Budapest, Museum

den ihn Ranke charakterisiert hat, der echte Erbe eines Geschlechts, in dessen Wesen und Taten sich der ritterliche Geist des Mittelalters so höchst merkwürdig mit der ordnenden und berechnenden Staatskunst der neuen Zeit mischte. Sein großer Kampf mit Frankreich ist zunächst ein Kampf um Burgund gewesen. Aber auch die universale Politik, die er als letzter Herrscher in der europäischen Geschichte vertritt, ist Erbe der burgundischen. Sie ist durch ihn über diese hinaus eine Fortsetzung des alten karolingischen Systems geworden.

Man verschiebt also das geschichtliche Problem, wenn man meint, daß mit der Kaiserwahl von 1519 ein Spanier auf den deutschen Thron gekommen sei. Das war Karl nicht, er war es damals auch nicht für die Deutschen. Für diese, soweit wir ihre Stimme vernehmen, war er das edle Blut vom Hause Österreich, auf das man all den Idealismus übertrug, den die Zeit Maximilians für das Kaisertum erzeugt hatte. Die Gegensätze, die dann später aus Karl für die Deutschen den „Welschen und Spaniol" gemacht haben, sind erst durch die religiöse Frage geweckt worden. Damals schlummerten sie noch in der Tiefe. Es ist aber natürlich, daß man vom Standpunkt unserer deutschen Geschichte gerade unter diesem Gesichtspunkt immer wieder und bis in die neueste Zeit die Frage erörtert hat, wie sich die Geschicke Deutschlands und vor allem, wie sich der Gang der Reformation unter einem einheimischen Kaisertum, besonders unter dem Friedrichs des Weisen, gestaltet hätten.

Wir sahen, daß eine solche Wahl durchaus im Bereich der Möglichkeit lag. Friedrich brauchte nur den drei Stimmen von Brandenburg, Pfalz und Trier seine eigene hinzuzufügen, so war er rechtmäßig gewählter deutscher König. Daß er das getan habe und drei Stunden lang Kaiser gewesen sei, ist Phantasie. Aber setzen wir den Fall, die Wahl wäre erfolgt und Friedrich hätte sie angenommen, welche Aussichten eröffneten sich dann für Deutschland?

Dann hätte Friedrich wie jeder nichthabsburgische König mit der erklärten Gegnerschaft des Hauses Habsburg zu rechnen gehabt, nicht nur in den Welthändeln, sondern, was wichtiger war, überall in Deutschland. Auch Deutschland unter Friedrich von Sachsen wäre unweigerlich in die großen Kämpfe zwischen Franz und Karl um die Hegemonie in Europa hineingezogen worden. In diesem Kampf neutral zu bleiben, war eine Möglichkeit für England, obgleich es damals noch nicht die ganze Gunst seiner insularen Lage gegen das Festland ausnützen konnte, eine Möglichkeit für die Schweizer, die im Bewußtsein ihrer von aller Welt gefürchteten Kriegsmacht auch nach der Wahl Karls erklären konnten, „sie wollten ihre Hand offen behalten", es war keine Möglichkeit für Deutschland. Ebenso sicher war es, daß das Reich selbst sich aus eigenen Kräften weder im Innern noch nach außen dauernd erhalten, daß man ihm aber weder militärisch noch finanziell aufhelfen konnte, ohne auf den geschlossenen Widerstand der Fürsten, der Städte, des gemeinen Mannes zu stoßen, und daß die Lage des Reiches dennoch eine solche Reform aufs dringendste erforderte.

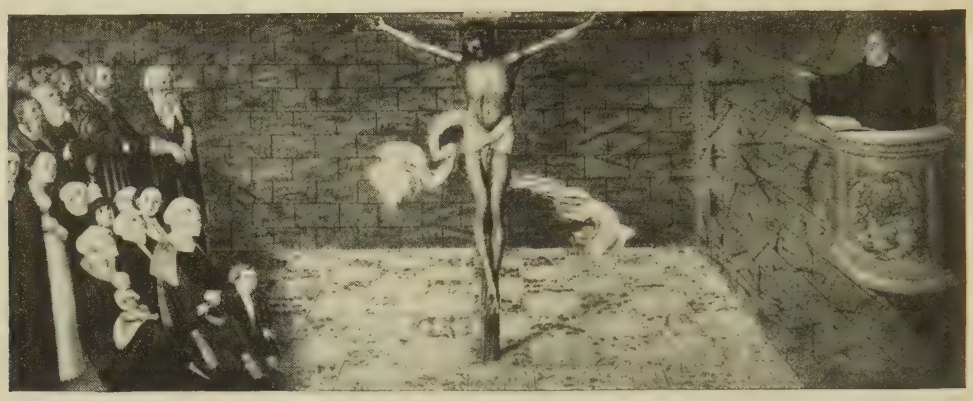
Dies sind nicht die Erwägungen nachgeborener historischer Weisheit, es sind die Gedanken der Mainzer Kanzlei, die sich Friedrichs Geheimschreiber Spalatin getreulich abgeschrieben hat, und die Verfasser setzten hinzu: „Darumb ist von noten, das man ein herrn haben muge, der geforcht ist." Dieser Mann war Friedrich nicht. Seine Tugenden waren die eines Privatmenschen. Daß Deutschland 1519 ein Bestandteil des Universalreichs Karls V. wurde, war nicht bloß eine Folge der europäischen Konstellation, nicht lediglich eine Wirkung des maximilianischen Imperialismus; es war ebenso begründet in dem Umstande, daß die deutsche fürstliche Aristokratie damals wie später einen erschreckenden Mangel an geistig bedeutenden, vor allem an politisch entschlußfähigen Köpfen zeigte.

Was nach Lage der Dinge für Deutschland zu erreichen war, das haben die deutschen

Fürsten trotzdem erreicht. Sie haben den neuen König durch eine Wahlkapitulation gebunden, welche die deutschen Interessen nach Möglichkeit wahren sollte. Sie sicherten sich zunächst ihre alten kurfürstlichen Privilegien, außerdem die Hilfe der königlichen Gewalt gegen alle Bündnisse der Untertanen, des Adels und des gemeinen Volkes, die ihrer fürstlichen Regierungsgewalt gefährlich werden konnten, und gegen etwa daraus entstehenden Aufruhr; sie ließen sich andererseits das alte Recht ihrer eigenen Einung bestätigen, durch die sie erst aus Gliedern einer Wahlvereinigung ein Organ der Reichsverfassung wurden. Aber darüber hinaus sicherten sie sich ihren Anteil an der Regierung des Reichs; sowohl in der auswärtigen Politik wie in der inneren sollte Karl an ihre Zustimmung gebunden sein. Sie sicherten endlich den deutschen Charakter des Reichs, indem sie den Herrscher verpflichteten, zu Reichs- und Hofämtern nur geborene Deutsche zu verwenden, in allen Schriften und Handlungen des Reichs nur die deutsche oder lateinische Sprache zu gebrauchen, keinen Reichstag außerhalb deutscher Nation zu halten, kein fremdes Kriegsvolk ins Reich zu führen, den Besitz des Reichs nicht zu mindern, sondern Verlorenes wiederzubringen. In diesen und mancherlei Einzelbestimmungen zeigte sich die Fortwirkung der Reichsreformkämpfe unter Maximilian. Vor allem auch in der wichtigsten, nach der sich Karl verpflichten mußte, ein Reichsregiment aufzurichten, „damit die Mängel, Gebrechen und Beschwerungen allenthalben im heiligen Reich abgelainet, reformiert und in gut Wesen und Ordnung gebracht würden". Gelang es, dieser Wahlkapitulation zur dauernden Geltung zu verhelfen, so war das lange Ringen zwischen Kaiser und Reich zu einem verfassungsmäßigen Abschluß gebracht. Der Kampf zwischen Monarchie und Einung hätte mit dem Sieg der ständischen Aristokratie über die Monarchie geendet und zugleich den Platz Deutschlands in der neuen Weltmonarchie fest umschrieben.

Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen.
Kupferstich von Albrecht Dürer, 1524

Es sollte sich zeigen, daß beides so leicht nicht war.



Luther predigend. Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Wittenberg, Stadtkirche

Die Entwicklung der Reformation zu einer nationalpolitischen Bewegung

Für die Entwicklung der Reformation zu einer nationalpolitischen Bewegung ist es von der größten Bedeutung geworden, daß mehr als anderthalb Jahre seit der Wahl Karls V. verstrichen, ehe er auf dem Reichstag in Worms in die deutschen Geschicke eingreifen konnte. So erlebte Deutschland ein Interregnum, das sich trotz seiner Kürze an Bedeutung wohl mit dem ersten vergleichen kann.

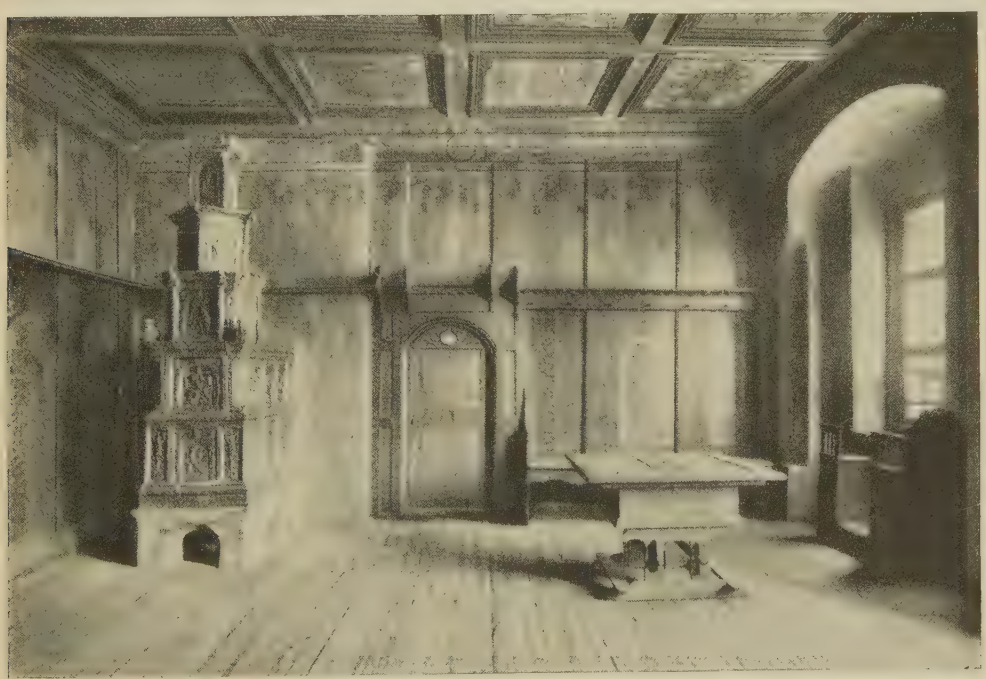
Die allgemeine Unsicherheit im Reiche hatte seit dem Tode Maximilians ständig zugenommen. Die beiden „Vikare" der Reichsgewalt, der sächsische und der pfälzische Kurfürst, waren gleich ohnmächtig. Auch mit der Kaiserwahl Karls wurde es nicht anders. Am 20. Februar 1520 wandten sich die Kurfürsten von Mainz und Sachsen an Karl mit der dringenden Bitte, seine Ankunft in Deutschland zu beschleunigen, um der allgemeinen Verwirrung Einhalt zu tun. Sie sahen einen Brand in Deutschland aufschlagen, wie er früher nie erhört gewesen sei.

In dieser kaiserlosen Zeit ist Luther der Held der Nation geworden.

Die Leipziger Disputation hatte auch denen, die bisher geneigt gewesen waren, Luthers Handel für ein Mönchsgezänk zu halten, gezeigt, daß hier mehr war. Auf der einen Seite sorgte Ecks unermüdliche Agitation dafür, daß der Aufruhr gegen die geistliche Gewalt, den Luther begonnen hatte, in seiner ganzen Bedenklichkeit sich darstellte; auch die Folgerungen, die man aus Luthers Lehre von der Nutzlosigkeit der guten Werke für den Glauben auf dem Gebiete der praktischen Sittlichkeit ziehen konnte, hob er bereits hervor. Auf der anderen Seite schloß sich die humanistische Opposition immer vollständiger Luther an. Jetzt wurde der Handel Luthers in der Tat eine Fortsetzung des Reuchlinschen, und wie in diesem, so fanden sich jetzt zur Verteidigung Luthers und zum Angriff auf seine Gegner die verschiedensten Richtungen des deutschen Humanismus zusammen. Auch Erasmus setzte seine Bemühungen fort, für Luther bei den Mächtigen der Erde zu wirken. Das konnte freilich nach seiner Meinung nur in der Stille geschehen. Statt dessen mußte

er sehen, wie seine Briefe in dieser Sache sogleich in Deutschland abschriftlich zirkulierten und in Köln, Hagenau, Wittenberg, Basel und Schlettstadt gedruckt wurden. Denn die deutschen Lutheraner wollten von der Vorsicht des Erasmus nichts wissen, sie waren nicht der Ansicht, daß die Wahrheit in der Stille wachse, sie wollten den offenen Kampf, und Hutten hatte Lust, der Führer in diesem Kampfe zu werden.

Auch Hutten hatte noch 1518 geglaubt, daß die Streitigkeiten, in die Luther und Karlstadt mit ihren theologischen Gegnern verwickelt waren, ein Mönchsgezänk seien, das weder mit dem Kampf für die schönen Studien gegen die Barbarei, noch mit dem Kampf für die deutsche Freiheit gegen die Romanisten etwas zu tun habe. Er hat noch 1519 geglaubt, für diese beiden Ziele den geistlichen Hof des Mainzer Kurfürsten in Bewegung setzen zu können. Die Wendung liegt in seiner Bekanntschaft mit Sickingen, mit dem er in den württembergischen Feldzug ritt, um in Herzog Ulrich auch den Schänder seiner Familienehre zu strafen. In Sickingen sah Hutten die zugreifende Kraft, die er an den deutschen Fürsten vermißte. Nicht lange darauf muß er auch die Sache Luthers mit anderen Augen angesehen haben. Sie erschien nun auch ihm, wie so vielen andern, als eine Fortsetzung des Reuchlinschen Handels, und wie er Sickingen bewogen hatte, für Reuchlin einzuschreiten, so wollte er ihn auch für Luther gewinnen. Luther sollte wissen, daß er auf Sickingens Burgen eine Zuflucht haben werde, wenn ihm Gefahr drohe. Er selbst aber war entschlossen, in dem neuen Kampfe seine eigene Stelle zu nehmen. Er wendet sich aufs neue der literarischen Produktion zu, und zwar in der seinem Geiste gemäßesten Form, dem satirischen Dialog. Im April 1520 erscheint die erste Sammlung solcher Dialoge.



Die Lutherstube im Lutherhaus zu Wittenberg

Überall ist der Grundton: Deutschland krankt eigentlich nur an einem Übel, an seiner nichtsnutzigen, müßiggängerischen, unsittlichen Pfaffheit. Von ihr und von Rom kommt die finanzielle Bedrängnis, die politische Bevormundung und die moralische Verderbnis Deutschlands. Wenn es besser werden soll, muß der Kampf gegen sie aufgenommen werden. Auf dem Titel steht Huttens neuer Wahlspruch: Jacta est alea, wie er es später verdeutschte: Ich hab's gewagt. Hutten stellt sich neben Luther als Kämpfer für die durch päpstliche Satzungen verstümmelte Lehre. Luther soll sich neben ihn im Kampf für die neue Freiheit stellen. — Es schien nicht unmöglich, daß Luther diese Bundesgenossenschaft annahm. Denn auch er selbst war unterdessen zu neuen Zielen vorgeschritten.

Für diesen Abschnitt seiner Entwicklung, den wir als den letzten auf seinem Wege zu einer öffentlichen Persönlichkeit und zur nationalen Führerschaft bezeichnen können, werden wiederum zwei Dinge wichtig. Zunächst, daß der päpstliche Prozeß gegen ihn später, als es zu erwarten gewesen war, zum Abschluß kam. Die Gründe waren politische. Der Papst wollte Friedrich von Sachsen in dem Wahlkampf um die Kaiserkrone nicht zurückstoßen. So wurde der Prozeß erst im Herbst 1519 wieder aufgenommen und auch da noch zögernd betrieben. Erst Ende Mai 1520 fanden die entscheidenden Sitzungen in Rom statt, und erst am 15. Juni erging die Bulle Exsurge, in der 41 Sätze aus Luthers Schriften als ketzerisch zusammengestellt waren. Die Schriften, welche diese Sätze enthielten, sollten sofort verbrannt werden, ihm selbst wurde eine Frist von 60 Tagen gestellt, von der Bekanntgabe der Bulle an gerechnet. Widerrief er bis dahin nicht, so sollte er dem Bann verfallen sein. Jeder Ort, der ihn aufnahm, unterlag dann dem Interdikt, jeder geistliche und weltliche Fürst war verpflichtet, ihn auszuliefern. Erst im September 1520 aber begann Eck, der mit der Verkündigung der Bulle in Deutschland betraut war, sein Geschäft.

So entstand zwischen dem Augsburger Verhör und der römischen Entscheidung wiederum ein Zeitraum von fast zwei Jahren, in dem Luther vorwärtsschritt, wohl „in Erwartung der Bannbulle", aber doch im Grunde weitergeführt von dem eigenen Gewissen und der literarischen Polemik.

Auch für ihn selbst bedeutete da die Leipziger Disputation einen Abschnitt. Es handelte sich nun darum, die neue Bewußtseinsstellung, zu der ihn die Gegner hingedrängt hatten, für sich selbst und für die Welt zu klären. Diesmal stand im Mittelpunkt der Begriff der Kirche. Die „Resolutionen", die er nach der Leipziger Disputation herausgab, behandeln als Wichtigstes die Frage nach dem Verhältnis von kirchlicher Autorität und Autorität der Schrift. Es machte keinen Eindruck auf Luther, daß man ihn nach dem Ergebnis der Disputation für einen „Böhmen" halten konnte. Wohl aber, daß man ihm das Wort seines verehrten Augustin entgegenhalten konnte: „Ich würde auch dem Evangelium nicht glauben, wenn ich nicht der Kirche glaubte." Und hier nun schied er seinen Glauben auch von dem Augustins. Für ihn konnte die Kirche nur die „Kreatur des Evangeliums" sein. Dann aber ist diese Kirche unsichtbar. Sie hat ihr Kennzeichen nur an den Vergewisserungen des Glaubens in Wort und Sakrament, und diejenigen Christen, die diesen Glauben haben, sind alle „geistlich getaufet", sie sind alle Priester dieser Kirche.

Wiederum eine Erkenntnis, die längst in ihm gelegen hatte, die aber jetzt erst ihre Tragweite zu offenbaren begann. Denn nun galt es, nicht nur die Stelle dieser neuen

kirchlichen Gemeinschaft in der Welt zu bestimmen, sondern auch die ganze Summe der Kulturwerte, die die alte Form der Kirche in sich gefaßt hatte, neu auf einen kirchlichen Gemeinschaftsbegriff zu beziehen, der ebenso allein aus dem Glauben zu gewinnen war, wie der neue Begriff des christlichen Menschen, um den Luther im Kloster zu Erfurt und in Wittenberg gerungen hatte.

Das ist die Bedeutung der großen Reformationsschriften Luthers aus dem Jahre 1520: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, De capitivitate Babylonica ecclesiae praeludium und Von der Freiheit eines Christenmenschen. Sie enthalten das Programm der Reformation, die sich nun aus dem Handel Luthers erhoben hatte. Diese Reformation hat mit der alten nichts als den Namen gemein.

Satire auf das üppige Leben der Mönche. Holzschnitt von Hans Sebald Beham

Es handelt sich nicht mehr um eine Erneuerung der Kirche, wie sie die verschiedenen Reformbestrebungen des Mittelalters gedacht hatten. Es handelt sich um eine Neuordnung von Kirche und Welt, von Geistlichem und Weltlichem, wie sie aus der Erneuerung des Glaubens folgte, die Luther predigte. Dann aber war die babylonische Gefangenschaft der Kirche nicht jene, in der sich das Papsttum einst in Avignon befunden hatte: es war die Gefangenschaft, in der die Päpste selbst durch alle Jahrhunderte die Kirche gehalten hatten und aus der diese jetzt durch das Evangelium erlöst werden sollte. Dann mußte Luther, wie er den Ablaß als Mittel der Kirchenbuße zerstört hatte, jetzt auch die Lehre zerstören, welche die Sakramente aus Bezeugungen des Glaubens zu kirchlichen Gnadenmitteln gemacht hatte. Von hieraus richtete Luther seinen Angriff gegen den Mittelpunkt des katholischen Kultus, gegen die Messe als Opferhandlung. — Dann war ferner die Besserung des christlichen Standes nicht eine Reform der Institutionen, auch nicht eine bloße Reform der Sitten und der Bildung: es war eine Neugestaltung des christlichen Lebens überhaupt, ausgehend von dem Gedanken des Priestertums aller

Titelblatt von Luthers Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" 1520

Getauften. Dann aber mußte sich die alte respublica christiana mit ihren Stufen von Heiligkeit und Verdienstlichkeit, mit ihrem großen Dualismus des geistlichen und weltlichen Wesens, mit ihrer Einordnung der Kulturzwecke in die Wechselbeziehungen zwischen dem Reich der Natur und dem Reich der Gnade, durch eine neue Christenheit ersetzen lassen, deren aufbauendes Prinzip die christliche Gemeinde war, deren soziale Gliederung auf dem von Gott dem einzelnen verliehenen Amt oder Beruf ruhte, deren sittliche Normen sich einfach aus dem Dienst am Nächsten ergaben. Damit fielen dann nicht nur alle die Beschwerungen des avignonesischen Systems, gegen die sich die Gravamina der deutschen Nation gerichtet hatten, es fiel das ganze System des kirchlichen Rechts, das überall in das christliche Leben mit Geboten und Verboten eingriff, es fielen unzählige Bräuche, mit denen Glaube und Gewöhnung das kirchliche Leben des einzelnen und der Gemeinschaften umgeben hatten. Aber auch das weltliche Leben bedurfte dann eines Neubaus von Grund auf. Hier fließen in Luthers Gedanken die sozialen Beschwerden ein, wie sie aus der steigenden Verflechtung des Geistlichen in das Weltliche, aber ebenso aus dem Eindringen des kapitalistischen Geistes in eine im Grunde noch bäuerlich denkende Nation entstanden waren. Hier bekommt schließlich auch die Reform der Bildung ihre Stelle, von der Luther ausgegangen war, als er sich seine paulinische und augustinische Theologie gewonnen hatte. — Die Summe dieses neuen christlichen Lebens sollte nach Luthers Meinung die Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen ziehen. Sie war der Form nach ein letzter Anruf an den besser zu unterrichtenden Papst, in ihrer tieferen Absicht ein großartiger Versuch, aus der Lehre von der Alleinwirksamkeit des Glaubens heraus die Fundamente einer Glaubenssittlichkeit, die der Angriff auf die Werkgerechtigkeit ins Wanken gebracht zu haben schien, neu zu legen, es war die theologia crucis als Lehre einer neuen Nachfolge Christi. Mit diesen Schriften hatte nun Luther seine Sache zu einer allgemeinen Angelegenheit der Nation, ja der christlichen Welt überhaupt gemacht, und die Nation wenigstens hatte er jetzt in ihren Tiefen erregt. Hinter die Theologen und Humanisten traten nun überall die einfältigen Laien.

Was sie zu Luther hinzog, hat vielleicht am besten der Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler in seiner „Schutzrede" ausgesprochen, die zuerst 1519 erschien und ihre besondere Verbreitung dadurch erhielt, daß sie von einem elsässischen Drucker im Mai 1520 der ersten Sammlung deutscher Schriften Luthers beigegeben wurde: der kurze und einfache, auch dem einfältigen Gemüt zugängliche Weg zu Gott, den die Mystiker gesucht, die erasmische Religiosität zu zeigen sich erboten hatte, schien ihm durch Luther gefunden. Aber auch ein anderes, das die Nation zu Luther hinzog, tritt bei Spengler hervor, das Heldenhafte seiner Erscheinung: Er ist uneigennützig, denn er sucht „Christum, non quaestum", wie das Wortspiel lautete, er ist tapfer, denn er trotzt dem Papst und seinen Anhängern, er ist demütig, denn er erbietet sich immer zu Recht vor unparteiischen Richtern. — Es war um dieselbe Zeit, daß Dürer sich wünschte, zu Dr. Martinus zu kommen, „um ihn mit Fleiß kunterfeien zu können, zu einer langen Gedächtnis des christlichen Mannes, der mir aus großen Ängsten geholfen hat".

Noch war diese Volksstimme freilich keine Macht, die Luther schützen konnte. Dafür schien sich eine andere Aussicht zu eröffnen. Jene Bundesgenossenschaft des Geistes, die Hutten Luther angetragen hatte, konnte und sollte nach Huttens Meinung auch eine politische werden, und Luther war auch seinerseits bereit, in diesem Kriege seinen Geist mit dem Huttens zu verbinden.

Hutten war unterdessen selbst weiter vorgeschritten. Von Mainz vertrieben und von derselben Verfolgung bedroht wie Luther, wandte er sich mit seinen Schriften nun direkt an das deutsche Volk. Um die Wende des Jahres 1520 begann er deutsch zu schreiben. „Latein ich vor geschrieben hab, das war eim jeden nit bekannt, jetzt schrei ich an das Vaterland, deutsch Nation in ihrer Sprach, zu bringen diesen Dingen Rach." Damit

Titelblatt von Huttens „Gesprächbüchlein" 1521.
Holzschnitt von Hans Baldung Grien

machte Hutten den letzten Schritt zum Gipfel seines schriftstellerischen Ruhmes. Er wird ein deutscher Volksschriftsteller, als solcher der erste und auf lange Zeit der größte politische Publizist der Nation. Zu Beginn des Jahres 1521 erschien aus der „Herberge der Gerechtigkeit", das ist Sickingens Ebernburg, Huttens Gesprächsbüchlein mit einer Verdeutschung seiner Dialoge. Der Titelholzschnitt zeigt links Luther im Mönchsgewand, ein Buch in der Hand, unter ihm der Spruch des Psalmisten Veritatem meditabitur guttur meum, rechts Hutten, ganz im Harnisch, den Zweihänder an der Seite, unter ihm sein Spruch: Perrumpendum est tandem, perrumpendum est.

In der Tat, es schien nicht unmöglich, daß Hutten neben Luther den Kampf für die Freiheit führte, daß die christliche und die deutsche Freiheit sich im Kampf gegen die Romanisten und das Papsttum vereinigten. „Mögen sie meine Schriften verdammen und verbrennen", schrieb Luther, „ich will dafür ihr päpstliches Recht verbrennen, diese lernäische Schlange, die alle Ketzereien erzeugt hat. Ein Ende soll haben die Demut, die ich ihnen bisher bezeugt und mit Mühe bewahrt habe, denn die Feinde des Evangeliums sollen sich mit ihr nicht brüsten können."

Welches aber sollte die Stellung des Kaisers in dem nun beginnenden Kampfe sein? Es ist kein Zweifel, daß auch Luther damals wie Hutten auf Karl gehofft hat. Im August 1520 hat er sich mit einem neuen Rechtserbieten an ihn gewandt. Der Kaiser sollte die große Reformation des geistlichen und weltlichen Wesens vornehmen, wie sie die Schrift an den christlichen Adel forderte, vielleicht an der Spitze eines allgemeinen oder doch eines deutschen christlichen freien Konzils. Wenn aber die Gegner auch das verhindern? Dann gibt es noch einen Kaiser, von dem schon die alte Sage wußte, der zum letzten Kampf gegen den Antichrist auszieht. An ihn dachte Luther, als er, genau um dieselbe Zeit, wo er die Schrift an den christlichen Adel verfaßte, in einer Erwiderung an Prierias die Worte schrieb: „Wenn die Romanisten, die das Konzil, das Rettungsmittel der Kirche verhindern, dies Wüten fortsetzen, so sehe ich keine Möglichkeit mehr, als daß Kaiser, Könige und Fürsten mit Waffengewalt diese Pest der Menschheit angreifen und die Sache nicht mit Worten, sondern mit dem Eisen zur Entscheidung bringen. Strafen wir die Räuber mit dem Schwert und die Ketzer mit Feuer, warum greifen wir nicht diese Kardinäle, diese Päpste, diese ganze Rotte des römischen Sodoms, welche die Kirche knechtet und sie verdirbt, mit den Waffen an und waschen unsere Hände in ihrem Blute, um uns und die Unsrigen wie von dem gefährlichsten allgemeinen Brande zu erretten?"

Aber je deutlicher es wurde, daß die Sache Luthers eine Angelegenheit der ganzen Nation war, desto energischer erhoben sich auch die Gegner. Schon im Herbst des Jahres 1520 hatte Eck von Leipzig aus eine Schutzschrift für das heilige Konzil zu Konstanz, die heilige Christenheit, den hochlöblichen Kaiser Sigismund und den deutschen Adel erlassen, die alle Luther mit seinen Schriften beleidigt habe. Und nun traten ihm der Hofprediger des Herzogs Georg von Sachsen, Hieronymus Emser, und im Elsaß der Franziskaner Thomas Murner zur Seite, beides Männer, die einige Zeit lang mit Luther gegangen waren, der eine von der erasmischen, der andere von der mönchischen Reformbewegung herkommend. Sie sahen in Luthers Schrift an den deutschen Adel das Signal zum weltlichen Aufruhr, in der Lehre von der allgemeinen Priesterschaft die Umkehr aller bürgerlichen Ordnung, in der Lehre vom geknechteten Willen den Umsturz aller Sittlichkeit. —

Einschiffung Heinrichs VIII. von England zur Zusammenkunft mit Franz I. in Calais auf dem „golddurchwirkten Tuche". Ausschnitt aus einem zeitgenössischen Gemälde

So etwa lagen die Dinge in Deutschland, als Karl nun endlich am 21. Oktober 1520, anderthalb Jahre später, als er in Aussicht gestellt und gehofft hatte, von Maastricht, der letzten Stadt seines niederländischen Besitzes, aufbrach, um sich in Aachen feierlich zum deutschen König krönen zu lassen. Mehr als drei Jahre war es her, seit er sich in Middelburg eingeschifft hatte, um sein spanisches Erbe in Besitz zu nehmen. Drei Jahre voll der wichtigsten Ereignisse, die auch einen Mann von weniger bestimmter Herrscheranlage hätten reifen lassen müssen. Da war zunächst das Ringen und Feilschen mit den kastilischen, aragonesischen und katalanischen Cortes. Schon hier ging es um die Frage, ob die Hoheitsrechte der Monarchie von der vorherigen Bewilligung der ständischen Wünsche abhängig sein oder ob diese Willigung als freie der Monarchie erscheinen sollte. Schon hier hatte Karl Einräumungen machen müssen, die Demütigungen bedeuteten. Aber er brauchte Geld, und dies wurde ihm bewilligt. Jedoch noch ehe er sich hier eine Grundlage seiner Herrschaft sichern konnte, rief ihn die Kunde von seiner Erwählung zum deutschen Kaiser von Spanien ab. Als er am 26. Mai 1520 von La Coruña in See ging, ließ er das Land in Gärung zurück. Hinter ihm brach der Aufstand der Communidades aus, eine Erhebung der Städte, zunächst für ihre alten Privilegien, die sich aber bald zu einem Kampf zwischen der Monarchie und einer alle Stände ergreifenden Opposition gestaltete. Hätte sich Karl zwingen lassen, die capitulos del reino, die ihm die Junta der Aufständischen am

20. Oktober übermitteln ließ, anzunehmen, seine spanische Monarchie wäre das erste parlamentarisch beschränkte Königtum in der neueren Geschichte Europas geworden. Karl konnte diesen Forderungen nichts entgegensetzen als den Willen, sich nicht zwingen zu lassen, und hier zum ersten Male in seinem Leben erlebte er einen Triumph der von sich selbst überzeugten Beharrlichkeit. Aber es dauerte bis zum April des Jahres 1521, bis ihm der Sieg von Villalar Kastilien wieder in die Hand gab, und noch fast zwei weitere Jahre vergingen, bis der große Handwerkeraufstand in Valencia, der unter dem Namen der Germania bekannt ist, überwältigt war.

Begreiflicherweise hatte Karl aus der Ferne diesen Vorgängen nicht seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden können. Viel bedrohlicher war zunächst die Verwicklung der europäischen Lage, die sich aus seiner Kaiserwahl ergeben hatte.

Sie schien allerseits eine neue Gruppierung der Kräfte zu fordern. Ihr Leiter wurde England. Wolsey trat in die Glanzzeit seines Schiedsrichteramts in Europa ein. Er ist der erste europäische Minister der, seines Königs und seines Landes völlig sicher, aus diesem Gefühl heraus große Politik treibt. Seine Politik ging auch damals auf die Bewahrung des allgemeinen Friedens, aber sie ging auch darauf, daß dieser Friede nicht durch eine Verständigung der Gegner unter sich zustande komme. Hier kam seiner staatsmännischen Kunst die politische Lage aufs beste entgegen. Denn eine Vereinigung zwischen Franz und Karl und zwischen Franz und dem Papste verhinderte der Gegensatz der Interessen in Flandern, Navarra, Italien, aber auch die zufahrende, stark von Augenblicksantrieben geleitete Politik der Franzosen, die schließlich sogar den Papst zu Karl hinüberführte.

So konnte Wolsey zunächst seinem König den Triumph bereiten, daß sowohl Karl wie Franz ihn bei Calais auf englischem Boden besuchten, und dann in zwei Zusammenkünften mit Karl, zwischen denen die großartige und märchenhaft prunkvolle Begegnung mit Franz auf dem „Felde des golddurchwirkten Tuchs" lag, mit beiden Teilen abschließen, ohne sich an einen endgültig zu binden. Für Karl selbst und sicherlich für seine Räte wurde hier klar, daß die Behauptung und Erweiterung seiner europäischen Machtstellung davon abhingen, wieweit er die eigenen Kräfte des neugebildeten Weltreichs, die spanischen und die deutschen vor allem, in Bewegung setzen könne. Und da lag es offenbar am nächsten, daß ihm Deutschland zur Erlangung der Kaiserkrone helfe; diese sich zu holen, hatte er ja schon in seiner Wahlkapitulation versprechen müssen.

Erst nach der Rückkehr von der zweiten Zusammenkunft mit dem englischen König, also im Juni des Jahres 1520, konnte Karl, in Brüssel unter seinen getreuen niederländischen Ständen hofhaltend, sich auch den deutschen Dingen zuwenden und den Zug zur Königskrönung und ins Reich vorbereiten.

Nicht leicht ist ein Herrscher in Deutschland mit größeren Erwartungen empfangen worden als er. Die Hoffnungen, die wir Luther und Hutten haben aussprechen hören, waren nur ein Echo der allgemeinen Stimme. Auch ein Mann von der schweren Gemütsart des Bischofs Berthold von Chiemsee, der in Salzburg während der Kaiserwahl sein onus ecclesiae niederschrieb, in dem er die ganzen Prophezeiungen der joachimitischen Richtung zu einem düsteren Weltuntergangsgemälde versammelte, weiß doch eine Prophezeiung auf Karl mitzuteilen, die ihn als Streiter Gottes gegen den Antichrist irdische und himmlische Wundertaten tun läßt. — Realere Motive führten die deutschen

Fürsten an den Hof des neuen Herrschers. Massenhaft erschienen sie, unter ihnen auch Sickingen, in Brüssel in der Hoffnung, einen gnädigen Kaiser zu bekommen. Karl war denn auch gnädig gegen alle. Auch das Haupt der Gegenpartei bei der Wahl, der Kurfürst von Brandenburg, fand mit seiner gewundenen Rechtfertigung gnädiges Gehör. Vor allem aber zeichnete Karl den Kurfürsten Friedrich von Sachsen aus. Es schien in der Tat, als wollte er sich seines Rates und seiner Hilfe im Reich vorzüglich bedienen. So konnte denn am 23. Oktober die Königskrönung in Aachen in gewohnter Weise, prächtig und feierlich, vor sich gehen. Drei Tage darauf schon verkündete der Erzbischof von Mainz, daß der Papst dem Neuerwählten gestattet habe, den Titel eines erwählten römischen Kaisers zu führen wie sein Großvater. Es sollte damit unnötig werden, daß Karl sich die Krone sogleich in Rom hole. Am 1. November schrieb der neue Kaiser, vereint mit den Kurfürsten, von Köln aus seinen ersten Reichstag aus.

Thomas Wolsey, Kardinal und Erzbischof von York. Zeitgenössisches Gemälde. London, Nationalgalerie

Noch mehr fast als auf den neuen Kaiser waren die deutschen Erwartungen auf den ersten Reichstag seiner Regierung gerichtet. Aber gerade auf diesem zeigte sich, daß die Zusammenfassung der deutschen Kräfte für die Aufrichtung eines neuen Imperiums mindestens dieselben Schwierigkeiten hatte wie die Bändigung der spanischen Opposition. Es zeigte sich außerdem, daß es für das Deutschland von 1521 eine Frage gab, die wichtiger war als alle andern, die Sache Luthers. — Der Wormser Reichstag von 1521 ist in der deutschen Geschichte mit Recht noch berühmter geworden als der von 1495, von dem die alten Reichspublizisten eine neue Ära des Reiches datiert haben. Man könnte das auch mit größerem Recht für den Reichstag von 1521 in Anspruch nehmen. Denn hier wurde der letzte Versuch gemacht, Kaiser und Reich in ein verfassungsmäßig geordnetes Verhältnis

zu bringen, und hier erfolgte die erste Auseinandersetzung von Kaiser und Reich mit der Reformation.

In beiden Punkten war die Haltung des Kaisers von vornherein klar, und wir haben keinen Grund zu glauben, daß er auch hier nur ausgesprochen habe, was seine Räte ihm geraten hätten. Die Überzeugung, daß fürstliche Macht wirkliche Herrschaft sei, und daß sie Gehorsam ohne Bedingungen fordern müsse, ist bei ihm, soweit wir sehen, ebenso alt wie seine kirchliche Gläubigkeit, die sich früh in den spanischen Formen äußerte, aber nie auf bloßer Konvenienz gegen die Kirche beruhte. In einer seiner ersten Kundgebungen an den Reichstag sagte er, es sei sein Wille und Gemüt, daß Deutschland nicht viele Herren sondern einen haben solle, und wie er in der Sache Luthers dachte, zeigte ein erstes, am 28. September 1520 für seine niederländischen Besitzungen erlassenes Mandat. Es befahl die Verbrennung aller Schriften Luthers und seiner Anhänger. Die ersten Bücherbrände fanden schon im Oktober in Löwen und Lüttich statt. Es ist nicht wohl zweifelhaft, daß Karl nach seiner eigenen Gesinnung auch dem weiteren Wunsch der päpstlichen Nuntien, dem päpstlichen Bann die Acht für das Reich folgen zu lassen, ohne weiteres entsprochen hätte.

Aber er sollte erfahren, daß sich gegen diese Auffassung seiner Herrschaft im Weltlichen wie im Geistlichen in Deutschland die stärksten Widerstände erhoben. Der Reichstag mußte in der politischen wie in der religiösen Frage zeigen, auf welcher Seite, ob bei dem Kaiser oder bei der Fürstlichkeit, die das Reich vertrat, die stärkeren Kräfte standen.

Der Kampf um die Reichsverfassung spielte sich als ein Kampf um das zu errichtende Reichsregiment ab. Hier war die Frage nicht bloß die Abgrenzung königlicher und ständischer Befugnisse, auch nicht bloß, ob man einen „Präsidenten" einer ständischen Regierung oder einen Statthalter kaiserlicher Majestät im Reiche haben wolle, es handelte sich schließlich um den Begriff des Reichs überhaupt. Die Räte Karls haben damals deutlich ausgesprochen, daß es sich nicht gebühre, wenn „das Regiment und das, so regiert wird, in einem Stand und Wesen seien". Das Reich ist für sie nichts anderes als die Summe der Regierten. Die Stände aber haben sich ebenso deutlich zu der Auffassung bekannt, daß das Reich, das sich den Kaiser setze, in ihnen repräsentiert sei und bleibe, und sie leiteten daraus, wie schon unter Maximilian, das Recht ab, daß dieses Reich neben dem Kaiser als Macht unter Mächten erscheine, mindestens in allen Sachen, die seine Lebensfragen berührten. Dazu gehörte schon immer der Widerstand gegen die „Anfechter christlichen Glaubens", da Reich und Christenheit voneinander nicht zu trennen seien. Man sieht: beide Teile zogen so ihre Folgerungen aus dem Begriff des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation mit seiner Mischung von monarchischem und bundesgenössischem Wesen, mit seiner Vereinigung von universalen und nationalen Interessen, wie es durch die Jahrhunderte geworden war.

Was schließlich am 26. Mai 1521 zustande kam, war ein Kompromiß, bei dem in der Form und in den Einzelheiten die Stände recht behielten, in der Hauptsache der Kaiser. Es war nun doch nur ein Regiment für die Zeit seiner Abwesenheit, es war ein „kaiserliches Regiment im Reiche" mit einem Statthalter des Kaisers an der Spitze und mit Vorbehalt aller kaiserlichen Rechte. Der Kampf der gegnerischen Kräfte war hier nicht entschieden, nur vertagt. Was man dann weiter an Landfrieden und Kammergericht änderte, traf

nirgendwo den Sitz des Übels und konnte ihn nicht treffen. Denn dazu hätte man einem staatlichen Körper, dessen Repräsentation nun schon tatsächlich dualistisch war, von der einen oder der anderen Seite her die Mittel zur Vollstreckung seines richterlichen und gesetzgeberischen Willens geben müssen. Diese Mittel aber besaß weder der Kaiser noch das Reich, sondern nur das territoriale Fürstentum, und dieses war nicht gewillt, sie sich entreißen zu lassen.

Derselbe Widerstreit der Kräfte wie hier, zeigte sich nun auch in der Sache Luthers. Hier kamen sich aber auch die verschiedenen Richtungen des deutschen öffentlichen Geistes entgegen: der Wunsch, nun doch noch zu einer deutschen Pragmatik gegen die Übergriffe der kirchlichen Gesetzgebung in das öffentliche Leben der Nation zu gelangen, die humanistische Überzeugung, daß man Wahrheiten nicht mit Feuerbränden unterdrücke, die nationale Erregung, daß nun endlich Deutschland sich gegen den römischen Trug wehren müsse.

Kardinal Hieronymus Aleander.
Kupferstich von Agostino Veneziano

Die ganze Summe dieser Widerstände war Karl und den päpstlichen Nuntien schon entgegengetreten, als sie im Oktober 1520 nach der Aachener Krönung in Köln weilten. Karl hatte hier schon zugeben müssen, daß Luther noch einmal gehört werden solle. Daß dies in Verbindung mit dem Reichstage geschehen sollte, war dann ein Gedanke seiner Räte, des Grafen Heinrich von Nassau und Gattinaras vor allem; der eine war von der nationalen, der andere von der erasmischen Bewegung berührt. Es scheint, daß der päpstliche Legat Aleander allein die ungeheuere Gefahr sah, die für die römische Sache in diesem Zugeständnis lag. Mit all seiner Beredsamkeit und all seinem Scharfsinn hat er sich dagegen eingesetzt. Es ist ihm gelungen, den Kaiser und seine Ratgeber umzustimmen. Karl widerrief die schon erlassene Aufforderung an den Kurfürsten Friedrich, Luther auf den Reichstag zu bringen. Er war jetzt entschlossen, dem nach Ablauf der Verkündigungsfrist rechtmäßig gewordenen päpstlichen Bann die Acht folgen zu lassen. Schon war ein kaiserliches Edikt fertiggestellt, das, nach Aleanders Entwurf, die drei Forderungen der Bannbulle, Gefangensetzung Luthers, Vernichtung seiner Schriften und Friedloserklärung aller seiner Anhänger, zu kaiserlichen Geboten erhob.

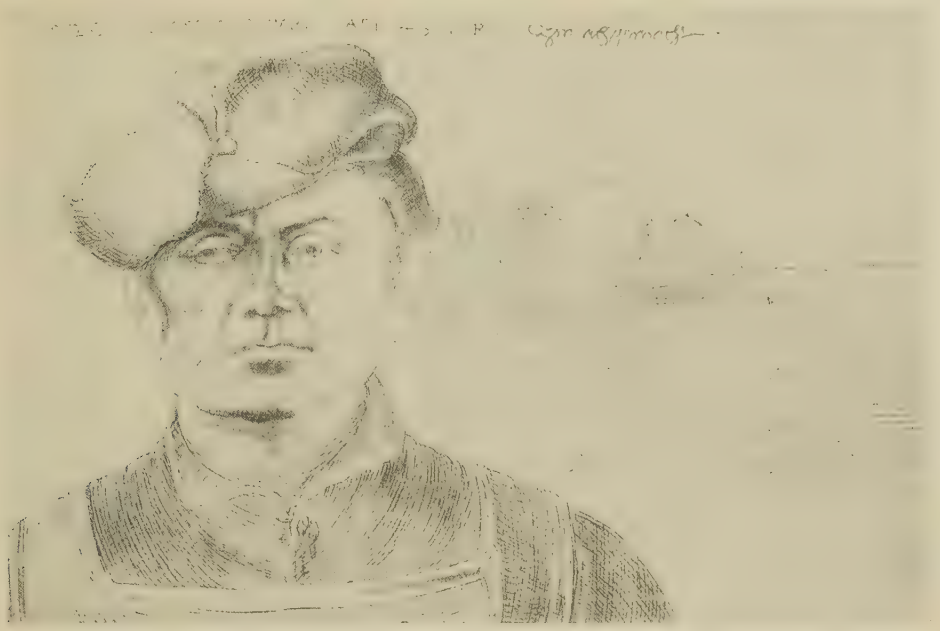
Da erschien am 5. Januar 1521 Friedrich der Weise in Worms. Es gelang ihm, den Kaiser bedenklich zu machen, indem er ihn an die Kölner Zusage erinnerte. Aleander mußte

seine Arbeit von neuem beginnen. Es kam ihm zustatten, daß unterdessen der Papst den Kaiser direkt aufgefordert hatte, seines Amts als Schützer des christlichen Glaubens zu walten. Anfang Februar schien er aufs neue gesiegt zu haben, ein neues Mandat gegen Luther, im wesentlichen dem ersten gleich, war vom Kaiser genehmigt. Aber unterdessen war der Reichstag eröffnet. Die kaiserlichen Räte hatten einen genügenden Einblick in die Widerstände bekommen, die sich gegen eine autoritative Regelung der deutschen Frage in Worms zusammengeballt hatten. Es schien ihnen nötig, aber auch unbedenklich, die Stände auch in Luthers Sache wenigstens zu hören.

So traten sich hier in der Sache Luthers, ebenso wie in der deutschen Verfassungsfrage, Kaiser und Reich gegenüber. Freilich die Lage war verschieden. Die Stände waren sich bewußt, daß sie eine Verdammung Luthers durch den Kaiser allein rechtlich nicht hindern konnten. Auch fehlte viel daran, daß sie in der Beurteilung der Sache Luthers unter sich einig gewesen wären. Nur der Pfälzer Kurfürst hat neben dem sächsischen Luthers Partei genommen. Aber bei allen war das Gefühl, daß die lutherische Bewegung längst zu stark geworden sei, als daß sie durch ein einfaches kaiserliches Edikt gedämpft werden könne. Wie es damals im Volke aussah, hat Aleander in seinen Depeschen vortrefflich geschildert. In Deutschland schien ihm ein Schisma ausgebrochen, mit dem verglichen das zwischen Heinrich IV. und Papst Gregor nichts als Veilchen und Rosen gewesen sei. Er fand im Februar 1521 ganz Deutschland in hellem Aufruhr. „Neun Zehnteile", sagt er, „erheben das Feldgeschrei Luther, und für das übrige Zehntel, falls ihm Luther gleichgültig ist, lautet die Losung wenigstens: Tod dem römischen Hofe." Aleander sah auch sehr wohl, wie sich mit der Sache Luthers die nationalpolitische Opposition zu verbinden im Begriffe stand, die mit der Forderung eines Konzils und den alten Gravamina auftrat. Eben damals hatte ein so altgläubiger Fürst wie Herzog Georg von Sachsen diese Beschwerden in scharfer Formulierung dem Reichstag vorgelegt. Unzweifelhaft, die religiöse Frage, wie sie Luther der Nation gestellt hatte, war im Begriff, alle großen Anliegen derselben in sich zu vereinigen.

Es war also nicht bloß eine Ausflucht, wie die, mit der sich wohl auf früheren Reichstagen die Stände gegen unbequeme Forderungen der Reichsgewalt gedeckt hatten, wenn sie jetzt dem Kaiser erklärten, daß der gemeine Mann in Deutschland „aus des Lutters predig, lere und schriften ime allerlei gedenke, fantasei, furnemen und willen genomen hat", daß man befürchten müsse, ein kaiserliches Mandat werde keinen Gehorsam finden, vielmehr Unruhe und Empörung erzeugen. Sie stellten also dem Kaiser vor, daß man Luther unter sicherem Geleit kommen lassen und ihn wenigstens über die Artikel, die den christlichen Glauben beträfen, hören solle. Beharre er auf diesen, so wollten sie in das kaiserliche Mandat willigen.

Es war damit noch nicht gesagt, daß das Verhör Luthers auf dem Reichstag selbst stattfinden solle. Dies ist erst durch die Entscheidung, die der Kaiser nun auf die Bitte der Stände hin traf, möglich geworden. Denn der Kaiser entschloß sich jetzt, Luther selbst zu verhören, also „die Sache an sich zu nehmen", wie es auch Luther selbst gewünscht hatte. Er wollte damit seines Amtes als Vogt der Kirche walten. Aber er wollte damit zugleich die Stände für den weiteren Verlauf des Handels an sich binden. Wenn er ihnen das Verhör Luthers und zugleich die Erwägung der Gravamina der deutschen Nation



Der kaiserliche Herold Kaspar Sturm, Luthers Reisebegleiter nach Worms.
Zeichnung von Albrecht Dürer im Niederländischen Skizzenbuch

einräumte, so sollten sie ihrerseits darein willigen, daß sogleich ein Mandat ausgehe, das die Vernichtung der Schriften Luthers befahl, und sie sollten sich jetzt schon verpflichten, der Verurteilung Luthers, wenn er seine Sätze gegen den Glauben nicht widerrufe, zuzustimmen. Auch dies sollte eine „Einung" sein, wie sie früher zwischen Maximilian und den Ständen in Sachen der Reichsreform geschlossen war und jetzt in der Frage des Reichsregiments geschlossen wurde.

Die Stände haben es dann dennoch abgelehnt, in ein Mandat zu willigen, das die Verbrennung der Bücher Luthers anordnete. Karl hat es als ein kaiserliches Gebot von sich aus erlassen müssen. Aber seine Aufforderung an Luther, sich zur Erkundigung über seine Lehre und Bücher in Worms einzufinden, war am 6. März ergangen. Am 2. April hat sich Luther, von dem kaiserlichen Herold Kaspar Sturm, genannt Teutschland, geleitet, von Wittenberg auf den Weg nach Worms gemacht.

Es war also auch hier das ungeklärte Verhältnis der staatlichen Kräfte Deutschlands, das es ermöglichte, daß die Sache des deutschen Mönchs auf einem deutschen Reichstag verhandelt wurde. Der Entschluß des Kaisers, Luther zu hören, hervorgegangen lediglich aus dem Bestreben Karls, das Reich auch in dieser Sache an sich zu binden, bedeutete doch, daß nun auch für Deutschland die alte Form der respublica christiana zu Ende ging, deren Ordnung auf dem Zusammenwirken der universalen geistlichen und weltlichen Gewalt nach den Grundsätzen eines überall geistlich gedachten Rechts beruhte. Nichts Wichtigeres konnte für die Reformation als nationale Bewegung geschehen.

Von einer nationalen Erregung ohnegleichen umbraust, wie kein Deutscher vor ihm

und jahrhundertelang keiner nach ihm, ist Luther am 16. April in Worms eingezogen. Am 17. stand er in dem niedrigen Raum des bischöflichen Hofes, wo Karl und Ferdinand selbst ihre Herberge hatten, vor dem Kaiser. Wir wissen, wie er damals aussah: ein Stich Lukas Cranachs aus dem Jahre 1520 hat seine Züge festgehalten. Der hagere knochige Schädel mit der hohen Stirn, die tiefliegenden Augen, die schon Cajetan unheimlich gewesen waren, der zusammengepreßte Mund, im ganzen der Kopf eines bäuerlichen Menschen, der das Erdreich des Geistes mit soviel Mühe und Anstrengung durchpflügt hat wie seine Vorfahren das Mutterland ihrer Scholle, der Mönch, dessen Blick über das Diesseits hinweg Gott sucht. Es war nicht schwer, aus dieser Gestalt den neuen Heiligen, den Propheten zu machen, wie es die populären Holzschnitte taten, die ihm die Bibel in die Hand gaben, das Haupt mit einem Heiligenschein kränzten, in dem sich die Taube des Heiligen Geistes auf ihn niederließ. Begreiflich auch, daß er den Spaniern und Italienern nicht imponierte, und daß der Kaiser bei seinem Anblick sagte: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen." Sie dachten sich das Prophetentum anders. Aber seine Deutschen umdrängten ihn, und er mußte auf Umwegen aus seiner Herberge in den Palast geführt werden. Auch die Stände des Reichs waren in seltener Vollzähligkeit anwesend; ob sie Luther günstig oder ungünstig waren, sie wollten den Mann sehen und hören, der sich solches erkühnt hatte.

Und nun begann die Verhandlung oder vielmehr das Verhör, dessen Form Aleander genau nach der päpstlichen Bulle geregelt hatte. Der Reichsmarschall von Pappenheim ermahnt Luther, nur gefragt zu sprechen. Der Offizial des Erzbischofs von Trier legt ihm die beiden Fragen vor, auf die er antworten soll: ob er die Bücher, die vor ihm auf einer Bank gereiht lagen, als die seinen anerkenne, sodann, ob er sich zu ihnen bekenne oder etwas von ihnen widerrufen wolle. Es waren die wichtigsten Bekenntnisschriften, die Schrift von den guten Werken, von der Freiheit des Christenmenschen, die Auslegung des Vaterunser, die Psalmenauslegung, dann die großen Kampfschriften An den christlichen Adel und Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, endlich die, welche aus dem Kampf gegen die päpstliche Bulle hervorgegangen waren bis zu den letzten „Gegen die Bulle des Antichrist" und „Warum des Papstes Bücher verbrannt sind", die Rechtfertigung der Verbrennung des kanonischen Rechts und der Bannbulle, die Luther am 10. Dezember 1520 vor dem Klostertor in Wittenberg vorgenommen hatte. Luther wunderte sich später, „wo sie dieselbigen mochten bekommen haben". — Luther bejaht die erste Frage, für die Beantwortung der zweiten erbittet er sich Bedenkzeit. Unnötig anzunehmen, daß hier Einflüsse von außen auf ihn gewirkt haben, auch von einem innerlichen Schwanken kann keine Rede sein. Aber es ist jetzt, wie damals bei dem Verhör vor Cajetan, das Gefühl der Stunde. Die ganze Verantwortlichkeit, die sie ihm auferlegt, ergreift ihn mit voller Macht. Da es sich um den Glauben, das Seelenheil und das Wort Gottes handelt, will er nichts Unbedachtes sagen.

So erscheint er am folgenden Tage nochmals vor seinen Richtern, und hier hat er dann jene weltbedeutende Rede gehalten, die ihren Platz in der Geschichte unserer Nation dauernd behauptet hat. Er bekennt sich zu all seinen Schriften. Sie waren ja nichts als die Abdrücke seines Wesens. Er teilt sie in drei Klassen, solche über Glauben und Sitte, solche gegen die Tyrannei des Papsttums und der Romanisten, solche gegen seine litera-

Martin Luther.
Kupferstich von Lukas Cranach d. Ä. 1520

rischen Widersacher. Es sind die drei Triebe seines Lebens, wie es sich bisher gestaltet hat und nun sein Leben bleiben wird: der Kampf um den Glauben, der Kampf gegen die Papstkirche, der Kampf für seine Theologie. All dies hing in sich zusammen. Er sah, daß er davon nichts preisgeben könne, ohne sich selbst zu verleugnen. Denn all dies ruhte für ihn auf dem Wort Gottes oder folgte aus ihm mit klaren und deutlichen Gründen. Und wenn man ihm vorwarf, daß er Zwietracht errege und Deutschland verwirre, so hatte er auch dazu seine Stellung genommen. „Aus all dem", so schloß er seine Rede, „mein ich, wird offenbar, daß ich genugsam bedacht, erwogen und ermessen hab die Gefahr, Besorglichkeit, Zwietracht, Aufruhr und Empörung, von wegen meiner Lehre in der Welt erwachsen, daran ich gestern ernstlich und festiglich bin erinnert worden. Wahrlich, mir ist es

das allerlustigste zu sehen, daß von wegen des göttlichen Worts Parteien, Mißhellung und Uneinigkeit werden. Denn das ist der Lauf, Fall und Ausgang des göttlichen Wortes, wie der Herr selbst sagt: Ich bin nicht gekommen, den Fried, sondern das Schwert zu senden, denn ich bin kommen, den Menschen abzusondern von seinem Vater." Und dann die Antwort „ohne Hörner und Zähne", die er auf die letzte Frage des Offizials gab: „Es sei denn, daß ich durch das Zeugnis der Schrift oder durch klare Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil es am Tage liegt, daß sie zu mehren Malen geirrt und sich selbst widersprochen haben — so bin ich überwunden durch die Schriftstellen, die ich angeführt habe, und gefangen in meinem Gewissen an dem Worte Gottes. Deshalb kann und will ich nicht widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unratsam und gefährlich ist. Gott helfe mir. Amen." Als er den Saal verließ, so berichtet Aleander, reckte er die Hand auf, wie es die deutschen Landsknechte tun, wenn sie über einen gelungenen Hieb frohlocken, und rief: „Ich bin hindurch." Er war sich bewußt, diese Schlacht gewonnen zu haben, und wenn es für jede Meinung, die sich in der Welt behaupten will, darauf ankommt, daß sie entschlossen ist, sich auch gegen die Welt zu behaupten, so hatte er jetzt gesiegt.

Entschlossen war nun aber auch ein anderer, der Kaiser. Als am nächsten Morgen die Kurfürsten und Fürsten vor ihn traten, fragte er sie, was nun ihre Meinung in der Sache Luthers sei. Sie erbaten sich nach ihrer Art Bedenkzeit. Er aber erwiderte: „Gut, aber ich will euch zuerst meine Meinung zu erkennen geben." Und nun ließ er eine Erklärung verlesen, die er selbst aufgesetzt hatte. Es ist die erste Erklärung Karls in einer großen politischen Angelegenheit, von der wir sagen können, daß sie ganz sein eigen ist. Sein Standpunkt ist derselbe wie in den Sachen des Reichsregiments, wo er seine persönliche Reputation gegen die ständischen Forderungen setzte. Aber wieviel persönlicher klingt nun das, was er jetzt den Ständen sagt. Als Sproß der allerchristlichsten Kaiser der edlen deutschen Nation, der katholischen Könige Spaniens, der Erzherzoge von Österreich und der Herzoge von Burgund erklärt er sich entschlossen, seines Amtes als Verteidiger der katholischen Kirche, des katholischen Glaubens und der geheiligten Bräuche, Gesetze, Verordnungen und Gewohnheiten zu walten und gegen Luther als erklärten Ketzer vorzugehen. Er erwartet, daß die Fürsten ihm nach ihrem Versprechen dabei Folge leisten.

Wir wissen nicht, wie sich die einzelnen Stände zu dieser Erklärung stellten. Die Antwort, die sie in ihrer Gesamtheit dem Kaiser gaben, war wiederum ein Kompromiß der Meinungen und ein Ergebnis der Furcht. Sie baten den Kaiser, eingedenk der Worte der Schrift, daß Gott nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe, Luther noch Gelegenheit zu geben, sich vor drei oder vier Personen, die ehrbar und in der Heiligen Schrift bewandert seien, über die Punkte zu verantworten, in denen er gegen den katholischen Glauben, die Meinungen der Konzilien und die Konstitutionen der Kirche geschrieben habe. Der Kaiser willigte in diesen Versuch. So gab es nach dem großen öffentlichen Akt noch ein erstes Religionsgespräch, bei dem es lediglich um den Glauben ging. Es fand hinter verschlossenen Türen statt, und es blieb erfolglos, wie es mußte. Bezeichnend aber, daß die Punkte, über die eine Einigung mit Luther unmöglich war, zwei waren: Luther wollte eine Entscheidung des Reichstags oder eines künftigen Konzils nur unter der

Die

Reichsacht gegen Martin Luther

Das Wormser Edikt vom 8. Mai 1521

Plakatdruck zum Anschlagen bestimmt.
Druckfläche des Originals 116 : 25 cm
Lutherbibliothek des Museums in Worms

Der Römischen Kaiserlichen Majestät Edikt wider Martin Luthers Bücher und Lehre, seine Anhänger, Enthalter und Nachfolger, und etliche andere schmähliche Schriften, auch Gesetz der Druckerei.

Wir Karl V., von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs usw., in Germanien, zu Spanien, beider Sizilien, Jerusalem, Ungarn, Dalmatien, Kroatien usw. König, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund usw., Graf zu Habsburg, Flandern und Tirol usw. entbieten allen und jeglichen Kurfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen, Prälaten, Grafen, Freiherren, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Landvögten, Vitztumen, Vögten, Pflegern, Verwesern, Landrichtern, Schultheißen, Schöffen, Bürgermeistern, Richtern, Räten, Bürgern und Gemeinden, auch Rektoren und Regenten aller gemeinen Universitäten und sonst allen anderen Unserer und des Reichs, auch unserer erblichen Fürstentümer und Lande Untertanen und Getreuen, welcher Würde, Amts oder Wesens sie seien, denen dieser unser kaiserlicher Brief oder glaubliche Abschrift, die durch einen geistlichen Prälaten oder öffentlichen Notar verfertigt ist, davon vorkommt oder gezeigt wird, unsere Gnade und alles Gute. Hochwürdige und Ehrwürdige, Hochgeborne, Wohlgeborne, Ehrsame und Edle, liebe Freunde, Neffen, Oheime, Kurfürsten, Fürsten, Andächtige und Getreue!

Nachdem unserem Römischen kaiserlichen Amt zusteht, nicht allein den Bezirk des heiligen Römischen Reiches, den unsere Vorfahren der Deutschen Nation, um der heiligen Römischen und gemeinen Kirche Beschirmung willen, durch die göttliche Gnade mit ihrem schweren Blutvergießen an sich gebracht haben, in Austilgung und Unterdrückung der Ungläubigen zu erweitern, sondern auch nach der Regel, die von der Römischen Kirche bisher eingehalten wurde, Vorsehung zu tun, daß keine Befleckung der Ketzerei oder Argwohn in dem Römischen Reiche unseren heiligen Glauben verunreinige, oder wenn etwas davon jetzt angefangen hat, mit allem Fleiß, guten Mitteln und Bescheidenheit, so in solchem vorzunehmen sind, auszutilgen: Deshalb bedenken wir, wenn solches je einem unserer Vorfahren zu tun gebührte, daß uns die Bürde desselben viel höher und mehr auferlegt ist, nachdem des allmächtigen Gottes unermeßliche Gütigkeit zur Beschirmung und Mehrung seines heiligen Glaubens uns mit vielen Königreichen und Landen und größerer Macht, denn vor mannig Jahren je einen unserer Vorfahren am Reich versehen und begabt hat, dieweil wir auch von väterlichem Stamme aus den allerchristlichsten Kaisern und Erzherzögen zu Österreich und Herzögen zu Burgund und dann aus mütterlichem Stamme aus den christgläubigsten Spanischen, Sizilianischen und von Jerusalem Königen entsprungen sind, deren klarer Taten Gedächtnis, durch sie für den christlichen Glauben geübt, nimmer abgehen wird. Darum wo wir etliche Ketzereien, so seit drei Jahren in Deutscher Nation entsprungen und vormals durch die heiligen Konzilien und der Päpste Satzungen mit gemeiner Kirche Verwilligung wahrlich verdammt und jetzt von neuem aus der Hölle gezogen sind, tiefer einwurzeln und aus dieser Versäumnis hinhängen lassen und dulden, so würde unser Gewissen merklich beschwert und unseres Namens ewige Glorie in glückseligem Anfang unserer Regierung mit einem dunklen Nebel umfangen.

Dieweil nun zweifellos auch allen unverborgen ist, wie weit die Irrungen und Ketzereien von dem christlichen Weg abweichen, so einer, genannt Martin Luther, Augustiner Ordens, in der christlichen Religion und Ordnung, sonderlich in der durchlauchten deutschen Nation, als einer unaufhörlichen Zerstörerin alles Unglaubens und Ketzerei, einzuführen und zu beflecken untersteht, dergestalt, wie dem zuvor nicht begegnet, daß dadurch dieselbe ganze deutsche Nation und nachmals durch solche Einwurzlung alle anderen Nationen in eine unmenschliche Zertrennung und erbärmlichen Verfall guter Sitten, des Friedens und christlichen Glaubens kommen würden: deshalb ist nicht unbillig unser heiliger Vater, Papst Leo X., der heiligen Römischen und gemeinen christlichen Kirche oberster Bischof, dem die Sorge und Vorsehung der Sachen, so den christlichen Glauben betreffen, sonderlich zusteht, bewegt worden, denselben

Luther anfänglich väterlich und milde zu warnen und zu ermahnen, von solch bösem Beginnen abzustehen und die ausgestreuten Irrsale zu revozieren; und als er das unterlassen und darüber je länger je böser geübt, hat seine Heiligkeit unterstanden, dagegen füglich und nicht ungebräuchliche Mittel und Wege vorzunehmen; und darauf zu mehreren Malen die Kardinäle, Bischöfe und anderen Prälaten, auch der regulierten Orden Priorn und Generalminister und viele andere treffliche, redliche Leute, aller Ehrbarkeit, Kunst und Wissenschaft erfahren, desgleichen viele andere christlicher Nation Doktoren und Meister, aufgefordert und berufen, und denselben Martin Luther dazu zitiert und als er ungehorsam ausgeblieben ist, alle seine Schriften, so in Latein und Deutsch ausgegangen sind und noch ausgehen werden, als schädlich und dem Glauben und der Einigkeit der Kirche ganz widerwärtig verdammt und aus päpstlicher Gewalt mit Rat und Willen der gedachten Kardinäle, mit reiflicher Erwägung der Bischöfe, Prälaten, Doktoren und Meister, allenthalben zu verbrennen und gänzlich zu vertilgen geboten und daneben denselben Luther, es sei denn, daß er innerhalb einer bestimmten Zeit nach Eröffnung des Dekrets seiner Heiligkeit beweise, daß er seine Irrsal bereue, sie auch verwandelt und revoziert habe, als einen Sohn des Ungehorsams und der Bosheit und als einen Zertrenner und Ketzer von jedermann zu meiden. Und er hat nach Satzung der Rechte geordnet und gesetzt bei den Strafen, die in der päpstlichen Bulle begriffen sind (die seine Heiligkeit uns, als des christlichen Glaubens wahrem und oberstem Beschirmer und des heiligen päpstlichen Stuhls und der römischen gemeinen christlichen Kirche Advokaten durch seine und desselben Stuhls Orator und Botschaft, so seine Heiligkeit deshalben sonderlich zu uns verordnet, zugesandt hat) mit Begehr und Erforderung unseren Pflichten nach und aus Obrigkeit und Gerechtigkeit unseres kaiserlichen Amts seiner Heiligkeit in solchem unsere Hilfe des weltlichen Schwerts zur Rettung des christlichen Glaubens mitzuteilen und allenthalben im heiligen römischen Reiche, auch, wie einem christgläubigen König und Fürsten wohl geziemt, in unseren erblichen Königreichen und Fürstentümern und Landen und sonderlich in deutscher Nation zu befehlen und zu gebieten: alles und jedes, so in seiner Heiligkeit Bullen begriffen ist, unübertretbar zu halten und darin Exekution und Vollziehung zu tun. Und wiewohl wir solche Ermahnung nach Überantwortung der päpstlichen Bulle und zuletzt die Verdammnis Luthers an vielen Orten in deutscher Nation verkündet, auch in unseren Nieder-Burgundischen Ländern und sonderlich zu Köln, Trier, Mainz und Lüttich, zu exequieren und zu vollziehen geboten haben, so hat sich doch Martin Luther darüber nicht allein nicht erkannt, gebessert, noch sein Irrsal revoziert, noch von päpstlicher Heiligkeit Absolution und wiederum der heiligen christlichen Kirche Gnade begehrt, sondern seines verkehrten Gemüts und Verstandes viel bösere Frucht und Wirkung, wie ein Wütender in eine offenbare Unterdrückung der heiligen Kirche einfallend, durch viel gehäufte Bücher, die nicht allein neuer, sondern vormals von den heiligen Konzilien verdammter Ketzereien und Gotteslästerungen voll sind, in lateinischer und deutscher Sprache aus sich selbst oder zum wenigsten unter seinem Namen gemacht, täglich ausgebreitet, darin er der sieben Sakramente Zahl, Ordnung und Gebrauch von der heiligen Kirche so lange Jahre gehalten, zerstört, umkehrt und verletzt und die unzerstörlichen Gesetze der heiligen Ehe in wunderbarlichen Wegen schändlich beflecket; sagt auch, daß die heilige Ölung ein erdichtetes Ding sei. Er will auch den Brauch und der unaussprechlichen heiligen Sakramente Genuß zu der verdammten Böhmen Gewohnheit und Gebrauch ziehen und verwickelt anfangs die Beichte, die den Herzen, so mit Sünden befleckt oder beladen sind, am allernützbarlichsten ist, dermaßen, daß daraus kein Fundament noch Frucht mag genommen werden; zum letzten droht er, weiter von der Beichte soviel zu schreiben, wenn das gestattet, daß nicht allein gar niemand sein wird, der aus solchen seinen aberwitzigen Schriften sich nicht unterstehen würde zu sagen, die Beichte sei unfruchtbar, sondern daß auch wenige sein werden, die nicht predigen werden, daß nicht zu beichten sei. Er hält auch nicht allein priesterlich Amt und Orden für das Allergeringste, sondern untersteht sich auch, die weltlichen Laien-Personen zu bewegen, ihre Hände in der Priester Blut zu waschen; und nennt den obersten Priester unseres christlichen Glaubens, des heiligen Petrus Nachfolger und Christi wahren Stellvertreter auf Erden, mit Verleumdungen und schändlichen Worten und verfolget ihn mit mannig-

faltigen unerhörten Feindschriften und Schmähungen. Er bestätigt auch aus der heidnischen Poeten Gedichten, daß kein freier Wille sei, der Meinung, daß alle Dinge in einer gewissen Satzung stehn; und schreibt, daß das Messehalten niemand zugute komme, als dem, der es vollbringt. Dazu kehrt er den Gebrauch um, so mit Fasten und Gebet von der heiligen Kirche aufgesetzt und bisher gehalten worden ist. Sonderlich verachtet er auch der heiligen Väter Autoritäten, die von der Kirche angenommen sind. Und nimmt gänzlich hinweg den Gehorsam und die Regierung und schreibt beiläufig gar nichts anderes, das nicht zu Aufruhr, Zertrennung, Krieg, Totschlag, Räuberei und Brand und zu ganzem Verfall des christlichen Glaubens gereiche und diene. Denn wie er ein freies, eigenwilliges Leben lehrt, das von allem Gesetz ausgeschlossen und ganz viehisch ist, also ist er ein freier, eigenwilliger Mensch, der alle Gesetze verdammt und unterdrückt, wie er denn die Dekrete und geistliche Gesetze öffentlich zu verbrennen keine Furcht oder Scheu gehabt hat. Und weil er das weltliche Schwert nicht mehr als des Papstes Bann und Strafe gefürchtet, so hat er dem weltlichen Recht viel böseres getan. Er schämt sich auch nicht, jetzt gegen die heiligen Konzilien öffentlich zu reden und sie nach seinem Willen zu schmälern und zu verletzen, aus denen er sonderlich das Konzil zu Konstanz allenthalben mit seinem befleckten Mund schwer antastet und nennt das der ganzen christlichen Kirchen und deutschen Nation zu Schmach und Verkleinerung eine Synagoge des Teufels und dann die, so darin gewesen sind und Johann Hus um seiner ketzerischen Handlung willen zu verbrennen verordnet haben, nämlich unseren Vorfahren Kaiser Sigismund, auch des heiligen Reichs Fürsten und gemeine Versammlung, Antichristen und des Teufels Apostel, Totschläger und Pharisäer und sagt, daß alles das, so in demselben Konzil von Hussens Irrlehre verdammt wurde, christlich und evangelisch sei, und fordert auf, das anzunehmen und zu bewahren. Aber die Artikel, so dasselbe Konzil angenommen und beschlossen hat, will er keineswegs zulassen und ist mit seinem Gemüt in eine solche Unsinnigkeit gefallen, daß er sich rühmt, wenn der gedachte Hus einmal ein Ketzer gewesen sei, so sei er zehnmal ein Ketzer. Und damit alle andern unzähligen Bosheiten Luthers um der Kürze willen unerzählt bleiben, so hat dieser Eine, nicht ein Mensch, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte, vieler Ketzer aufs höchste verdammte Ketzereien, die lange Zeit verborgen geblieben sind, in eine stinkende Pfütze zusammen versammelt und selber etliche von Neuem erdacht, unter dem Schein, daß er den Glauben predige, den er jedermann mit so hohem Fleiß einbildet, damit er den wahren gerechten Glauben zerstöre und unter dem Namen und Schein der evangelischen Lehre allen evangelischen Frieden und Liebe, auch aller guten Dinge Ordnung und die allerzierlichste christliche Gestalt umkehre und niederdrücke.

Solches alles haben wir zu Herzen gefaßt und kraft unseres kaiserlichen Amtes und der Würde, womit wir von Gott versehen sind, dazu aus besonderer Liebe und Zuneigung, so wir wie unsere Vorfahren zu Beschirmung, Aufrechterhaltung und Handhabung des christlichen Glaubens, auch des römischen Bischofs und heiligen Stuhls Ehre haben und tragen, betrachtet, daß uns, sonderlich auf der obgemeldeten päpstlichen Heiligkeit Ermahnung und Ersuchen hin, ohne unsere merkliche Nachrede und der ganzen Christenheit Schmach und Schaden in einer solchen großen und erschrecklichen Handlung nachlässig zu sein nicht gebühren wolle, wie wir auch nicht tun sollen und unser Wille und Gemüt nicht gewesen ist. Sondern wir wollen vielmehr in unserer Vorfahren der römischen Kaiser Fußtapfen treten und ihren hochberühmten Taten, so sie zur Beschirmung der christlichen Kirche vollbracht haben, nachfolgen und den löblichen Konstitutionen, so zur Strafe und Vertilgung der Ketzer gemacht sind, anhängen, und haben sonderlich dieser Sachen halben unsere und des heiligen Reiches Kurfürsten, Fürsten und Stände, jetzt hier zu Worms zu mehreren Malen zu uns berufen und dieselben Sachen mit hohem Fleiß, wie denn die merkliche Notdurft erfordert, trefflich erwogen und mit einhelligem Rat und Willen uns zu dieser nachfolgenden Meinung vereint und entschlossen, in dergestalt: Wiewohl einem so verdammten und in seiner verstockten Verkehrung verharrten und von dem Brauch der christlichen Kirche abgesonderten Menschen und offenbarem Ketzer Verhör zu geben in allen Rechten ausgenommen ist, daß wir, um alle unnützen Reden abzuschneiden, sonderlich,

dieweil etliche offen vermeinen, daß in des Luthers Namen viele Bücher geschrieben und gedruckt wurden, die nicht von ihm verfaßt oder ausgegangen sein sollen, und auch etliche vermeinten, daß wir den Luther zuvor und ehe wir weiter gegen ihn prozedieren, billig hören, ihn zu uns erfordern und mit freiem Geleit versehen sollten. Darauf wir ihn auch an unsern Hof gerufen haben und durch einen unserer Herolde mit schriftlichem Geleit hierher zu uns kommen ließen und in unserer und aller obgemeldeten unserer und des Reichs Kurfürsten, Fürsten und Stände persönlicher Gegenwart fragen ließen, ob er die Bücher, die ihm dazumal unter die Augen gelegt wurden, auch andere Bücher, die in seinem Namen umgetragen werden, gemacht habe und ob er das, so in solchen Büchern wider die heiligen Konzilien, Dekrete, Bräuche und Gewohnheiten, von unseren Voreltern bis auf diesen Tag gehalten, begriffen sei, revozieren und wiederum in den Schoß und die Einigkeit der heiligen Kirche kommen wolle. Und ist ihm solches mit dergleichen Meinung und Ermahnung vorgehalten, die den verstocktesten Menschen und härter denn einen Stein erweichen und bewegen möchten. Und sobald er dieselben Bücher gehört, hat er sie als seine Bücher bekannt und anerkannt und darauf erklärt, daß er sie nimmermehr verleugnen wolle, und dazu geredet, daß er noch viel mehr andere Bücher gemacht habe, die wir hierin, dieweil wir von denen kein Wissen tragen, nicht angezeigt haben. Aber die Revokation berührend, hat er Bedenkzeit begehrt; und wiewohl ihm die billig hätte abgeschlagen werden können, da doch wider die Neuerung und Irrsal im Glauben ohne allen Verzug gehandelt werden soll, und er aus unserem früheren Mandat und unserem Schreiben, das an ihn ausgegangen, die beide ihm gewiß überantwortet sind, klar vernommen hat, um welcher Ursachen willen er zu uns gefordert ist, und er deshalb vor unser und der Stände Angesicht ohne bereite Antwort nicht hätte gekommen sein sollen, nichtsdestominder haben wir aus Milde und Güte ihm einen Tag zugegeben. Und nach Ablauf desselben Tages ist er wiederum vor uns und des Reiches Ständen erschienen und mit fleißiger Ermahnung wie zuvor ersucht worden, in sich selbst zu gehen, mit unserer Zusage, so er das, was in seinen Büchern verdammt und böse wäre, revoziere, daß er wiederum in unseres heiligen Vaters, des Papstes, Huld und Gnade kommen solle, und daß wir auch dafür sein wollen, daß seine Heiligkeit aus jeder christlichen Nation zwei treffliche Männer eines guten Lebens und hoher Lehre verordne, die seine Bücher fleißig übersehen und das Böse daraus tun, und was gut wäre, dasselbe sollte die päpstliche Heiligkeit approbieren. Aber über das alles hat er solche Revokation nicht tun, noch unser gnädiges Erbieten annehmen wollen, sondern hat das Ganze abgeschlagen und mit derart ungebührlichen Worten und Gebärden, die einem sinnigen und regulierten Geistlichen keineswegs geziemen, offen gesagt, er wolle in seinen Büchern nicht ein Wort ändern. Und also in unserer und der Stände Gegenwart die heiligen Konzilien unmilde und unverschämt verspottet, verdammt, geschmäht und gänzlich verachtet und besonders das zu Konstanz, das der deutschen Nation zu ewiger Ehre Frieden und Einigkeit wiedergegeben hat; er werde denn mit Disputation, die er auf Vertröstung unseres Geleites begehrt, unangesehen, daß er gutes Wissen hat, daß die in göttlichen und menschlichen Rechten verboten ist, überwunden. Und wiewohl wir auf solche unmilde Antwort, die nicht ohne kleine Beschwerung unseres und der Stände Gemütes, auch des gemeinen Volks Ärgernis gehört worden ist, aus beweglichen Ursachen uns vorgenommen hatten, von Stund an zu ferneren Mitteln zu greifen, ihn stracks wiederum abscheiden und heimziehen zu lassen, wie wir solche unsere Meinung mit eigener Hand geschrieben, ihm des nachfolgenden Tages haben eröffnen lassen, so sind wir doch durch der obgemeldeten Kurfürsten, Fürsten und Stände hohes Ansuchen bewegt worden, daß wir ihm noch drei Tage, sich zu bekehren, Frist gegeben haben. Und sind inzwischen zwei Kurfürsten, auch zwei geistliche und zwei weltliche Fürsten und dann zwei von unseren und des Reiches Städten abgeordnet worden, die auf Befehl und der gemeinen Reichsversammlung wegen den gedachten Luther zu sich gefordert und mit guter Warnung, Ermahnung und Unterweisung und allem dem, so möglich und dienstlich ist ihn zu bekehren, nichts unterlassen haben, mit Anzeigung, wo er sich nicht bekehre, in welch schwere Strafe er bei uns und im heiligen Reiche auch nach der Rechtsordnung fallen werde. Und als solcher Fleiß und Ernst bei ihm

unfruchtbar gewesen ist, hat einer unserer Kurfürsten zwei gütige und kunstreiche Doktoren mitgenommen und mitsamt denselben, auch selbst allein insonderheit, nicht nur mit hoher Ermahnung, sondern auch scheinbarer Anzeigung von mancherlei von seinen, des Luthers; Irrlehren versucht, ihn zu bewegen, daß er mehr ansehe unseres heiligen Vaters, des Papstes, desgleichen unserer und aller Reichsstände, auch anderer christgläubiger Nationen Gebrauch, den sie nach Ordnung der christlichen Kirche so lange Jahre hergebracht haben, als seinen eigenen Sinn; mit dem Anhang, wenn er von derselben seiner Eigensinnigkeit abweiche und sich wiederum bekehre, werde er finden und erkennen, daß solches aus einem löblichen Exempel vieler heiliger Väter und zur Erhaltung seiner Seele, Ehre und Leibes geschehe. Darauf, wie wir glaublich berichtet sind, soll Martin Luther geantwortet haben, daß er nicht allein alle obgenannten Personen, sondern auch ein allgemeines Konzil (selbst wenn eins sein werde) für verdächtig und argwöhnisch halte und daß er aus seinen Schriften nicht die kleinste Silbe verwandeln wolle, wie er vormals in unserem und des Reichs Stände Beisein auch getan hat, es sei denn, daß er von einem gelehrten Mann überwunden werde; doch nach seiner Regel und nicht aus den Konzilien, noch aus kaiserlichen oder geistlichen Gesetzen, noch aus einiger Väter Autoritäten, wie heilig sie auch seien, sondern allein aus den Worten der heiligen Schrift, die, wie er vermeint, nach seinem Sinn zur Ersättigung seines zufälligen Gemüts verstanden werden sollen; obwohl es klar und offenbar ist, daß aus denselben Autoritäten, die zur Erfüllung dessen da sind, was in beiden Testamenten nicht gemeldet oder ausgedrückt ist, bisher die heilige christliche Kirche regiert worden ist.

Da nun die Sache dermaßen verlaufen ist, und Martin Luther also ganz verstockt und verkehrt in seinen offenbaren ketzerischen Opinionen verharrt und dadurch von allen denen, die Gottesfurcht und Vernunft haben, für unsinnig oder daß er mit dem bösen Geist besessen wäre, geachtet und gehalten wird, haben wir ihn laut unserem Geleit auf den fünfundzwanzigsten Tag des verflossenen Monats April von Stunde von unserem Angesicht hinwegziehen lassen und ihm wiederum einen Herold zugeordnet, also daß er von demselben fünfundzwanzigsten Tag des Monats April an zu rechnen, zwanzig Tage, die nächsten danach folgend, unser freies sicheres Geleit haben und dieses unser Geleit nach Ablauf solcher zwanzig Tage aus sei, und ihn länger nicht schirmen solle und zuletzt darauf zu anderen füglichen Remedien wider diese schwere giftige Sucht zu prozedieren gegriffen, wie hernach folgt: Am ersten zu Lob dem Allmächtigen und Beschirmung des christlichen Glaubens, auch des römischen Bischofs und Stuhls gebührlicher Ehre, in Kraft des Amtes unserer kaiserlichen Würde, Hoheit und Autorität, dazu mit einhelligem Rat und Willen unserer und des heiligen Reichs Kurfürsten, Fürsten und Stände, jetzo hier versammelt, haben wir, zu ewigem Gedächtnis dieses Handels, zur Vollstreckung des Dekrets, Sentenz und Verdammnis laut der Bulle, so unser heiliger Vater Papst, als dieser Sachen ordentlicher Richter, hat ausgehen lassen, den gedachten Martin Luther als ein von Gottes Kirche abgesondertes Glied und einen verstockten Zertrenner und offenbaren Ketzer von uns und euch allen und jeden insonderheit zu achten und zu halten erkannt und erkläret und tun das wissentlich in Kraft dieses Briefes. Und gebieten darauf euch allen und jedem besonders bei den Pflichten, womit ihr uns und dem heiligen Reiche verwandt seid, auch bei Vermeidung der Strafe für Majestätsbeleidigung und unserer und des Reiches Acht und Aberacht und darzu Entziehung und Entsetzung aller Regalien, Lehen, Gnaden und Freiheiten, so ihr bisher von unseren Vorfahren, uns und dem heiligen Reiche in irgendeiner Weise gehabt von römischer kaiserlicher Macht ernstlich mit diesem Brief und wollen, daß ihr samt und sonders nach Ablauf der vorerwähnten zwanzig Tage, die am vierzehnten Tag des gegenwärtigen Monats Mai enden, den vorgemeldeten Martin Luther nicht hauset, hofet, atzet, tränket noch unterhaltet, noch ihm mit Worten oder Werken heimlich noch öffentlich keinerlei Hilfe, Anhang, Beistand, noch Vorschub leistet, sondern wenn ihr ihn alsdann antreffen und seiner habhaft werden mögt, ihn gefangen nehmt und uns wohlbewahrt zusendet oder das zu tun veranlaßt, oder uns das zum wenigsten, wenn er in jemandes Hände geraten ist, unverzüglich verkündet und anzeiget, und ihn inzwischen also gefangen haltet, bis euch von uns

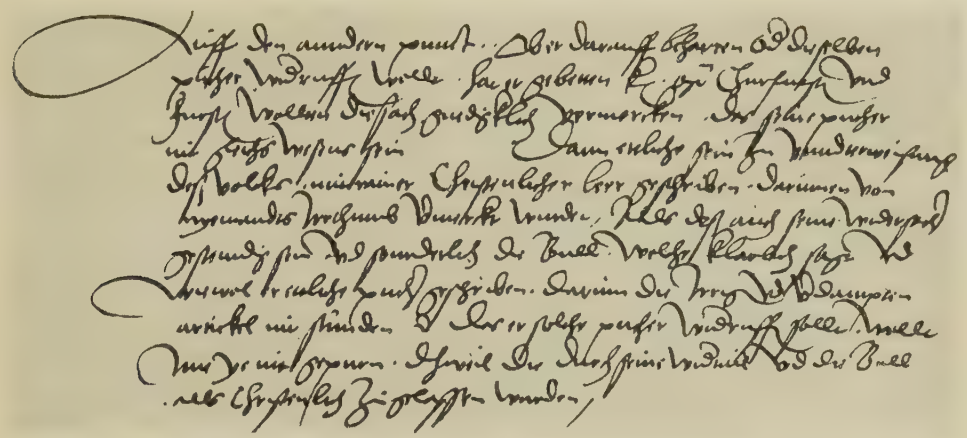
Bescheid, was ihr ferner nach der Ordnung der Rechte mit ihm tun sollt, gegeben ist, und ihr für solch heilig Werk auch eure Mühe und Kosten geziemende Belohnung empfangen werdet. Aber gegen seine Mitverwandten, Anhänger, Unterhalter, Vorschubleister, Gönner und Nachfolger und derselben bewegliche und unbewegliche Güter sollt ihr in Kraft der heiligen Konstitution und unserer und des Reichs Acht und Aberacht folgender Weise handeln: nämlich sie niederwerfen und gefangen nehmen und ihre Güter zu euren Händen nehmen und sie zu eurem eigenen Nutzen verwenden und behalten ohne jede Behinderung, es sei denn, daß sie durch glaublichen Schein anzeigen, daß sie diesen unrechten Weg verlassen und päpstliche Absolution erlangt haben.

Ferner gebieten wir euch allen und jedem von euch insbesondere bei den vorgeschriebenen Strafen, daß keiner von euch des obgenannten Martin Luthers Schriften, von unserem heiligen Vater Papst, wie oben steht, verdammt, und alle anderen Schriften, die in Latein und Deutsch oder in anderer Sprache bisher durch ihn gemacht sind oder hinfür gemacht werden, als böse, argwöhnisch und verdächtig und von einem offenbaren, hartnäckigen Ketzer ausgegangen, kaufe, verkaufe, lese, behalte, abschreibe, drucke oder abschreiben oder drucken lasse, noch seiner Opinion zufalle, diese auch nicht halte, predige noch beschirme, noch dieses auf irgendeine andere Weise, wie Menschensinn das erdenken kann, sich unterstehe, unangesehen ob darin etwas Gutes, den einfältigen Menschen damit zu betrügen, eingeführt werde. Denn wie die allerbeste Speise, die mit einem kleinen Tropfen Gift vermischt ist, von allen Menschen gescheut wird, um soviel mehr sollen solche Schriften und Bücher, in denen so mancherlei Seelengifte und Verdammnisse eingefügt sind, von uns allen nicht allein gemieden, sondern sie sollen auch aus aller Menschen Gedächtnis abgetan und vertilgt werden, damit sie niemand schaden oder ewiglich töten, dieweil doch sonst vormals alles das, was gut in seinen Büchern geschrieben, von den heiligen Vätern, die von der heiligen christlichen Kirche angenommen und approbiert sind, zu mehreren Malen angezeigt ist und ohne alle Sorge und Argwohn eines Übels mag gelesen und gehalten werden. Dazu sollt ihr alle und jeder von euch, in welcher Würde, Amt oder Wesen er sei, und sonderlich die, so Obrigkeit und Gerichtszwang haben und gebrauchen, bei Vermeidung vorerwähnter Strafen, allenthalben im heiligen römischen Reiche, auch unseren erblichen Fürstentümern und Landen mit der Tat ernstlich ordnen, strafen, gebieten und bestellen, all und jede solcher vergifteten Schriften und Bücher Luthers, da sie zu einem großen Auflauf, Schaden, Zertrennung und Ketzereien in Gottes Kirche dienen, mit dem Feuer zu verbrennen und in diesem und anderem Weg gänzlich abzutun, zu vernichten und zu vertilgen. Desgleichen sollt ihr der päpstlichen Heiligkeit Botschaften oder ihren verordneten Kommissaren darin auf ihr Anlangen und Ersuchen mit allem Fleiß und Treu beistehen, und nicht minder in deren Abwesenheit dies alles und jedes also zu geschehen, zu exequieren und zu vollbringen aus unserem Geheiß und Befehl tut und handelt. Daneben gebieten wir allen anderen unseren und des Reichs, auch unserer erblichen Fürstentümer und Länder Untertanen und Getreuen ernstlich mit diesem Brief, daß ihr den obgemeldeten Ständen und Obrigkeiten gleich uns selbst in solchem behilflich, beiständig, gehorsam und gewärtig seid, bei Vermeidung der angezeigten Pönen, Strafen und Bußen.

Und da die merkliche Notdurft erfordert zuvorzukommen und zu verhüten, daß des Luthers Bücher oder böse Auszüge derselben, so in anderer Namen ausgehen, darin sein, als des Verfassers Name nicht gemeldet wird, noch sonst viel andere Bücher, die, wie wir mit Beschwerung unseres Gemüts berichtet sind, zum großen Teil in deutschen Landen gemacht und gedruckt und böser Lehren und Exempel voll sind, hinfür nicht mehr geschrieben noch gedruckt werden, damit die Christgläubigen nicht weiter aus Verlesung derselben in größere Irrsal des Glaubens, Lebens und guter Sitten fallen und Ärger, Neid, Haß in Gottes Kirche daraus entspringe, wie sich bisher augenscheinlich gezeigt hat, daraus täglich je länger je mehr in Königreichen, Fürstentümern und Ländern Auflauf, Zertrennung und Ungehorsam zu besorgen ist: demnach solche schädliche, verderbliche Sucht auszutilgen, gebieten wir abermals mit Rat und Willen Unserer und des Reichs Kurfürsten, Fürsten und Stände bei vorgedachten schweren Pönen,

Strafen und Bußen, euch denselben unseren und des Reichs und unserer erblichen Fürstentümer und Lande Untertanen allen und euer jedem als römischer Kaiser und erblicher Herr, daß hinfür euer keiner solche Schmach und vergifteten Bücher, noch andere Zettel oder Abschriften, da sie unserem heiligen Glauben Irrsal gebären und dem, was die heilige christliche Kirche bisher gehalten hat, widerwärtig sind, dazu auch Feind- und Schmachschriften wider unseren heiligen Vater Papst, Prälaten, Fürsten, hohe Schulen und deren Fakultäten und andere ehrsame Personen und das, was enthält, was sich von den guten Sitten und der heiligen römischen Kirche abwendet, nicht mehr verfasse, schreibe, drucke, male, verkaufe, kaufe, weder heimlich noch öffentlich behalte, noch auch drucken, abschreiben oder malen lasse, noch dieses in einer anderen Weise, wie immer erdacht werden mag, gestatte, verhänge noch verschaffe. Desgleichen gebieten wir ernstlich bei angezeigten Strafen allen denen, so zu der Gerichtsbarkeit verordnet und gesetzt sind, daß sie alle jetztgemeldeten Schriften, Bücher, Zettel und Malereien, so bisher gemacht sind und hinfür geschrieben, gedruckt und gemalt werden, sie seien, wes sie wollen, wo man sie findet, durch das ganze heilige Reich und unsere Erblande, in Kraft dieses unseres Gebotes von unsertwegen fortnehmen, zerreißen und mit öffentlichem Feuer verbrennen; auch der Verfasser, Schreiber, Drucker und Maler, auch Verkäufer und Käufer solcher schändlichen Schriften, Bücher, Zettel und Malereien, die darin nach Verkündung unseres gegenwärtigen kaiserlichen Gebots verharren oder deshalb etwas fürzunehmen unterstehen, wo dieses offenbar ist, Leib, Güter und Gerechtigkeiten, wo ihr sie bekommen mögt, sollt ihr fortnehmen, fahen und behalten und damit nach eurem Gefallen handeln. Das soll euer gutes Fug und Recht sein und damit sollt ihr wider niemand getan noch gehandelt haben, noch schuldig sein, jemand darum weder inner- noch außerhalb rechtens zu antworten. Damit auch solches alles und andere Ursachen künftiger Irrsal abgeschnitten und das Gift derer, so solche Schriften verfassen und machen, ferner nicht ausgebreitet und die hochberühmte Kunst der Druckerei allein in guten und löblichen Sachen gebraucht und geübt werde, so haben wir weiter aus kaiserlicher und königlicher Obrigkeit und rechtem Wissen, auch mit einhelligem Rat unserer und des Reichs Kurfürsten, Fürsten und Stände bei unserer und des Reichs Acht und Aberacht und anderen vorberührten Strafen geboten, gebieten auch solches wissentlich in Kraft dieses unseres Edikts, das wir hiermit für ein unzerbrechlich Gesetz zu halten erkennen, daß hinfür kein Buchdrucker oder jemand anderes, er sei wer oder wo er wolle, in dem heiligen römischen Reich, auch in unseren Erbkönigreichen, Fürstentümern und Landen keine Bücher, noch andere Schriften, in denen etwas begriffen wird, das den christlichen Glauben wenig oder viel berührt, zum ersten Druck gebe ohn Wissen und Willen des Ordinarien desselben Orts oder seines Substituten und Verordneten mit Zulassung der Fakultät in der heiligen Schrift einer der nächstgelegenen Universitäten. Aber andere Bücher, sie seien in welcher Fakultät und betreffen was sie wollen, sollen mit Wissen und Willen des Ordinarien und ohne denselben keineswegs gedruckt, verkauft, noch zu drucken oder zu verkaufen unterstanden, verschafft noch gestattet werden, in keiner Weise. Wenn aber jemand, in welcher Würde, Amt oder Wesen er wäre, wider diese unsere christliche und kaiserliche Meinung, Dekret, Statut, Gesetz, Ordination und Gebot, die auch ganz und unzerstörlich sollen gehalten werden, in einem oder mehreren der vorgeschriebenen Artikel, so die Materie des Luther oder der Druckerei betreffen, in irgend einer Weise, wie Menschensinn das erdenken möge, freventlich handelt und täte, abgesehen davon, daß wir solches vernichten und kraftlos machen, wider dieselben wollen wir, daß mit den vorstehenden auch den in den Rechten enthaltenen Strafen und nach Form und Gestalt des Banns und kaiserlicher Acht und Aberacht gehandelt, prozediert und verfahren werden solle. Danach wisse sich jedermann zu richten.

Und damit dem allen Vollziehung geschehe und Glauben gegeben werde, so haben wir diesen Brief mit unserem kaiserlichen Siegel gesiegelt, der gegeben ist in unserer und des heiligen Reichs Stadt Worms, am achten Tag des Monats Mai nach Christi Geburt fünfzehnhundert und im einundzwanzigsten, unserer Reiche des römischen im zweiten und der anderen aller im sechsten Jahr.



Bericht des Nürnberger Ratsschreibers Lazarus Spengler über Luthers Verhör auf dem Wormser Reichstag 1521. Nürnberg, Stadtbibliothek.

Auff den anndern punct. Ob er darauff beharren oder dieselben pucher widerruffen wollt. hat er gebetten kaiſ. Mt. Churfurſten vnd furſten wollten die ſach gnedigklich vermercken. das ſeine pucher nit gleichs weſens ſein Dann ettliche ſein zu Vnnderweiſung deß Volcks, mit rainer Chriſtenlicher leer geſchriben. darinnen von nyemandts Irrthumb vermerckt wurdet, Alls deß auch ſeine widerſacher geſtenndig ſein vnd ſonnderlich die Bull. welche klarlich ſagt vnd wiewol er ettliche pucher geſchriben. darinn die Irrigen vnd verdampten artickel nit ſtunden etc. Das er ſolche pucher widerruffen ſollt. wollt Ime ye nit gepurn. dhweil die durch ſeine widertail vnd die Bull alls Chriſtenlich zugelaſſen wurden.

Bedingung annehmen, „daß es mit dem Wort Gottes geſchähe". Aber auch dann war er nicht gewillt, einer ſolchen Entſcheidung den Begriff der Kirche zu unterſtellen, in dem er ſich mit Hus einig wußte, daß dieſe nämlich die Gemeinſchaft der von Gott zur Seligkeit Erwählten ſei und nichts anderes. Es war damit klar, daß die Reformation, die er wollte, mit den Mitteln, die man bisher für eine Reformation der Kirche kannte, nicht zu erreichen war. Sie ſollte allein aus dem Glauben hervorgehen, ſie kannte keine andere Norm für ihre Geſtaltung als die Schrift. Aus dem Glauben und aus der Schrift mußte ſie ſich ſelbſt ihre Kirche erbauen.

Am 28. April verließ Luther mit kaiſerlichem Geleit Worms. Am 1. Mai erhielt Aleander vom Kaiſer den Auftrag, nun endgültig das Mandat gegen Luther zu entwerfen, ſchon am 2. Mai war der Entwurf fertig. Aleander hatte ganze Arbeit gemacht; er hatte ſchon vor der Krönung Karls in Aachen im Oktober 1520 ein Geſetz entworfen, das mit dem Edikt gegen Luther und ſeine Anhänger auch die publiziſtiſche Agitation unterdrücken ſollte. Dies ſollte auch jetzt zuſammen mit der Verdammung Luthers geſchehen.

Dieſes Geſetz gegen die Drucker band den Druck und Vertrieb aller Bücher und Schriften an die Zenſur der Biſchöfe, den der theologiſchen und irgendwie den chriſtlichen Glauben berührenden überdies an die Zuſtimmung der theologiſchen Fakultät der nächſtgelegenen Univerſität. Außerdem aber erweiterte das Edikt den Kreis der Schriften, deren Herſtellung und Vertrieb überhaupt verboten werden ſollte. Zu den Schriften, die „unſerem heiligen Glauben Irrſal gebären und dem, was die heilige chriſtliche Kirche bisher gehalten, widerwärtig ſind", kamen die Feind- und Schmachſchriften „wider unſeren heiligen Vater den

Papst, Prälaten, Fürsten, hohe Schulen und derselben Fakultäten und andere ehrsame Personen", alles, dessen Inhalt sich von den guten Sitten und der heiligen römischen Kirche abwende.

Am 8. Mai gab Karl den Befehl, das Edikt in Urkundenform auszufertigen. Dieses Datum trägt es deshalb noch heute. Bei der Vollziehung aber gab es noch einen letzten Aufenthalt. Als man dem Kaiser am 12. Mai schon die Feder zum Unterzeichnen reichte, erklärte er, sich doch noch einmal mit den Reichsständen beraten zu wollen. Es waren die Tage, wo sich das Verhältnis zu Frankreich drohend zuspitzte und es dem Kaiser wünschenswert erschien, daß das Reich mit seinem Haupte für jedermann einig erscheine. Es schien ihm wohl als die Krönung des mühseligen Werks von Worms, wenn er auch die Austilgung der lutherischen Ketzerei „mit einhelligem Rat und Willen" der Reichsstände gebieten könne. Ob ihm auch dies gelungen wäre, ist mindestens fraglich. Aleander fürchtete, die Freunde Luthers hofften, daß an dieser letzten Verzögerung das Ganze scheitern würde. — Es kam nicht mehr dazu. Soweit wir sehen, hat sich Karl damit begnügt, das Edikt seinen deutschen Räten zur Einsicht vorzulegen. Mit den Änderungen, die diese vornahmen, hat er es am 25. Mai, nachdem die letzte Sitzung des Reichstags im Rathaus gehalten war, in seiner Wohnung verlesen lassen. Der Kurfürst von Brandenburg erklärte darauf, unter der Zustimmung und im Namen aller, daß ihnen das Edikt gefalle, und daß man es ohne jede Änderung zum Vollzug bringen müsse, denn das sei die Meinung und der Beschluß aller Stände des Reichs gewesen.

Man hat bis in die neueste Zeit viel über die Rechtmäßigkeit des Wormser Edikts gestritten, es wohl gar als erschlichen und gefälscht bezeichnet. Davon kann keine Rede sein. Seit der Vorladung Luthers nach Worms hatte der Kaiser die Zustimmung der Stände, daß gegen Luther, wenn er nicht widerrufe, die Acht des Reiches ausgesprochen werden solle. Auch in dem letzten Stadium der Verhandlung waren sich die Stände bewußt, daß ihnen weder Einspruch noch Beschlußfassung, höchstens die Erhebung von Bedenken zustehe. „Mit einhelligem Rat und Willen der Stände", wie die endgültige Form des Edikts sagte, ist Luther freilich nicht verurteilt worden. Aber gerade das hatten die deutschen Räte des Kaisers in Aleanders Entwurf schließlich noch hineinkorrigiert, und auch der andere Mangel, daß der Kurfürst von Brandenburg nur für die Anwesenden sprechen konnte, nicht für Sachsen und Pfalz, die bereits abgereist waren, ist in der Folge niemals gegen das Edikt geltend gemacht worden, ebenso wenig wie man die Gültigkeit des anfechtbarsten Teils, des Zensuredikts, bestritten hat.

Das Wormser Edikt galt, daran war kein Zweifel. Eine andere Frage war, ob der Geist der Nation sich dadurch bändigen lassen werde.

Das Scheldetor von Antwerpen, 1520.
Zeichnung Albrecht Dürers in seinem Niederländischen Skizzenbuch

Die Sturmjahre der Reformation

In der Einsamkeit von San Juste, als er den Lauf seines Lebens überdachte, soll Karl V. einmal bedauert haben, daß er Luther das Geleit gehalten habe. Er hätte dem Rat seines Lehrers, Adrians von Utrecht, der damals als sein Statthalter in Spanien gegen die Communeros kämpfte, folgen und Luther dem Papst zur Bestrafung ausliefern sollen. Ob er das nicht trotz seiner geringen eigenen Macht in Worms vermocht hätte, ist fraglich. Die deutschen Fürsten hätten sich schwerlich gegen einen Kaiser erhoben, der Luther aus kaiserlicher Machtvollkommenheit gefangen setzte; ob die ritterlichen Kräfte stark und einig genug gewesen wären, es zu tun, zumal wenn sich Sickingen versagte, steht dahin. Vielleicht hätte sich schon damals gezeigt, daß der gewaltigen Erregung der Nation kein einiger Wille entsprach, und eine Volkserhebung für Luther, bei der sich die sozialpolitischen Forderungen seines reformatorischen Programms mit den religiösen sofort vermischt hätten, hätte alsbald alle geordneten Gewalten gegen sich gehabt.

Aber es gibt kein Zeichen dafür, daß Karl auch nur daran gedacht hätte, sein Verhältnis zu Deutschland und zum Papst durch eine Gefangennahme Luthers zu belasten. Ihn beschäftigte, soweit wir sehen, nur der Gedanke an die Niederwerfung Frankreichs. Für die Ruhe Deutschlands glaubte er mit dem Edikt gegen Luther, mit der Errichtung des Regiments, mit der Festlegung von Kammergericht und Landfrieden alles Notwendige getan

zu haben. Die Wahrung der habsburgischen Interessen im Reiche hatte er seinem Bruder Ferdinand übergeben, indem er ihm die fünf österreichischen Länder zuwies, die den alten habsburgischen Hausbesitz bildeten. Überdies sollte Ferdinand sein Vertreter beim Reichsregiment sein.

So brach er von Worms auf. Freilich nicht mit deutschen Heerscharen nach Italien, sondern nach den Niederlanden, noch immer dem wirklichen Mittelpunkte seines Reichs, um von da aus zunächst noch einmal durch Verhandlungen mit Wolsey seine europäische Stellung zu sichern; dann wollte er nach Spanien, um hier seine Herrschaft dauernd zu festigen.

Luther aber war für die Welt verschwunden. Als er Worms verließ, wußte er bereits, daß er eine Zeitlang „eingetan" werden solle, um den nächsten Gefahren zu entgehen. Vielen seiner Freunde galt er für tot. Dürer schrieb in sein niederländisches Tagebuch die herzbewegende Klage: „Wer wird uns nun das Evangelium lauter und klar vortragen?" Erst im Mai erfuhren die nächsten Freunde, daß Luther auf der Wartburg geborgen sei.

Für Deutschland ergab sich aber nun eine eigentümliche Lage. Daß an eine Ausführung des Wormser Edikts nicht zu denken war, zeigte sich sogleich. Wie ein breiter Strom ergoß sich die von Luther entfesselte Bewegung über ganz Deutschland. Sie verschlang alle anderen Angelegenheiten und Interessen der Nation. Es konnte sich nur noch darum handeln, ob es gelingen werde, die erregten Wogen in ein Bett der Gesetzlichkeit und staatlichen Ordnung zu lenken.

Das war die große Aufgabe des Reichsregiments. Freilich nur eine von vielen. Der Abschied des Wormser Reichstags hatte ihm andere, ungelöste, genug hinterlassen. Da galt es die peinliche Halsgerichtsordnung, die Entwurf geblieben war, fertigzustellen, dem Landfrieden durch eine Exekutionsordnung zur Wirksamkeit zu verhelfen, die längst geforderten Maßnahmen gegen die großen Gesellschaften gesetzlich festzulegen, endlich auch Mittel für die alten und neuen Bedürfnisse des Reiches zu finden. Wenn das Reichsregiment in all diesen Punkten eine höchst bemerkenswerte gesetzgeberische Tätigkeit entfaltet hat, wenn in seinen Verhandlungen ein einheitlicher Zug und ein staatsmännischer Sinn hervortritt, wie er bisher in den Beratungen deutscher öffentlicher Körperschaften selten gewesen war, so kommt das daher, daß hier zum ersten Male die fürstlichen Räte in ihrer besonderen Bedeutung erscheinen. Ihr hervorragendster Vertreter im Regiment und auf den Reichstagen, die 1523 und 1524 in Nürnberg gehalten wurden, ist Johann von Schwarzenberg. Er hatte sich längst einen Ruf als Reformator des deutschen Strafrechts gemacht, war daneben ein Volksschriftsteller von ursprünglicher Kraft, ein „deutscher ungelehrter Phantast", wie er selbst meinte. Als solcher hatte er damals viele Genossen, aber er verlor den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen. Die Gesetzentwürfe, die damals von ihm und seinen Gesinnungsgenossen durch die Fährlichkeiten des Regiments und der Reichstagsberatungen bis zum Beschluß geführt wurden, sind das Reifste, was für die staatliche Festigung des deutschen Volkskörpers gefunden werden konnte. Alles war um die zwei Fragen gruppiert, die damals in der Tat die Lebensfragen der deutschen Nation waren: Gründung einer Reichsgewalt, die wirklich fähig war, Friede und Recht im Reiche zu verwalten, und die Aufstellung einer Heeresmacht, die den Türken widerstehen konnte. Denn nachdem Sultan Süleiman 1521 Belgrad genommen hatte und gegen Ungarn

Gerichtssitzung im 16. Jahrhundert.
Hinten in der Halle die Verhandlung, vorn Vorführung des Gefangenen und eilende Häscher.
Zeitgenössischer Holzschnitt

vordrang, war die Türkengefahr eine besondere Gefahr für das Reich geworden. Dem ersten Zweck diente eine Exekutionsordnung des Landfriedens, eine Umarbeitung der Entwürfe der peinlichen Halsgerichtsordnung, die für die spätere endgültige Fassung bestimmend geworden ist. Dem zweiten eine Reihe von Projekten zur Schaffung neuer Reichseinnahmen: Einbehaltung der Annaten, Besteuerung des Klerus und der Juden, die Wiederaufnahme der alten Vorschläge eines „gemeinen Pfennigs", am bedeutendsten unzweifelhaft der Plan eines gemeinen Reichszolls, auch dieser wie die andern eine Fortbildung von Anregungen des Wormser Reichstages, jetzt aber technisch durchdacht und bemerkenswert verändert. Zum ersten Male soll das Reich als eine wirtschaftliche Einheit erfaßt werden, deren Zollstätten von Antwerpen bis Tarvis und Wien, von Metz bis Frankfurt a. d. Oder reichen sollen. Der Zoll nicht bloß fiskalisch gedacht, sondern auch mit der Absicht, die Mängel, die sich aus dem Bestehen der großen Handelsgesellschaften und den Monopolen und Trusts des Großhandels ergaben, zu bekämpfen oder doch diese zu überwachen.

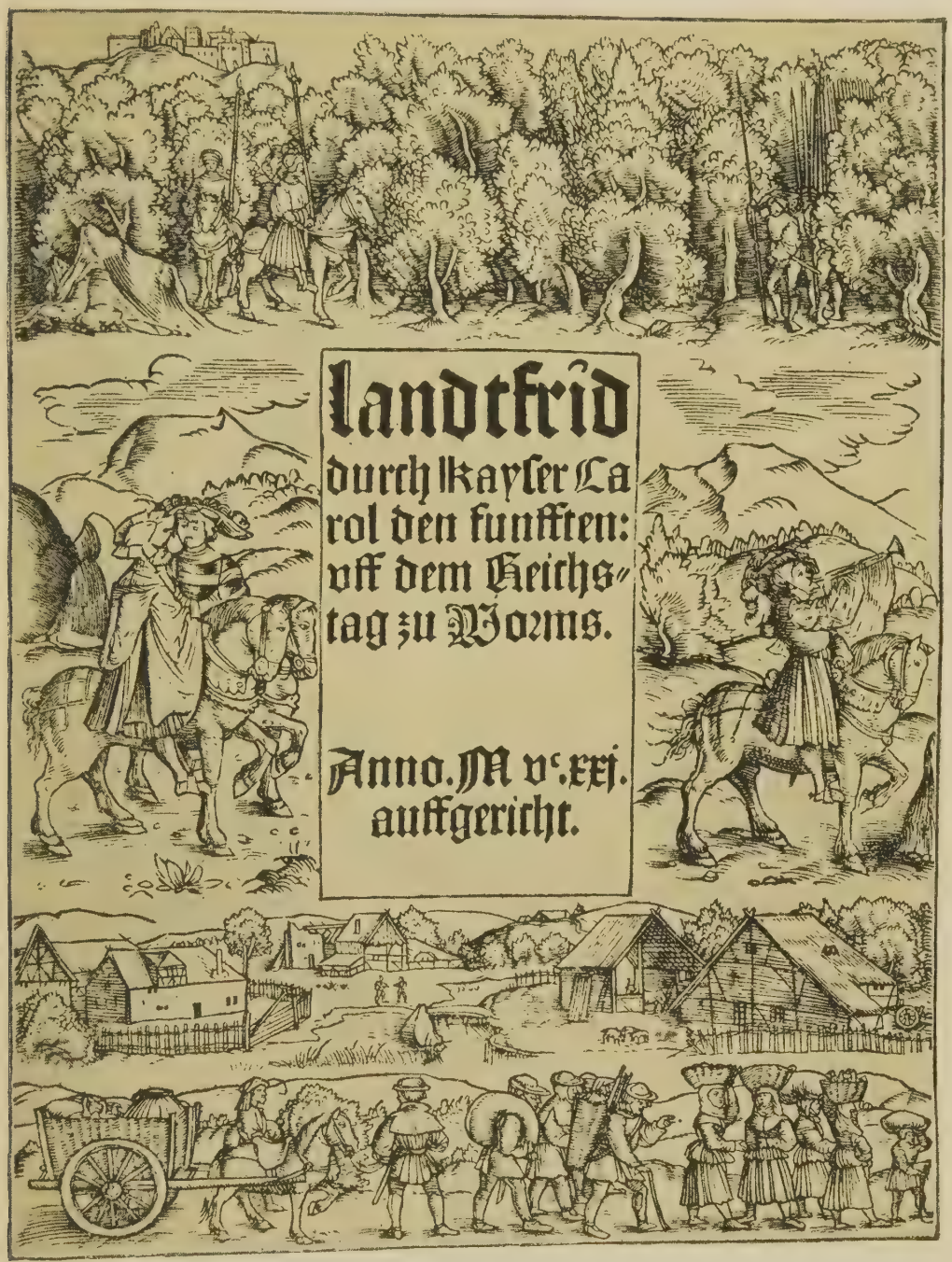
Aber das wichtigste vor allem war die Regelung der religiösen Frage. Sie spielte in alle

anderen hinein. Auch hier hat die Gruppe der fürstlichen Räte die Führung übernommen. Man kann nicht sagen, daß sie in ihrer religiösen Überzeugung einig waren, aber gemeinsam war ihnen allen die Überzeugung, daß das Evangelium in Deutschland neu erschienen sei, und daß daraus eine evangelische Reformation mindestens der deutschen Kirche folgen müsse.

Es war ein nicht geringes Hindernis für diese Bestrebungen, daß fast gleichzeitig mit Beginn der Tätigkeit des Regiments die reformatorische Bewegung tumultuarisch wurde und damit die Anklagen derer rechtfertigte, die in ihr den Beginn einer allgemeinen Umsturzbewegung gesehen hatten. Aber dieser Nachteil wurde weit aufgewogen durch den Beistand wider Willen, den der neue Papst Hadrian VI., der am 9. Januar 1522 auf Leo X. gefolgt war, dem Reformverlangen leistete. Adrian von Utrecht kam von der niederländischen Frömmigkeit der Devoten her. Er teilte ihren Biblizismus und ihre Vorliebe für die Zeugnisse der alten Kirche. Aber er wurde in Löwen als theologischer Lehrer auch ein tüchtiger Scholastiker. Jetzt als Papst wollte er auf den Wegen Bernhards von Clairvaux gehen, die Kirche aufs neue mönchisch disziplinieren und mit der gereinigten Kirche die Ketzer und die Türken bekämpfen.

So kam es zu jenem berühmten Sündenbekenntnis, das sein Gesandter, Chieregati, am 3. Januar 1523 in Nürnberg vor den Ständen ablegte. Es war fast nicht so wichtig, daß hier ein Papst eine vollständige Abstellung der Mißstände des avignonesischen Systems versprach, als daß er sich in der Begründung dieses Versprechens alle Argumente der nationalen und der humanistischen Opposition zu eigen machte. Aber wenn der Papst sich etwas davon erhofft hatte, daß er den deutschen Ständen nicht mit der Autorität des Regierers der Kirche, sondern überredend, warnend und bittend gegenübertrat, so sah er sich darin sofort getäuscht. Die Stände setzten der Forderung des Papstes, das Wormser Edikt durchzuführen, die andere entgegen, daß zunächst die Mißstände in der Kirche abgestellt werden müßten. Die Sache Luthers aber sollte auf einem freien christlichen Konzilium in einer deutschen Stadt binnen Jahresfrist entschieden werden. Damit schien all das erreicht, was Aleander in Worms ängstlich verhütet hatte: die Gravamina der deutschen Nation mit der Sache Luthers, die Reformation der Kirche mit dem neuverstandenen Evangelium verbunden, die alte Konzilsidee erweitert im Sinne des Erasmischen Einungsgedankens mit Gleichsetzung des weltlichen und des geistlichen Elements, als ein Tribunal, vor dem der Papst so gut Partei ist wie Luther. Begreiflich, daß Chieregati die Antwort der Stände als ungenügend erklärte, daß ein eifriger Freund der Reform wie der Augsburger Bischof Christoph von Stadion damals auf die Seite der Papstkirche zurücktrat, daß die geistlichen Fürsten überhaupt diese Beschlüsse als gegen sie gerichtet betrachteten. Aber so stark war doch schon die auf eine Kirchenreform in neuem Sinne gerichtete Stimmung, daß auch ein dritter Reichstag, der im Januar 1524 zu Nürnberg zusammentrat, zu keinem anderen Beschlusse gelangte. Aufs neue forderten die Stände ein Konzil in Deutschland und beschlossen zugleich, daß auf Martini 1524 in Speier eine deutsche Nationalversammlung zusammentreten sollte; hier wollte man beschließen, wie es bis zu dem allgemeinen Konzil zu halten sei.

Noch einmal schien sich der Nation die Möglichkeit zu bieten, die religiöse Frage selbständig zu ordnen. Die Männer, welche die Beschlüsse von 1523 und 1524 durchgesetzt



Titelblatt des „Landfriedens" von 1521,
gedruckt von Johann Schöffer, Mainz. Holzschnitt von Anton v. Worms

hatten, waren gewillt, dies zu tun. Sie erkannten sehr wohl die ungeheueren Schwierigkeiten, die diese Absicht in sich trug. Es war keine Rede davon, daß die reformatorische Gesinnung auch nur eine geschlossene Gruppe der Reichsglieder ergriffen hätte. Auch die Städte, die noch am meisten einigen Willen für die Reformation zeigten, waren doch als politische Gruppe zu schwach, sie vorwärts zu tragen. Dies konnte nur die religiöse Erregung des Volkes selbst tun. Die Stände, die eine Reformation wollten, mußten sie benützen und schützen. Sie mußten aber zugleich verhüten, daß aus der Reformationsbewegung eine Erschütterung der ganzen öffentlichen Ordnung entstand. Dies bedeuteten die Zensurvorschriften für den Buchdruck, die man 1523 erließ und mit denen man den Absichten des Wormser Edikts halbwegs entgegenkam, dies der Versuch, daß der Kurfürst von Sachsen Luther und seinen Anhängern bis zu dem allgemeinen Konzil Stillschweigen auferlegen solle, dies endlich auch die Erklärung des Reichstagsabschieds von 1524, man wolle dem Wormser Edikt nachleben, „soweit als möglich". Im Zusammenhang mit der Forderung einer Nationalversammlung, auf der die Nation selbst bestimmen wollte, was in den kirchlichen Dingen rechtens sei, und vor allem im Zusammenhang mit der Forderung der freien Predigt des Evangeliums, die auch der Reichstagsabschied von 1524 wiederholte, konnte das nicht anders heißen, als daß man die religiöse Bewegung auf der Stufe festhalten wollte, die sie erreicht hatte.

Aber dies war längst nicht mehr möglich. Überall in Deutschland und auch schon in den Nachbarländern hatten sich Prediger der neuen Lehre erhoben. Es waren zum Teil Ordensgenossen Luthers, wie sein alter Freund Johannes Lang, der in Erfurt, dann der eifrige Kaspar Güttel, der in der Mainzer Diözese predigte, oder jene niederländischen Augustiner, die dann als erste den Märtyrertod für ihre Überzeugung starben; dann Franziskaner, wie Heinrich von Kettenbach und Eberlin von Günzburg; aber auch ein so konservativer Orden wie der der Dominikaner stellte in Martin Butzer einen feurigen Vorkämpfer Luthers; aus dem Orden der Prämonstratenser, der sonst ziemlich in administrativer Tätigkeit aufging, kam Bugenhagen, der Apostel Pommerns. Diesen Mönchen traten die Prediger an den städtischen Pfarrkirchen zur Seite. Die vielen Predigtpfründen, die im Ausgang des 15. Jahrhunderts in den deutschen Städten gestiftet waren, wurden ebenso viele Stützpunkte für die Ausbreitung des Evangeliums. In diesen Kreisen vor allem erschien die lutherische Bewegung als eine Fortsetzung der erasmischen; Ökolampad, der spätere Führer der Baseler Reformation, zeigt diesen Weg am deutlichsten. Und neben diesen erschienen nun als ein neues Element die gottesfürchtigen Laien. Sie wollten Ernst machen mit der Ermahnung, daß das Evangelium den Ungelehrten gegeben sei. Sie kamen zum Teil aus den sitzenden Gewerben der Weber, Kürschner und Schuster, zum Teil aus dem Bauernstand. Jeder von diesen Männern fühlte sich als ein Streiter für Christus und das Evangelium. Hans Sachs, der in seiner Wittenbergischen Nachtigall 1523 die Morgenröte des neuen Tages mit dem verbleichenden Mond der zurückweichenden Nacht der Finsternis kämpfen läßt, traf vortrefflich die allgemeine Meinung.

So entbrannte der Kampf überall. Und neben die Kampfrufe der Prediger trat die stets wachsende Literatur der Flugschriften.

In ihnen vor allem erkennen wir die vollständige Veränderung, die sich in wenigen Jahren in den geistigen Interessen der Nation vollzogen hat. Diese sind nun ganz der

Martin Luther 1521.
Kupferstich von Lukas Cranach d. Ä.

Titelblatt von Hans Sachsens Gedicht
„Die Wittenbergisch Nachtigall" aus dem Jahre 1523

Erörterung der großen Fragen zugewendet, die Luther in die Nation geworfen hatte, und der Geist der Nation bemächtigte sich ihrer mit einer unerhörten Energie. Nicht nur, daß die Zahl der deutschen Drucke in den Jahren 1516 bis 1524 auf das Neunfache steigt und damit die der lateinischen weit hinter sich läßt: das Entscheidende ist die Veränderung des Charakters der ganzen Literatur. Der gelehrte Traktat, der noch die humanistische Polemik beherrschte, ist zur Flugschrift geworden. Auch hier war Luther der Bahnbrecher gewesen. Mit den kleinen „Sexternlein", die er seit 1520, zuerst beinahe entschuldigend, hatte in die Welt gehen lassen, hatte er ein Vorbild aufgestellt, das nun eifrigste Nachfolge fand. Auch in die rein theologische Auseinandersetzung, die naturgemäß im Mittelpunkt der polemischen Erörterung steht, dringen die volkstümlichen Formen ein. Das alte Streitgespräch des Mittelalters lebt in dem nicht selten ganz dramatisch geformten Dialog wieder auf. Neben ihm steht der Sendbrief. Ein Student schreibt an seinen Vater, ein Freund an den andern, aber auch Christus und der Teufel schreiben an die Christenheit. Dieser Zug zur Verlebendigung wird dann durch die Kunst unterstützt. Die eigentlich deutsche und populäre Kunst des Holzschnitts tritt jetzt in den Dienst der religiösen Agitation. Bedeutende Künstler wie der jüngere Holbein, Cranach, Urs Graf erscheinen hier; daneben gibt es viele namenlose, oft von bedeutendster Erfindungskraft.

Dieser volkstümliche Charakter der publizistischen Literatur, der Eindruck, daß hier das Volk selbst spricht oder doch sprechend gedacht wird, ist das eigentlich Wichtige und Bedeutende an ihr. Und auch da, wo die Verfasser sich nennen und durch eine Reihe von Schriften in einer bestimmten literarischen und persönlichen Haltung erkennbar sind, ist es weniger das Individuum, das uns fesselt, als die gesellschaftliche Gruppe, die es

vertritt. So spricht Hartmut von Kronberg für den Adel, Lazarus Spengler für das Bürgertum, Eberlin von Günzburg und Heinrich von Kettenbach für das zur Reformation übertretende Mönchtum. Hutten erscheint auch in dieser Hinsicht in seiner ganz persönlichen Art als Vertreter des älteren jetzt verschwindenden Geschlechts.

Fast das Bedeutsamste ist es, daß der Stand, dem es am meisten an eigenen Sprechern fehlen mußte, mit einer typischen Figur in den Mittelpunkt der Diskussion tritt. Der Karsthans tritt auf als der einfältige Bauer, er überwindet den aufgeblasenen Franziskaner Thomas Murner, dessen Argumente sein studierter Sohn verteidigt, mit seiner Bibelkenntnis. Die so betitelte Flugschrift wird eine der populärsten im südlichen und westlichen Deutschland, und die Meinung, daß der Bauer mit seinem Flegel noch einmal die Sache richten und Herr im Hause sein werde, wenn die Fürsten nicht Vernunft annehmen, wird in Furcht und Hoffnung von Tausenden geteilt.

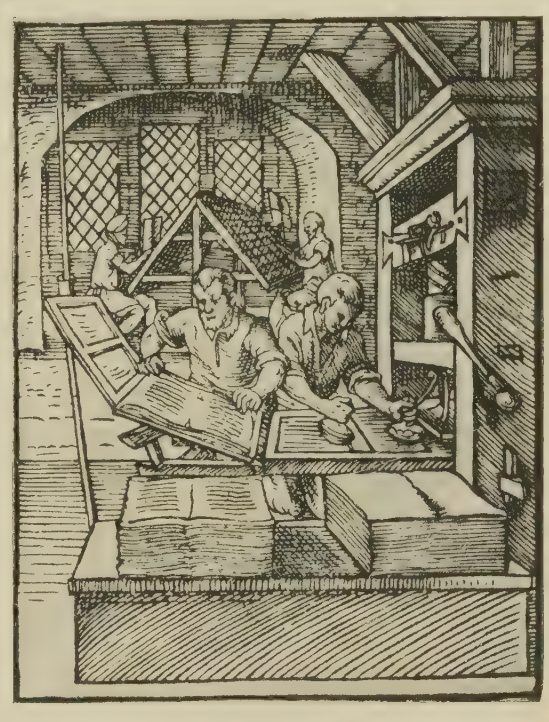
Die großen Themen dieser Diskussion hat Ranke plastisch bezeichnet. Es handelt sich um dieselben Fragen, die Luther in seiner eigenen Entwicklung für sich geklärt hatte, um das Verhältnis von Glauben und Werken, um das Verhältnis der unsichtbaren zur sichtbaren Kirche, um das Verhältnis von Menschenlehre und Gotteswort. Aber überall treibt die Diskussion über die ersten Fragestellungen hinaus.

Es war die notwendige und schon von Luther deutlich gesehene Folgerung, daß aus dem neuen Verständnis des Evangeliums auch ein neues evangelisches Leben und damit eine neue Ordnung der Gesellschaft und des Staates folgen müsse. Das hatte er in der Schrift an den christlichen Adel mit Beziehung auf die alten Ordnungen des corpus christianum, wie sie ihm in dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation entgegentraten, entwickelt. Jetzt sehen wir diese Gedanken in die Publizistik einströmen. In seinen Fünfzehn Bundesgenossen entwickelt Eberlin von Günzburg ein ganzes sozialpolitisches Programm, eine neue Ordnung auch des weltlichen Wesens. Deutschland wird ein Land Wolfaria werden, in dem es nur zwei rechte Stände gibt, den Bauernstand und den Adel, die beide die einzig ehrliche Hantierung, den Ackerbau, haben. Der Adel soll mit dem Kaiser das Reich regieren, er soll das Schultheißenamt in den Städten führen, er soll die vielen Bachanten und Schreiber und Finanzer ersetzen, die jetzt in des Kaisers Rat sitzen. Sehen wir hier eine der vorwaltenden Tendenzen der maximilianischen Zeit sich mit der Reformation verbinden, so ist es nun überhaupt das Charakteristikum dieser stürmischen Jahre, daß sich die alten mystischen und phantastischen Neigungen des deutschen Geistes jetzt mit neuer Kraft erheben und ihren Platz in der neuen Ordnung der Dinge suchen.

Erstaunlich auch, mit welcher Schnelligkeit diese ganze Literatur verbreitet wurde. Mit gutem Grund hatte Aleander in einer Information, die für den nach Deutschland gehenden Legaten Campegio bestimmt war, neben den Gelehrten und den Mönchen die Buchdrucker als das eigentlich gefährliche Element bezeichnet. In immer neuen Auflagen warfen sie die Schriften Luthers und seiner Anhänger auf den Markt; sie selbst oder ihre Korrektoren, nicht selten humanistische Gelehrte, machen empfehlende Zusätze in Prosa und in Versen. Während die Schriften Luthers in den Jahren 1517 bis 1525 in nahezu 2000 Ausgaben erschienen sind, beklagen sich die altgläubigen Schriftsteller, daß sie für ihre Schriften keine Verleger finden. — Zu den Buchdruckern treten die Buchführer, zum Teil wandernde Gesellen von zweifelhafter Existenz, die sich hier einen bequemen Verdienst

suchen, aber auch ernsthafte Bekenner, die auf diese Weise das Evangelium ausbreiten wollen. Sie erscheinen auf den Jahrmärkten, bei Kirchenfesten und wo sich sonst eine Gelegenheit bietet, versammeltes Volk zu treffen. Neben den neuen Traktaten führen sie auch die neuen Kirchenlieder, die Luther 1523 mit seinem Lied auf den Märtyrertod der beiden Augustinermönche von Antwerpen begonnen hatte. Ein armer Tuchmacher, der am 6. Mai 1524 zwei solche Lieder Luthers auf dem Markt in Magdeburg sang, hat damit die Reformation in dieser Stadt zum Durchbruch gebracht.

So erscheint die deutsche geistige Welt in den Jahren 1521 bis 1524 wie ein aufgewühltes Meer, durchwogt vom Sturme der tiefsten Leidenschaften, in einer Bewegung, über die höchstens einer gebieten konnte, Luther selbst.



Buchdruckerei im 16. Jahrhundert.
Holzschnitt von Jost Amman

Wir wenden uns zu ihm und suchen ihn in der erzwungenen Einsamkeit der Wartburg auf. Zum ersten Male, seit er mit seinen Thesen in die Welt getreten war, ist Luther jetzt von ihr geschieden, und er fühlt es. Den Lutherus eremita nennt er sich und datiert seine Briefe ex eremo oder in regno avium. Die junkerliche Tracht, die er anlegen muß, bringt ihm die Veränderung seiner Lage noch besonders ins Bewußtsein. Aber seine Gedanken kreisen beständig um sein Werk. Er fühlt, daß er es nur angefangen, noch längst nicht vollendet hat. Die Einsamkeit der Wartburg gibt ihm die Muße, das Errungene zu überschauen, die neuen Ziele festzulegen. Er fühlt sich von Kaiser und Reich im Stich gelassen, sogar das Geleit hat man ihm gebrochen, da man ja seine Schriften verdammt hat, ehe er noch erschienen war. So gilt es jetzt ein doppeltes: dem Wort Gottes überall hin die Bahn freizumachen und die Gemeinde der wahren Christen zu sammeln. Diesem Zweck dienen alle seine Pläne und seine Arbeiten auf der Wartburg. Er beginnt seine Predigten über die Evangelien an Sonn- und Festtagen zu einer Kirchenpostille zu vereinen, und er übersetzt das Neue Testament ins Deutsche. Damit gibt er der neuen Gemeinde der Christen ihre Grundbücher. Für diese neue Gemeinde der wahrhaft Glaubenden erläutert er seine Auffassung von den Zeremonien. Er schreibt über die Mönchgelübde, über die Beichte, über die Messe, über das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Überall der gleiche Gedanke: die Zeremonien sind nicht aus dem Glauben, aber sie schaden dem Glauben nicht. Sie haben ihren Wert vor allem für die Schwachen. Nur eines ist nötig: sie dürfen nicht als Gebote

gehalten werden. Denn die neue Gemeinde ist nicht eine Kirche wie die alte. Sie soll sich um die Wortverkündigung zusammenfinden, das neue Priestertum der Gläubigen sich auch hier offenbaren. Die geistlichen Gewalten der alten Kirche mögen fortbestehen, wenn sie nur das Evangelium bei denen, die es hören wollen, nicht hindern. Die weltliche Gewalt hat jedenfalls keine andere Aufgabe, als die christliche Freiheit zu schützen. In ihrem eigenen Bereich genügt es, wenn sie sich von der Autorität des kanonischen Rechts befreit. Den Kampf gegen das Reich des Antichrists wird Luther selbst führen, wie er ihn bisher geführt hat. So setzt er seine Polemik mit alten und neuen Gegnern mit steigender Derbheit fort. Daß er selbst eine Macht ist, kommt ihm mit jedem Tage mehr zum Bewußtsein. Mehr noch als früher gewinnt die apokalyptische Stimmung Macht über ihn. Er sieht „des Papstes endchristisch Regiment" vor dem Falle, Christus wird es zertrümmern mit dem Hauch seines Mundes.

So stand es mit Luther, als ihn die Kunde von den Wittenberger Unruhen traf.

Nicht nur in Wittenberg allein hatte sich damals bereits eine Gemeinde Luthers gebildet. In Nürnberg, Augsburg, Ulm, um nur die größten zu nennen, auf Sickingens Ebernburg und auf zahlreichen Gütern von Grafen und Herren gab es bereits Prediger der neuen Lehre und Gläubige, die ihnen hörten. Aber die Wittenberger Gemeinde war Luthers eigene Schöpfung. Was hier geschah, ging ihn in besonderer Weise an.

Als er auf die Wartburg verschwand, war diese Gemeinde führerlos. Gerade in dem Augenblick, wo die neuen Forderungen des evangelischen Lebens, die Luther in seinen großen Reformschriften aufgestellt hatte, nach Verwirklichung drängten. Im Sächsischen und Mansfeldischen traten die ersten Priester in die Ehe, im Wittenberger Augustinerkonvent begann eine Bewegung gegen die Votiv- und Privatmessen, bei denen der Priester allein kommunizierte. Kurz darauf verließen dreizehn Augustiner den Konvent, die ersten Mönche in Deutschland. In der Studentenschaft und bei den Bürgern entstand eine Bewegung für die Forderungen des evangelischen Lebens. Verbot des Bettels, des Zutrinkens, Abschaffung der öffentlichen Häuser, Vereinigung der Stiftungen und Meßgelder in einem „gemeinen Beutel", aus dem die bisher von der Kirche für soziale Zwecke geleisteten Ausgaben sollten bestritten werden. Dazu die kirchlichen Forderungen, als wichtigste die Gewährung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Führer der Mönche war der Konventsprediger Gabriel Zwilling, unoriginell, aber fanatisch begeistert und begeisternd. Führer der Bürgerschaft und der Studenten wurde Karlstadt. Die tumultuarischen Formen, in die sich die Bewegung ergoß, bestärkten ihn in der Meinung, daß hier ein neuer Geist sei, dem er folgen müsse. Am Weihnachtstage 1521 hielt er in weltlicher Kleidung die Predigt und dann die Messe in der neuen Gestalt in der Stiftskirche. Bei der Austeilung des Abendmahls gibt er den Kommunikanten den Kelch.

Am 24. Januar 1522 erscheint die Ordnung des gemeinen Kastens in Wittenberg. Sie sollte mit der vereinigten Autorität der Universität als kirchlicher Instanz und des Wittenberger Rats als Vertreter der Gemeinde die Veränderungen im geistlichen Wesen sichern und sie durch eine neue Ordnung des sozialen und sittlichen Lebens ergänzen. Eine erste Ausführung des Programms, das Luther in der Schrift an den christlichen Adel gegeben hatte. Kurz vorher hatte die deutsche Augustinerkongregation im Wittenberger Kloster ihren Konvent gehalten. Er sollte eine evangelische Reformation des Mönchtums

einleiten: Freiheit des Austritts für die, welche nicht im Kloster bleiben wollten, Predigt und Unterricht oder Handarbeit als Lebensarbeit der andern, Abschaffung des Bettels, Bewahrung der Zeremonien, soweit sie dem Dienst der Liebe nicht schaden. — Hätte diese Bewegung Fortgang gehabt, so hätte sich vielleicht doch noch der neue Wein in die alten Schläuche füllen lassen. Aber unterdessen waren in Wittenberg schon neue Kräfte aufgetreten, die die Bewegung weitertrieben.

Es sind die Zwickauer Propheten. In dieser alten Tuchmacher- und Bergwerkstadt waren auf kleinem Raume längst jene sozialen Differenzierungen fühlbar geworden, die wir als Kennzeichen der deutschen Städte vor der Reformation betrachtet haben. Die regierenden Kreise in Gemeinde und Kirche eine Welt für sich, unter der eine andere mit besonderem Denken und Fühlen steht. Ein Sektenwesen bildet sich, früh beeinflußt durch die Nähe Böhmens und auf dieses wieder zurückwirkend. Aber die Gemütsart des Volkes trieb weiter. Es sind grüblerische Menschen, bei denen das mystische und apokalyptische Element vorschlägt. Ihr Prediger wird Thomas Münzer, leidenschaftlich, großsprecherisch, durchaus ein Mann der demagogischen Agitation. Er kommt von den apokalyptischen Propheten und von Tauler her, ist selbst wieder beeinflußt von dem verarmten Tuchmachermeister Nikolaus Storch, der aus einsamem Bibellesen sich eine besondere Art der Bibelauslegung zurechtgemacht hatte. So entsteht hier ein neuer Typus der quietistischen Mystik, die in Deutschland alt war. Die Heiligung, die Gewißheit der Erwählung durch Gott wird das Ziel.

Luther als Junker Jörg.
Holzschnitt von Lukas Cranach

So kommen die Schwärmer nach Wittenberg. Sie nennen sich Propheten und Apostel, von Gott zu predigen ausgeschickt, und erregen dort die Gemüter noch mehr. Sie predigen bereits die Verwerfung der Kindertaufe, sie verachten alle Kunst und Schrift, sie wollen selbst ungelehrt und einfältig sein und geben vor, aus ihrer Einfalt die höchste Erleuchtung zu schöpfen. Sie machen mit ihrem Wesen den größten Eindruck. Melanchthon wird vor ihnen unsicher: er fühlt sich diesem Geist nicht gewachsen. Karlstadt fühlt sich trotz innerlicher Verschiedenheit durch sie bestärkt. Anfang Januar 1522 sollen auf Befehl des Rats die Bilder in den Kirchen abgenommen werden, „damit Abgötterei vermieden werde", das Volk tumultuiert auch hier und verwandelt die Abnahme in eine Zerstörung. Der neue Geist ergreift auch die Universität,

die Studenten zogen massenhaft weg. Ein neues Reich Gottes schien auf der Bahn, das wirklich nur den Einfältigen gehörte.

Gegenüber diesem Wesen ist Friedrich der Weise nach seiner Natur zögernd. So wenig er von den neuen Propheten fortgerissen wird, so bedenklich ist er, das Wort Gottes zu hindern. Eingegriffen hat er erst, als die Neuerungen auch die bürgerliche Ordnung zu stören drohten. Es wäre eine Unterdrückung der Symptome geworden. Da erschien Luther.

Er kam, von Melanchthon und den Seinen gerufen, auf eigene Verantwortung trotz der Abmahnung Spalatins, trotz dem bestimmt bezeugten Willen des Kurfürsten, „in einem gar viel höheren Schutz" als dem seines Landesherrn, den er für zu schwach im Glauben hielt, als daß er ihn schützen könne. Der Schweizer Johann Keßler, der gerade damals mit einem Genossen auf die Wittenberger Hochschule zog, hat ihn uns anschaulich geschildert, wie er am 3. März in Jena im Schwarzen Bären sitzt, in Reitertracht, das Schwert an der Seite, aber eine hebräische Bibel vor sich, stattlich und kühn, mit blitzenden Augen, die den Fremden ins Herz dringen, freundlich und mild im Gespräch, ohne mit einem Wort zu verraten, daß ihn die höchste Sorge um sein Werk trieb.

So ist er in Wittenberg erschienen und hat hier auf seiner alten Kanzel in der Pfarrkirche vom 9. bis 17. März gepredigt. „Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand, denn der Glaube will willig, ungenötigt angenommen werden." In der Tat brachte Luther die erregten Wogen in ihr Bett zurück. Die alten Ordnungen wurden größtenteils wieder hergestellt. Karlstadt sah sich verdrängt und mußte sich bald einen andern Wirkungskreis suchen. Sein Leben hat ihn dann immer wieder jenen schwärmerisch-revolutionären Parteien zugeführt, die Luther noch soviel Sorgen machen sollten.

Sieht man die Wittenberger Vorgänge nach ihrem äußeren Verlaufe an, so zeigen sie nicht viel Besonderes. In ähnlich tumultuarischer Weise brach sich damals die neue Lehre an vielen Orten Deutschlands Bahn. Die besondere Bedeutung der Wittenberger Vorgänge liegt nur darin, daß sie Luthers Verhältnis zur weltlichen Gewalt neu bestimmten. Die Hoffnungen von 1520, daß das weltliche Schwert dazu helfen könnte, die notwendige Reformation der Kirche zu schaffen, sind ihm längst verflogen. Es ist ihm gewiß, daß kein Stand so viele Narren habe als die großen Hansen und daß ein christlicher Fürst Wildbret im Himmel sei. Auch da, wo er seinen Anhängern befiehlt, der Obrigkeit gehorsam zu sein, liegt ihm daran, daß dieser Gehorsam in allem, was den Glauben betrifft, nur aus der eigenen Überzeugung kommen dürfe.

So stand er auch den Bemühungen des Reichsregiments, der evangelischen Bewegung ein Maß zu geben, mißtrauisch gegenüber. Ein Mandat vom 20. Januar 1522, mit dem das Regiment nicht viel anders als er selbst in die Wittenberger Wirren einzugreifen versucht hatte, erschien ihm als ein „Gaukeln in Gottes Geschäften". Mit größeren Hoffnungen begrüßte er den Beschluß von 1523, die Predigt des Evangeliums freizugeben. Aber er deutete ihn in seinem Sinn, der ihm erlaubte, seinen eigenen Kampf, vor allem den gegen die Messe, fortzuführen. Vollends der Reichstagsbeschluß von 1524 mit seiner bedingten Anerkennung des Wormser Edikts rief ihn in seinem ganzen alten Zorn auf den Plan. So fiel er mit zügelloser Heftigkeit über die elenden und verblendeten Fürsten her,

Christus spricht.

Mat.24. Hymel vnd erd werden zergeen/
Ysa.40. Mein wort das wirt ewig besteen/
Wer das hört vnnd thůt das mit fleyß
Den vergleych ich ein mañ weys
Math.7. Der auff ein felsen bawt sein hauß/
Luce.6. So wasser kumpt vnd windes prauß
So bleibt es auff dem felß bestan/
1.Corin.3. Alsò auch nyemant legen kan
Ein andern grund dann mich allein/
Psal.117. Wañ ich bin der kostlich Eckstein
Den die bawleüt verworffen hand /
1.Petri.2. Wer an jn glaubt wirt nicht zu schand
Mat.16 Die pfort der hell euch fellen nit/
Joan.16. Jn mir so wert jr haben frid/
Doch in der welt trübsal vnd angst
Alß ich auch han gelitten langst
1.Petri.2. Vnd euch das leyden angefangen
Luc.24. Bin dardurch in mein glori gangen
Joan.14. Vnd euch die wonung zu bereit
Joan.17. Wo ich bin/das jr auch da seyt. ꝛc.

Die Christen sprechen.

Math.16 O Christe warer gottes sun
Joan.6. Dein wort des lebens haben wir nun
Ephe.2. Gebawet auff dem grund wir steen
Der Apostel vnd propheten
1.Petri.3 Auff dir du lebendiger stein/
Actuũ.4 Wann in dir steet das heyl allein
1.Cor.1. Dartzu dich vnß hat zübereyt
Der vatter aller herlikeyt/
1.Cor.3 O herr so gib die wachsung du
Das wir im glauben nemen zu
Joan.15 Wann on dich vermüg wir nichts thon
2.Cor.3. Noch kein güte gedancken hon
Philip.2 Du müst es in vns würcken beyde
Schaw herr die welt thůt vns vil leide
Joan.15. Vnd verfolgt vns geleich wie dich
Mit mörden/prennen grimmigklich
Psal.43. Wie die schlacht schaff für vnd fyr/
Math.8 O herr hilff/sunst verderben wir
Math.10 Das wir in deynem wort besteend
Darinn verharren biß an das end.

Der Engel spricht.

Auff Gottes wort handt jr nit bawt
Psal.115. Vnd handt auff menschen lügen drawt
Ysa.40. Vnd ist doch alles fleysch wie graß
Heüt grünet/morgen dorret das/
Math.15 Also was nit ist gottes pflantz
Das wirt auch außgereütet gantz
Ebreos.4 Mit dem waren wort gottes werdt
Welchs ist wie ein zwischneydẽt schwert/
Math.7 Also felt ewer leer zu grunt
Die auff menschlicher weyßheit stundt
1.Cor.3 Die dann ein thorheyt ist bey gott/
Phili.3 Darumb wirt ewer eer zu spott/
2.Petri.3 Seit jr gots wort verspot/veracht/
Psal.2. Vnd Christum zu vertrucken tracht/
Job.5. Wie vil jr list praucht vnd geferden
2.Petri.2 Jm würgen wert jr erwürgt werden/
Apoca.18 Vnd werden ewer pein vnd plag
1.Petri.2 Zů sam kumen auff einen tag
Joan.8. Euch überfalln ein schnel verderben
Vnd wert in ewern sünden sterben ꝛc.

Der gotloß hauff spricht.

Psal 13. Wir haben dacht es sey kein gott
Decretales Han selbs erdicht leer vnd gebot/
2.Tessa.2. Jm tempel gotts wir gsessen sint
1.Timo.4 Als vns dann Paulus hat verkindt/
Nun so vns das wort gotts thůt rüren
2.Timo.3. So künnen wirß nicht außhin füren
Math.23. Vnser hauß wirt vns wüst gelassen
Math.21. Wie in eynr mortgrůb wir drin sassen/
Luce.6. Vnd seint all vnser anschleg vel
1.Tessa.5. Der tag des herren kommet schnel/
Luce.2. Vnd setzt vns ab von Eer vnd gwalt
Apoc.18. Vnd werden yetz zwifach bezalt
Vns gschicht villeicht zu leist alsam
Num.16. Wie Chore/Datan/Abiram/
Judit.6. Vnser hauß felt wie Jhericho/
Prouer.15 Wann gott zerstöret es also/
Wee We du grosse Babylon
Apoc.18 Du starcke statt erbawen schon/
Dein gricht ist kommen auff die stundt
Das klagen wir von hertzen grundt.

Hanß Sachs Schüster.24

Das Haus des weisen und des unweisen Mannes.
Einblattdruck mit einem Gedicht von Hans Sachs aus dem Jahre 1524. Holzschnitt von E. Schoen. Berlin, Staatsbibliothek

die Schützer des Glaubens sein wollten und doch den Glauben verfolgten. „Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns aus Gnade andere Regenten."

Es war also nicht zu erwarten, daß Luther von einem deutschen Reichstag, wie er für Speier geplant war, ein Urteil über seine Lehre angenommen hätte. Aber unterdessen waren die Bedingungen für das Zustandekommen einer solchen Versammlung bereits anderswoher erschüttert worden. Was Luther in Wittenberg noch eben verhindert hatte, daß sich die religiöse Bewegung mit den Tendenzen einer politischen und sozialen Umwälzung verbinde, das eben erwies sich als eine notwendige Folge der aus ihr entsprungenen allgemeinen Gärung. Den Wittenberger Sturmzeiten folgte der Pfaffenkrieg Sickingens und auf diesen der Bauernkrieg.

Beide Male handelt es sich für die geschichtliche Betrachtung nicht um die Frage, ob die Bewegung durch den von Luther begonnenen Angriff auf die alten Formen des kriegerisch-priesterlichen Gemeinwesens verursacht worden sei. Das können wir ohne weiteres verneinen. Aber ebenso sicher ist, daß beide Male eine Spannung, die sich aus den Unvollkommenheiten der Verfassung dieses kriegerisch-priesterlichen Staates ergab, die besonderen Formen ihres Ausdrucks und die Möglichkeit zu revolutionärem Ausbruch erst aus der religiösen Bewegung gewonnen hat. Wenn dabei das Unternehmen Sickingens an geschichtlicher Bedeutsamkeit weit hinter dem Bauernkrieg zurückbleibt, so liegt das nicht an dem Unterschied des Kräfteeinsatzes und seiner Auswirkungen, sondern an der Persönlichkeit Sickingens und seiner Stellung zu den politischen und geistigen Mächten, die er für sich aufrief.

Sickingen ist — der erste in Deutschland — ein Bandenführer großen Stils, so wie sie das 14. Jahrhundert in Italien erzeugt hatte. Wie diese wechselt er bedenkenlos Partei, wo der größere Vorteil sich bietet. Er ist habsburgisch, französisch und wieder habsburgisch gewesen, hat sich mit Herzog Ulrich von Württemberg durch einen Dienstvertrag verbunden und dann geholfen, ihn mit dem Heere des Schwäbischen Bundes zu vertreiben. Aber gegen jene italienischen Condottieri bleiben bei dem Deutschen Unterschiede der Lage und der Denkart. Sickingen ist immer der Ritter geblieben, der die Welt von seiner Burg aus sieht. Er lebt in einem beständigen Kampf mit den Ordnungen, die ihn umgeben, und ist doch nicht imstande, sich von ihnen zu lösen.

In Hutten findet Sickingen den Mann, der ihm die dumpfen Gefühle der Opposition, die er hegt, ins Klare bringt. Und Hutten findet in Sickingen, das sahen wir, die zugreifende Kraft, die der deutschen Freiheit, wie er sie versteht, zum Siege verhelfen wird. Hutten hat dann auch versucht, Sickingen für das Evangelium zu gewinnen. Wie weit er selbst dazu imstande war, wie weit Sickingen es vermochte, in eine Welt einzudringen, die mit seiner eigenen nichts gemein hatte, das mag dahingestellt bleiben. Es genügt, daß nun die Ebernburg wirklich eine Herberge für Menschen wurde, die sich aus dem alten geistlichen Zwang lösen wollten. Martin Butzer, Johann Ökolampad, Kaspar Aquila und Johannes Schwebel haben sich als Liebhaber christlicher Lehre dort zusammengefunden. Sickingen selbst hatte schon zur Zeit des Wormser Reichstages so viel aus Luthers Schriften gelernt, daß er dem kaiserlichen Beichtvater Glapion Widerpart halten konnte. Er und der einfältige Laie Hartmut von Kronberg sowie Hutten selbst erschienen Luther noch im März 1522 als seine Freunde im Glauben. Er rechnete sie zu dem Häuflein der glaubenden und

fröhlichen Christen, die es jetzt in der von Papisten und Schwärmern gleichmäßig bedrohten Welt zu sammeln gelte.

Das war die Zeit, wo Sickingen die letzte verhängnisvolle Veränderung seiner Haltung vorzunehmen begann. Er hatte bis dahin keine Lust gezeigt, sich durch seinen Eifer für das Evangelium in seinen politischen Plänen beirren zu lassen. Unmittelbar nach Schluß des Wormser Reichstags trat er aufs neue in ein enges dienstliches Verhältnis zum Kaiser. Er sollte des Kaisers Feldhauptmann in dem großen Zuge gegen Frankreich sein. Gemeinsam mit Heinrich von Nassau, dem Führer der niederländischen Streitkräfte, sollte er die Festungen an der Maas bezwingen, den Weg in die Champagne freilegen. Aber der glücklich begonnene Angriff war noch im September 1521 vor dem kleinen Mezières gescheitert. Sickingen sah sein Heer, das größte, das er bis jetzt zusammengebracht hatte, in Auflösung, das Geld, das er an diesen Feldzug gewendet hatte, verloren, beim Kaiser fand er sich in Ungnade.

Franz von Sickingen.
Medaille von Joachim Deschler

So trat er in das alte Rebellentum zurück. Es hatte ihn groß gemacht, vielleicht, daß es ihn jetzt, bei der Verwirrung aller inneren Verhältnisse, zu ausschlaggebender Macht führen konnte. Die Fehde gegen den Erzbischof von Trier, zu der er sich rüstete, war in ihrer ersten Motivierung nichts anderes als seine früheren. Aber dahinter sollte Höheres stehen. Da Richard von Greifenklau bei der Kaiserwahl von 1519 französisch gewesen war, konnte Sickingen den Kampf gegen ihn als kaiserlicher Feldhauptmann, was er noch immer war, unter den burgundischen Feldzeichen führen. Da der Trierer bei den Lutherfreunden auf der Ebernburg als ein besonderer Gegner des Wortes Gottes galt, so konnte Sickingen im Kampfe gegen ihn zugleich dem Evangelium mit dem Schwert eine Öffnung machen, wie es Hutten und Hartmut von Kronberg längst gewünscht und gehofft hatten. Und endlich war Richard von Greifenklau ein Fürst, der Sickingens übermütiges Gewaltwesen am stärksten als Eingriff in die fürstliche Machtsphäre empfand. So sollte der Kampf gegen ihn auch ein Kampf des Rittertums um seine alten Forderungen gegen die Fürstenmacht werden. Ein Rittertag in Landau wählt Sickingen zum Hauptmann; der fränkische Adel, in altem Gegensatz zum Fürstentum und damals auch vom Schwäbischen Bunde bedroht, kann als Sickingens natürlicher Bundesgenosse gelten.

So war denn Sickingens Aufbruch gegen Trier ein Ereignis, das ganz Deutschland aufhorchen machte. Das Kriegsmanifest, mit dem er den Kampf eröffnete, sprach von einem Heereszug für Christi Ehre wider die Feinde und Vertilger der evangelischen Wahrheit. Deshalb sollte man nicht sengen und brennen wie sonst, nicht schwelgen, unstet sein oder Gott lästern. Man denkt an Cromwells gottselige Dragoner. Sickingens Heerscharen waren nicht von diesem Schlage, aber auch bei anderem Geiste wären sie des Gegners schwerlich Herr geworden. Denn Sickingen war auf einen Feind gestoßen, der ihm an Tatkraft und kriegerischer Tüchtigkeit gewachsen war, trotz seines geistlichen Kleides. Richard von Greifenklau war ein Liebhaber der Artillerie, wie Sickingen selbst, durchaus einer der reisigen Bischöfe, die den Streitkolben lieber führten als den Krummstab. Er verteidigte seine Hauptstadt wie ein echter Kriegsmann gegen Sickingen. Nach achttägiger Belagerung mußte dieser abziehen. Es ist in der Tat ein eigentümliches Schauspiel zu sehen, wie dieser erste und einzige Pfaffenkrieg der Reformation gerade an den kriegerischen Eigenschaften des hohen deutschen Klerus, dem Erbe der Ottonen- und Stauferzeit, gescheitert ist.

Im April 1523 kam dann der Rachezug von Trier, Pfalz und Hessen gegen Sickingen. Er hatte sich in Landstuhl eingeschlossen. Schon am ersten Tag der Belagerung fiel der große Turm mit seinen zwanzig Schuh dicken Mauern in Trümmer. Bald lag Sickingen selbst zu Tode verwundet in einem unterirdischen Gewölbe und mußte müßig der immer weitergreifenden Zerstörung seiner Festung zuhören. Als er sah, daß auf keinen Ersatz mehr zu hoffen sei, kapitulierte er am 6. Mai. Die siegreichen Fürsten traten an sein Sterbelager. Er blieb trotzig wie im Leben. Noch am selben Tag verschied er. Seine Burgen teilten die Sieger unter sich, erst nach fast zwei Jahrzehnten erhielt das Geschlecht seinen Besitz zurück.

Daß in ihm der Ritterstand in seinem Kampf gegen die fürstliche Gewalt erlegen sei, fühlte Sickingen selbst. Es wurde noch deutlicher dadurch, daß sich unmittelbar an seinen Untergang der Zug des Schwäbischen Bundes gegen die fränkische Ritterschaft anschloß. Merkwürdig und bedeutsam aber, wie stark schon die Zeitgenossen Sickingens Gestalt idealisiert haben. Melanchthon meinte, er habe sich Cäsar zum Vorbild genommen. Das Volkslied pries zunächst sein ritterliches Ende, aber es wußte auch von seiner politischen Bedeutung und dachte sich ihn als künftigen Kaiser. Interessanter noch für die Meinung über ihn sind die Flugschriften. Man sah in ihm, wie es schon Hutten im Zweiten Warner ausgesprochen hat, einen neuen Ziska, der als Gottes Geißel die Fürsten für ihre Bedrückung des kleinen Mannes strafen werde. So als Vollzieher der Gerechtigkeit, der den Armen hilft und der unterdrückten Lehre des Evangeliums einen freien Weg macht, schildert ihn ein Gespräch, das er mit Sankt Peter und Sankt Georg vor der Himmelstüre führt. Man sieht, welchen Widerhall die Ideologien der ritterlichen Moral in diesen erregten Zeiten fanden.

Aber hinter der deutschen Freiheit, die der ritterliche Adel als Schild brauchte, steckte bei den meisten nichts als der anarchische Geist eines Egoismus, der nur noch wußte, was er nicht wollte. Wie weit sich Sickingen darüber erhoben hat, steht dahin. Es ist die geschichtliche Bedeutung Huttens, daß er versucht hat, diese deutsche Freiheit mit einem positiven Inhalt zu erfüllen. In ihm sehen wir das alte ghibellinische Prinzip, das sich aus

Die Ebernburg, Sickingens „Herberge der Gerechtigkeit".
Holzschnitt von Jost de Negker

dem Kampf des deutschen Kaisertums gegen das Papsttum entwickelt hatte, in seiner letzten völkischen Umbildung. Verbunden mit den Vorstellungen des romantischen Humanismus von der tiefen Gegensätzlichkeit des deutschen Volkstums gegen alles Römische, gewinnt es eine agitatorische Kraft von seltener Großartigkeit. Sie wuchs noch mehr, als Hutten in Luthers Bannkreis trat. In den Depeschen Aleanders vom Wormser Reichstage erscheint Hutten fast gefährlicher als Luther und durchaus neben ihm. In der Tat, die Reformation der Kirche in dem Sinne, wie sie die Schrift an den christlichen Adel vorsah, konnte die Ideen der deutschen und der evangelischen Freiheit vereinigen. Aber sie war gebunden an einen Kaiser, der sie ausführte. Als es sich zeigte, daß Karl dieser Kaiser nicht sei, war das für Luther kaum eine Enttäuschung. Schon vorher hatte er sich in die innerste Burg seiner Gedanken zurückgezogen, über deren Eingang stand: Das Wort wird es tun. Für Hutten aber ging die Verteidigung der deutschen Freiheit jetzt über an die deutsche Nation, und es wurde das Verhängnis seines Lebens, daß er diese nicht fand. —

Die Wirkungen des Sickingenschen Unternehmens haben sich nicht auf den Kreis der

von ihm bewegten Kräfte beschränkt. Zu diesen Wirkungen gehört auch der Fall des Reichsregimentes, und mit ihm fielen nun auch all die Pläne für eine bessere Ordnung des Reichs dahin. Sie waren, wie das Regiment selbst, auf ein Gemeinschaftsgefühl gebaut, das den Reichsgliedern sämtlich fehlte.

Noch wichtiger wurde es, daß die Erhebung Sickingens überall die Ansicht von dem revolutionären Charakter der religiösen Bewegung verstärkt hatte. Fast allgemein befürchtete man, daß sich hier aus der Verbindung der ritterlichen Kräfte mit den evangelischen Ideen ein Bundschuh erhebe. Es schien notwendig, gegen das tumultuarische Wesen alle geordneten Kräfte zusammenzufassen. Mit größter Klarheit prägte sich diese Überzeugung in dem Kopfe des Rats der bairischen Herzöge, Leonhards von Eck, aus. Unter den deutschen Politikern seiner Zeit eine fast einzigartige Erscheinung. Ganz frei von Illusionen, mit feinster Witterung für das Kommende, ein kühler Rechner und zugleich ein Mann des durchgreifenden Entschlusses, so hat er durch mehr als dreißig Jahre eine entscheidende Rolle in den deutschen Geschicken gespielt. Für ihn ist die Reformation Luthers nichts als die Schrittmacherin des allgemeinen Umsturzes, die Sache aller Unzufriedenen. Was er dagegen plante, wurde reif, als der päpstliche Legat Campegio und Erzherzog Ferdinand den Nürnberger Reichstag verließen, beide überzeugt, daß das geplante Nationalkonzil die Trennung Deutschlands von der allgemeinen Kirche bringen müsse. Sie erlangten, daß der Kaiser am 15. Juli 1524 von Burgos aus die Speirer Versammlung verbot. Schon vorher aber war in Regensburg eine Vereinigung zwischen Ferdinand, den beiden bairischen Herzögen und zwölf süddeutschen Bischöfen zustande gekommen. Sie verpflichteten sich, in ihren Gebieten das Wormser Edikt durchzuführen, die Ordnung der alten Kirche aufrechtzuerhalten, die Lehre Luthers mit allen Mitteln zu bekämpfen. Eine „Reformation", welche die Mißstände im Leben des Klerus und in der Verwaltung der kirchlichen Gnadenmittel beseitigen sollte, sollte dem zur Seite gehen. Für die Zukunft wurde es wichtig, daß hier auch auf dem Gebiet der alten Kirche die weltliche Gewalt sich die Leitung der kirchlichen Reform sicherte, für den Augenblick wurde es entscheidend, daß hier zum erstenmal sich die Kräfte organisierten, die der Reformation eine Gegenreformation entgegensetzen wollten.

Der bairische Kanzler Leonhard von Eck.
Kupferstich von Bartel Beham

Es war um dieselbe Zeit, wo sich in der südwestlichen Ecke von Deutschland die ersten Wellen der großen Bewegung erhoben, die dann als der „bäuerische Aufruhr" Deutschland erschütterte.

Der Bauernkrieg ist eine soziale Bewegung, die einzige von mehr als landschaftlichem und partikularem Charakter in unserer Geschichte. Was seine Beurteilung bis heute schwierig gemacht hat, ist der Umstand, daß er eine recht eigentlich mittelalterliche Bewegung ist. Das heißt, es ist nicht der Kampf einer Klasse um Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen, sondern der eines Standes um sein Recht. Deshalb ist es nicht die Verschlechterung der wirtschaftlichen Bedingungen gewesen, die den Aufruhr der Bauern hervorgebracht hat. Der Grund lag in der Entwicklung der staatlichen Verhältnisse Deutschlands. Es ist kein Zufall, daß die ersten größeren bäuerlichen Erhebungen, die mehr als ein bloßes Aufflackern dumpfer Instinkte waren und die dann auch zum erstenmal zu einem Bundschuh, d. h. zu einer Organisation der Aufstandsbewegung, geführt haben, im Breisgau und im benachbarten Elsaß entstanden sind. Und daß der Bauernkrieg selbst sich in den Landen am gefährlichsten entwickelt hat, die einst die Kernlande des Reichs gewesen waren. Denn hier am Rhein, am Main, in Franken und Schwaben lagen im bunten Durcheinander die zahlreichen kleinen und kleinsten geistlichen und weltlichen Herrschaften, die, im wesentlichen nichts als große Gutsbezirke, nun doch sich im Wetteifer mit den großen weltlichen Territorien stärker zu Staaten ausbilden wollen. Sie wollen ihr Territorium rechtlich und wirtschaftlich schließen, die Bodenerzeugnisse des Waldes, der Viehzucht, aber auch des Körnerbaus stärker in die Hand bekommen, außerdem einen immer größeren Teil von Rechtsfällen an ihren Hof ziehen, schon um die Gerichtsbußen zu steigern. Mit beiden Bestrebungen aber stoßen sie auf die alte markgenossenschaftliche Verfassung des Bauern und treffen diesen damit in dem einzigen Zusammenhang, in dem er sich noch sicher fühlt. Dazu kommen die aus der eigenen Finanznot der Herrschaft herrührenden Versuche, die bäuerlichen Lasten zu steigern, vor

„Karsthans", der Bauer, verteidigt die Sache der Reformation gegen Papst und Kirche. Titelholzschnitt der Züricher Flugschrift „Die göttliche Mühle", 1521

allem aber zu sichern. Deshalb wird der Abzug des Bauern aus der Herrschaft möglichst erschwert, die Heirat mit Nichteinheimischen verboten, freie Zinsverhältnisse werden womöglich in persönliche Abhängigkeitsverhältnisse verwandelt, an Stelle der alten, fast verschwundenen Leibeigenschaft entsteht eine neue. Überblickt man dies alles, so darf man sagen, die Bauernbewegung kam nicht daher, daß es dem Bauern wirtschaftlich schlechter ging, sondern daher, daß er sich gegen Veränderungen seines Daseins sträubte, die ihn in eine neue Art des öffentlichen Lebens hineinziehen wollte, an der er kein Interesse hatte und von der er auch keinen Nutzen für sich sah.

Aber damit allein wäre es noch nicht zu den zahlreichen Erhebungen des gemeinen Mannes und vollends nicht zu einer allgemeinen und wenigstens auf den Höhepunkten weithin einheitlich erscheinenden Revolution gekommen, wie sie der große Bauernkrieg darstellt. Dazu brauchten die Bauern ein Losungswort, das die vereinzelten und örtlich verschiedenen Beschwerden zu einer großen Forderung zusammenfaßten. Das fanden sie in dem Begriff des göttlichen oder natürlichen Rechts. Das göttliche Recht oder, wie man nun auch sagt, die Gerechtigkeit Gottes wird die Losung der Armen und Bedrückten. Auch hier kam ihr Denken mit den apokalyptischen Prophezeiungen überein, die wir als Kennzeichen der allgemeinen Unsicherheit und Erschütterung der Gemüter kennengelernt haben.

In diese Stimmung trat nun die Lehre Luthers. Sie mußte fast notwendig die Folge haben, daß an Stelle des göttlichen Rechts, das man ja immer schon nirgendwo anders als in der Bibel suchte, das Evangelium trat. Nicht als Verkündigung eines neuen Lebens in Gott, sondern als die eines neuen Rechts, an dem alles Irdische zu messen sei. In dem kleinen Waldshut am oberen Rhein lehrt Balthasar Hubmaier, einst in Regensburg ein fanatischer Vorkämpfer des Marienkults, mit gleichem Fanatismus die Grundsätze einer evangelischen Freiheit, nach der auch Wasser, Fisch, Holz, Feld, Wein, Wildbret und Vögel frei sein sollten. Von der größten Bedeutung wurde es, daß im Sommer 1523 Zürich durch Ulrich Zwingli der neuen Lehre gewonnen wurde und daß hier ein Gemeinwesen entstand, in dem die republikanischen Tendenzen der bürgerlichen Gemeinde als der natürliche Grund einer kirchlichen Gemeinschaftsbildung erschienen. Aber auch in allen großen Reichsstädten des Südens und Westens, Straßburg, Basel, Konstanz, Ulm und Augsburg, und in den meisten kleineren war die religiöse Bewegung in alle Verhältnisse des Lebens eingedrungen. Eben weil die Magistrate teils aus Furcht vor Unruhen, teils mit Rücksicht auf ihre geistlichen und weltlichen Oberherren den Neuerungen zögernd oder ablehnend gegenüberstanden, werden die Prediger der neuen Lehre Agitatoren. Unstet von einer Stadt zur anderen ziehend, stellen sie eine geistige Verbindung zwischen den einzelnen Orten her, die früher nicht bestanden hatte, und neben ihnen erscheinen auch hier schon überall die gottesfürchtigen Laien, die mit Wort und Schrift das Volk erregen, so in Memmingen der Kürschner Sebastian Lotzer, in Augsburg der Kriegsmann Haug Marschall, genannt Zoller, in Straßburg der Gärtner Klemens Ziegler. Patrizier und Adlige wie der Augsburger Georg Regel, der Baier Sebastian von Freiberg lesen auf ihren Gütern ihren Bauern das Evangelium vor. Überallhin dringen die Flugschriften, die wie die Eberlins von Günzburg das soziale Programm des neuen Evangeliums entwickeln.

Wie man im 16. Jahrhundert Knechte bestrafte. Holzschnitt von Hans Weiditz

So war der Boden bereitet, auf dem sich aus ein paar Teilerhebungen des südlichen Schwarzwalds und des Bodensees, die im wesentlichen von wirtschaftlichen Beschwerden ausgingen, im August 1524 zunächst hier ein organisierter Bauernhaufe bildet. Die entscheidenden Vorgänge aber fallen in die Wende des Jahres 1524 zu 1525. Der Aufruhr hat das bairische Schwaben, das Allgäu und das Donauried ergriffen. In ganz kurzer Zeit bilden sich drei Bauernhaufen, der Baltringer Haufe im Ried, der Allgäuer und der Seehaufe am Bodensee. Bei allen dreien sehen wir mit außerordentlicher Schnelligkeit die Einzelbeschwerden abgelöst durch radikale Forderungen, bei den beiden ersten Haufen auch die religiöse Begründung der Forderungen auf das göttliche Recht oder das Evangelium. Am 7. März haben sich dann die drei Haufen in Memmingen zu einer christlichen Vereinigung zur Erhöhung des Evangeliums und zum Handhaben des göttlichen Rechts zusammengeschlossen. Aus dieser Stimmung und in dieser Zeit sind die berühmten Zwölf Artikel der Bauern entstanden. Wer sie verfaßt hat, ist strittig und wird es wohl bleiben. Die Bedeutung des Stücks aber haben schon die Zeitgenossen, und zwar sogleich, erkannt. „Nachdem die Artikel der Bauern", schreibt Überlingen an Memmingen, „sich nicht mehr auf ihre besonderen Beschwerden beziehen, sondern darauf, daß sie als christliche Brüder das heilige Evangelium und göttliches Recht beschirmen und handhaben wollen, wird schwer mit ihnen zu verhandeln sein." In der Tat, dies war es. Nicht der Inhalt der Zwölf Artikel — sie forderten mit Ausnahme der freien Pfarrwahl nur wirtschaftliche Erleichterungen, die längst Gegenstand der Erörterung gewesen waren — gab ihnen ihre Bedeutung als ein Programm der ganzen bäuerlichen Erhebung, sondern der Umstand, daß hier die Forderungen der alten germanischen Gemeindefreiheit als evangelische Forderungen erschienen.

Seit dem März 1525 sind die schwäbischen Bauern eine täglich furchtbarer werdende Macht. „Von Augsburg bis zum Bodensee sind aller Obrigkeit Bauern und Untertanen in Aufruhr und Empörung.“ Man befürchtete mit Grund einen Zusammenschluß des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg mit den Bauern — nicht umsonst hatte er sich Utz der Bur genannt —, und ebenso war in großen und kleinen Städten, Augsburg voran, eine Bewegung des gemeinen Mannes zu spüren, die Anschluß an die aufständischen Bauern suchte. Aber die Streitkraft der Bauern war gering. Als der Schwäbische Bund, die einzige kriegerische Macht von Bedeutung in diesen Gegenden, unter seinem Feldherrn, dem Truchsessen von Waldburg, gegen sie vorging, liefen sie in den meisten Gefechten einfach davon, mit einem starken Heer der Seebauern schloß der Truchseß im April einen Vertrag auf gütlichen Austrag.

Doch um dieselbe Zeit hatte sich der Aufruhr über ein viel weiteres Gebiet verbreitet. Seit dem Frühjahr 1525 ist Franken und der Odenwald in Aufruhr, um dieselbe Zeit flammt im Elsaß der Aufstand auf. Kaum später erhebt sich eine gewaltige Empörung in Tirol gegen den Erzherzog Ferdinand, sie greift auf Salzburg über, wo der Erzbischof Matthäus Lang besonders verhaßt war, von da auf Österreich und Steiermark. Vom Elsaß aus werden Kurpfalz und Trier hineingezogen. In Franken kommen der sozialen Umwälzung die Karlstadtschen Ideen entgegen. In Thüringen hat Thomas Münzer begonnen, sein Gottesreich zu errichten. In der Zeit der größten Ausdehnung des Aufstandes, Ende April, meint ein Berichterstatter aus Trient, es seien über 300 000 Bauern im Bündnis, seit 500 Jahren sei Deutschland nicht in solch allgemeiner Verwirrung gewesen.

Längst ist es auch keine rein bäuerliche Bewegung mehr. Je länger, je mehr verbindet sich mit den Bauern das städtische Proletariat. Auch das adlige Element fehlt nicht, und neben verlorenen Existenzen wie Götz von Berlichingen steht Florian Geyer, der im Dienst des Markgrafen von Brandenburg und des Hochmeisters von Preußen kriegerische und staatsmännische Erfahrungen gesammelt und sich in persönlicher Begegnung mit Luther mit der evangelischen Lehre durchdrungen hat. In der Masse finden wir zahlreiche Pfarrer, ausgesprungene Mönche, Prädikanten der neuen Lehre, eine bedeutende Rolle spielen die Gastwirte, wie etwa Georg Metzler, der im Odenwald das evangelische Heer zusammenschart, dann die Landsknechte und der ganze Haufe des verlorenen Volkes. Es ist natürlich, daß bei dieser Aufrührung des Volkes in seinen Tiefen der Charakter des Krieges immer wilder und wütender wurde. Aber die berüchtigte Weinsberger Bluttat, bei der ein Graf von Helfenstein und dreizehn andere Adlige durch die Spieße der Bauern laufen mußten, steht vereinzelt da, und es ist sicher, daß der Bauernkrieg mehr Roheiten als Grausamkeiten erzeugt hat. Aber gerade diese Roheiten sind das Bezeichnende. Derselbe plötzliche Umschwung des Denkens, dem wir in den Flugschriften begegnet sind, zeigt sich hier in den Handlungen der Bauern. Ein fast unbegreiflicher Haß gegen alles, was ihnen bisher heilig gewesen ist, eine tierische Zerstörungswut gegen die Kirchen und Klöster, Profanierung der gottesdienstlichen Geräte und Gebräuche, Verspottung und Mißhandlung von Priestern, Mönchen und Nonnen, dazu die Zerstörung der Bibliotheken — das alles zeigt, wie die Bauern diese ganze alte Kultur, in der sie jahrhundertelang gelebt hatten, doch als etwas Fremdes, ihnen Feindliches betrachten.

Dye Grundtlichen Vnd rechten haupt Artickl/ aller Baurschafft vnd Hynderseſſen der Gaiſtlichen vnd Weltlichen oberkaytē/ von wölchen ſy ſich beſchwert vermainen.

Dem Christlichen leeser Fryd vnd Gnad gottes durch Christum.

GEseyn vil wider christen/ die yetzunt von wegen der versalmmleten Baurschafft/ das Euangelion zů schmehenn vrsach nemen/ sagent/ das seyn die frücht/ des newen Euangelions Nyemant gehorsam seyn/ an allen orrten sich empor heben vnnd auff pömen/ mit grossem gewalt zůhauff lauffen vnd sich rotten/ Gaistlich vnd weltliche oberkaitē zůreformieren/ außzůreytten/ Ja villeücht gar zů erschlagen? Allen disen Gotlosen freuenlichen vrtailern/ Antwurten dise nachgeschribne Artickel/ Am ersten das sye dise schmach/ des wort gottes auffheben/ zům andern die vngehorsamikait/ Ja die Empörung aller Baurē Christelich entschuldigen/ Zům ersten ist das Euangelion nit ain vrsach der Empörungen oder auffrüren. Dye weyl es ain rede/ von Christo dem verhaissne Messia/ Welchs wort vnnd leben/ nichts dann/ liebe/ Fride/ Geduldt/ vnnd ainigkaiten lernet. Also das alle die disen Christū glauben/ lieplich/ Fridlich/ Geduldig/ vnnd ainig werden/ So dann der grund aller Artickel der Bawren (Wie dann klar gesehen wirt) Das Euangelion zůhören/ vnnd dem gemeßzů leben, da hin gericht ist/ Wie mügen dann die widerchristē das Euangelion ain vrsach der Embörung/ vnnd des vngehorsams nennen? Das aber ettlich widerchristen vnnd feynd deß Euangelii/ Wider sölliche anmůttung vnnd begerung schlonen vnd auff bömen/ ist das Euangelion nit vrsach/ Son-

Die art der Christen.

Des neuē Euangelii frücht.

Antwurt der Artickel.

Entschuldigūg der Artickell.

Rom. 2. 3.

der der teüfel der ſchedlichſt feynd deß Ewangelij / der ſolches durch den / vnglauben in den ſeynen erweckt / Hye mitte das / das / wort Gottes (liebe / fryd / vnd ainigkait lernent) vndergetruckt vnd wegkgenomen wurde zům andern dann klar lauter volget / das dye Bawren in jren Artickeln ſolches Euangelion zůr leer vnnd leben begerendt / nit mügen vngehorſam / Auffrüriſch / genennt werden / Ob aber Got die Pauren (nach ſeynem wort zů leben ängſtlich rüffent) erhören will / Wer will den willen Gotes Tadlen? Wer will in ſein gericht greyffen? Ja wer will ſeiner mayeſtet wyderſtreben. Hat er die kinder Jſrahel zů jm ſchreyendt / erhöret / vnd auß der hand Pharaonis erlediget? Mag er nit noch heut die ſeynen erretten: Ja er wirts erretten. Vnnd in ainer kürtz. Derhalben Chriſtlicher leſer / Solliche Nachuolgendt Artickell yſemit fleyß / Vnd nach mals vrtail.

Roma. 11.
Eſaie. 40.
Roma. 8.
Exod. 3. vnnd. 14
Luce. 18.

Hye nachuolgent die Artickel.

Der erst Artickel.

AVm Erstē ist vnser diemütig bytt vnnd beger / auch vnser aller will vnnd maynung / das wir nun fürohin gewalt vnd macht wöllen haben / ain gantze gemain sol ain Pfarer selbs Erwölen vnd kyesen. Auch gewalt haben den selbigē wider zuentsetzē / wann er sich vngepürlich hieldt / Der selbig erwölt Pfarrer soll vns das hailig Euangeli lauter vnd klar predigen one allen menschlichen zů satz / leer vnd gebot / dann vnns den waren glauben stetz verkündigen / geyt vns ain vrsach Gott vnd sein gnad zů bitten / vns den selbygen waren glawben einbylden vnd in vns bestetten / Dann wann seyn genad in vnß nit ein gepyldet wirdt / so bleyben wir stetz fleysch vnd blůt / das dann nichts nutz ist / wie klärlich in der geschrifft stat das wir allain durch den waren glauben zů Gott kommen kinden / vnnd allain durch seyn barmhertzigkait sälig müssen werden / Darumb ist vns ain söllicher vorgeer vnnd Pfarrer von nöttē vnnd in diser gestalt in der geschrifft gegrindt.

1 Thim. 3. Titon. 1. Actuū. 14.

Deutr. 17. Exodi. 31. Deutro. 10

Johan. 6. Gallata. 3.

Der ander Artickel.

Zům andern nach dem der recht Zehat auff gesetzt ist alten Testament vnnd im Neuen als erfüldt / nichts destminder wöllen wir den rechten korn zehat gern gebē Doch wie sich gebürt / dem nach man sol in Got geben / vnd den seynē / mit aylen / gebürt es ainem Pfarrer so

Wie dann die gannts Epistel zu den Heb. saget. Psal. 109

klar das wort gotes verkindt/Seyen wir des willen hin
füro disen zehat/vnser kirch Bröpst so dañ ain gemain
Geneli.14 setzt/ Sollen einsemmlen vnd eynnemen /darvon ainē
De.18.12. Pfarrer so von ainer gantzē gemain erwölt wirt/seyn
zymlich gnůgsam auffenthalt gebē im vnd den seynen
Deutr.25. nach erkantnus ainer gantzen gmain/ vnd was über
bleybt sol man(armen dürfftigen/so imselben dorff ver
1.Thim.5. handen seynd)mittailen/nach gestalt der sach vnnd er-
Math.10. kantnus ainer gemain /was über bleybt soll man be-
1.Chor.9. haltten/ob man Raysen můßt von lands not wegen /
Darmit man kain landts steüer dürff auff den armē
anlegen/Sol manß von disem über schuß außrichten/
Ein christ Auch ob sach were das ains oder mer dörffer werē / die
liche erpie den zehenden selbs verkaufft hettent auß ettlicher not
tung. halben/die selbigen so darumb zů zaigen/in der gestalt
haben von aynem gantzen dorff der sol es nit engelten
Luce. 6. Sonder wir wellen vns zymlicher weyß nach gestalt
Math. 5. vnd sach mit im vergleychen/im sollichs wider mit zym
Man sol licher zyl vnd zeyt ablassen/Aber wer von kainem dorff
memannni sollichs Erkaufft hat vnd jre forfaren jnen selbs solchs
chs nemē. zůgeaygent haben/wöllen vnnd sollen vnnd seynd jnen
nichts weyters schuldig zůgeben /al ain wie obstat vn
sern Erwölten Pfarrer darmit zů vnderhaltē/ Nach
malen ablesen/oder den dürfftigen mittailen / wie die
hailig geschryfft innhölt/Sy seyen gaistlich/oder welt
tlich den klaynen zehat wöllē wir gar nit gebē/ Dann
Got der herr das vich frey dem menschen beschaffen /
Genesis.1. das wir für ain vnzymlichē zehat schetzen den die men-
schen erdicht haben / Darumb wöllen wir jn nit weyt-
ter geben.

Der drit artickel.

Zům dritten / Jst der brauch byßher gewesen das man vns für jr aigenleüt gehalten haben wölch zů erbarmen ist / angesehē das vns Christus all mitt seynem kostparlichen plůt vergůssen / erlößt vnnd erkaufft hat / Den Hyrtten gleych alls wol alls Den höchsten / kain auß genommē / Darumb erfindt sich mit der geschrifft das wir frey seyen vnnd wöllen sein / Nit das wir gar frey wöllen seyn / kain oberkait haben wellen / Lernet vnß Gott nit / wir sollen in gepotten leben nit yn freyem fleyschlichen můt wilen. Sonder got lieben jn als vnserrn Herren. jn vnsern nechsten erkennen / vnnd alles das so wyr auch gern hetten / das vnns Got am nacht mal gepotten hat zů ainer letz / darumb sollen wir nach seinem gepot leben zaigt vnd weißt vns diß gepot nit an das wir der oberkait nit korsam seyē / nit allain der oberkait / sunder wir sollen vns gegen jederman diemůtigen / das wir auch geren gegen vnser erwelten vnd gesetzten oberkayt (so vns von Got gesetzt) jn allen zimlichen vnd Christlichen sachen geren gehorsam sein / seyen auch onzweyfel jr wedendt vnß der aigenschafft als war vnnd recht Christen geren endtlassen oder vns jm Euangelides berichten das wirß seyen.

Esale. 58
1. Petri. 1.
1. Chor. 7.
Roma. 13.
Sapien. 6
1. Petri. 2.
Deut. 6.
Math. 4.
Luce. 4.
Luce 6.
Math. 5.
Johan. 13.
Roma. 13.
Actuū. 5.
Ain Christliche erbiettung.

Der Viert Artickel

Zum vierten ist biß her jm brauch gewesen / das kayn armer man nit gewalt gehabt hatt / das willpret gefigel oder fisch jn fliessenden wasser nit zů fachē zů gelassen werden / welchs vns gantz vnzymlich vnnd vnbrůderlich dunckt / sunder aigennützig vnd dem wort Gotz nit gemeß sein / Auch in etlichen örtern die oberkait vns das gewild zů trutz vnnd mechtigem schaden haben / wil vns das vnser (so Got dem menschen zů nutz wachsen hat lassen) die vnuernüfftigen thyer zů vnutz ver-

Genesis. 1.

Actus. 10. 1 Timo. 4. 1 Cor. 10. Coloss 2. Ain christliche erbietung. Ein christliche erpietung.

fretzen můtwiligklich) leyden můssen) dar zů stillschweigen das wider Gott vnnd dem nechsten ist / Wann als Gott der Herr den menschen erschůff / hat er jm gewalt geben vber alle thier / vber den fogel im lufft vnd vber den fisch jm wasser. Darumb ist vnser begeren wann ainer wasser hette das ers mit gnůgsamer schriff beweysen mag das man das vasser vnwyssenlych also erkaufft hette / begeren wir jms nit mit gewalt zů nemen Sunder man můst ain Christlich eyn sechen darynnen haben von wegen brůdelicher liebe / aber wer nit gnůgsam anzaigen dorumb kan thon / solß ainer gemayn zymlicher weyß mittailen.

Der Funfft Artickel.

Zum fünfften seyen wir auch beschwert der beholtzung halb / Dann vnsere herschafftē habend jnenn die höltzer alle allain geaignet / vnnd wann der arm man was bedarfft můß ers vmb zway geldt kaussen / ist vnnser maygnung was für höltzer seyen / Es habens geistlich oder weltlich jnnen die es nit erkaufft haben / sollen ayner gantzen gemain wider anhaim fallen / vnd ayner gemayn zimlicher weiß frey sein aim yetlichen sein noturfft jnß hauß zů brennez vmb sunst lassen nemē / auch wann von nöten sein wurde zů zymmern auch vmb sunst nemen / doch mit wissen der so von der gemain dar zů erwelt werden So aber kains verhanden wer / dann das so redlich erkaufft ist wordenn / Sol man sich mit den selbigen briederlich vnnd Christelich vergleichen / Wann aber das gůt am anfang auß jnen selbs geaygnet wer worden vnnd nachmals verkaufft worden / Sol man sich vergleichen nach gestalt der sach vnd erkantnuß briederlicher liebe vnnd heiliger geschrifft.

Wie oben im ersten. cap. des. 1. buch Mosi anzaigt ist.

Hier auß nite auß raytung des holtz geschehen v wirt angesehen die verordnet ē. Ain christliche v biettung.

Der Sechst Artickel.

Zům sechsten ist vnser hart beschwerung der dyenst halben wölche vontag zů tag gemert werden vnd teglich zů nemen / begeren wir das man ainzimlich ein sechen dar ein thů / vnß der massen nit so hart beschweren / Sonder vns gnedig hierinnen ansechen wie vnser Eltern gedient haben allain nach laut des wort gotes. Krom. 10.

Der Sybent Artickel.

Zum sibenden das wir hinfüro vns ain herschafft nit weyter wölle lassen beschweren / sonder wieß ain herschafft zymlicher weiß aim verleycht also sol erß besitzē laut der verainigung des herren vnnd bauren / Der herr soll jn nit weiter zwyngen noch dryngen mer dyenst noch anders von jm vmb simst begeren / Darmit der Baur solych gůtt on beschwert also rüeblich brauchen vnnd niessen můg / ob aber des herren dienst von nöten weren / sol jm der baur willig vnd gehorsam für ander sein / doch zů stund vnnd zeyt / das dem bauren nit zů nachtail dyen / vnnd jme vmb aynen zymlichen yffenning dennt hůn. Luce. 3. Tessa. 6.

Der Achtet Artickel.

Zům achten sey wir beschwert / vnnd der vil so gůter jnnen haben / das die selbigen gůter die gült nit ertragen kinden vnd die Bauren das jr darauff ein biessen vnd verderben. das die herschafft die selbigen gůter / Erberleůt besichtigen lassen / vnd nach der billikayt

ain gylt erschöpff/da mit der baur sein arbait nit vmb
Matth. 10. sünst thye / dann ain yetlicher tagwercker ist seyns lons wirdig.

Der Neundt Artickel.

Esaie. 10. Zům neünten seyen wyr beschwertt der grossen frefel /
Ephes. 6 soman stetz new satzūg macht / nit das mā vnsz strafft
nach gestalt der sach / sunder zů zeyten ausz grossem
Luce. 8. neyd / vnnd zů zeytten ausz grossem gunst / Jst vnser
Ihere. 26. maynung / vns bey alter geschribner straff straffen /
darnach die sach gehandelt ist / vnnd nit nach gunst.

Der Zehent Artickel.

wye oben Luce. 6. Zům zehenden sey wir beschwert/das etlich haben jnen
zůgeaignet/wisen der gleichen ecker/die dann ainer ge
main zůgeherendt / Die selbigen werden wir wider zů
vnsern gemainen handen nemen / Es sey dann sach
das mans redlich erkaufft hab/wann mans aber vn-
Christlich erbietung. billycher weysz erkaufft het / Sol man sich gütlich vnd
brüderlich mit ainander vergleychen nach gestalt der
sach.

Der Aylffe Artickel.

Deutr. 18. Zům ailften wellen wir den brauch genant den todt
Matth. 8. fall gantz vnnd gar abthůn haben / Den nimer leiden
Matth. 23. noch gestatten / das man wit wen waisen das jr wider
Esaie. 10. Gott vnd eeren/alsz schentlich nemen berauben sol/wie
es an vil orten (menigerlay gestalt) geschehen ist/vnd
von den/so sy besitzen vnd beschirmen solten/hand sy vns

geschunden vnnd geschaben/vnnd wann sy wenig füg hettendt gehabt/hettendt diszgar genomen/ das Gott nit mer leiden wyl/sunder sol gantz absein/kain mensch nichts hinfiro schuldig sein zů geben/weder wenig noch vil

Beschluß.

Zům zwelften ist vnser beschluß vnnd endtlyche maynung/wann ainer oder mer Artickel alszhie gesteldt(So dem wort Gottes nit gemeß) weren / als wir dann nit vermainen die selbigen artickel / wo man vns mit dem wort Gottes für vnzimlich anzaigen / wolt wyr daruon abston / wann mans vns mit grundt der schrifft erklert. Ob man vnns schon etlich artickel yetz zů lyeß/vnd hernach sich befendt das vnrecht weren/ sol/ len sye von stundan todt vnd absein.nichts mer geltē/ der gleichen ob sich in der schrift mit der warhait mer artickel erfunden/ die wider Got vnd beschwernus des nächsten weren/ wyll wir vns auch vorbehalten/ vnnd beschlossen haben/ vnd vns in aller Christlicher leer yeben vnd brauchen/darumb wir Gott den herren bitten wöllen / der vns das selbig geben kan vnnd sunst nyemant/ Der frid Christi sey mit vnns allen.

Die zweyl alle artickel im zwort Gottes begryffen sey Christliche erbietung.

Die zwölf Bauernartikel beginnen wie eine Predigt mit dem Gruß: Dem christlichen Leser Frieden und Gnade Gottes durch Christum. Dann wendet sich die Einleitung gegen die Widerchristen und ihre Meinung, daß die Bauern auf Grund des neuen Evangeliums zu Aufruhr und Gewalttaten aufrufen. Die Bauern wollen keinen Aufruhr, sondern nur die Verwirklichung der Lehren des Evangeliums: Liebe, Frieden, Geduld, Einigkeit. Wie Gott einst die Kinder Israel aus der Hand Pharaos befreit hat, so wird er auch die Bauern erhören und in Kürze erretten. Artikel 1: Jede Gemeinde soll das Recht haben, ihren Pfarrer selbst zu wählen und abzusetzen. Die Pfarrer sollen das Evangelium „lauter und klar, ohne allen menschlichen Zusatz" predigen. 2. Die Bauern sind bereit, den Kornzehnten weiter zu entrichten; er soll für den Lebensunterhalt des Pfarrers und für die Armen verwandt werden. Der kleine Zehent soll beseitigt werden. 3. Die Leibeigenschaft soll aufgehoben werden; die Bauern werden „der erwählten und von Gott gesetzten Obrigkeit gehorsam sein". 4. Die Bauern verlangen die Freigabe von Jagd und Fischfang. 5. Es soll wieder Gemeindewald bestimmt werden, aus dem die Bauern Brenn- und Zimmerholz entnehmen können. 6. Die Dienstleistungen sind auf ein erträgliches Maß zurückzuführen. 7. Die über die gemeinsam vereinbarte Dienstleistung hinaus geforderte Arbeit soll den Bauern bezahlt werden. 8. Die Entrichtung der Abgaben (Gilten) soll neu geregelt werden. 9. Bestrafung soll nicht länger willkürlich gehandhabt werden, sondern nach dem Gesetz erfolgen. 10. Gemeindeland, das von jemand zu Unrecht in Besitz genommen wurde, soll zurückgegeben werden. 11. Bei Todesfällen sollen keine Abgaben mehr gezahlt werden. 12. Die Bauern sind bereit, jeden ihrer Artikel fallen zu lassen, wenn ihnen nachgewiesen werden kann, daß er mit der Schrift nicht im Einklang steht. Weitere Artikel über Beschwernisse, die wider Gott und den Nächsten sind, behalten sich die Bauern vor.

Szene aus dem Bauernkrieg. Auf der Fahne das Zeichen des Bundschuhs.
Holzschnitt von Hans Weiditz

Natürlich auch kein einheitlicher Charakter und kein einheitliches Ziel der Bewegung. Es bleibt und tritt sogar noch stärker hervor das religiöse Schlagwort. Der christliche Haufe, das Evangelium, die Einrichtung nach dem Wort Gottes überall. Ebenso die Fahnen mit dem Kreuz, dem Namen Christi oder Insignien der Art. Aber dahinter stecken die verschiedensten Forderungen. Die schwäbische Bewegung hatte im allgemeinen noch agrarischen Charakter behalten, sie hatte sich auch, als sie zum offenen Kampf überging, hauptsächlich gegen die geistlichen Herren, also gegen Klöster und Stifte, gerichtet. Die fränkische ging schon stärker gegen die Schlösser der Adeligen, und die Forderungen wurden mehr politischer Natur. Hier in Franken scheint sich denn auch am stärksten der Gedanke einer gemeinsamen Sache der Bauernschaft durchgesetzt zu haben. Sie betrachten ihre „Bruderschaft" als etwas wirklich Verbindliches, und es ist nicht bedeutungslos, daß hier gerade Adelige wie Geyer und halbgelehrte Juristen wie Wendelin Hippler, der hohenlohische Sekretär und Landschreiber, als Organisatoren erscheinen, während in Schwaben die Prediger die größte Rolle spielen. Die fränkischen Bauernhaufen haben ihre gemeinsame Kanzlei in Heilbronn, sie beabsichtigen, ein Bauernparlament zu berufen, das die Verhandlungen mit Fürsten und Städten, die Abwehr von Eingriffen des Auslands beraten soll. In diesen Beratungen ist denn auch ein Verfassungsentwurf für das ganze Reich entstanden, der weit über das Programm der Zwölf Artikel hinausgeht, in genialer Weise die Reichsreformprojekte Maximilians, vielleicht auch Bestrebungen der Ritterschaft wieder aufnimmt, sie aber in radikal unitarischem Geiste weiterführt. Auch hier wie in den Flugschriften der Zeit das kindliche Vertrauen auf einen Kaiser, der den Armen und Gedrückten Recht schaffen wird, historische Erinnerungen, die die letzte soziale Wendung der nie verklungenen Kaisersage zeigen.

Man kann wohl sagen: ein Staatswesen, das bereits über die Organe des neuen Absolutismus verfügte, hätte sich diesen Bauernradikalismus einverleiben und daraus eine außerordentliche Kräftigung ziehen können. Aber in Deutschland fehlten dazu alle Handhaben. Die Reichsgewalt, schon zu schwach, um den Ritteraufstand niederzuwerfen, tritt im Bauernkrieg überhaupt nicht in Erscheinung. Der Statthalter des Kaisers, Ferdinand, sah sich in seinen eigenen Landen aufs gefährlichste bedroht. Die schwächliche Vermittlung des Reichsregiments in Eßlingen wurde von dem Schwäbischen Bund kurz beiseite geschoben. Er und das norddeutsche Fürstentum haben den Bauernaufstand niedergeschlagen, und noch heute haftet das historische Interesse an dem Ausgang dieser großen sozialen Revolution nicht an ihrem Verhältnis zum Reich, sondern an dem zur Reformation. Für ihren Fortgang ist der Bauernkrieg entscheidend geworden und in gewissem Sinne auch für Luther selbst.

Zum erstenmal sieht er sich aufgerufen, im Namen des Evangeliums eine Sache zu entscheiden, die nicht aus dem Glauben war. Was wird er tun? Er steht noch mitten in all den Kämpfen, die er nach seiner Rückkehr von der Wartburg begonnen hat. Die Scheidung der Geister, die die Reformation in ihren Anfängen getragen oder sich ihr verbunden haben, ist in vollem Gang. Erasmus hat nach langem Zögern offen gegen ihn Stellung genommen. Mit seinem Buch über den freien Willen trifft er den Kernpunkt der Glaubensüberzeugung Luthers, und Luthers Entgegnung, die Schrift vom geknechteten Willen, wird dies aller Welt deutlich machen. Sie wird zugleich zeigen, daß die „kluge Hure, die Vernunft", in einer Gewissensreligion eine andere Stelle einnehmen müsse als in der humanistischen Aufklärung. Aber dies war schließlich ein Gelehrtenstreit. Es ging dabei um Luthers Theologie, die zum guten Teil in Auseinandersetzung mit der Erasmischen entstanden war. Viel tiefer traf es Luther, daß er den schwärmerischen Geist, den er in Wittenberg bekämpft hatte, anderswo fortleben sah. Karlstadt hatte in Orlamünde eine neue Wirkungsstelle gefunden, wo er nun die Lehren eines schwärmerischen Puritanismus in die Tat umsetzte. Gefährlicher noch wurde Thomas Münzer. Mit Notwendigkeit folgt bei ihm aus dem religiösen Radikalismus der soziale. In dem sächsischen Allstädt zunächst und dann, von dort vertrieben, in der kleinen thüringischen Reichsstadt Mühlhausen baut er sein Gottesreich auf, wo er und sein Genosse Pfeiffer den Ratsherren das christliche Recht nach der Bibel und ihrer eigenen inneren Erleuchtung auslegen. Seine Agitation reicht weit nach Thüringen und Hessen, der Absicht nach soll sie ins Weiteste getragen werden. „So die Christenheit nicht sollt apostolisch werden, warum sollt man dann predigen?" In all dem sah Luther einen Geist, der das Schriftwort sich unterwerfen wollte, statt ihm zu dienen.

In dieser Stimmung trifft ihn der Bauernkrieg.

Ende April 1525 hat er von Eisleben aus auf die Artikel der Bauern geantwortet, die ihn mit anderen Führern des Evangeliums als Schiedsrichter in ihrer Sache angerufen hatten. Er will eine „Mahnung zum Frieden" geben, so stellt er sich über die Parteien. Aber gerade das, was die Bauern zu ihm führte, trennt ihn von ihnen. Wollen die Bauern ihre Beschwerden mit dem Evangelium decken, so sagt er ihnen, daß sie damit das Evangelium aufs höchste hindern und unterdrücken. Nach Christus sollten sie sich nicht nennen, sondern nach der „Natur", aus der ihre Beschwerden und ihr Aufruhr stammen.

Landsknechte „requirieren" in einem Bauernhaus.
Holzschnitt von Hans Weiditz

„Es ist doch kein Artikel da, der ein einziges Stück vom Evangelium lehrt, sondern alles dahin gerichtet, daß Ihr Euer Land und Gut frei habt." —

Es ist ungewiß, ob die Schrift die Bauern erreicht hat. Jedenfalls wissen wir nichts von einer Wirkung, im Gegenteil: unmittelbar danach bricht Thomas Münzer los. Vom 30. April bis zum 12. Mai fallen alle Klöster und Festen des Harzes bis zur Einmündung der Unstrut in die Saale in die Hand der Aufständischen, die meisten gehen in Flammen auf. Vergebens wirft sich ihnen Luther selbst predigend entgegen. Als er in Nordhausen bei der Predigt auf das Bild des Gekreuzigten hinweist, wird er verhöhnt, man läutet Sturm, und es fehlt wenig, daß es über ihn hergegangen wäre. Ebenso machtlos scheint die weltliche Gewalt. Am 5. Mai, mitten unter den Stürmen, verschied Kurfürst Friedrich von Sachsen. Bis in seinen Tod der Mann der Versöhnung und des Friedens, getreu seinen Worten, er wolle eher mit einem Stabe in der Hand ins Weite wandern als gegen Gott handeln. „Wir Fürsten tun den armen Leuten manchmal, was nicht taugt." Die Bauern hatten auf ihn gehofft als einen Vater aller Evangelischen. In diesen letzten Jahren, wo er, bedroht von Kaiser und Reich, angefochten von den tumultuarischen Exzessen der

Reformation, doch starr an seiner Überzeugung festhielt, daß man das Wort Gottes nicht hindern dürfe, ist er zu wahrer Größe emporgewachsen. Er starb zur rechten Zeit, auch er hätte den Sturm nicht beschwichtigen können. Luther aber warf nun im Mai seine Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern" ins Land. Man hat sie schon damals und bis in die neueste Zeit entsetzlich gefunden und, da sie mit der ersten zusammen erschien, Luther Unbeständigkeit vorgeworfen. Aber Luther ist nur konsequent. Denn jetzt hat ja der Erzteufel, der zu Mühlhausen regiert, sein Reich ausgebreitet, das Anerbieten der Bauern zu gütlichem Vergleich hat sich als Trug erwiesen, alle Befürchtungen, die Luther gehegt, sind eingetroffen und übertroffen worden. Und so wendet er sich denn an die Obrigkeit, die mit Recht das Schwert trägt. Das soll sie brauchen und ohne Barmherzigkeit. Denn sie ficht für das Reich Gottes gegen die Kinder des Teufels. „Dünkt das jemand zu hart, der denke, daß unerträglich ist der Aufruhr und alle Stunde der Welt Zerstörung zu erwarten sei."

Wir wissen, Luther brauchte die Fürsten nicht zu mahnen. Die Rache ist ohne ihn ihren furchtbaren Gang gegangen, wie vorher der Aufruhr. Daß er es keiner Partei rechtmachen würde, hat er schon in seiner ersten Schrift gesehen und sich dagegen mit dem Trotz der Selbstbehauptung gewappnet. Aus diesem Trotz heraus hat er gerade in diesen Tagen Katharina von Bora geheiratet, aber er meinte sich doch wider das Zetergeschrei rechtfertigen zu müssen, das er mit seinem harten Büchlein wider die Bauern erweckt habe. Ein Widerruf wurde es nicht. Luther will sich nicht verteidigen, sondern das Bild des barmherzigen Gottes retten, das nun hier abermals für Tausende durch den rächenden Gott verdunkelt zu werden drohte, so wie es einst für ihn selbst verdunkelt worden war. Die Antwort auf die Anklagen ist für ihn einfach: „Barmherzig ist Gott nur mit dem, der nicht auf sein Recht pocht, sondern sich der Gnade getröstet." Der große Zwiespalt zwischen dem geistlichen und dem irdischen Menschen, der für Luther der eigentliche Stachel zur persönlichen Sittlichkeit geworden war, erschien nun in der Welt als der Zwiespalt der beiden Reiche, des göttlichen und des weltlichen. Nur jenes weiß von Barmherzigkeit, dieses aber soll nicht barmherzig, sondern strenge, ernst und zornig sein. Sein „Handzeug" ist nicht ein Rosenkranz, nicht ein Blümlein von der Liebe, sondern ein bloßes Schwert.

So hatte Luther seine Stellung genommen. Wollte er den Anklägern, die ihm die Schuld an dem Aufruhr ebenso beimaßen wie einst die Gegner Wiclifs diesem an dem Aufruhr von 1381, zeigen, daß sie unrecht hätten, so ist ihm das schlecht gelungen. Die Päpstlichen wie auch Erasmus haben ihn für den Bauernkrieg verantwortlich gemacht, von seinen Freunden sind nicht wenige damals an ihm irre geworden. Es ist wahr, er hatte die Reformation vor der Gefahr gerettet, mit der Niederlage der Bauern wie vorher mit der der Ritter vernichtet zu werden, aber um einen hohen Preis. Seit 1525 war es entschieden, daß die Reformation weder eine Sache des Reichs noch eine alles erfassende Volksbewegung werden konnte. —

Über die sozialen Folgen des Aufstandes zu urteilen, ist schwierig. Schon die materiellen Verluste sind schwer abzuschätzen. Die Zeitgenossen sprechen von dreißig- bis hunderttausenden umgebrachter Bauern und sind geneigt, eine große und langwierige Teuerung und Pestilenz, die dem Aufstand folgte, mit dem Aufstand selbst in Verbindung zu bringen. Auch wie weit sich die wirtschaftliche Lage der Bauern verschlechtert hat, ist

Aufständische Bauern plündern ein Kloster.
Miniatur in einer Handschrift von Jakob Murer über den Bauernkrieg. Bibliothek Schloß Zeil, Württemberg

unsicher. Ziemlich sicher ist die Verschärfung der alten Lasten, wenige Gebiete ausgenommen. Die nächste Folge war die Entwaffnung der Bauern und die Aufhebung der Dorfgerichte. Aber das hat sich nicht behauptet. Das bäuerliche Gemeindeleben hat den Schlag des Bauernkrieges überwunden. Aber es ist noch tiefer in die Niederungen des Privaten und dörflich Abgeschlossenen hinabgedrängt als bisher — so wie es etwa noch im 18. Jahrhundert die Jugendgeschichte Jung-Stillings zeigt.

Die wichtigste Folge des Bauernkrieges ist aber eine ganz ähnliche gewesen wie die des Ritteraufstandes. Bauern und Ritter sahen sich bei ihrem letzten Versuche, sich als Stand im Zusammenhang des alten Reiches durchzusetzen, aus den überkommenen Gemeinschaftsbildungen neue staatliche und gesellschaftliche Ordnungen zu gewinnen, von den neuen Gewalten des Territorialfürstentums überwunden. In diesen mußten sie ihr neues Leben zu gewinnen suchen.

Wenn aber viele in Deutschland und besonders die auswärtigen Beobachter des Aufruhrs und nicht zuletzt der päpstliche Hof meinten, daß man mit dem Bauernkrieg auch die „Lutherei" niedergeworfen habe, so sollte sich das als ein schwerer Irrtum erweisen. Die großen Weltverhältnisse selbst trugen dazu bei, der Reformation eine neue Entwicklung zu geben.

Luthers Frau, Katharina von Bora.
Gemälde von Lukas Cranach, 1526.
Schwerin, Museum

Der Kampf um Italien

Am 8. Mai 1521, an demselben Tage, wo Karl den Befehl zur Ausfertigung des Wormser Edikts gab, war das Bündnis zwischen ihm und Papst Leo X. zustande gekommen. Es handelt sich für beide Teile um höchst reale Interessen. Für den Papst um die endliche Gewinnung von Ferrara, um die Sicherung der Herrschaft seines Hauses in Florenz, um die Einbeziehung von Parma und Piacenza in die Machtsphäre des Kirchenstaates. Für den Kaiser um die Vernichtung des französischen Einflusses in Italien, der ihm sowohl den Weg zur Kaiserkrone sperrte als auch für seinen Besitz in Neapel eine beständige Drohung war.

Damit wurde der Kampf Karls mit Frankreich, der zunächst ein Kampf um Burgund war, ein Kampf um Italien. Hier in Italien ist der Gegensatz Habsburg—Valois als ein europäischer ausgetragen worden. Italien blieb für ein weiteres Jahrzehnt der europäische Kampfplatz, wie es das seit 1494 gewesen war.

Ein tragischer Anblick fast ohnegleichen, diese Nation in demselben Augenblick, wo sie sich zum vollen Bewußtsein ihrer geistigen Überlegenheit und kulturellen Geschlossenheit erhebt, wo sie diese ungeheure Menge von genialen Individuen auf allen Gebieten des Lebens hervorbringt, eine Beute der Fremden werden zu sehen. Aber dies Schicksal Italiens war längst vorbezeichnet. Was sich aus dem Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum und dann aus den Faktionsstreitigkeiten der Guelfen und Ghibellinen an kleinen und großen staatlichen Gebilden in Italien erhoben hatte, das war zu seiner Behauptung auf einen beständigen Kampf mit allen Nachbarn angewiesen. Die fünf größten gelangen um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu einer Art von Gleichgewichtssystem. Aber da, wo Machiavell von diesem Gleichgewichtssystem spricht, sagt er: „Diese Mächte mußten zwei Hauptsorgen haben, die eine, daß kein Fremder Italien mit den Waffen betrete, die andere, daß keine von ihnen selbst mehr staatliche Macht erwerbe." Das erste trat eben damals ein, als Machiavell sich mit Politik zu befassen begann. Im Januar 1494 verkündete die französische Regierung den Zug nach Neapel. Am 1. September stand Karl auf italienischem Boden. Von diesem Zeitpunkt an rechnen die Italiener den Einbruch der Fremden in Italien. Als Guicciardini seine „Italienische Geschichte" schrieb, die erste, die mit Recht so heißt, begann er mit diesem Datum, um die tragischen Ereignisse seiner Zeit zur Belehrung und Warnung seiner Leser abrollen zu lassen. Der Zug Karls war ein phantastisches Unternehmen, nicht viel anders als die Kreuzzüge, deren Andenken Karl für sich aufrief. Von dieser ersten französischen Eroberung Italiens blieb keine Spur zurück. Aber von jetzt an wurde das Schicksal Italiens eine europäische Angelegenheit. Man sah hinter dem Unternehmen Karls VIII. die Gefahr einer französischen Universalmonarchie. Dagegen erhoben sich Spanien, Habsburg und bald auch England. Von den italienischen Staaten aber blieb nur einer imstande, mit diesen großen Mächten gleich auf gleich zu paktieren, Venedig, das mit seiner Seemacht, seinem levantinischen Kolonialreich

und jetzt auch durch seinen Besitz auf der terra ferma die andern überragte. Mailand fiel mit Genua schon im April 1500 an Frankreich, Neapel 1503 an Spanien. Florenz mußte bei scheinbarer Selbständigkeit jedem Wechsel der in Italien herrschenden Kräfte folgen, und die verzweifelten Versuche Alexanders VI. und Julius' II., den Kirchenstaat als mittelitalische Macht gegen Norden und Süden zu sichern, hatten doch kein anderes Ergebnis, als daß das Papsttum fortan auch in seinen großen kirchenpolitischen Aktionen von seinen Interessen als Territorialmacht geleitet wurde. Dies ist die Zeit, wo Machiavell in der erzwungenen Muße der Verbannung den Principe und die Discorsi schrieb, diese Bücher, in denen ein verzweifelter und zugleich verwegener Pessimismus aus der Überzeugung von der vollständigen Verderbtheit der Gegenwart und aus Theorien, die ein verklärt gesehenes Altertum zu bieten schien, die Heilmittel für sein Vaterland zu gewinnen sucht.

Der deutsche Landsknechtsführer
Georg von Frundsberg.
Gemälde von Christoph Amberger.
Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

Aus den Kämpfen von fast 20 Jahren stieg das Haus Spanien-Österreich schon damals zur höchsten Größe. Ein Versuch der Franzosen, Mailand wieder zu gewinnen, wurde durch die Schweizer bei Novara abgeschlagen; wenige Monate darauf, am 16. August 1513, brachte ihnen Maximilian mit englisch-burgundischen Truppen die große Niederlage von Guinegate bei; der englische König schlug die mit Frankreich verbündeten Schotten bei Floddon bis zur Vernichtung; Venedig, das sich mit Frankreich verbündet hatte, büßte dies durch die Niederlage bei Creazzo.

Da erhob sich Frankreich noch einmal. Franz I., der am 23. Januar 1515 auf Ludwig XII. gefolgt war, schlug die Schweizer in der großen und blutigen Schlacht von Marignano und wurde aufs neue der Herr von Mailand.

Da kam die Kaiserwahl Karls V.; das italienische Problem wurde Bestandteil eines viel größeren. Daß aber auch dessen Entscheidungen in Italien fielen, war doch nicht allein durch die Kämpfe der letzten Periode gegeben. Nicht minder trug der Umstand dazu bei, daß sich Frankreich an allen anderen Punkten als unangreifbar erwies. Das zeigte sich schon bei dem Anfang des Krieges im Jahre 1521 in den Niederlanden und in Burgund. Es wurde noch deutlicher bei dem konzentrischen Angriff der Gegner von 1523, wo zu der Bedrohung von vier Seiten noch der Abfall des mächtigsten Vasallen, Karls von Bourbon, trat. Hier wurde klar, wieviel Frankreich durch die zielbewußte Arbeit der königlichen Gewalt in zwei Jahrhunderten an innerer Festigkeit gewonnen hatte. Franz konnte es

wagen, dem Verrat Bourbons fast bis zum Vollzug zuzusehen, ihn schon im Beginn des Abfalls noch auf seinem eigenen Schlosse Moulin zu besuchen, und dann genügten einige lässige Maßnahmen der königlichen Macht, um den Abgefallenen, der gehofft hatte, zweitausend Edelleute zu den Feinden seines Landes überzuführen, zu einem land- und machtlosen Flüchtling zu machen. Aber unterdessen waren Mailand und Genua den Franzosen verlorengegangen. Auch die wiedergewonnene Hilfe der Schweizer hatte sie nicht vor der Niederlage von Bicocca (27. April 1522) bewahren können. Zum ersten Male hatten sich hier spanische und deutsche Landsknechte den Schweizern überlegen gezeigt. Im kaiserlichen Heer erschienen neben dem alten Prospero Colonna der jugendliche Pescara und sein Rivale de Leiva als Führer der Spanier und Georg Frundsberg mit seinen deutschen Landsknechten. In Mailand herrschte wieder ein einheimischer Herrscher, ein Sforza. In Genua hatten die deutschen Knechte das Banner des Reichs wieder aufgepflanzt.

Der spanische Feldherr
Marchese von Pescara.
Gemälde eines unbekannten Meisters.
Florenz, Uffizien

Entschieden war mit all dem noch nichts. Oberitalien blieb der Schauplatz wechselnden Kriegsglücks beider Parteien. Drangen Bourbon und Pescara im Sommer 1524 sogar bis Marseille vor, so folgte ihrem Rückzug ein neuer Vorstoß der Franzosen, der ihnen fast die ganze Lombardei bis auf das feste Pavia in die Hand gab. Hier sollte es jetzt, fast zehn Jahre nach der Schlacht bei Marignano, zu einer ersten großen Entscheidung kommen.

Die Schlacht bei Pavia vom 24. Februar 1525 ist die große Schlacht des 16. Jahrhunderts. In einem Kampf von wenigen Stunden wurde das Schicksal Italiens entschieden und die Lage der Welt von Grund auf verändert. Pescara mit seinen Spaniern und die deutschen Landsknechte unter Frundsberg, dem Grafen Salm, Marx Sittich von Ems, die Bourbon über die Alpen geführt hatte, ernteten die Ehren des Tages. Das französische Heer war so gut wie vernichtet, die gesamte Artillerie ging verloren, die namhaftesten Heerführer blieben tot auf dem Schlachtfelde, der König selbst war gefangen.

Am 10. März stand der Abgesandte des Vizekönigs von Neapel mit der Siegesbotschaft vor Karl V. in seinem Schlosse in Madrid. Karl schien die Botschaft zunächst nicht fassen zu können. Er wiederholte: „Der König von Frankreich in meiner Hand, die Schlacht von mir gewonnen!" Dann ging er in sein Gemach, warf sich vor dem Marienbilde nieder und blieb lange in ein Dankgebet versunken. Auch dann zeigte er die gewohnte Gemessenheit in Haltung und Sprache, er verbot alle triumphierenden Feierlichkeiten. Diese sollten für den Sieg über die Türken aufgespart werden.

Die Schlacht bei Pavia am 24. Februar 1525.

Aber dieser äußeren Demut Karls entsprach das stärkste innere Selbstgefühl. In seinen Gedanken ist die merkwürdigste Mischung persönlicher Interessen und allgemeiner Gesichtspunkte. Unter den Herrschern seiner Zeit ist er vielleicht derjenige, bei dem das Moment der Religion die entscheidendste Rolle spielt. Einem italienischen Weltmenschen vom Schlage Baldassare Castigliones, der jahrelang als päpstlicher Gesandter an seinem Hofe weilte, erschien er als ein besserer Christ als irgendein Weltlicher oder Geistlicher seiner Kreise. Es war Karl ernst damit, wenn er sagte, daß er immer nur ungern gegen Christen Krieg führe. Der Kampf gegen die Ungläubigen und die Ausrottung der Ketzerei waren wirklich die Ziele seines Lebens. Aber damit mußte das bestehen können, was er seine Ehre und seine Macht nannte. Jetzt war der Moment gekommen, wo er beides, die realen und die ideellen Momente seiner Politik, gegeneinander abzuwägen hatte.

Den Krieg wiederum nach Frankreich zu tragen, wozu Bourbon drängte und auch England die Hand zu bieten schien, verwarf er sogleich. Blieben zwei andere Wege: sich zum Herrn von Italien zu machen und dann als Besitzer aller Grenzlande Frankreichs dieses hoffnungslos zu isolieren, oder Frankreich selbst so zu schwächen, daß es dauernd unschädlich wurde. Zu dem ersten rieten die Feldherren des Kaisers, vor allem der Niederländer Lannoy, der Vizekönig von Neapel, der die Italiener haßte, und auch die Deutschen im Heere wären wohl dieser Ansicht gewesen. Zu dem zweiten Gattinara, der an Stelle von Chièvres der Erste in Karls Rat war. Er war Piemontese von Geburt, nach Bildungsgang und Neigung Italiener, aber emporgekommen im Dienste Margaretens, d. h. in den burgundischen Traditionen. Wie beim Kaiser, so baute sich auch bei ihm die große poli-

Ausschnitt aus einem großen Holzschnitt von Hans Schäufelein

tische Kombination auf dem burgundischen Interesse auf. Karl sollte zurückfordern, was er als Erbe Karls des Kühnen zu beanspruchen hat. Wenn dann der Kaiser den Herzog von Bourbon in seine Lande wieder einsetzt und diese, um die Provence, die ja altes Reichsgut ist, vermehrt, zu einem unabhängigen Königreich macht, so ist Frankreich ein Kleinstaat geworden, und es ist dann unbedenklich, in Italien die nationalen Dynastien unter kaiserlichem Schutze bestehen zu lassen.

Als die Gesandten Karls diese Forderungen der Regentin Frankreichs, der Mutter des gefangenen Königs, überreichten, fanden sie stolze Ablehnung. Luise von Savoyen, bis dahin mehr als die „Dame Ehrgeiz" bekannt und sicherlich von verhängnisvollem Einfluß auf den König, hatte unter dem Eindruck der Katastrophe von Pavia mit wahrhaft königlicher Energie die Kräfte ihres Landes gesammelt, und eine ungeahnte Einigkeit aller Stände hatte ihr geantwortet. Was man von Klagen über das Willkürregiment des Königs hörte, wog leicht gegenüber dem Eifer der ganzen Nation, ihren Besitzstand zu verteidigen. So erklärte sich die Regentin wohl bereit, jedes Lösegeld für Franz zu zahlen, aber sie lehnte ebenso bestimmt jede Abtretung französischen Bodens ab. Sie konnte sich in dieser Haltung nicht nur auf das eigene Land stützen, sie brauchte auch in Europa nur die Kräfte in Bewegung zu setzen, welche sich selbst durch eine habsburgische Hegemonie bedroht sahen, England und Italien. An beiden Punkten kam ihr die Entwicklung der Dinge selbst entgegen.

In England war Wolseys Vermittlungspolitik, die auch im Bündnis mit Karl einen völligen Bruch mit Frankreich vermeiden wollte, eine Zeitlang durch die phantastischen Pläne Heinrichs VIII. in den Hintergrund gedrängt worden, der die französische Krone

zu erwerben wünschte. Jetzt, wo das Bild einer habsburgischen Universalmonarchie statt der französischen drohend emporstieg, war Englands Stellung gegeben. Bereits im Mai 1525 wußte man in Rom, daß man bei Widerstand gegen Karl auf England rechnen könne. Im Juli begannen in London die offiziellen Verhandlungen mit Frankreich; sie führten am 30. August zum Frieden zwischen beiden Mächten. Frankreich erkaufte ihn mit einer Zahlung von fast zwei Millionen Kronen, aber es gewann seine Handlungsfreiheit wieder und konnte sie zunächst in Italien nutzen.

Für Italien gab es nur eine Rettung: eine Liga der italienischen Staaten, wie sie einst Julius II. geschaffen hatte. Vielleicht wie damals, unterstützt von den Schweizern, jedenfalls unter dem Beistand eines Frankreich, das nicht mehr beanspruchte, in Mailand und Genua zu herrschen, und unter dem Beistand Englands. In der Tat ist dieser Gedanke alsbald von allen antispanischen Politikern als die einzige Rettung betrachtet worden. Vollends als Karl den gefangenen französischen König aus seinem italienischen Gefängnis nach Spanien überführen ließ, geriet ganz Italien in die höchste Erregung. Daß die Kräfte Italiens den Resten des spanischen Heeres im Lande überlegen waren, stand außer Zweifel. Karl hatte ja vor allem auch deshalb auf eine Fortsetzung des Krieges verzichten müssen, weil er keine Mittel hatte, seine Soldaten zu bezahlen. Was den Italienern fehlte, war ein politischer Führer und ein Feldherr. Der Papst, dem die Verhältnisse die Rolle des Führers zuwiesen, vermochte sie nicht zu ergreifen. Es war in diesem zweiten Medicipapst, Klemens VII., eine merkwürdige Fähigkeit der kombinierenden Abstraktion. Er konnte Äußerungen tun, in denen er sein eigenes Schicksal wie ein fremdes betrachtete. Er besaß in höchstem Maße den rechnenden Verstand, den die Renaissance in Italien ausgebildet hatte. Aber gerade deshalb fehlte ihm der Wille zur Tat. Daß er den Italienern dieser Zeit überhaupt fehlte, das wurde ihr Schicksal.

Aber wenigstens den Feldherrn schien ihnen die Gunst der Umstände zu bieten. In Mailand fühlte sich Franz Sforza und sein gewandter Kanzler Girolamo Morone so wenig sicher vor den spanischen Helfern, daß auch sie sich nach anderer Hilfe umsahen. Damals hat Morone versucht, den kaiserlichen Feldherrn Pescara zum Abfall von seinem Herrn zu bewegen und für die Liga der italienischen Mächte zu gewinnen. Pescara war aus edlem spanischen Geschlecht, aber in Neapel geboren. Seine Gattin war Vittoria Colonna, die erste Frau Italiens. Er sah seine Dienste bei Pavia von Karl schlecht belohnt, die Lorbeeren des Sieges hatte Lannoy geerntet, der den geringsten Anteil daran gehabt hatte. Jetzt bot ihm Morone die Krone Neapels, den Ruhm, als Führer des italienischen Heeres und als Generalkapitän der Kirche der Befreier Italiens zu werden. Versuchung genug, aber sie scheiterte an dem spanischen Pflichtgefühl Pescaras. Er ließ Morone verhaften, die festen Plätze des mailändischen Herzogtums besetzen, dem Herzog blieb nichts als seine Kastelle in Cremona und Mailand.

Damals schrieb Machiavell an Guicciardini einen Brief, in dem die Verzweiflung des Patrioten in eine fürchterliche Lustigkeit ausbricht. Er sieht das Schicksal des Sforza als Vorbedeutung für die andern Fürsten Italiens und prophezeit dem Papsttum, nicht als erster, mit Danteschen Versen eine Wiederholung der Katastrophe von Anagni. Aber dann verabredet er mit dem Freunde einen lustigen Karneval, bei dem seine Unzuchtskomödie Mandragola aufgeführt werden soll. „Niccolo Machiavelli, Historiker, Komiker und Tragiker",

Schweizer Söldner halten Kriegsrat
Zeichnung von Urs Graf. Basel, Öffentliche Kunstsammlung

ist der Brief unterzeichnet. — In der Tat feierte die italienische Gesellschaft ihren Karneval, als ob nichts geschehen wäre, und daß es kein italienisches Volk gebe, das man bewaffnen könne, hatte Guicciardini Machiavell schon vorher kühl und klar auseinandergesetzt.

Wenn trotzdem Pescara und die italienischen Führer dem Kaiser dringend zum Frieden rieten, so lag das an dem verzweifelten Zustande des Heeres, bei dem man von Tag zu Tag eine Meuterei fürchten mußte. So versuchte denn Karl, mit dem gefangenen König persönlich abzuschließen.

Der Friede von Madrid, der am 14. Januar 1526 zustande kam, schien denn auch die großartigste Erfüllung aller seiner Wünsche zu bieten. Franz verzichtete auf Neapel, Mailand und Genua, auf Doornijk und Arras, auf seine Rechte in Flandern und Artois, er versprach, Burgund mit den Nebenländern, die Karl dem Kühnen gehört hatten, abzutreten. Der Herzog von Bourbon und seine Anhänger werden in ihre Besitzungen wieder eingesetzt. Franz selbst wird, zum Zeichen dauernder Freundschaft mit dem Kaiser, Karls Schwester Eleonore, die Königinwitwe von Portugal, heiraten. Als Bürgschaft für die Ausführung des Vertrags stellt er seine beiden Söhne als Geiseln.

Es war ein Scheinsieg Karls. Wohl hatte Franz auf seine Ritterehre versichert, daß er ins Gefängnis zurückkehren werde, wenn er nicht binnen sechs Wochen nach seiner Befreiung alle Bedingungen des Friedens erfüllt habe. Aber am Tag vorher hatte er vor seinen französischen Vertrauten alles, was der Kaiser von ihm durch die Gefangenschaft erzwungen habe, für ungültig erklärt. Kaum freigeworden, machte er sich daran, sein Reich wieder aufzurichten, und die Rechte der französischen Krone, die durch sein Versprechen nicht berührt werden könnten, zu wahren. Er tat damit nichts anderes, als was alle Welt von ihm erwartete. Für die Italiener war es auch ohne den Protest, den Franz dem Friedensabschluß hatte vorhergehen lassen, unzweifelhaft, daß er ihn nicht halten werde, und der Florentiner Francesco Vettori, der damals die Zeitereignisse in einer kurzen Übersicht aufzeichnete, erklärte den Wortbruch des französischen Königs für die edelste und vortrefflichste Tat seit Jahrhunderten. Für die Engländer stand fest, daß ein Vertrag nicht gelten dürfe, der Karl zum Monarchen über die Christenheit erhebe. Für Frankreich aber bedeutete der Friede von Madrid ebenso wie die Schlacht von Pavia eine Festigung seines staatlichen Gefüges. Als König Franz einer Nationalversammlung die Frage vorlegte, ob er Burgund herausgeben oder in die Gefangenschaft seines Gegners zurückgehen solle, erklärte diese, Burgund sei ein untrennbarer Teil des französischen Reiches. Franz habe kein Recht gehabt, sich desselben zu entäußern. So erhob sich hier in Frankreich die Krone als Symbol der Einheit des Landes selbständig neben der Person des Königs.

In noch nicht Jahresfrist hatte Karl V. die großen Aussichten des Sieges von Pavia zu einem Teil bereits verloren. Was blieb, war zunächst nur die Furcht, die er erregt hatte. Sie führte die Italiener nun endlich zu dem großen Verteidigungsbunde gegen Karl zusammen. Es ist bezeichnend, daß diese Liga in dem französischen Städtchen Cognac geschlossen wurde, wo damals der französische Hof seinen Sitz hatte, ebenso daß sie die heilige hieß wie jene von 1511. Wiederum wie unter Julius II. stand ein Papst an der Spitze. Der Berater des Papstes, Giberti, in dem sich italienisches Nationalgefühl mit einem in die Zukunft weisenden Begriff der Kirche verband, hatte den Bund schließlich zustande gebracht. Wieder handelte es sich um eine Vertreibung der Fremden aus Italien. Gab Karl den Forderungen des Bundes nach, so verlor er, nachdem sich ihm Frankreich entzogen hatte, nun auch Oberitalien. Tat er das nicht, so wollten die Verbündeten — Mailand, Venedig, Frankreich und der Papst — ihm auch Neapel entreißen, das dann der Papst einem italienischen Fürsten verleihen sollte. Am 23. Juni 1526 schrieb der Papst dem Kaiser den Absagebrief: er kämpfe für die Gerechtigkeit, die Freiheit Italiens, die Sicherheit des apostolischen Stuhls.

Es ist kein Zweifel, daß die Verbündeten das verwilderte, schlecht bezahlte Heer Karls

in der Lombardei einfach hätten überrennen können: bei einem konzentrischen Angriff im Juni war es verloren. Aber dem Kaiser nützte die alte Bedenklichkeit und Uneinigkeit der Gegner, und die Kräfte, die ihm fehlten, wuchsen ihm im Lande selbst zu. In Rom bewog er ohne Schwierigkeit die alten Gegner der Medici, die Colonna, zu einem Handstreich, der den Papst selbst in die größte Gefahr brachte. Die Prophezeiung Machiavells bewahrheitete sich. Und während der Papst so in seinem eigenen Lande beschäftigt war, überstiegen die deutschen Landsknechte unter Frundsberg die Alpen, um den Kaiser und sein Volk zu retten, weil „es öffentlich und am Tage sei, daß der Papst den Kaiser, das ehrliche Kriegsvolk und die Columneser unterdrücke". Wenn es ihnen glücke und dem Kaiser gefalle, so wollten sie ganz Italien wieder zum Reich bringen. Der Herzog von Ferrara ebnete ihnen die Wege über den Po. Am 7. Februar 1527 stand Frundsberg mit den Truppen, die Bourbon von Mailand herangeführt hatte, bei Piacenza, am 8. März bei St. Giovanni unweit Bologna; von hier war der Weg nach Florenz und Rom offen.

König Franz I. von Frankreich.
Gemälde von Jean Clouet. Paris, Louvre

Da kam die Kunde, daß Papst und Kaiser einen Waffenstillstand geschlossen hätten, der beide Teile in ihren alten Besitz setzte und die Landsknechte zum Rückzug in die Lombardei anwies. Das Heer war in der übelsten Lage. Die Strapazen eines nassen und kalten Winters hatten es stark mitgenommen, die Lebensmittel waren in der vom Krieg schon längst erfaßten Gegend spärlich, Löhnung hatten sie seit langem nicht erhalten. Was sie zusammenhielt, war die Hoffnung auf Ruhm und auf Beute. Nun sollten sie zurück. Auf die erste undeutliche Kunde von dem Waffenstillstand erhob sich im Lager ein Aufstand. Zuerst die Spanier; Bourbon mußte sich durch Flucht vor ihnen retten. Dann liefen die Deutschen zusammen und schrien „Geld". Frundsberg versammelte sie am 16. März um sich. Er ließ sie einen Ring schlagen und hoffte, sie, wie so oft, mit väterlichen Ermahnungen zu begütigen. Aber umsonst. Die Landsknechte überschrien ihn und senkten sogar ihre Spieße gegen ihren Obersten. Da sank Frundsberg auf eine Trommel, vom Schlage getroffen, nieder. Der Anblick brachte die Rasenden zur Vernunft. Aber ihren

Führer hatten sie verloren. Als ein kranker Mann nach langem Siechtum kam Frundsberg über die Alpen zurück und ist am 20. August 1528 auf seiner Burg Mindelheim gestorben. Mit ihm schied ein Mann, der die deutschen Landsknechte in der Welt gefürchtet gemacht hatte. Kein Feldherr, aber ein Führer, der aus der Kameradschaft mit seinen Leuten die Herrschaft über sie gewann, den Ideen der Zeit nicht fremd, von der neuen Lehre wenigstens berührt, aber vor allem ein Diener des Kaisers, dessen Waffen er nach Rom und Konstantinopel zu tragen gehofft hatte.

An seiner Stelle führte Bourbon das kaiserliche Heer nach Rom. Am 5. Mai standen die Truppen vor den Mauern, am 6. Mai begann der Sturm auf die Leostadt. Bourbon stürmte selbst als erster vor: eine Kugel streckte ihn nieder. Aber dies gab nur einen kurzen Aufenthalt. In zwei Stunden war der Borgo erobert, Spanier und deutsche Knechte brachen gleichzeitig in die Leostadt ein, noch am selben Tag wurde Trastevere erobert, am Abend war Rom den Feinden offen. Die nächsten Tage sahen die furchtbare Plünderung der ewigen Stadt, den sacco di Roma, von dessen Kunde bald alle Welt widerhallte. Die tierischen Instinkte einer ausgehungerten und verwahrlosten Soldateska mischten sich bei den Spaniern mit der Geldgier, die sie ja auch in die Neue Welt getrieben hatte, und mit der Freude an ausgesuchten Grausamkeiten, wie sie sie in ihrem Kampf mit den Mauren gelernt hatten, bei den Deutschen mit dem Hasse gegen das Papsttum und gegen die Zeremonien der alten Kirche, den sie auch in groteskem Spott ausdrückten. „So wurden die Knechte reich und die Stadt in Grund verderbt", schrieb Adam Reißner, der Biograph Frundsbergs. Vielen erschien das Ereignis als ein Strafgericht für die Sünden des verweltlichten Papsttums, sie verglichen den Fall Roms mit dem von Jerusalem. Für Italien bedeutete der sacco das Ende der humanistisch geformten Renaissance. Melanchthon fühlte das, wenn er den Fall der gemeinsamen Mutterstadt aller Völker bedauerte.

Auch das Schicksal des Papstes, der in der Engelsburg saß, war entschieden. Seine Retter, die, zögernd genug, von Norden nahten, konnte er nicht erwarten. Am 5. Juni kapitulierte er. Am 26. November kam ein Vertrag zwischen ihm und den Kaiserlichen zustande: der Papst erhielt seine geistlichen und weltlichen Rechte zurück, aber er verpflichtete sich, fortan neutral zu bleiben und zur Reformation der Kirche, zur Ausrottung der lutherischen Irrlehre, zur Betreibung des Türkenkrieges ein allgemeines Konzil auszuschreiben. Der Kaiser behielt die wichtigsten Plätze des Kirchenstaates als Sicherheit in seiner Hand.

Es war auch das Ende der italienischen Politik des Papstes. Wohl rüsteten sich jetzt Frankreich und England, die den kämpfenden Papst im Stiche gelassen hatten, dem Besiegten zu helfen. Noch einmal gab es eine kritische Zeit für den Kaiser, als die Franzosen nun wirklich in Italien erschienen, in Oberitalien und sogar in Neapel die habsburgische Herrschaft bedrohten. Aber der Abfall des genuesischen Admirals Andrea Doria von den Verbündeten machte alle ihre Erfolge wieder zunichte.

Im Jahre 1529 war der Kampf um Italien beendet. Die Friedensschlüsse zu Barcelona und Cambrai gaben es in Karls Hand. Der Weg zum Imperium war jetzt für ihn frei.

Aber sogleich erhob sich die Frage, wie dieses Imperium beschaffen sein sollte. Und dabei sollten die deutschen Verhältnisse nicht die kleinste Rolle spielen.

Kaiser Karl V. in Bologna 1530.
Gemälde von Tizian. Madrid, Prado

Karl V. und Ferdinand I. Relief von Hans Daucher (um 1527). New York, Sammlung Morgan

Die Entstehung des protestantischen Prinzips

Das Versagen der Reichsgewalt im Bauernkrieg hatte doch tiefere Wirkungen gehabt, als der Augenblick erkennen ließ. Auf dem Höhepunkt der Bewegung sieht sich wenigstens die deutsche Fürstlichkeit als Ganzes von den Mächten der Tiefe bedroht. Viel mehr, als die Bauern vermochten, fürchtete man von ihnen. Kurfürst Friedrich von Sachsen stirbt mit der zweifelnden Frage, ob es vielleicht nicht Gottes Wille sei, daß der gemeine Mann Deutschland regiere. Ferdinand von Österreich hält es nicht für unmöglich, daß irgendein Usurpator, vom Volk emporgetragen, sich der deutschen Krone bemächtige. Vor der gemeinsamen Gefahr verschwinden für den Augenblick die konfessionellen Unterschiede. Im Schwäbischen Bund sind Alt- und Neugläubige gemeinsam gegen die süddeutschen Bauern zu Felde gezogen. Die Schlacht bei Frankenhausen, in der Münzers Haufe erlag, haben Herzog Georg von Sachsen, der unermüdlichste Bekämpfer der neuen Lehre, und Landgraf Philipp von Hessen, der ihr soeben gewonnen war, gemeinsam geschlagen.

Und noch vor den Mauern des bezwungenen „Erzketzernestes" Mühlhausen hat Herzog Georg versucht, seine Streitgenossen zu einem Bündnis gegen den vielleicht noch nicht gestillten Aufruhr der Bauern zu gewinnen. Er dachte, es durch Brandenburg, Mainz, die braunschweigischen Herzöge und andere zu verstärken. Durch Markgraf Kasimir von

Brandenburg-Ansbach reichten die Fäden nach Süddeutschland. Es wäre ein mitteldeutscher Bund geworden, der, ähnlich wie gleichzeitige Bestrebungen im Süden, aus dem Versagen der Reichsgewalt sich das Recht nahm, mit eigenen Kräften Ordnung zu stiften. Für Herzog Georg war dies gleichbedeutend mit der Bekämpfung der lutherischen Sekte. Er mochte ernsthaft glauben, wie er später sagte, daß auch der neue Kurfürst Johann von Sachsen und der junge Landgraf jetzt durch den Bauernaufruhr sich ihrer evangelischen Sympathien begeben hätten. – Der Irrtum dauerte nicht lange. Zu Dessau vereinigte sich am 19. Juli 1525 Georg mit Mainz und Brandenburg. Sie wurden einig darin, daß die Dämpfung der Unruhen nicht möglich sei, wenn nicht ihre Wurzel, die lutherische Sekte, ausgetilgt wäre. Dagegen schlossen sich im Oktober auf dem Jagdschlosse Friedewald im Sullinger Walde Hessen und Sachsen zusammen. Sie wollten auf dem bevorstehenden Reichstag zu Augsburg, den der Kaiser auf das Drängen Ferdinands ausgeschrieben hatte, mit allen, die sie in ihren Bund bringen könnten, in Sachen des Evangeliums für einen Mann stehen. Sie wollten die Besprechung der religiösen Frage als des Hauptstücks aller Reichstagshandlung erzwingen und, wenn es ihnen nicht gelänge, erklären, daß sie dem Wormser Edikt nicht nachleben könnten, da die Sache den Glauben betreffe, der von niemand als von Gott herfließe.

Es ist die erste Formulierung des protestantischen Prinzips. Philipp von Hessen ist sein Urheber. Er hatte auch die Absicht, mindestens auf dem Reichstag selbst ein christliches Verständnis und Einigkeit aufzurichten, ein Bündnis, das die Pflicht gegenseitiger Unterstützung auf den gleichen Verstand des Evangeliums begründete.

Noch fehlte es an völliger Klarheit über die Tragweite des Unternommenen. Auch der Landgraf dachte sich einen weiteren Bund, in dem er auch Trier und die Baiern haben könne. Man wollte auf dem Reichstag auch von christlicher Gleichheit reden, so es die Notdurft aller Stände höchlichst erfordere. Mit dem Gedanken des Bekenntnisses, das sich seinen Platz in der Verfassung des Reichs sucht, stritt noch der Gedanke der Religionsvergleichung, wie wir mit dem Ausdruck der späteren Entwicklung sagen können. Wäre der Reichstag zu Augsburg zustande gekommen, so hätten der von Ferdinand und den kaiserlichen Kommissaren vertretenen Reichsgewalt diese beiden Prinzipien, das der religiösen Ausgleichung und das der religiösen Sonderung, gegenüber gestanden.

Es kam nicht dazu. In Augsburg erschienen so wenige Stände, daß man von allen Beratungen absehen mußte und alles Weitere auf einen in Speier im Mai 1526 zu haltenden neuen Reichstag verschob. Nur das sprach der Abschied aus, daß man hier die Fragen der Zerrüttung und Zerspaltung des heiligen christlichen Glaubens und der Religion vor allem vornehmen wolle. Für die Zwischenzeit sollte der Beschluß von 1524 gelten, wonach das Evangelium nach rechtem, wahrem Verstande und Auslegung der von gemeiner christlichen Kirche angenommenen Lehren ohne Aufruhr und Ärgernis zu predigen war.

Als dieser Speirer Reichstag zwar nicht am 1. Mai, aber mit einer für deutsche Verhältnisse geringen Verzögerung am 25. Juni 1526 eröffnet wurde, hatte sich die Lage weiter geklärt. Auf der evangelischen Seite hatten sich Hessen und Sachsen zu einem festen Bündnis zusammengeschlossen und eine Reihe kleinerer norddeutscher Fürsten und Herren, aber auch die Stadt Magdeburg, an sich gezogen. Ihre Macht bedeutete auch gegen ihre nächsten Nachbarn Mainz, Brandenburg, das albertinische Sachsen und die rheinischen Bistümer

nicht viel. Aber diese hatten ihre von Herzog Georg veranstaltete Eintracht bereits wieder verloren. Sie fühlten sich unsicher vor der evangelischen Bewegung in ihren eigenen Landen, und überdies sahen sie im niederen Deutschland immer mehr große und kleine Stände dem Evangelium zufallen. Im Süden aber lähmte der Gegensatz von Baiern und Österreich die katholische Aktion, von einer Wirkung des Regensburger Bundes war nicht mehr viel zu bemerken. In dem einen Punkte waren alt- und neugläubige Stände einig, daß sie eine Fortdauer des gefährlichen Zustandes für unmöglich hielten. Für ebenso unmöglich aber hielten sie auch eine bedingungslose Rückkehr zu den Bräuchen und Einrichtungen der alten Kirche und die Durchführung des Wormser Edikts, wie sie ihnen die kaiserliche Proposition auf dem Reichstag zumutete.

Landgraf Philipp von Hessen.
Holzschnitt von Hans Brosamer

Was hätte man nicht auch alles rückgängig machen müssen! Seit dem letzten Reichstagsabschied von 1524 war ja die Bewegung überall fortgeschritten und zu entscheidenden Neuerungen gelangt. Ein altgläubiger Chronist setzt in das Jahr 1524 das allgemeine Aufgehen des ketzerischen Samens der Lehre Martin Luthers. In Magdeburg, Breslau, Memmingen, Nürnberg, Straßburg war die Messe von Amts wegen abgeschafft, die kirchlichen Stiftungen und ein Teil der Klöster eingezogen. Am 8. April 1525 war aus dem preußischen Ordensstaat ein weltliches Herzogtum geworden. Die hier gepflanzte Kirche war die erste große Schöpfung Wittenbergs.

Wie stark sich die Dinge geändert hatten, zeigte der Reichstag selbst. Zum ersten Male ist auf ihm die evangelische Meinung offen vertreten. Als Landgraf Philipp und Kurfürst Johann einritten, war ihr Gefolge in braunen Röcken gleich gekleidet, und auf den Ärmeln las man den Spruch: Verbum Dei manet in aeternum. In ihrer Herberge ließen beide Fürsten täglich öffentlich predigen; sie hatten ungeheuren Zulauf „in Regen und Luft", die Prediger der Altgläubigen traten dagegen ganz zurück. Flugschriften, die während des Reichstags erschienen oder vertrieben wurden, steigerten die Erregung, und auch hier war die Stimmung sichtlich für die Anhänger Luthers. So stark also war der Druck, unter dem sich alle Stände, die katholischen wie die evangelischen, gegenüber der wachsenden religiösen und politischen Erregung des Volkes fühlten, daß

trotz der schon so weit gediehenen Sonderung der religiösen Meinung Kurfürsten, Fürsten und Städte den Versuch machten, jenen Begriff einer evangelischen Reformation, wie wir ihn sich 1523 und 1524 bilden sahen, nun doch noch durchzuführen. Noch einmal versuchte man, von der Grundlage des nach rechtem Verstande aufgenommenen Gotteswortes sowohl in dem äußerlichen Apparat der Kirche als in den Zeremonien eine Scheidung zu machen zwischen dem, was notwendig bestehen müsse, und dem, was man bis zu einem allgemeinen Konzil an Abweichungen dulden könne. Es war ein letzter Versuch, für das deutsche Volk innerhalb der Papstkirche eine durch die Entwicklung des religiösen Moments gebotene Sonderstellung zu erreichen. Sehr bezeichnend, daß man in dem besonders wichtigen Vorschlag des fürstlichen Ausschusses an eine neue authentische Übersetzung der Bibel dachte. Sie sollte auf der Grundlage der Vulgata gemacht werden, wie man auch in der Messe die lateinische Sprache beibehalten wollte. Man wollte also den Zusammenhang mit der alten Kirche aufrechterhalten, wie man denn überhaupt keinen Zweifel ließ, daß man sich noch als Glied einer allgemeinen Kirche und auch einer Papstkirche betrachtete. Aber die Hauptsache war doch, daß man das große Gebiet der „Menschensatzungen" der **eigenen Entscheidung der Nation vorbehielt.**

Als aber die Stände am 1. August einen gemeinsamen Ausschuß bildeten, um diesen Beschluß in eine endgültige Form zu bringen, zog Erzherzog Ferdinand eine kaiserliche Nebeninstruktion hervor, in der der Kaiser jede selbständige Entscheidung über die Angelegenheiten des Glaubens, die Gesetze und das Herkommen der Kirche, ihre Lehre, Ordnungen, Zeremonien und Gebräuche verbot. Es war die alte Meinung des Kaisers, daß eine solche Regelung nur einem allgemeinen Konzil zustehe, das er selbst und der Papst zu berufen hätten. Schon längst hatte er seinen Bruder angewiesen, keinen Beschluß des Reichstages gegen diese Meinung zu dulden. Und nun zeigte sich, daß es eine einhellige Meinung des Reichs gegenüber dem Kaiser nicht mehr gab. Wollte man auch nur einen Teil der erstrebten kirchlichen Selbständigkeit retten, so gab es keinen andern Weg, als sich von dem schlecht beratenen Kaiser an den besser zu beratenden zu wenden. Dies sollte eine Gesandtschaft versuchen, die man mit einer Darstellung der deutschen Lage nach Spanien zu schicken gedachte. Sie sollte den Kaiser auch davon überzeugen, daß die Durchführung des Wormser Edikts unmöglich sei, daß mindestens für die bereits geschehenen Übertretungen Straflosigkeit gewährt werden müsse. Zugleich aber wollte man den Kaiser bitten, binnen einem oder höchstens anderthalb Jahren das versprochene freie Generalkonzil oder auch ein deutsches Nationalkonzil zu berufen. Was aber das Wormser Edikt betraf, so verglichen sich die Stände einmütig dahin, daß sie in Sachen desselben bis zur Abhaltung des Konzils „mit ihren Untertanen also leben, regieren und sich halten wollten, wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät hoffe und vertraue zu verantworten".

Das sind die berühmten Worte in dem vierten Paragraphen des Reichstagsabschieds vom 27. August. Als Ranke nach drei Jahrhunderten zum ersten Male die Geschichte dieses Reichstages aus den Akten erhob, sah er in diesen Worten einen weltbistorischen Moment. „Sie enthalten die gesetzliche Grundlage der Ausbildung der deutschen Landeskirchen, zugleich aber, obgleich sie noch die Möglichkeit der dereinstigen Wiedervereinigung offenlassen, die Trennung der Nation in religiöser Hinsicht." Diese Meinung hat vor einer vertieften Kenntnis der Verhandlungen nicht standgehalten. Die Absicht des Beschlusses

Die Unterschiede zwischen dem protestantischen und katholischen Gottesdienst. Holzschnitt von Lukas Cranach d. J.

ist nicht diese gewesen. Man darf sagen, er sollte lediglich den Beschluß von 1524, in dem man sich verpflichtet hatte, dem Wormser Edikt „nachzuleben, soweit als möglich", durch eine andere, den Umständen angepaßte Formel ersetzen, weitere Neuerungen eher verhindern als legitimieren.

Dennoch bleibt es richtig, daß sich an diesem Punkte, wie wiederum Ranke sagt, die alte und die neue deutsche Geschichte scheiden. Jene Versuche, den Begriff des Reichs und seiner Institutionen, vor allem des Landfriedens, mit einem höheren Inhalt zu erfüllen, indem man daran auch eine religiöse Einigung anknüpfte, waren endgültig gescheitert. Nicht rechtlich, aber tatsächlich gingen nun auch die Fortbildungen der religiösen Interessen zu dauernden Einrichtungen an die territorialen Gewalten über. Erst damit haben diese in unserer Geschichte eine höhere Rechtfertigung ihres Daseins bekommen.

Dazu, daß der Speirer Reichstagsabschied eine solche Wirkung hatte, mußten freilich noch besondere Umstände treten. Zunächst: Jene Gesandtschaft, die man an den Kaiser zu schicken beschlossen hatte, kam nicht zustande. Der deutlichste Beweis dafür, daß auch hinter diesem Beschluß kein einheitlicher Wille stand. Damit verlängerte sich aber der Übergangszustand, in dem die Stände ihr Handeln lediglich nach ihrer Verantwortlichkeit gegen Gott und Kaiser einzurichten gedachten, ins Unbestimmte. Und über die Meinung des Kaisers konnten sie wirklich im Zweifel sein. Denn gerade während des Reichstags war ja der längst bestehende Konflikt zwischen dem Kaiser und dem Papste zum Ausbruch gekommen. Auf die Kriegserklärung des Papstes ließ Karl in einer Staatsschrift antworten, die an die schärfsten Angriffe erinnerte, die in den Kämpfen der Staufer und Ludwigs des Baiern gegen die Kurie unternommen worden waren, und es gab wenigstens in der Umgebung Karls Männer genug, die den Begriff einer Reformation der Kirche so weit ausdehnten, daß sie sich von der evangelischen Reformation, die man in Deutschland plante, wenig unterschied. Damals findet der Gesandte Karls in Genua, nach seinen 28jährigen Erfahrungen in Italien, es durchaus begründet, wenn der Kaiser dem Papst die Mittel nähme, Unfrieden in der Christenheit zu stiften, indem er ihn seiner weltlichen Gewalt entkleide, seine Autorität auf seine geistlichen Pflichten beschränke und die weltlichen Dinge, das ist die ganze Reformation der Kirche, selbst in die Hand nehme. Der Krieg, den der Papst gegen Karl erregt hatte, wurde wirklich der stärkste Verbündete der Ausbreitung und Festigung der religiösen Neuerung in Deutschland.

Ebensowenig war aber auch zu erwarten, daß in Deutschland selbst eine Kraft die altkirchlichen Gewalten gegen die Neuerer vereinigen würde. Erzherzog Ferdinand, dem das zunächst obgelegen hätte, sah sich sofort in andere Sorgen verwickelt. Am 29. August 1526, zwei Tage nach dem Abschied zu Speier, war König Ludwig II. von Ungarn von Sultan Süleiman bei Mohatsch vernichtend geschlagen worden, er selbst war gefallen. Am 10. September zog der Sultan in Ofen ein, Ungarn war verloren, Deutschland unmittelbar von den Türken bedroht. Hätte sich Süleiman nicht auf die Nachrichten von Aufständen in Kleinasien hin schon im September in sein Reich zurückgezogen, so hätte vielleicht schon damals Deutschland erproben müssen, ob seine staatlichen Zustände gefestigter waren als die Adelsanarchie, die Ungarn vernichtet hatte. Für Ferdinand aber ergab sich nun die Aufgabe, das Erbrecht an die Kronen von Böhmen und Ungarn, das ihm seines Großvaters glückliche Ehepolitik verschafft hatte, wahrzunehmen. Es gelang ihm nach schwierigen

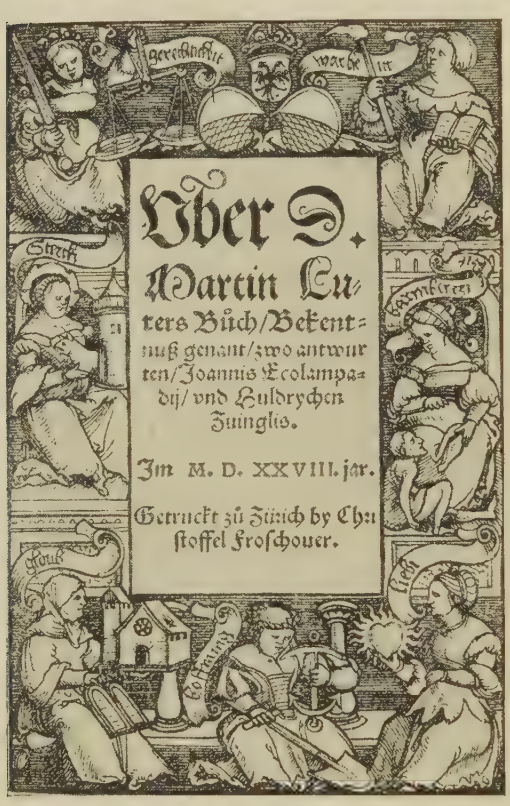
Verhandlungen und harten Kämpfen mit seinen Mitbewerbern, unter denen wiederum die bairischen Herzoge die wichtigsten waren. Um dieselbe Zeit, wo das Heer Karls V. durch Umbrien auf Rom marschierte, Ende Februar 1527, wurde Ferdinand in Prag zum König gekrönt. Um die Zeit, wo Papst Klemens in Rom seinen Frieden mit dem Kaiser schloß, trug Ferdinand auch in Ungarn den Sieg über seinen einheimischen Gegner Johann Zapolya davon. Deutsche Truppen unter der Führung des Markgrafen Kasimir von Brandenburg, der hier dem Hause Habsburg seinen letzten Dienst leistete, bahnten ihm den Weg in die ungarische Hauptstadt. Gleichzeitig mit dem Kampfe um Italien entschied sich auch das jahrhundertelange Ringen des Hauses Habsburg um seine Stellung im deutschen Osten. Es war wie in den Zeiten des alten Kaisertums; wie damals die kaiserliche Gewalt, so war jetzt das Haus Habsburg in alle großen Gegensätze der Welt verflochten. Die Gegnerschaft Frankreichs, Englands und des Papstes trat Ferdinand in Böhmen und Ungarn nicht minder sichtbar entgegen wie dem Kaiser in Italien. Es war fast natürlich, daß er die deutschen Dinge zunächst ihren Gang gehen ließ. So behielt die religiöse Neuerung Zeit, sich zu kirchlichen Bildungen zu entwickeln. —

Erzherzog Ferdinand.
Gemälde von Hans Maler. Wien, Kunsthistor. Museum

Nur einmal bisher war ein Versuch gemacht worden, auf dem Boden der abendländischen Kirchengemeinschaft ein besonderes nationales Kirchenwesen zu errichten: durch die Hussiten. Die Anfänge der Bewegung und ihre Ausgestaltung zu kirchenpolitischen Forderungen sind der deutschen Lage, wie sie sich etwa 1526 gebildet hatte, nicht unähnlich. Aber die hussitische Bewegung war im ersten entscheidenden Jahrzehnt ihrer Entwicklung von dem radikalen Element der Taboriten getragen worden. Die Siege, die diese errungen hatten, wirkten auch noch fort, als sie selbst dem Bund der gemäßigten Utraquisten mit der alten Kirche erlegen waren. — Für den Gang der deutschen religiösen Bewegung wurde es entscheidend, daß der religiöse Radikalismus, der dem Taboritentum entsprochen hätte, in dem Augenblick, wo sich die Möglichkeit einer evangelischen Kirchenbildung eröffnete, bereits aus der politischen Entwicklung ausgestoßen war. Soweit er sich mit dem politischen Radikalismus verbunden hatte, war er im Bauernkrieg erlegen. In seiner rein religiösen Form wirkte er fort im Täufertum.

Das Täufertum ist in Zürich als Gegenbewegung gegen die Reformation Zwinglis entstanden. Seine ersten Anfänger, zum Teil Studien- und Weggenossen Zwinglis, konnten sich nicht damit abfinden, daß Zwinglis Reformation nun doch eine neue Kirche

geschaffen hatte, die nicht anders in und zur Welt stand wie die alte. Sie wollten, wie einst die Waldenser und dann Franz von Assisi und seine Jünger, mit dem geistlichen Leben Ernst machen. Sie waren überzeugt, daß man, um dies zu können, sich von der Welt sondern und von ihren Ordnungen ablösen müsse. In diesem Punkte kamen sie mit Ideen Münzers und Karlstadts überein, und beide haben auch auf sie gewirkt. Entscheidend wurde, daß hier in Zürich die Bewegung ihr Symbol in der Erwachsenentaufe erhielt. Sie wurde das Kennzeichen der Wiedergeburt des sündigen Menschen, und damit das Zeichen ihres Bundes. Die Täuferbewegung hat aber in ihren Anfängen nichts von dem enthusiastischen Radikalismus Münzers. Die Täufer lehnen die Welt mit ihren Ordnungen ab. Sie führen kein Schwert, leisten keinen Eid, wollen nirgendwo ein Amt bekleiden. Für sich selbst verlangen sie nichts, als daß man es ihnen überlasse, in ihren abgeschiedenen Gemeinden ihrer Heiligung zu leben. Trotzdem sind sie überall, sowohl in den Gebieten der alten wie der neuen Kirche, sofort und aufs grausamste verfolgt worden. Für die weltliche Obrigkeit genügte es, daß mit ihrem Gemeinschaftsleben auch der Liebeskommunismus der apostolischen Zeit verbunden war, für die alte Kirche und die Reformatoren ihre Ablehnung der Sakramente als Zeichen kirchlicher Verbundenheit. Leute wie Melanchthon, der sich nach dem Schrecken des Bauernkrieges ganz mit bürgerlicher Ängstlichkeit erfüllt hatte, fanden, daß bei ihnen alle alten Häresien wieder aufgelebt seien. Der Umstand, daß gerade die kleinen Leute die Täufergemeinden bildeten, die Bergknappen in Tirol, die Handwerker und Gesellen in den großen Städten, hat die durch den Bauernkrieg erregte argwöhnische Aufmerksamkeit der Obrigkeit immer wieder auf sie gelenkt. Trotz der Verfolgung aber breitete sich das Täufertum mit außerordentlicher Schnelligkeit aus, von Zürich in die Nordschweiz, dann in die oberdeutschen Städte vom Oberrhein bis tief nach Franken hinein. Ein erster Mittelpunkt ihrer Agitation ist Augsburg, ein zweiter wird Straßburg. 1526 sind sie über ganz Süddeutschland, Österreich und Mähren verbreitet. Ihre Führer Hans Denk, Ludwig Hetzer, Balthasar Hubmaier und Hans Hut sind kühne und hochgemute Geister. Sie erneuern Gedanken der vorreformatorischen deutschen Mystik und bilden sie zu einem System radikaler Weltkritik aus. Manche von ihnen wie Denk verbinden damit humanistische



Titelblatt der Streitschrift von Zwingli und Oekolampad gegen Luthers „Bekenntnis zum Abendmahl" 1528

Elemente, sie wenden sich gegen Luthers Lehre von der Unfreiheit des Willens und suchen aus der Gottesfreundschaft ein neues Persönlichkeitsideal zu gewinnen. Andere wie Hetzer greifen die überkommene Christologie aus einem mystischen Biblizismus heraus an. An ihm zeigte sich freilich auch, wie an manchem andern der Täufer, daß das Leben im Geiste ihre sinnliche Natur nicht zu bändigen vermochte. Den Verfolgungen haben sie einen großartigen Bekennermut entgegengesetzt; ein päpstlicher Legat meinte, sie gingen zum Scheiterhaufen wie andere zur Hochzeit, und Luther mußte den Seinen erklären, daß ein Unterschied zwischen ihrem trotzigen Märtyrertum und der Demut der echten Glaubenszeugen sei. In dem geistigen Leben der Nation haben sie lange und tief gewirkt; das Täufergesangbuch enthält fast das Schönste an religiöser Lyrik, was die Zeit hervorgebracht hat. Aber ein aufbauendes Element in der reformatorischen Bewegung selbst zu werden, wie es in England die Puritaner wurden, ist ihnen versagt geblieben. Die Rolle der Taboriten hat nur der kleine Haufe des enthusiastischen Täufertums gespielt, und das Ergebnis ist die blutige Farce des Gottesreiches von Münster geworden.

Ulrich Zwingli.
Gemälde von Hans Asper 1531. Winterthur, Museum

Es gab also, nachdem sich das täuferische und schwärmerische Element von dem allgemeinen Gang der religiösen Bewegung abgeschieden hatte, nur noch die große ungeordnete Masse von Obrigkeiten und Untertanen, die eine Reformation der alten Kirche auf Grund des wiedererschienenen Gotteswortes begehrten, ohne doch über das, was daraus folgen solle, im mindesten einig zu sein. Soweit die Bewegung an Luther gebunden blieb, gab es nur zwei Ansätze zur Schaffung neuer Institutionen: Ratschläge und Vorschriften, die Luther im Jahre 1523 in der Leisniger Kastenordnung, in der Schrift „Von der Ordnung des Gottesdienstes und der Gemeine" und in der „Formula Missae et Communionis" gegeben hatte, und außerdem die Religionsmandate und Ordnungen, welche die weltlichen Obrigkeiten als „Polizei" in kirchlichen Dingen erlassen hatten. Luthers Vorschläge zielten auf ein Gemeindeleben, das, zunächst noch im Rahmen der alten Kirche, die Gläubigen an das beständig dargebotene reine Gotteswort gewöhnte; die obrigkeitlichen Verordnungen waren aus dem Bedürfnis erflossen, in dem Nebeneinander von Altem und Neuem die bürgerliche Ordnung zu wahren und außerdem

die materiellen Veränderungen, die aus dem Aufhören der Messe und aus dem Zwecklosswerden der kirchlichen Stiftungen gefolgt waren, rechtlich zu ordnen. Wie stark die Veränderung der religiösen und sittlichen Anschauungen auch auf das Gebiet des bürgerlichen Lebens wirkte, hatte sich in der Neuordnung der Armenpflege gezeigt, wie sie in Nürnberg, Augsburg, Straßburg und anderswo, zum Teil unter dem direkten Einfluß Luthers, entstanden war. Hier in den Städten vollzog sich überhaupt am leichtesten der Ausgleich der beiden Tendenzen, die auf ein neues Kirchenwesen hinzielten. Der Rat war Obrigkeit und zugleich Vertreter der Gemeinde, er war gerade als solcher christliche Obrigkeit. Die Reformation Zwinglis in Zürich, aber auch die in Nürnberg zeigte, wie sich diese städtischen Körperschaften die neue Gleichsetzung von Kirche und Gemeinde zunutze machten und das so entstehende Reformationsrecht durch ihre bürgerliche und kirchliche Polizeigewalt ergänzen konnten.

Die Gegensätze, die hier lagen, konnten erst offenbar werden, als die Territorien daran gingen, ein neues Kirchenleben zu schaffen. Und in der Tat sehen wir hier gleich zu Beginn die beiden Richtungen auseinandertreten. In Ansbach erließ Markgraf Kasimir vor seinem Abzug nach Ungarn auf einem Landtag im Oktober 1526 eine Kirchenordnung, die ganz auf den Grundsätzen der kirchlichen Polizeigewalt aufgebaut war — keine Bekenntnisform, wie sie noch 1524 gerade hier angestrebt worden war, sondern eine Regelung des Gottesdienstes, der Stellung der Geistlichen im bürgerlichen Gemeinwesen, eine Interimsreligion, die den Weg zwischen den Parteien suchte. In Homberg hielt um dieselbe Zeit Landgraf Philipp einen Landtag, der zugleich ein Religionskonvent war. Er wollte, wie es in Zürich und Nürnberg geschehen war, in einem Religionsgespräch die religiöse Wahrheit feststellen und nach ihr sich mit seinen Untertanen in Sachen des Glaubens vereinigen. Er begründete sein Recht dazu gleichmäßig mit der Gepflogenheit der ersten Christen und dem Abschied von Speier. Das Ergebnis ist eine Kirchenordnung geworden, die die neue Kirche auf den Gemeinden der freiwillig sich zusammenfindenden Christen aufbaute. Sie verwalten sich selbst, üben den Bann über ihre Mitglieder, wählen ihre Pfarrer, Helfer und Almosenpfleger und senden ihre Vertreter in die jährlich zusammentretende Synode, die dann das Organ dieser Landeskirche ist. Es sind die Ideen der Freikirche, die hier erscheinen, denen der Täufer verwandt; sie haben später in angelsächsischen Ländern Weltbedeutung erlangt. Sie stammen von einem französischen Franziskaner, der sich von aszetischem Rigorismus zur evangelischen Freiheit bekehrt hatte.

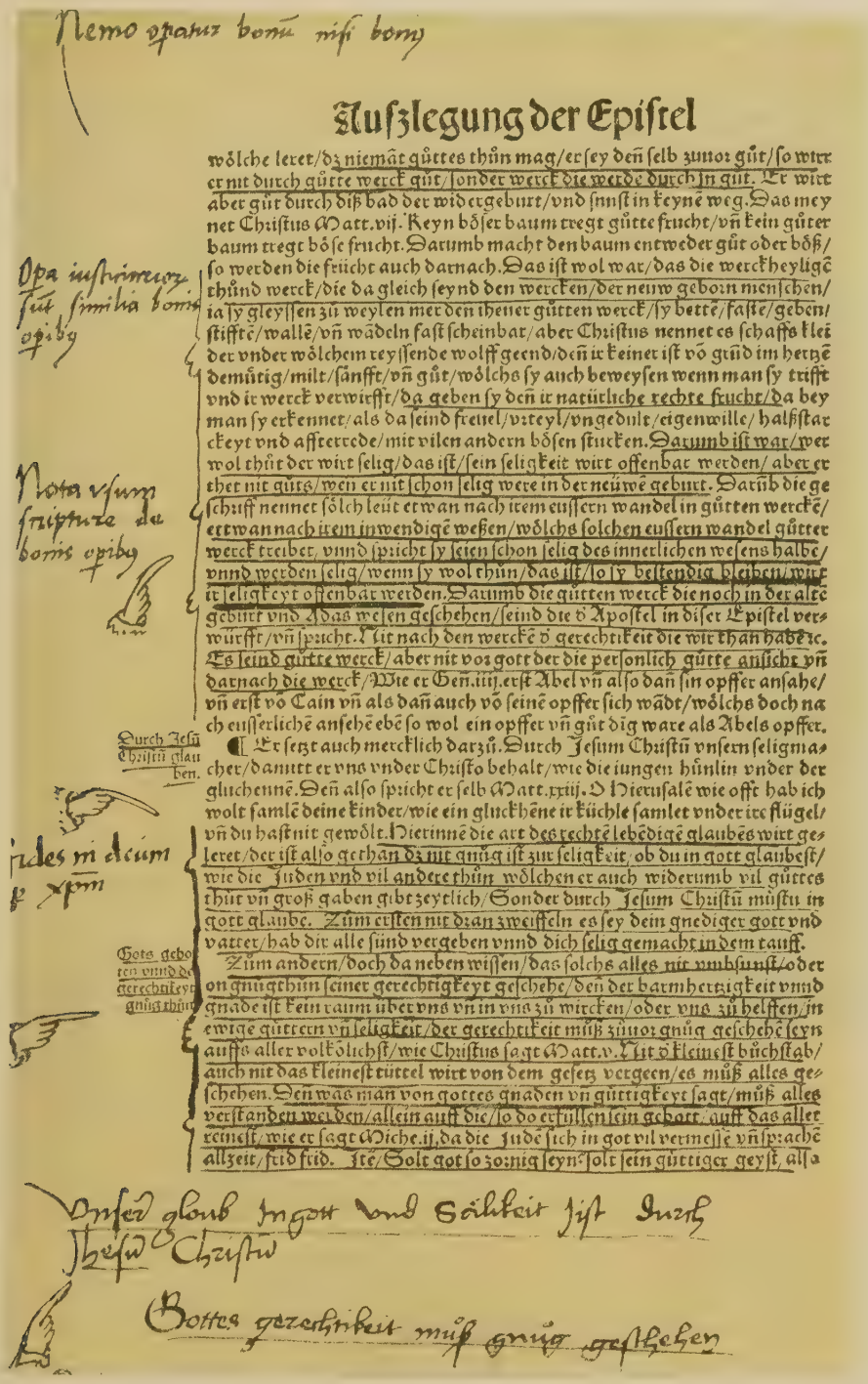
Weder die Ansbacher Ordnung noch die hessische hat Bestand gehabt. Die eine wollte Veraltetes erhalten, die andere griff zu weit in die Zukunft. Die Entwicklung der reformatorischen Bewegung zu einer Kirchenbildung ging nun doch für den größten Teil Deutschlands auf den Wegen Luthers, und für diesen handelte es sich nicht zunächst um die Schaffung eines neuen Kirchenrechts, sondern um die Begründung einer neuen Kirchenzucht und in ihrem Gefolge um die Formung einer neuen Kirchenlehre. Das ist die Bedeutung der kursächsischen Kirchen- und Schulvisitation von 1527. Sie war erst möglich geworden, als mit Kurfürst Johann ein Mann in dem sächsischen Kurfürstentum zur Regierung kam, der, anders als sein Bruder Friedrich der Weise, die Ausbreitung der Lehre Luthers in seinen Landen als ein Stück seiner Regentenpflicht betrachtete, und als auch Luther selbst aus seinem Kampf mit den Bauern und den Schwärmern die Überzeugung

Das Großmünster in Zürich, in dem Zwingli predigte. Gemälde von Hans Leu. Zürich, Museum

gewonnen hatte, daß die Duldung zwieträchtiger Predigt und Religionsübung zu Aufruhr und Rotterei führen müsse. Noch blieb die Frage offen, die ja Luther besonders nach seinen Erfahrungen aus dem Beginn der zwanziger Jahre sehr nahelag, mit welchem Recht die weltliche Obrigkeit sich in die Sachen des Glaubens und des Gewissens mischen dürfe. Luther schob es ihr als Liebespflicht zu, wie er ja aus dieser schon in der Schrift an den christlichen Adel das Recht des Regentenamts überhaupt erklärt hatte. In der Sache selbst war es ihm vor allem darum zu tun, daß die Jugend in dem Geiste der neuen Lehre erzogen werde. Dafür möge der Kurfürst als ihr oberster Vormund Schulen und Predigtstühle stiften lassen. Gedanken, in denen er sich vor allem mit Melanchthon begegnete und die er schon 1524 in der Schrift an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollten, ausgesprochen hatte. Jetzt handelte es sich freilich um mehr. Man brauchte eine Lehrform, die das Verhältnis von Gesetz und Gnade auch dem gemeinen Mann verständlich machte, und überdies eine Kirchenordnung, die das neue Pfarramt materiell und rechtlich sicherte. So entstand Ostern 1528 der „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum zu Sachsen", und nach ihm ging die Visitation im ganzen Lande vor sich. Noch war alles auf Überredung und Ermahnung gestellt, man wollte keine neuen „päpstlichen Artikel". Aber es gab nun doch schon Hauptstücke des Glaubens, ohne die niemand zur Kommunion zugelassen wurde, es gab Superintendenten über die Pfarrer und eine Zusammenfassung dieser Aufsicht an dem Hofe des Landesfürsten, und es ergab sich bald die Notwendigkeit einer Behörde, die über die Reinheit der Lehre wache. So wurde das neue evangelische Kirchenwesen auf die drei Pfeiler gegründet, die es jahrhundertelang tragen sollten: die landesfürstliche Gewalt, die Pfarrgeistlichkeit und die Universität. Für die Gemeinde aber trat neben Bibel und Postille der Katechismus, dem Luther im Jahre 1529 seine bleibende Form gab.

Mit diesen Ordnungen war das protestantische Prinzip von einer andern Seite her bestimmt. Der Landesherr, der sich vor Gott und Kaiser nach seinem Gewissen verhalten sollte, war jetzt selbst das Glied einer Kirche, deren Bekenntnis ihm sagte, wie das Wort Gottes zu verstehen sei. Auf dieser christlichen Obrigkeit, nicht auf der christlichen Gemeinde ruhte fortan die neue Kirche. Diese mußte sich nun zunächst in der deutschen Welt durchsetzen.

Der Schwebezustand, den der Speirer Reichstagsabschied geschaffen hatte, hatte das Gefühl der Unsicherheit in Deutschland überall vermehrt. Die katholische Partei sah sich immer mehr in die Verteidigung gedrängt. Im ganzen Süden, auch in den Erblanden Ferdinands und im habsburgisch verwalteten Württemberg wurde es immer schwerer, die alten Bräuche aufrechtzuerhalten. Der Erzherzog selbst war durch seine neuen Aufgaben, die Begründung und Sicherung seiner Herrschaft in Böhmen, Schlesien und Ungarn ganz in Anspruch genommen. Der Schwäbische Bund stieß bei seinem Versuch, gegen die Neugläubigen vorzugehen, auf den immer stärkeren Widerstand seiner städtischen Mitglieder. Am Rhein waren die geistlichen Kurfürsten froh, wenn sie selbst in Frieden blieben. Der Kurfürst von der Pfalz war schwankend und unzuverlässig. — Dafür erhoben sich gerade im Süden Deutschlands zwei Mächte, die die eigene Sicherheit in einer kühnen Angriffspolitik zu finden glaubten. Auf der einen Seite Zürich, wo Zwingli jetzt



Nemo operatur bonū nisi bonus

Auſzlegung der Epiſtel

wölche leret/dz niemāt gůttes thůn mag/er ſey deñ ſelb zuuor gůt/ſo wirt er nit durch gůtte werck gůt/ſonder werck die werdē durch jn gůt. Er wirt aber gůt durch diß bad der widergeburt/vnd ſunſt in keynē weg. Das meynet Chriſtus Matt.vij. Keyn böſer baum tregt gůtte frucht/vñ kein gůter baum tregt böſe frucht. Darumb macht den baum entweder gůt oder böß/ſo werden die früchte auch darnach. Das iſt wol war/das die werckheyligē thůnd werck/die da gleich ſeynd den wercken/der neuw geborn menſchen/ia ſy gleyſſen zů weylen mer den ihener gůtten werck/ſy bettē/faſtē/gebē/ſtifftē/wallē/vñ wādeln faſt ſcheinbar/aber Chriſtus nennet es ſchaffs kleider vnder wölchem reyſſende wolff geend/deñ ir keiner iſt vō grūd im hertzē demůtig/milt/ſänfft/vñ gůt/wölchs ſy auch beweyſen wenn man ſy trifft vnd ir werck verwirfft/da geben ſy deñ ir natürliche rechte frucht/da bey man ſy erkennet/als da ſeind freuel/vrteyl/vngedult/eigenwille/halßſtarckeyt vnd affterrede/mit vilen andern böſen ſtucken. Darumb iſt war/wer wol thůt der wirt ſelig/das iſt/ſein ſeligkeit wirt offenbar werden/aber er thet nit gůts/wen er nit ſchon ſelig were in der neüwē geburt. Darūb die geſchriff nennet ſölch leüt etwan nach irem euſſern wandel in gůtten werckē/ettwan nach irem inwendigē weßen/wölchs ſolchen euſſern wandel gůtter werck treibet, vnnd ſpricht ſy ſeien ſchon ſelig des innerlichen weſens halbē/vnnd werden ſelig/wenn ſy wol thůn/das iſt/ſo ſy beſtendig bleiben/wirt ir ſeligkeyt offenbar werden. Darumb die gůtten werck die noch in der altē geburt vnd Adas weſen geſchehen/ſeind die d' Apoſtel in diſer Epiſtel verwürfft/vñ ſpricht. Nit nach den werckē d' gerechtikeit die wir than habē ꝛc. Es ſeind gůtte werck/aber nit vor gott der die perſonlich gůtte anſicht vñ darnach die werck/Wie er Gen.iiij.erſt Abel vñ alſo dañ ſin opffer anſahe/vñ erſt vō Cain vñ als dañ auch vō ſeinē opffer ſich wādt/wölchs doch nach euſſerlichē anſehē ebē ſo wol ein opffer vñ gůt dig ware als Abels opffer.

Opa iustificatorum sunt similia bonis operibus

Nota vsum scripture de bonis operibus

Durch Jeſū Chriſtū glauben.

¶ Er ſetzt auch mercklich darzů. Durch Jeſum Chriſtū vnſern ſeligmacher/damitt er vns vnder Chriſto behalt/wie die iungen hünlin vnder der gluchennē. Deñ alſo ſpricht er ſelb Matt.xxiij. O Hieruſalē wie offt hab ich wolt ſamlē deine kinder/wie ein gluckhēne ir küchle ſamlet vnder ire flügel/vñ du haſt nit gewölt. Hierinnē die art des rechtē lebēdigē glaubēs wirt geleret/der iſt alſo gethan dz nit gnůg iſt zur ſeligkeit/ob du in gott glaubeſt/wie die Juden vnd vil andere thůn wölchen er auch widerumb vil gůttes thůt vñ groß gaben gibt zeytlich/Sonder durch Jeſum Chriſtū můſtu in gott glaube. Zům erſten nit dran zweiffeln es ſey dein gnediger gott vnd vatter/hab dir alle ſünd vergeben vnnd dich ſelig gemacht in dem tauff.

Fides in deum per xpm

Gots gebotten vnnd der gerechtikeyt gnůg thůn

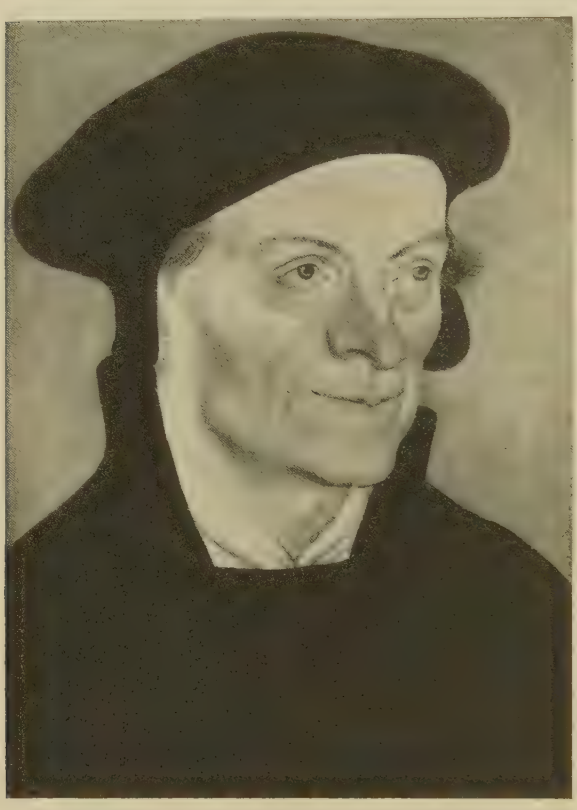
Zům andern/doch da neben wiſſen/das ſolchs alles nit vmbſunſt/oder on gnůgthůn ſeiner gerechtigkeyt geſchehe/deñ der barmhertzigkeit vnnd gnade iſt kein raum über vns vñ in vns zů wircken/oder vns zů helffen/in ewigē gůttern vñ ſeligkeit/der gerechtikeit můß zůuor gnůg geſchehē ſeyn auffs aller volkōlichſt/wie Chriſtus ſagt Matt.v. Nit d' kleineſt bůchſtab/auch nit das kleineſt tüttel wirt von dem geſetz vergeen/es můß alles geſchehen. Deñ was man von gottes gnaden vñ gůttigkeyt ſagt/můß alles verſtanden werden/allein auff die/ſo do erfüllen ſein gebott/auff das allerreineſt/wie er ſagt Miche.ij.da die Judē ſich in got vil vermeſſē vñ ſprachē allzeit/frid frid. Itē/Solt got ſo zornig ſeyn? ſolt ſein gůttiger geyſt/alſo

Vnſer glaub in gott vnd Sälikeit iſt durch Jheſum Chriſtum

Gottes gerechtikeit můß gnůg geſchehen

Luthers „Auslegung der Epiſteln und Evangelien“
mit Randbemerkungen von der Hand Zwinglis. Zürich, Zwinglimuſeum

den Bestand seines Kirchenwesens endgültig gesichert, St. Gallen und andere benachbarte Landschaften an sich gezogen hatte, in Basel und bald auch in Bern Genossen seiner religiösen Meinung besaß, und im Laufe des Jahres 1527 zu einem christlichen Burgrecht mit Konstanz gelangte, damit den ersten Schritt ins Reich hinüber machend, wo er seit langem der religiösen Sympathien bei den Städten des deutschen Südens sicher war. Auf der andern Seite der achtundzwanzigjährige Landgraf von Hessen, längst entschlossen, seine eigene Stellung mit Benutzung der religiösen Bewegung zu erhöhen, angriffslustig gegen seine geistlichen Nachbarn, die ihn einengten, und vor allem gegen das Haus Habsburg. Beide, Zwingli und Philipp, begünstigten die Sache des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg, den sie wieder in sein Land einsetzen wollten. In dieser Stimmung erhielt Philipp von einem Vertrauten Herzog Georgs von Sachsen, Otto von Pack, die Nachricht von einem großen Angriffsbündnis, das Erzherzog Ferdinand mit den Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, dem Erzbischof von Salzburg, den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, dem Herzog Georg von Sachsen und den bairischen Herzögen im Mai 1527 geschlossen haben sollte. Der Zweck sollte die Ausrottung der Ketzerei und, falls Sachsen und Hessen widerstrebten, ihre Vertreibung aus ihren Ländern sein. Der Landgraf sah alle seine Vermutungen über die Absichten seiner Gegner bestätigt, er war entschlossen, durch einen Gegenangriff den Feinden zuvorzukommen. Es gelang ihm, den zögernden sächsischen Kurfürsten mitzureißen; er trat in Verbindung mit Frankreich, mit Johann Zapolya in Siebenbürgen, mit Dänemark; von den Reichsstädten konnte er auf Ulm, vielleicht auch auf Nürnberg zählen. Im Reiche gingen die wildesten Gerüchte. Man meinte, Philipp werde den gemeinen Mann und den Adel an sich ziehen, wie einst Sickingen. Die katholischen Stände fürchteten, wenn Philipp die Fahne des Evangeliums aufpflanze, einen Tumult in ganz Deutschland; auch das vorsichtige Nürnberg meinte, Philipps Unternehmen könne leicht eine Reformation ganz Deutschlands auf dem Rücken tragen.



Georg Burkhardt, genannt Spalatin.
Luthers Freund und Reformator Kursachsens.
Gemälde in der Kunsthalle, Karlsruhe

Es kam nicht zum Kampfe. Die Urkunde Packs erwies sich als eine kecke Fälschung. Der Landgraf durfte froh sein, den Handel durch die Vermittlung von Trier und Pfalz beizulegen. Es war ein Zeichen der Schwäche seiner Gegner, daß es ihm noch gelang, eine Geldentschädigung für seine Rüstungen von Bamberg, Würzburg und Mainz durchzusetzen.

Entkleidet man den Packschen Handel seines abenteuerlichen Charakters, so bleibt als das eigentliche Ergebnis, daß das protestantische Prinzip hier zum erstenmal seinen im Grunde defensiven Charakter zeigt. Luther und Melanchthon hatten wetteifernd ihrem Kurfürsten vorgestellt, daß ein mutwillig unternommener Krieg die größte Schmach für das Evangelium sein würde. Melanchthon wenigstens verkannte nicht, daß hier auch etwas politisch Unkluges geschehen war. Er verstand, daß man auch bei den Freunden der evangelischen Sache sagte, man hätte entweder gar nicht anfangen oder die Sache durchführen sollen. Aber diese Gründe wogen ihm leicht gegenüber der religiösen Überzeugung, auf der sich eben das protestantische Prinzip gründete.

Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen.
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä.
Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

Aber selbst die bedächtige Defensive des Luthertums hatte genügt, die neue Lehre sich immer weiter ausbreiten zu lassen. Auf der katholischen Seite wuchsen das Gefühl des Bedrohtseins und die Furcht, daß man auch in dem eigenen Lande vor dem neuen Geiste nicht mehr sicher sei. Die Venezianer ließen sich melden, halb Deutschland sei lutherisch, und es sei zu erwarten, daß Philipp oder der sächsische Kurfürst König werde.

Unter diesen Umständen schrieb Karl einen neuen Reichstag nach Speier aus. Im Februar 1529 sammelten sich dort die Reichsstände in ungewöhnlich voller Zahl. Alle sieben Kurfürsten waren anwesend, alle großen Stände im Reich durch ihre besten Männer vertreten, als Wortführer der religiösen Parteien Melanchthon und der Konstanzer Domvikar Faber. Noch zeigte sich in dem amtlichen Gang der Verhandlungen der alte ständische Aufbau des Reichs: gegen Kurfürsten und Fürsten, die sich alter Gemeinschaft

bewußt waren, die Städte, wie bisher in nicht geklärter rechtlicher Stellung bei den Beratungen, eben deshalb zunächst von dem gemeinsamen Interesse zusammengefaßt. Aber schon zeigten sich auch die Risse, die die religiöse Bewegung in den Reichsbau gemacht hatte. Es war vorauszusehen, daß über kurz oder lang das religiöse Interesse alle andern Unterschiede in sich verschlingen werde.

Sehr bedeutsam war auch schon die kaiserliche Proposition, mit der der Reichstag am 15. März eröffnet wurde. Sie stellte aufs neue ein allgemeines Konzil in Aussicht, das jetzt durch das Einvernehmen von Papst und Kaiser gesichert sei, verbot aufs neue bis zu diesem Konzil alle Neuerungen „mit der Tat" und hob aus kaiserlicher Machtvollkommenheit den Speirer Reichstagsabschied von 1526, der zu so viel Unrat und Mißverstand wider den Glauben und Ungehorsam der Untertanen wider ihre Obrigkeiten Anlaß gegeben habe, auf.

Es war ein Versuch, die religiöse Bewegung durch ein kaiserliches Landfriedensgebot zum Stillstand zu bringen, das Vorspiel des „gerichtlichen Krieges" gegen die Neuerer, den Karl dann 1530 unternommen hat. Man zweifelte schon damals auf dem Reichstage, ob diese Proposition wirklich vom Kaiser ergangen und nicht vielmehr irgendwo in Deutschland „geschmiedet" sei. In der Tat wissen wir jetzt, daß sie ihre Form wohl in der Umgebung Ferdinands erhalten hat. Der Kaiser hat, wenigstens in der ersten Hälfte 1528, als er sich von England und Frankreich angegriffen sah und mit dem Papste noch nicht im reinen war, viel mehr an eine Religionsvergleichung im Sinne des Nürnberger Reichstags gedacht und dafür sogar ein Nationalkonzil in Aussicht gestellt. Die Stände erfuhren dies aber nicht; als die kaiserliche Meinung mußte ihnen die Proposition vom 15. März gelten. Aber nicht darauf kam es jetzt an, denn für den Augenblick war weder der Kaiser, der eben in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt war, noch Ferdinand imstande, in Deutschland Frieden zu gebieten. Das Wesentliche war die Meinung der Stände selbst. Und da zeigte sich gleich, daß im Kurfürsten- und Fürstenrat den Vertretern der neuen Lehre eine erdrückende Mehrheit der Altgläubigen gegenüberstand. Auch diejenigen, die früher einem Vergleich im Rahmen des Reichsrechts das Wort geredet hatten, wie Pfalzgraf Friedrich, standen jetzt bei der kaiserlichen Forderung. Vor allem machte sich nun der Einfluß des geistlichen Fürstentums geltend. Sie sahen wohl, daß der Kampf, in dem man stand, nicht bloß ein Kampf der Stände gegeneinander sei, sondern daß es sich um zwei andere Dinge handelte: um den Abbruch des alten hierarchischen Systems, der sich vor allem in den Städten immer schneller vollzog, und um die Messe als den Mittelpunkt des Gottesdienstes. Sie wären bereit gewesen, die geschehenen Veränderungen ausdrücklich anzuerkennen, wenn nur von Reichs wegen verhindert wurde, daß die kirchlichen Hoheitsrechte weiter geschmälert wurden, und wenn die Messe auch in den neugläubigen Gebieten freigegeben wurde. Sie konnten um so mehr hoffen, dies durchzusetzen, als sich aus dem Kampf um die Messe ja längst der Abendmahlsstreit entwickelt hatte, der Lutheraner und Anhänger Zwinglis in feindliche Lager schied.

Für den Augenblick aber trat dieser Streit zurück. Wenigstens bei den Städten, aber auch bei den Fürsten, die sich offen der neuen Lehre zugewendet hatten, überwog das gemeinsame Interesse alle inneren Verschiedenheiten. Was die kaiserliche Proposition und dann der Beschluß des Ausschusses der Stände den Evangelischen bot, wäre annehmbar

Titelblatt von Luthers „Großem Katechismus". Wittenberg, 1529
Holzschnitt der Cranach-Schule. (Links oben Luthers Wappen)

gewesen in einem Gemeinwesen, wo nicht durch jahrhundertelange Entwicklung eine untrennbare Verflechtung des Geistlichen und des Weltlichen eingetreten war. Daß man den Geistlichen ihre „Obrigkeit" lassen sollte, bedeutete für die Evangelischen nicht bloß eine Sicherheitserklärung für das geistliche Fürstentum, wie es vielleicht gemeint war, sondern auch die Wiederaufrichtung der ganzen bischöflichen Jurisdiktion, deren sich gerade die Städte, aber nun auch schon Hessen und Sachsen mühsam entledigt hatten. Daß man die Messe auch in

den evangelisch gewordenen Gebieten sollte halten dürfen, erschien ihnen als ein Angriff auf die Auffassung der christlichen Obrigkeit, wie sie sich eben jetzt gebildet hatte.

Es war ersichtlich, daß das protestantische Prinzip, wie es geworden war, weitertrieb. Wollte das Reich die Neugläubigen nicht bei der Verantwortung vor Gott und Kaiser belassen, die ihnen 1526 eingeräumt worden war, so blieb nur der Weg, sich von der Verpflichtung auf die Satzungen des Reichs in Sachen des Glaubens loszusagen. Als am 19. April die kaiserlichen Kommissare erklärten, daß sie den Beschluß, den die Mehrheit der Stände in Sachen des Glaubens gefaßt habe, annehmen und in Form eines Reichstagsabschieds bringen lassen würden, protestierten fünf Fürsten und 14 Städte dagegen. Sie wollten sich nach dem letzten Abschied von Speier verhalten. Sechs Tage später, am Freitag, dem 25. April, gaben sie ihrem Protest die Form einer feierlichen Appellation an den Kaiser, ein nächstes freies Konzil der Christenheit oder auch an eine Zusammenkunft der deutschen Nation.

Kein ganz ungewöhnlicher Akt, wenn man die Form ansieht, in der er sich vollzog. Wieweit Mehrheit die nicht Zustimmenden binden könne, war in dem, was man ein deutsches Staatsrecht der Zeit nennen kann, ebensowenig entschieden wie die Befugnis des Kaisers, einen Reichstagsschluß von sich aus aufzuheben. Aber in dem Fortgang, den die deutschen Dinge genommen hatten, bedeutete die Protestation nicht weniger als einst die Verbrennung des geistlichen Rechts durch Luther. Wie damals ein einzelner gegen die hierarchische Gestaltung der Kirche, so protestierte jetzt eine Gruppe von Ständen gegen das kriegerisch-priesterliche Gemeinwesen des Römischen Reiches. Die Protestation war zugleich ein Bekenntnis, das gegen den Brauch und die Autorität der Kirche den klaren und lauteren Sinn der Schrift stellte.

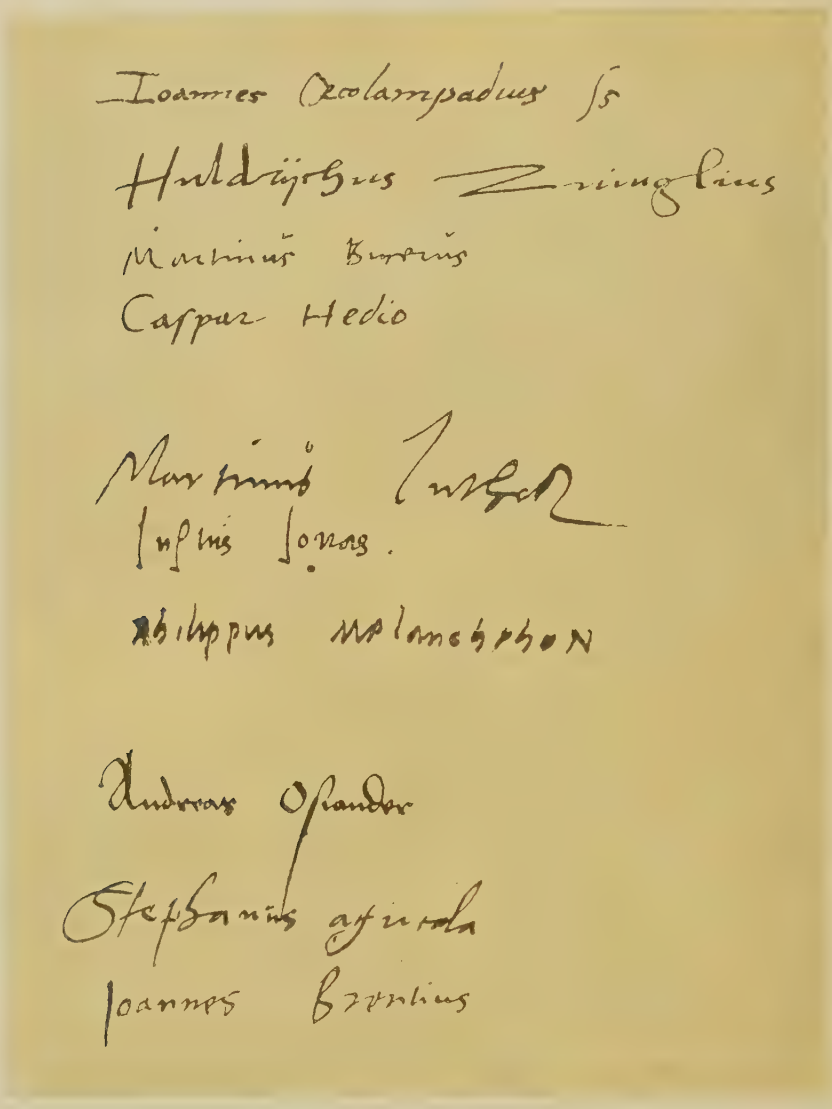
Nur eine kleine Gruppe im Reich hatte sich so zusammengefunden. Von den Fürsten, außer dem sächsischen Kurfürsten und dem Landgrafen von Hessen, der Nachfolger Kasimirs, Georg von Brandenburg-Kulmbach, zwei Herzoge von Lüneburg und ein Fürst von Anhalt. Von den Städten waren Straßburg, Nürnberg, Ulm und Konstanz die bedeutendsten, im übrigen kleine und kleinste Reichsstädte in Schwaben und Franken, fast alle von der Richtung Zwinglis. Keinem der Verbündeten konnte verborgen bleiben, daß sie sich damit in eine große und nahe Gefahr begaben. Die kaiserliche Proposition hatte den Übertretern der reichsrechtlichen Ordnung mit sofortiger Acht gedroht, die Haltung auf dem Reichstag entsprach dem. So schlossen an demselben 22. April, an dem der Reichstagsabschied unterzeichnet wurde, Sachsen und Hessen, Nürnberg, Straßburg und Ulm ein „sonderliches Verständnis", wie man sich gegen Angriffe zur Wehr setzen wollte. Es war ein Bündnis, der Gefahr entsprungen, und ganz von dem politischen Interesse eingegeben. Der leitende Geist war der Straßburger Bürgermeister Jakob Sturm, einst ein Schüler Wimpfelings und seinem Rate folgend zunächst im geistlichen Stande sein Lebensziel suchend, dann zu immer freieren Ansichten vorgeschritten, durchdrungen von evangelischen Überzeugungen, aber nicht gewillt, sie einer theologischen Führung auszuliefern. Unter ihm wurde Straßburg ein Asyl der Verfolgten, aber auch eine Ketzerherberge, wie kurz vorher Augsburg. In dieser Gesinnung stand ihm Landgraf Philipp nahe. Auch er hatte nicht gewollt, daß an seiner neu gegründeten Universität Marburg nur eine Meinung gelehrt werde. Aber er hatte nicht umsonst von Melanchthon seine

Jakob Sturm, Bürgermeister von Straßburg und Anhänger der Reformation

vorher hatten sich Sachsen, Nürnberg und Brandenburg-Kulmbach auf ein Bekenntnis geeinigt, das wir als die Schwabacher Artikel kennen. Es war Melanchthons Arbeit, der schon auf dem Reichstag selbst vor einem Bündnis mit den Anhängern Zwinglis zurückgeschaudert war. Es sollte die Grundlage jedes Bündnisses der Beteiligten werden. So war das Religionsgespräch in Marburg bereits seines politischen Zweckes beraubt. Um so größer ist seine Bedeutung in der Geschichte der religiösen Bewegung selbst. Nicht darin liegt freilich diese Bedeutung, daß man schließlich sich über 15 Artikel einigte, daß man in der Abendmahlsfrage eine vermittelnde Formel fand, und daß Luther in Friede und christlicher Liebe und in der Hoffnung auf eine brüderliche Vereinigung heimfuhr. Sie liegt vielmehr in dem, religiöse Umwandlung erfahren: die Theologie seines Landes wurde von Wittenberg gepflanzt. Er wußte, daß nur auf Grund einer Einigung im Bekenntnis ein protestierender Bund zustande kommen könne, der von der Schweiz bis nach Sachsen reiche. Er hoffte die Einigung von einem Religionsgespräch, wie er es selbst in Homberg zur Grundlage seiner Landesreformation gemacht hatte. An demselben 22. April hat Philipp seinen ersten Brief an Zwingli geschrieben, um ihn zu einer Zusammenkunft mit Luther und Melanchthon einzuladen, auf der die Zwietracht des Sakramentes halben zu christlichem einhelligem Verstande gebracht werden könne. Er glaubte seine Sache gewonnen, als es ihm gelang, Luther und Zwingli in Marburg zu persönlicher Aussprache zu bringen.

Als politische Kombination war dieser Versuch gescheitert, ehe er stattfand. Schon

Kaspar Hedio, Reformator in Straßburg
Zeichnung von Hans Baldung Grien



Unterschriften unter den Marburger Artikeln:
Johannes Oekolampad, Ulrich Zwingli, Martin Butzer, Kaspar Hedio, Martin Luther, Justus Jonas, Philipp Melanchthon, Andreas Osiander, Stephan Agricola, Johannes Brenz. Zürich, Staatsarchiv

was er den Gegnern schließlich sagte: „Es ist offenbar, daß wir nicht einerlei Geist haben." In der Tat, es war ein anderer Geist hier und dort. Wir erkennen ihn, wenn wir etwa Zwinglis große Auseinandersetzung „Von der göttlichen Vorsehung", die er Philipp von Hessen zueignete, mit Luthers Schrift „Vom geknechteten Willen" zusammenhalten. Bei Zwingli ein Glaube, der den Menschen im Mittelpunkt eines harmonisch geordneten Kosmos als ein besonderes Exempel von Gottes Gnade sieht, bei Luther ein Glaube,

dem die Welt ein Schlachtfeld zwischen Gott und Teufel ist, auf dem der Mensch in ewiger Befürchtung um die Gnade eines Gottes ringt, dessen Liebe sich nur zu oft hinter seinem Zorn verbirgt.

Nicht dieser Gegensatz allein trennte die beiden großen Gruppen, die sich hier zu gemeinsamer Verteidigung des Evangeliums verbünden wollten. Melanchthon hatte von seinem Standpunkt recht gesehen, wenn er durch das Bündnis der Protestierenden Reich und Religion zugleich in Gefahr fand. Er und Luther lebten in dem alten Begriff des Reichs. Der Kaiser blieb, auch wenn er sie verfolgte, ihr rechter Oberherr; ein bewaffneter Widerstand gegen ihn konnte so wenig aus dem Reichsrecht wie aus dem Evangelium gerechtfertigt werden. Der Landgraf aber meinte, kaiserliche Majestät stehe in einem verdingten Fall zu den Ständen, und wenn er seine Pflicht überschreite, seien diese auch gegen ihn nicht zu Unbilligem verpflichtet. Für ihn war die Herrschaft des Kaisers, welche den Glauben angriff, nicht verschieden von der türkischen Tyrannei, und er war gewillt, viel eher gegen diese als gegen den wirklichen Türken zu streiten. Für Zwingli vollends war das Römische Kaisertum nicht anderen Ursprungs als das Papsttum.

So hatte sich die evangelische Bewegung in zwei Richtungen gespalten, die ebenso eine politische wie eine religiöse Gegensätzlichkeit zeigten. In dieser Gegensätzlichkeit erhielt das protestantische Prinzip seine letzte Festigung. Wie es aus dem Versuch entstanden war, innerhalb des Reichszusammenhangs, ja, in gewisser Weise selbst im Zusammenhang mit der alten Kirche das neue Verständnis des Evangeliums zu vertreten, so glaubte es nun, sich durch sein bloßes Dasein behaupten zu können, zumal, nachdem es sich in verfassungsmäßigen Formen dargestellt hatte, die nirgendwo den Zusammenhang mit der großen Gemeinschaft verleugneten, der sie entsprungen waren. Es war die Frage, ob ihm dies werde gewährt werden.

Zunächst genügte die religiöse Differenz, um das begonnene Bündnis der Protestierenden im Keime zu ersticken. In Schmalkalden erklärten im Dezember 1529 die auf die sächsisch-brandenburgischen Bekenntnisartikel Vereinigten den Oberländern, daß man nur mit denen einen Bund schließen könne, die diese Artikel unterschrieben. Das weigerten diese. Das Bekenntnis hatte das Bündnis vernichtet.

„Klagrede der armen verfolgten Götzen und Tempelbilder über so ungleich Urteil und Strafe."
Holzschnitt von Erhard Schoen

Das neue Imperium und seine Gegner

Am 7. Oktober des Jahres 1529 brach Papst Klemens von Rom nach Bologna auf, um dort Karl V., der am 12. August in Genua gelandet war, zu empfangen. „Denn", sagt Guicciardini, „es ist Sitte bei der Zusammenkunft zweier Fürsten, daß der Höherstehende sich zuerst an dem Ort der Zusammenkunft einfindet, da es als ein Zeichen der Ehrerbietung gilt, daß der Tieferstehende ihn dort aufsucht." Als der Höherstehende erschien der Papst auch in der ganz weltlichen Vorstellung Giucciardinis, denn er war der Gebende. Von ihm sollte Karl jetzt die so lange umkämpfte Kaiserkrone empfangen. Am 5. November zog Karl selbst in Bologna ein, umgeben von der ganzen Pracht eines Zeitalters, dem die große Form der Repräsentation ebenso eine Sache der Politik wie des Lebens geworden war. Alles sollte das altrömische Kaisertum vor Augen stellen, das für die Italiener die einzige Brücke zu dem Kaisertum ihrer Gegenwart bildete. Immerhin hatte man nicht vergessen, auch die Legende Konstantins breit darzustellen und den Kaiser daran zu erinnern, was dieser, sein Vorgänger, für die Freiheit des römischen Stuhls getan hatte. Die Krönung selbst, die am 24. Februar 1530, dem Geburtstag des Kaisers und dem Jahrestag der Schlacht von Pavia stattfand, zeigte dann den ganzen geistlich-weltlichen Apparat in geflissentlicher Bewahrung der Tradition. Da die Krönung nicht in Rom hatte stattfinden können, so versinnbildlichte Bologna Rom. San Petronio war St. Peter, eine Kapelle, die man an der Treppe des Doms errichtet hatte, stellte St. Maria in Turri vor, wo der Kaiser dem Papste den Eid auf Verteidigung und Schutz aller Besitzungen und Rechte des Papstes und des römischen Stuhls leistete, nach dem Muster, das Klemens V. 1311 vorgeschrieben hatte. Der Kaiser wurde mit dem Diakonengewand bekleidet, mit dem heiligen Öl gesalbt und erhielt aus den Händen des Papstes Reichsapfel, Zepter und Krone Karls des Großen. Auch den Steigbügeldienst leistete er dem Papste, so wie ihn zuerst Pippin in Ponthion geleistet hatte, wie ihn nach der Legende Konstantin dem Papste geleistet haben sollte. Dann ritten Kaiser und Papst einträchtig unter demselben Traghimmel durch die Stadt.

Aber hinter den alten Zeremonien barg sich eine veränderte Welt. Es war von Bedeutung, daß von den Reichsinsignien im Krönungszug nur der Reichsapfel von einem deutschen Fürsten getragen wurde, die andern von italienischen Vasallen des Kaisers, daß spanische Granden die eigentliche Umgebung der neuen Majestät bildeten. Denn es war nicht so gekommen, wie Karl 1521 gehofft hatte, daß er von Deutschland aus sich die Kaiserkrone holen würde. Das neue Kaisertum war von Spanien aus gegründet, es ruhte auf der spanischen und italienischen Macht Karls, Deutschland war erst noch einmal zu erobern.

Auch die Eintracht der beiden Häupter der Christenheit, welche die Zeremonie vortäuschte, war höchstens ein Ausgleich der politischen Interessen. Der Preis, den Karl dem Papste für die Kaiserkrönung zahlte, war die Sicherung des Kirchenstaats auch gegen Venedig und Ferrara, war die Zurückführung des Hauses Medici nach Florenz. Was er

Papst Klemens VII. krönt Karl V. in Bologna zum Römischen Kaiser
24. Februar 1530. Fresko von Vasari. Florenz

dagegen vom Papste erhielt, war die Herrschaft über Italien. Italien sollte die zweite Staffel seiner kaiserlichen Herrschaft werden.

Dies wurde um so wichtiger, als Karl unterdessen im Frieden zu Cambrai nun doch auf seine alten burgundischen Ansprüche gegen Frankreich hatte verzichten müssen. Der Friede war für Frankreich eine Demütigung, nicht geringer als die des Friedens von Madrid. Franz I. hatte mit seinem Leichtsinn und seiner fahrigen Politik das Spiel verspielt, das er unter den günstigsten Umständen begonnen hatte; Karl hatte mit seiner zähen Bedächtigkeit, die sich durch keine Rückschläge und durch keine Verlegenheiten entmutigen ließ, den Sieg davongetragen. Aber doch einen ganz anderen Sieg, als er ihn bei Beginn des Kampfes erträumt hatte. Frankreich hatte seine territoriale Unversehrtheit behauptet, es war in diesem Kampfe als Staat und als Nation stärker geworden als

vorher. Es blieb auf der Lauer als bereiter und willkommener Bundesgenosse für jeden Feind der habsburgischen Monarchie. Karl aber hatte seinen ersten Plan, das Kaisertum auf der alten burgundischen Macht aufzubauen, aufgeben müssen. Wie schwer ihm das wurde, zeigen die Formeln des Friedens von Cambrai, die den Verzicht verhüllen sollten. Aber er selbst konnte sich nicht darüber täuschen, daß er seine Politik ändern müsse. Nicht auf der geschlossenen Masse eines mitteleuropäischen Besitzes konnte das neue Imperium ruhen, sondern auf den mittelmeerischen Ländern, wie sie die Politik der aragonesischen Könige zusammengefügt hatte, mit Spanien als Mittelpunkt. Denn hier hatte Karl in den Jahren 1522—1529 eine wirkliche Herrschaft aufgerichtet.

In Spanien war mit dem Aufstand nicht nur die ständische Opposition der Städte, sondern der bürgerliche Geist überhaupt gebrochen. Die Städte selbst bitten, in Zukunft möglichst durch caballeros vertreten zu sein. Es ist eine große Angelegenheit für sie, daß jeder Bürger das Recht bekommt, einen Degen zu tragen. Das wäre vielleicht nicht möglich gewesen, wenn nicht das spanische Bürgertum schon vorher krank gewesen wäre. Der Geist der Nation, das fiel allen ausländischen Berichterstattern auf, war schon ganz auf die kriegerische Tätigkeit gerichtet; sie galt immer mehr als die einzig ehrenvolle, und hier setzt sich nun, ganz anders als in Frankreich, der ritterliche Geist in den des Dienstes für die Krone um. Schon unter Ferdinand dem Katholischen hatte sich das spanische Kriegertum Unteritaliens bemächtigt, jetzt ergoß es sich in die Neue Welt. Als die deutschen Kurfürsten Karl zum Kaiser wählten, rüstete Cortez in Vera Cruz seinen Zug gegen Montezumas merikanisches Reich; als Karl sich zehn Jahre später in Barcelona nach Italien einschiffte, erhielt Pizarro den Freibrief zur Eroberung von Peru; während Karl mit dem Papste in Bologna verhandelte, setzte seine Gemahlin den ersten Vizekönig über das „Neue Spanien", das ihm diese Männer erobert hatten. Was an den Zügen dieser Konquistadoren immer wieder staunen macht, das ist neben der Kühnheit der Unternehmungen, die mit oft lächerlich geringen Kräften große und blühende Reiche angriffen und zu Fall brachten, der Geist der unbedingten Unterordnung unter ihr Königtum. Hier erwirbt die spanische Krone, fast ohne ihr Zutun, eine Domäne, die das Mutterland bald an Größe weit übertrifft und über die sie unbedingt verfügt. Hier bewährt sich die bewunderte Zähigkeit und Bedürfnislosigkeit des spanischen Soldaten in unerhörten Strapazen. Hier bildet sich aber auch die neue Ritterlichkeit aus, die in selbstverständlicher Vereinigung von Königsdienst und Gottesdienst der ganzen Nation allmählich ihr Gepräge gibt.

Dies alles kommt Karl zugute. Längst noch bevor die Silber- und Goldverschiffungen aus der Neuen Welt einen nennenswerten Beitrag zu den Einnahmen der Krone bilden, erschallt die Kunde dieser märchenhaften Züge in alle Welt. Die deutschen Fürsten vernehmen sie mit Ehrfurcht und Staunen auf den Reichstagen, wo Ferdinand sie beflissen verkündet; die humanistische Propaganda, die in Spanien in Petrus Martyr einen höchst begabten Vertreter hat, schmückt sie mit den Farben des Altertums; die deutschen Geographenschulen in Lothringen und Nürnberg popularisieren das neue Weltbild.

So wächst die Stellung Karls in Spanien fast von selbst über die lokalen und nationalen Begrenzungen hinaus. Und in derselben Zeit wird Spanien auch als Land und Staat der

Musikanten und Zuschauer bei einer Hoffestlichkeit. Holzschnitt von Hans Schäufelein

Mittelpunkt seiner Politik. In keinem andern Lande kann Karl so unbedingt über die Steuern und Abgaben verfügen wie in Kastilien. Das Servizio betrug bereits 1532 fast das Doppelte von dem, was Ferdinand der Katholische aus ihm bezogen hatte.

Auch diese Summen haben nicht ausgereicht, weder für die burgundische Pracht des Hofes, über die sich die Spanier fortgesetzt beklagen, noch für die weltumspannenden politischen Unternehmungen des Kaisers, für die sie sehr spät Verständnis gewinnen. Aber es ist nun doch so, daß Spanien allein eine nationale Energie erzeugt, die in die übernationalen Pläne des Kaisers hineinwächst.

Eine andere Frage war es, ob Spanien auch die geistigen Mittel für einen neuen Reichsbau liefern konnte. Je bunter Karls Reich zusammengesetzt ist, desto wichtiger ist für ihn, daß in demselben ein einheitlicher Geist herrscht; aber dieser Geist konnte nicht aus einer der das Reich bildenden Nationen: er konnte nur aus der Kirche kommen.

Jedoch diese Kirche war alt, scheinbar abgelebt, sicherlich der Erneuerung bedürftig. Daß sie reformiert werden müsse, war die einhellige Überzeugung der Zeit. Karl teilte diese Überzeugung ebensosehr, wie er die lutherische Ketzerei verabscheute. Man versteht sein Kaisertum nicht, wenn man nicht diesen Gedanken einer kaiserlichen Reformation in den Mittelpunkt stellt. Von den geistigen Strömungen der Zeit kam diesem Gedanken die Erasmische am meisten entgegen. Gerade in Spanien reichte sie bis in die nächste Umgebung des Kaisers. Sie war stark genug, um die mönchische Opposition, die sich gegen das Eindringen der Erasmischen Schriften in Spanien richtete, wenigstens für den Augenblick zum Schweigen zu bringen. Zu den Anhängern des Erasmus gehörte

Gattinara, der Großkanzler, gehörte vor allem sein einflußreicher Sekretär Alfonso de Valdes. Er durfte im Jahre 1527 einen Dialog erscheinen lassen, in dem der Sacco di Roma als eine notwendige Züchtigung der Kurie geschildert wurde, die weder auf die ehrerbietigen Ermahnungen des Erasmus noch auf die unehrerbietigen Beleidigungen Luthers gehört habe. Dieser Dialog schloß mit der Hoffnung auf eine kaiserliche Reformation, auf daß man bis an das Ende der Tage rühmen könne: Jesus Christus gründete die Kirche und Karl V. reformierte sie. Es war dieselbe Stimmung, aus der heraus ein Venezianer 1530 aus Venedig nach Deutschland schrieb: „Alle Italiener erwarten die Beschlüsse Eures Augsburger Reichstags. Was dort beschlossen wird, werden die andern christlichen Staaten schon wegen der Autorität des Kaisers annehmen."

Auf diesem Augsburger Reichstag also sollte das neue Imperium seine erste Probe bestehen, ob es der Welt die Eintracht der Religion wiedergeben könne.

Am 15. Juni 1530 zog Karl, von dem Reiche in alter feierlicher Pracht eingeholt, selbst umgeben von den Vertretern aller Länder, die er beherrschte, in Augsburg ein. Wie sehr erinnerte doch die Lage an seinen Einzug in Worms vor neun Jahren! Wie damals den Mönch Luther, so kam er jetzt, um die Protestanten zu verhören. Jetzt wie damals überschreitet er schon damit die Linie, auf der die strenge kuriale Doktrin das Wirken des Vogts der Kirche festhalten wollte. Wie damals dem Erbieten Luthers, so gab der Kaiser jetzt den Forderungen der Protestanten in Speier nach, ihre Sache selbst zu untersuchen. Daß freilich die christliche Wahrheit, in der er sie nach dem Wortlaut des Ausschreibens zu vergleichen suchen wollte, keine andere als die streng katholische sein könne, darüber hat er sicherlich nicht einen Augenblick Zweifel gehabt. Aber er war gewillt, zunächst das neue kaiserliche Ansehen einmal wirken zu lassen, wie weit er damit die Abtrünnigen zur Kirche zurückführen könne.

Die Aussichten dafür konnten nicht besser sein. Die inneren Gegensätze bei den evangelischen Gruppen hatten sich seit dem Ende des Jahres 1529 nur gesteigert. Von den früheren Bündnisbestrebungen war nur noch in den von Zwingli beeinflußten Kreisen die Rede. Was gegen Karl auf dem Reichstage stand, war keine Partei, sondern eine Meinung.

Der Vertreter dieser Meinung war Melanchthon. Seit der Einundzwanzigjährige als Professor für das Griechische an die Universität Wittenberg gekommen war, hatte er sich bald einen Platz neben Luther gewonnen. Die Bekehrung zu Paulus, die er durch Luther empfangen hatte, dankte er ihm durch die erste Systematisierung seiner religiösen Gedanken. In den Loci communes schuf er die erste evangelische Dogmatik. Er wurde der leitende Geist der Universität, bald auch der Reorganisator des Schulwesens im evangelischen Deutschland. Der starke Anteil, den er an dem sächsischen Visitationswerk nahm, entsprach dem reglementierenden Zug seines Wesens, der als eine Ergänzung eigener Art neben der Biegsamkeit seines Charakters stand. Aber je länger, je mehr zeigte sich, daß er von andern Voraussetzungen herkam als Luther. Die radikale Absage an die Vernunft, die bei Luther aus einem Erlebnis geflossen war, konnte Melanchthon wohl unter dem Eindruck der Persönlichkeit Luthers selbst nacherleben, aber nicht dauernd festhalten. Er war nicht gewohnt und nicht fähig, wie Luther in Gegensätzen zu leben. Sein Geist drängte zurück zu der humanistischen Irenik, wie sie ihm zuerst bei Erasmus bestimmend entgegen-

Philipp Melanchthon.
Miniatur von Hans Holbein d. J., um 1530. Hannover, Gemäldegalerie

getreten war. So traten seit 1524 wiederum neben die theologischen seine philologischen Interessen. Und in seinen Bestrebungen überwogen bald die, welche die Glaubenssittlichkeit durch eine Natursittlichkeit unterbauen wollten. „Allein deshalb", sagte er später einmal, „habe ich Theologie getrieben, um die Menschen zu versittlichen". Ebenso wie Luther lebte er in den Anschauungen von Kaiser und Reich, aber viel stärker als dieser in den alten Zusammenhängen der respublica christiana, die auch Kultur- und Bildungsgemeinschaft gewesen war.

Dies war der Mann, dem die Aufgabe zufiel, dem Kaiser die Summe des evangelischen Glaubens darzulegen. Er hat es unter dem vollsten Bewußtsein einer welthistorischen Verantwortung getan, fast von ihr niedergedrückt, in lacrimis et luctu, wie er selbst schrieb, nach seiner Art vermeidend, was nur immer erbittern konnte, ebenso eifrig bestrebt, die evangelische Lehre als die Wiederbringung des wahren alten Christentums darzustellen, wie sie gegen den Radikalismus Zwinglis und der Schwärmer abzugrenzen.

So entstand die Augsburgische Konfession, die am 25. Juni 1530 dem Kaiser in feierlicher Sitzung vorgetragen wurde. Unterzeichnet war sie von den Fürsten des Speirer Protests, denen sich diesmal aber nur zwei Reichsstädte, Nürnberg und Reutlingen, angeschlossen hatten. Als eine Fortsetzung des Speirer Protests war die Schrift auch

gedacht. Sie war eine Verteidigung, die dazu dienen sollte, die „zwiespältigen Sachen zu christlicher Einigkeit zu vergleichen". Gelang dies nicht, so behielten sich die Unterzeichner die Berufung an ein allgemeines Konzil vor, die sie schon in Speier in Aussicht genommen hatten. Aber es war zugleich ein Bekenntnis, freilich nicht, wie seine Vorgänger, geschaffen, um die religiöse Grundlage für ein Bündnis von Ständen zu bilden, das sich innerhalb der Reichs- und Kirchengemeinschaft als Besonderheit behaupten wollte, vielmehr um zu zeigen, daß man noch durchaus ein Glied dieser alten Gemeinschaft sei. Daher in den einundzwanzig Artikeln vom Glauben die Abendmahlslehre in einer Darstellung, die die Auffassung der Transsubstantiation möglich läßt, daher nichts von Ablaß und Fegefeuer, um die der religiöse Streit entbrannt war, nichts von Papst und allgemeinem Priestertum, über die er zu einer allgemeinen Bewegung geworden war. Und auch bei den sieben Artikeln über die Mißbräuche überall der Versuch, die Abweichungen der Reformation als äußerlich, den Kern nicht berührend, darzustellen, auch bei der Messe, um die nun doch seit Jahren der Kampf ging.

Will man verstehen, wie ein solches Schriftstück dann doch die Grundlage eines neuen, in der Welt sich behauptenden Kirchenwesens hat sein können, so darf man nicht vergessen, daß die Reformation nicht von dem Verlangen nach einer Kirchenreform im Sinne des Mittelalters, auch nicht von einer dogmatischen Abweichung im Sinne des kirchlichen Altertums ausgegangen ist, sondern von einer neuen Auffassung des Glaubens. Und diese zeigte die Konfession nun doch in aller Deutlichkeit. Die Artikel von der Rechtfertigung, vom Predigtamt, vom neuen Gehorsam und von der Kirche gaben in wenigen einfachen Sätzen die Summe einer Entwicklung von zwanzig Jahren. Das sah Luther, als er auf der Koburg, wo er wartend und sorgend dem Reichstag folgte, die Nachricht von der Verkündigung der Konfession erhielt. „Mich freut gewaltig, diese Stunde erlebt zu haben, da Christus durch solche Männer in solcher Versammlung durch dies herrliche Bekenntnis öffentlich verkündigt worden." Er sah in der Konfession das Bekenntnis seines Glaubens, den er sich erkämpft hatte.

Und er erwartete mit Recht, daß die Gegner sie verwerfen würden. Denn dies war nun die andere Seite der Entwicklung, die die Reformation genommen hatte, daß der Streit um das Wesen des Glaubens zugleich ein Streit um das Wesen der Kirche sein mußte. Und es war nicht ganz zufällig, daß der Mann, der diesen Zusammenhang zuerst erkannt hatte, Johann Eck, jetzt unter den Vorkämpfern der katholischen Partei voranstand. Es folgte auch aus der besonderen Stellung, welche die neugläubigen Stände mit ihrer Protestation zur Reichsverfassung eingenommen hatten, daß sich die Altgläubigen weigerten, dem Bekenntnis vom 25. Juni eines von ihrer Seite entgegenzusetzen. Für sie war es bereits eine Einräumung, daß sie sich entschlossen, eine Widerlegung desselben abzufassen. Sie haben damit den Kaiser zu sich hinübergezogen. Nicht als arbiter ecclesiae, sondern als Oberhaupt des Reiches nahm Karl diese „Konfutation" an und verkündete sie am 5. August mit dem Befehl an die Neugläubigen, zur Kirche zurückzukehren. Im andern Falle werde er sich halten, wie ihm als Vogt der Kirche gebühre. Das bedeutete die Erneuerung des Wormser Edikts, erweitert, wie die Altgläubigen gewünscht hatten, über das ganze Gebiet des Glaubens.

Wenn aber Karl gemeint hatte, mit einer solchen Forderung die Dinge zu erledigen,

Martin Luther um 1530.
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Weimar, Landesmuseum

Überreichung der Augsburgischen Konfession an Kaiser Karl V. in der Sitzung vom 25. Juni 1530 auf dem Reichstag in Augsburg.
Kupferstich vom Anfang des 17. Jahrhunderts nach einer älteren, zeitgenössischen Vorlage

so kannte er seine Gegner schlecht. Was hätte es selbst geholfen, wenn die Stände auf dem Reichstag sich seinem Befehl gefügt hätten oder wenn sie Melanchthons Vermittlungsangeboten gefolgt wären. Neben der Konfession Melanchthons lag auf dem Reichstag noch ein besonderes Bekenntnis der vier Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau vor, das bereits den ganzen Gegensatz hervorhob, der Alt- und Neugläubige durch ihre Stellung zur Messe trennte, lag weiter ein Bekenntnis Zwinglis vor, das eine Gemeinschaft mit den Gegnern nur noch in der Christologie bestehen ließ, in allem übrigen aber Welt und Kirche aus dem Erwählungsgedanken heraus neu aufbaute. Und Luther selbst? Er war auf seiner Koburg sicher, daß man Christus und Belial doch nicht werde zusammenbringen können, und schon im Mai hatte er in seiner „Vermahnung an die Geistlichen auf dem Reichstag zu Augsburg" sein Bekenntnis abgelegt. Von dieser Schrift urteilte ein päpstlicher Beobachter richtig: „Est summa totius lutheranismi." Es war ein Rückblick auf die Zeiten des Papsttums, in dem dieses schon als etwas ganz Vergangenes erschien, eine Rechenschaft über all die Veränderungen, welche zehn Jahre Luthertum gebracht hatten, geschrieben in dem Ton des triumphierenden Siegers. Die Vereinbarung, die Luther hier vorschlug, war lediglich ironisch gemeint: Laßt uns nur die Predigt des Evangeliums, so lassen wir euch die Kirche, soweit sie etwas Äußerliches, etwas Amtliches und Juristisches ist.

Aber es zeigte sich auch auf dem Reichstag selbst, daß sich die Geister schon endgültig

geschieden hatten. Während bei den Altgläubigen die Fürsten, vor allem die geistlichen, zögernd und schwankend waren und erst durch ihre Theologen festgehalten werden mußten, war es bei den Protestanten umgekehrt. Kurfürst Johann, sonst ein stiller und scheinbar unselbständiger Mann, hat sich hier den Namen des Beständigen erworben, Herzog Ernst von Braunschweig den des Bekenners, und Markgraf Georg von Brandenburg stand ihm nicht nach. Der Landgraf entzog sich fluchtartig weiterem Druck. Für sie alle entschied der Gegensatz von Menschenlehre und Gottes Wort.

Karl war in einer Verlegenheit, die er nicht vorhergesehen hatte. Er hatte dem Papst versprochen, die Abgefallenen zur Kirche zurückzuführen. Dies war die Voraussetzung, unter der Klemens das Konzil bewilligt hatte, das für Karl die Krönung seiner Pläne bedeutete. Gelang es ihm mit den Lutheranern nicht, so fiel auch das Konzil dahin. Er dachte an Gewalt. Aber dazu hätte er früher rüsten müssen. Daß er auch auf die katholischen Stände für einen Krieg nicht rechnen könne, sah er bald. Er versuchte es, im September, noch einmal mit einer Vermittlung. Er bot den Protestanten einen Friedensstand bis zu einem demnächst zu haltenden Konzil unter Bedingungen, die etwa dem Abschied von 1529 entsprachen, einen Aufschub der Entscheidung, der aber voraussetzte, daß die Protestanten sich als Sekte anerkannten und nur noch eine Art von Bedenkzeit erhielten. Sie erwiderten mit einer Apologie ihrer Konfession. In dieser fand Melanchthon sich zu sich selbst zurück. Auch der sächsische Kurfürst verließ jetzt den Reichstag. Die Versuche des Kaisers, nun wenigstens die Städte zu gewinnen, führten nur dazu, daß jetzt auch die schwankenden, Ulm, Frankfurt, schließlich Augsburg selbst, wo der Reichstag gehalten wurde, sich dem Abschied widersetzten. So mußte der Kaiser mit den altgläubigen Ständen den Reichstag zu Ende führen. Was zustande kam, war in jeder Hinsicht bedeutsam. Man einigte sich über die Beschwerden der Weltlichen und der Geistlichen. Der Kaiser verpflichtete sich, sie vor den Papst zu bringen. Zugleich aber wurden sie in die Form eines Reichsgesetzes gebracht, das diese Quelle alten Haders verschließen, die Reformation der Kirche im mittelalterlichen Sinne schaffen, eine im evangelischen Sinne unmöglich machen sollte. Im Verein mit der Reichspolizeiordnung, die dieser Reichstag als vorläufigen Abschluß jahrzehntelanger Bestrebungen zustande brachte, sollte sie eine Art geistlich-weltlicher Konstitution des Reiches bilden. Im übrigen aber erneuerte nun der Reichstagsabschied das Wormser Edikt ohne Einschränkung und in demselben Sinne, wie es der Kaiser bereits am 5. August verkündet hatte. Widerstand dagegen ist jetzt ein Bruch des Landfriedens. Der kaiserliche Fiskal wird gegen die Widerstrebenden beim Kammergericht einschreiten. Auch diesmal hat der Abschied die Form einer Einung zwischen Kaiser und Ständen, aber diese Einung ist jetzt ein Bund zu gegenseitiger Unterstützung.

Mit diesem Reichstagsschluß war der Kaiser vor zwei neue Aufgaben gestellt. Er mußte versuchen, den Papst und die christlichen Mächte für ein allgemeines Konzil zu gewinnen, auf dem auch die Glaubensfrage erörtert werden mußte. Denn eine „Reformation" durch ein Konzil hatte auch der Abschied ausdrücklich gefordert. Er mußte sodann versuchen, mit den Mitteln des Reichsrechts die wankende katholische Hierarchie in Deutschland zu stützen, sie wenigstens vor weiteren Verlusten zu bewahren. Das eine ist von jetzt an die große Aufgabe seiner Politik geworden. Das andere glaubte er seinem Bruder Ferdinand überlassen zu können, dessen Wahl zum römischen König er auf diesem

Des allerdurchleuchtigsten großmechtigstē vnüberwindtlichsten Keyser Karls des fünfften : vnnd des heyligen Römischen Reichs peinlich gerichts ordnung / auff den Reichßtägen zů Augspurgk vnd Regenspurgk in jaren dreissig / vñ zwey vnd dreissig gehalten / auffgericht vnd beschlossen.

Cum gracia et priuilegio Imperiali.

Titelblatt der „Peinlichen Gerichtsordnung" Karls V. von 1532, des grundlegenden deutschen Strafrechtsbuches (Mainz, Ivo Schöffer)

Reichstage durchgesetzt hatte. Der neue König verpflichtete sich den Kurfürsten gegenüber zum Vollzug des Augsburger Abschieds und verband sich mit ihnen zum gegenseitigen Schutze gegen alle, die die Wahl angreifen würden. Der Kaiser übergab ihm feierlichst alle Regierungsrechte in Deutschland, insbesondere das Recht, das Kammergericht zu reformieren und Streitigkeiten von diesem an seinen Hof zu ziehen. Daß er dem Bruder dennoch keine andere Stellung einzuräumen gedachte, als seiner Tante in den Niederlanden, sagte eine geheime Instruktion, die nur für Ferdinand selbst bestimmt war.

Er selbst wandte sich nach den Niederlanden. Noch immer bildete ihre wirtschaftliche Blüte die materielle Grundlage seiner Macht. Keines seiner Länder hatte soviel für diese geleistet. Mehr als 15 Millionen Livres hatten sie seit 1520 für ihn aufgebracht. Keines seiner Länder wäre auch imstande gewesen, etwas Ähnliches zu leisten. Denn hier in den niederländischen Provinzen hatten sich zum erstenmal in der Geschichte Europas einheimischer Gewerbefleiß und überseeischer Handel vereinigt, um eine noch nicht dagewesene wirtschaftliche Blüte hervorzubringen. Mittelpunkt und Symbol dieses großartigen Aufschwungs wurde Antwerpen; eben damals ging dort der große Bau der neuen Börse seiner Vollendung entgegen. Hier trafen sich die Wolle von Spanien und England, das Getreide der nordischen Länder, die Gewürze der Neuen Welt. Hier erhob sich neben dem Warenhandel ein Geldhandel, der bald den italienischen und den der großen deutschen Kapitalemporien in Schatten stellte. Längst hatten hier die Fugger und die Welser ihre Kontore, aber ebenso italienische und spanische Häuser. Unzweifelhaft kam diesem wirtschaftlichen Aufschwung der Niederlande die Einfügung in das Weltreich Karls zugute. Die Privilegien, die Karl diesen Kaufleuten gab, durchbrachen die Anfänge einer nationalen Handels- und Gewerbepolitik in Spanien, die von den katholischen Königen herrührten; den Wettbewerb mit der Hanse und dem nordischen Handel, den schon die burgundischen Herrscher begonnen hatten, führte die Regierung Karls mit großer Energie fort. Aber noch mehr bedeutete die wirtschaftliche Blüte der Niederlande für Karl selbst. Daß er den Reichtum des Landes so nutzen konnte, verdankte er der Politik seiner burgundischen Vorfahren, die über den Sonderrechten der einzelnen Landschaften einen Staat errichtet hatten, in dem ein feudaler Adel, eine üppige und fürstlich lebende Geistlichkeit und ein selbstbewußtes Bürgertum ein Gemeinwesen ganz eigener Art bildeten. Es war keine Rede davon, daß die niederländischen Stände, so wie die spanischen, sich selbst zugunsten einer fürstlichen Gewalt abgedankt hätten. Der niederländische Adel, in seinen Spitzen in dem Orden des Goldenen Vließes vereinigt, dem der Herrscher selbst als gleichberechtigtes Mitglied angehörte, fühlte sich ganz anders als Pair des Fürsten als die spanischen Granden. Die Geistlichkeit hätte eine mönchische Disziplinierung, wie sie Ximenes in Spanien eingeführt hatte, nicht ertragen. Im Bürgertum der Städte spielten gerade diejenigen Elemente die erste Rolle, die sich in Spanien nicht entwickeln wollten, ein rühriges, aber auch unruhiges Handwerkertum und die schon völlig kapitalistisch organisierte Schicht der „neuen Reichen". Wie man sich denn auch kaum einen größeren Gegensatz denken konnte als den in den Lebensidealen der beiden Völker, dem spanischen sosiego, der gelassenen Würde, und der breiten und derben, ungebundenen Lust der Niederländer. Und wenn den ausländischen Beobachtern bei den Spaniern vor allem die monarchische Gesinnung auffiel, so bei den Niederländern, auch

Niederländische Wechsler- oder Zöllnerstube im 16. Jahrhundert.
Gemälde von Cornelis Engelbrechtsen. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

unter der Regierung Karls, das Maß von Freiheit. Freilich, hier gab es auch kein Kastilien, das von einer landschaftlichen Tradition aus der werdenden nationalen Monarchie als Unterbau hätte dienen können. Die alte burgundische Tradition lebte wohl noch in dem Beamtentum, vor allem in seinen juristischen Mitgliedern, zu denen in den Niederlanden selbst Jean Carandolet, der Vorsitzende des geheimen Rats, im Rate Karls Granvela, der Nachfolger Gattinaras, gehörten. Aber was von den altburgundischen Landen nach der Auseinandersetzung mit Frankreich bei dem Reiche Karls geblieben war, war zu unbedeutend, um den Geist der ganzen burgundischen Herrschaft zu bestimmen. In den Niederlanden aber stand Flandern neben Brabant, der Hennegau neben Holland, überhaupt das flämisch-niederländische neben dem französisch-wallonischen Element nicht als eigentliche Gegensätze, aber in ausgeprägter Verschiedenheit und schon damals in beständiger Reibung.

Daß aber diese breite und bunte Masse den Anforderungen der Politik Karls dauernd

dienstbar gemacht wurde, war das Verdienst der Statthalterin Margarete. Mit einem merkwürdigen Gemisch von Strenge und Entgegenkommen hatte diese erstaunliche Frau die immer neuen Geldforderungen Karls soweit als möglich bei den Ständen durchgesetzt. Sie hatte seiner Politik mit bewunderungswürdiger Hingebung und Klugheit gedient, und doch die Handelsinteressen der Niederlande gegen England und Frankreich immer wieder wahrzunehmen verstanden. Der Friede von Cambrai war eigentlich ihr Werk, die Verzichte Frankreichs an den niederländischen Grenzen ein Triumph ihrer Politik, und indem sie überdies auch Friesland und Utrecht für den niederländischen Staat erwarb, hatte sie ihm die niederländische Herrschaft über die immer wichtiger werdende Süder-See gesichert. An ihrem Todestage, dem 30. November 1530, konnte sie dem Kaiser in ihrem Abschiedsbrief schreiben, sie gebe ihm die Lande, die er ihr übergeben habe, vergrößert zurück und habe sie so verwaltet, daß sie damit den Lohn des Himmels, die Zufriedenheit des Kaisers und den Dank der Untertanen verdient zu haben hoffe.

Es gehörte zu dem Glücke, das Karl in der Auswahl seiner Gehilfen und Diener immer gehabt hat, daß er Margarete durch eine ebenso herrschbegabte Frau ersetzen konnte. An ihre Stelle trat seine Schwester, die Königin Maria von Ungarn, die nach kurzer Ehe mit dem bei Mohatsch gefallenen Ungarnkönig Ludwig ihrer Witwenschaft in religiösen und künstlerischen Beschäftigungen zu leben gedacht hatte, jetzt aber in Familiengehorsam die neue Pflicht auf sich nahm. In einer feierlichen Sitzung in Brüssel am 24. Januar 1531 führte Karl sie in ihr Amt ein. Zugleich gab er der Zentralregierung, wie sie Philipp der Gute errichtet hatte, ihren Abschluß, indem er sie in drei Ratskollegien organisierte: den Staatsrat für die Verwaltungsangelegenheiten, den geheimen Rat für die Rechtsfragen und den Finanzrat. Er regelte gleichzeitig die wichtigsten Angelegenheiten des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. So glaubte er, auch in den Niederlanden, wie in Spanien und Deutschland, die Grundlagen seiner künftigen kaiserlichen Regierung gelegt zu haben.

Nur in einem Punkte war er ernsthaft besorgt. Auch in den Niederlanden hatte die Ketzerei sich immer mehr ausgebreitet, und dies, trotzdem Karl mit den schärfsten Maßregeln gegen die neue Lehre und ihre Verbreitung vorgegangen war, trotzdem unter der Statthalterschaft Margaretens eine staatliche Inquisition, die der spanischen an Strenge nichts nachgab, auch die leisesten Regungen des neuen Geistes verfolgte. Aber wenn es auch gelang, das lutherische Predigtwesen zu unterdrücken, so wucherte dafür um so breiter das Sektenwesen. Die Täufer fanden in der zugleich mystischen und kritischen Volksart einen trefflichen Boden für ihre Lehre. Das Handwerkertum in den Städten und daneben ein stark anwachsendes Proletariat von Lohnarbeitern sogen wie in Deutschland die sozialen Folgerungen aus der Lehre von der christlichen Freiheit begierig ein. In den höheren Ständen herrschte erasmische Toleranz. Der lebhafte Handelsverkehr, die Durchsetzung der Hafenstädte mit Fremden, unter denen die Marannen, getaufte spanische Juden, ihre Rolle spielten, machte eine wirkliche Abschließung des Landes, wie sie etwa ein agrarisches Territorium in Deutschland durchführen konnte, unmöglich.

So hatte Karl schon von Italien aus, im Zusammenhang mit seinen Unterhandlungen mit dem Papste, in einem Edikt vom 14. Oktober 1529 jede Verbreitung der neuen Lehren und jedes Bekenntnis zu ihnen unter neuen Strafen verboten. Bereits auf dem Verdacht

Ausgelassene Gesellschaft in einem niederländischen Bürgerhause. Gemälde von Jan Sanders van Hemessen. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

der Ketzerei stand Verlust der bürgerlichen Rechte. Überführte Ketzer werden mit dem Tod bestraft, die Männer hingerichtet, die Frauen ertränkt, Rückfällige verbrannt. Er erneuerte dies Edikt in Brüssel am 7. Oktober 1531. — Er hat damit in der Tat die Entstehung von Gemeinden des neuen Glaubens, wie sie sich damals fast überall in der Welt vollzog, in den Niederlanden verhindert. Die Früchte dieser Unterdrückung sollte erst sein Nachfolger ernten. Karl selbst mußte zunächst an einem anderen Punkte erkennen, daß sein Amt als Vogt der Kirche ihn in ungeahnte Schwierigkeiten verwickeln werde.

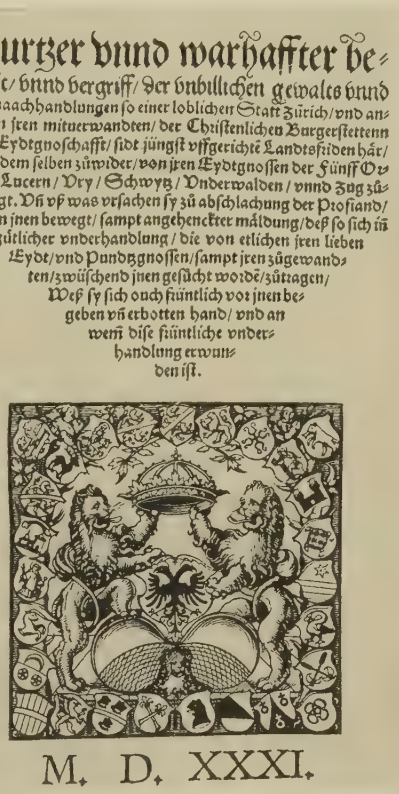
Der Gang der Verhandlungen auf dem Augsburger Reichstage hatte die evangelischen Stände in Deutschland schneller zusammengeführt, als man hätte erwarten können. Die gemeinsame Gefahr ließ das Trennende zurücktreten und gab der Vermittlung Raum. Die Führung bekam Straßburg. Neben dem Staatsmann Sturm steht der Theologe Butzer. Er hat von seinen dominikanischen Anfängen her die Neigung zum System, zur architektonischen Ordnung. Was er aus dieser Fähigkeit heraus in Straßburg geschaffen hat, ist für die Schöpfung Calvins in Genf richtunggebend geworden. Er hat aus derselben Quelle die Neigung und Fähigkeit zur Überbrückung von Gegensätzen durch vermittelnde Begriffe. Er bringt aus Eigenem dazu eine mystische Prädestinationslehre, die die Gnadenmittel gegenüber dem Glauben und der Allwirksamkeit Gottes herabsetzt. Es gelingt ihm in agitatorischer Geschäftigkeit, die schon auf dem Reichstage selbst beginnt, Luther und Zwingli zur Duldung einer Bekenntnisformel zu bringen, die den Streit für den Augenblick beilegt.

Das übrige tut die Not der Zeit. Sie führt schon im Dezember 1530 Sachsen und Hessen, zwei braunschweigische Fürsten, einen Fürsten von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Städte Magdeburg und Bremen zu einem Verteidigungsbündnis gegen den Kaiser in Schmalkalden zusammen. Auch Luther hatte sich jetzt von den Juristen überzeugen lassen, daß die „Gegenwehr" gegen den Kaiser zulässig sei. Ende Februar 1531 wurde das Bündnis durch den Beitritt Straßburgs und der oberländischen Städte erweitert. Durch drei seiner Mitglieder, den Landgrafen, Straßburg und Konstanz, reicht dieses Bündnis auch in das schweizerisch-hessische Burgrecht hinein, dessen Seele Zwingli war. Er und der Landgraf gingen mit großen Plänen einer europäischen Koalition gegen das Haus Habsburg um. Man konnte den Einspruch benutzen, den Sachsen gegen die Königswahl Ferdinands erhoben hatte. Man trat im Osten mit Zapolya in Verbindung, der Ferdinand Ungarn streitig machte, im Westen mit Frankreich, dessen König auch nach dem Frieden von Cambrai nicht im geringsten gewillt war, sich der Einmischung in die deutschen Verhältnisse zu enthalten. Vor allem aber betrieben Landgraf Philipp und Zwingli die Wiedereinsetzung Herzog Ulrichs in Württemberg. Sie erkannten sehr wohl, daß die Stellung des Hauses Habsburg in Süddeutschland auf dem Besitz Württembergs beruhe. Hier und in der Frage des römischen Königtums konnten die Protestanten auf die Unterstützung Baierns rechnen. Es gab Beziehungen zu Dänemark, wo Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein sich gegen den verjagten Christian II., den Schwager Karls V., wehren mußte. Alle diese Oppositionen vereinigt, hätten damals vielleicht schon das Haus Habsburg in Deutschland gestürzt, sicherlich seine Stellung aufs schwerste gefährdet.

Aber dazu fehlte viel. Zwischen den Schweizern und der sächsischen Gruppe stand trotz Butzers Vermittlung noch immer die dogmatische Differenz. Und ebenso das protestantische

Prinzip, das nicht über die Verteidigung hinausreichte. Die oberdeutschen Städte sahen sich von der sächsischen Gruppe durch das neutral bleibende Nürnberg und Brandenburg-Ansbach getrennt. Ihre religiöse Stellung zog sie mehr zu Zwingli als zu Luther. Landgraf Philipp dagegen stellte das religiöse Interesse ganz hinter das politische zurück. Er hätte, wenn Ferdinand auf Württemberg verzichtete, mit dem Kaiser Frieden gemacht, auch um den Preis religiöser Einräumungen. Baiern aber blieb bei aller Gegnerschaft gegen das Haus Habsburg der eigentliche Führer der katholischen Opposition. Die Beschlüsse des Augsburger Reichstags hatten die Herzoge ihren Untertanen in einem besonderen, dem dritten Religionsmandat eigens eingeschärft.

Es war eine Lage, nicht ganz unähnlich der des Jahres 1528, nur daß die Kräfte auf der evangelischen Seite offenbar gewachsen waren und noch immer wuchsen. Auch die europäische Situation kam ihnen wie damals zu Hilfe. Franz I. sah in dem Konzilsplan des Kaisers sogleich einen neuen Trumpf für seine antihabsburgische Politik; er rühmte sich schon im November 1531, daß er das Konzil in Händen habe. Der Versuch Karls, mit ihm zu einer wirklichen Aussöhnung zu kommen, scheiterte alsbald. In England aber hatte der Kaiser einen unversöhnlichen Feind, seit Heinrich VIII. die Scheidung von seiner Gemahlin Katharina, der Tante Karls, betrieben hatte und dabei auf den Widerstand des Kaisers und des von ihm beeinflußten Papstes gestoßen war.


Kurtzer vnnd warhaffter be-
richt/ vnnd begriff/ der vnbillichen gewalts vnnd
schmaachhandlungen so einer loblichen Statt Zürich/ vnd an-
deren iren mituerwandten/ der Christenlichen Burgerstettenn
der Eydtgnoschafft/ sidt jüngst vffgerichte Landtsfriden här/
vnd dem selben zůwider/ von iren Eydtgnossen der Fünff Or-
ten/ Lucern/ Vry/ Schwytz/ Vnderwalden/ vnnd Zug zů-
gefügt. Dß vß was vrsachen sy zů abschlachung der Prosiand/
gegen inen bewegt/ sampt angehenckter mäldung/ deß so sich in
gürlicher vnderhandlung/ die von etlichen iren lieben
Eydt/ vnd Pundtgnossen/ sampt iren zůgewand-
ten/ zwüschend inen gesücht worde/ zůtragen/
Weß sy sich ouch fünrlich vor inen be-
geben vñ erbotten hand/ vnd an
wem dise fünrliche vnder-
handlung erwun-
den ist.

M. D. XXXI.

Manifest der Stadt Zürich
vor dem zweiten Kappeler Krieg 1531

Der Kaiser mußte alsbald erkennen, daß er weder Frankreichs noch Englands Zustimmung zu einem allgemeinen Konzil erhalten werde. Klemens VII. aber fürchtete das Konzil, wie dem Kaiser sein Beichtvater in Rom berichtete, wie ein Gespenst.

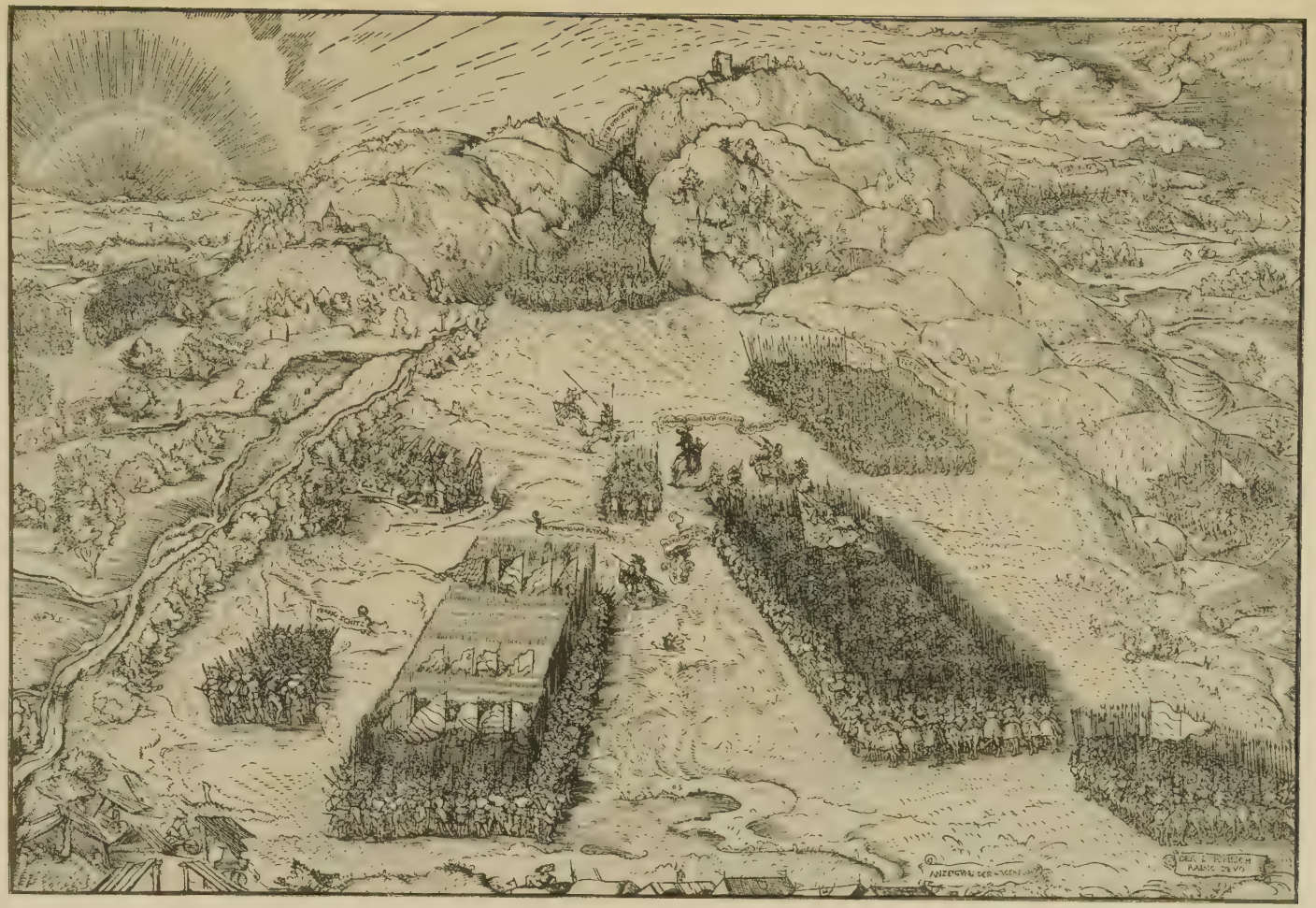
Damit war dieser Plan ins Unbestimmte hinausgeschoben. Ferdinand aber sah sich von einem neuen Türkeneinfall bedroht, mit dem Süleiman den Rückzug rächen wollte, den er 1529 vor Wien hatte antreten müssen. So mußten beide Herrscher bereits 1531 an Verhandlungen mit den Protestanten denken. Hätte es sich wirklich, wie die Vermittler glaubten, nur um Priesterehe, Laienkelch und deutsche Messe gehandelt, so hätten die Protestanten bereits damals einen Religionsfrieden haben können. Aber sie verlangten einen Stillstand bis zu einem Konzil, der sie bei ihrem Bekenntnis beließ, wie sie es in Augsburg beantragt hatten. Noch aber waren sie nicht stark genug, dies zu erlangen.

Eine erste Veränderung erfuhr die Lage durch die Katastrophe Zwinglis. Nicht in einem Kampfe, wie er ihn sich erhofft hatte, in dem alle dem evangelischen Gedanken günstigen Mächte sich gegen das Haus Habsburg vereinigt hätten, ist er gefallen, nicht einmal in einem Kampfe, der für die von ihm geträumte politische Neugestaltung der Schweiz unter der Führung der beiden Kantone Zürich und Bern ausgefochten worden wäre, sondern in einem Streit von ganz lokalem Charakter, bei dem es zunächst um nichts weiter ging als um die Frage, ob Zürich auch in den „gemeinen Herrschaften", wo es seine Oberhoheit mit den katholischen fünf Orten teilen mußte, sein Reformationswerk sollte fortführen dürfen.

Dennoch ist das Treffen von Kappel vom 11. Oktober 1531, in dem ein ungeordneter und schlecht geführter Haufe einer Übermacht erlag, ein geschichtliches Ereignis ersten Ranges. Es eröffnet die mehr als hundertjährige Periode der Religionskriege. Hier zum erstenmal zeigte sich, daß ein Zeitalter angebrochen sei, in dem das religiöse Prinzip alle andern Bindungen, die der Volks- wie der Staatsgemeinschaft, vernichten sollte. Auch die augenblicklichen Folgen waren bedeutend. Mit Zwingli schied aus der Entwicklung der Reformation ein Element aus, das nur durch diese besondere Persönlichkeit repräsentiert war. Sowohl die Verbindung eines humanistischen Biblizismus mit einer im tiefsten Grunde von dem Erwählungsgedanken bestimmten Religiosität als auch die Begründung einer Kirche auf die Stadtgemeinde ist ganz an seine Person geknüpft. Für den deutschen Protestantismus aber war Zwinglis Tod im Augenblick sogar ein Gewinn. Denn damit und mit der Niederlage der evangelischen Sache in der Schweiz verloren die süddeutschen Städte ihren Rückhalt. Sie sahen sich jetzt zum Anschluß an den Schmalkaldischen Bund gedrängt.

Und so kam dieser als ein Bündnis von Fürsten und Städten, von Bekennern des Evangeliums in Süd-, Mittel- und Norddeutschland zustande. Er reichte von Straßburg und Konstanz bis Lübeck und Bremen, seinen Mittelpunkt bildeten Sachsen und Hessen. In Schweinfurt gab er sich im April 1532 endgültig seine „Verfassung zur Gegenwehr". Es war eine Verfassung für einen Bund von höchst verschiedenartigen Kräften, von denen außerdem vielleicht nur zwei, Hessen und Straßburg, einen Begriff davon hatten, daß Politik Machteinsatz bedeutet. Immerhin gab es einen gemeinsamen Kriegsrat, es gab eine beharrliche und eine eilende Hilfe, die eine jederzeit verfügbar, die andere ein allgemeines Aufgebot im Falle der Not, es gab eine Kriegskasse und schließlich auch eine Bundeshauptmannschaft, in die sich aber Sachsen und Hessen teilen sollten. Noch war der Bund längst kein „Reich im Reiche"; das Vorbild, das der Schwäbische Bund ihm bot, hat er weder jetzt noch später erreicht. Nur zur Aufrechterhaltung, nicht zur Ausbreitung des Evangeliums war er geschlossen.

So weit war nun doch das protestantische Prinzip organisiert, daß weder der Kaiser noch Ferdinand daran denken konnte, die Augsburger Beschlüsse auszuführen. Sie sahen sich außerdem einem Bund der Gegner der Königswahl Ferdinands gegenüber, zu dem außer einem Teil der Schmalkaldener auch noch Baiern und Dänemark und schließlich auch Frankreich gehörten. Und als nun für den Sommer des Jahres 1532 ein neuer Ansturm der Türken drohte, mußte der Kaiser den Protestanten den Frieden, den er ihnen in Augsburg verweigert hatte, dennoch gewähren. Er tat dies gegen den ausdrücklichen Widerspruch der altgläubigen Stände. Nur so, indem er sich über die Parteien



Aufmarsch der Truppen bei den Kämpfen gegen die Türken vor Wien 1529. Holzschnitt von M. Ostendorfer

stellte, konnte er die Kräfte des Reiches noch einmal nach außen richten. Ein Heer, wie es noch nicht dagewesen war, sammelte sich nun bei Wien: Italiener, Spanier, Niederländer und Deutsche, unter diesen auch die Protestanten, nicht wenige derselben sogar mit besonderem Eifer. Zum erstenmal erschien der Kaiser selbst im Felde. Aber der Ruhm eines Türkensiegers sollte ihm nicht zuteil werden. Süleiman, der zunächst durch die tapfere Verteidigung der kleinen Festung Güns aufgehalten worden war, begnügte sich mit einem Vorstoß auf Graz und zog dann heim.

Wäre Karl wenigstens imstande gewesen, den Sieg zu verfolgen, wie ihm der Papst und Ferdinand dringend geraten, wie er selbst es erhofft hatte! Freilich, der Retter der Christenheit, wie er wohl dachte, wäre er auch dann nicht geworden. Denn eine solche gab es nicht mehr. Venedig hatte sich schon längst von der gemeinsamen Sache des Abendlandes losgesagt und wünschte, seinen Frieden mit den Türken nicht zu brechen. Frankreich war im Begriff, das gleiche zu tun. Alle Gegner des Kaisers sahen einen Sieg, den er über die Türken davongetragen hätte, als eine unmittelbare Gefahr für sich selbst an und waren entschlossen, dies zu verhindern.

Diese Erfahrung blieb Karl fürs erste erspart. Schon die nächstliegenden Hindernisse waren stark genug, alle weiteren Pläne zu zerstören. Die deutschen Söldner wollten nur gegen die Türken, nicht gegen Zapolya kämpfen. Die Italiener meuterten, da sie nicht bezahlt wurden, und Karl selbst trug sich längst mit dem Plan, Deutschland sobald als möglich zu verlassen. Italien und Spanien erforderten seine Anwesenheit. Am 10. November sandte er von Mantua aus ein Manifest an die deutschen Fürsten, in dem er ihnen befahl, seinem Bruder an seiner Statt zu gehorchen.

Ob Karl ein Gefühl dafür hatte, daß seine kaiserliche Politik bereits jetzt in ihren wichtigsten Punkten gescheitert war? Man darf es bezweifeln. Seine bedächtige, an Rückschläge gewöhnte Natur sah wohl in den Ereignissen dieser zwei Jahre nicht mehr als eine Etappe auf einem Wege, den er doch zu Ende zu schreiten entschlossen war.

Das aber stand nun fest, daß die Unterwerfung des Protestantismus ein politisches Problem war und daß zu dessen Lösung die Kräfte Karls fürs erste nicht ausreichten. So konnten denn die deutschen Dinge wiederum fast acht Jahre hindurch sich aus ihren eigenen Beziehungen heraus entwickeln, und diese Jahre sind die Zeit fast ununterbrochener Fortschritte des Protestantismus geworden.

Sein erster und wichtigster Erfolg war die Zurückführung Herzog Ulrichs von Württemberg. Sie gelang nach einem kurzen Feldzug, den Landgraf Philipp mit französischer Hilfe zu Anfang des Jahres 1534 unternahm. Damit war die österreichische Stellung in Süddeutschland außerordentlich geschwächt, und da sich gleichzeitig der Schwäbische Bund über den religiösen Differenzen seiner Mitglieder auflöste, so konnte der Protestantismus sich im deutschen Süden ungehindert ausbreiten. Bald wurde Württemberg selbst eine Stütze der neuen Lehre. Und wenn sich Philipp dann, von Mainz und Sachsen zurückgehalten, den Wünschen Frankreichs, den Angriff gegen den Kaiser nach Italien vorzutragen, versagte, so kam dies wiederum dem Protestantismus in Deutschland zugute.

Dazu kamen die Erfolge im Norden. Hier begann jetzt die große Zeit für Bugenhagen, den pommerschen Patriziersohn, der sich früh mit Luther verbunden hatte, in Wittenberg als Prediger und Universitätslehrer wirkte und nun, nachdem er Braun-

Brief Martin Luthers
an seine Frau Katharina von Bora

(Original in der Staatsbibliothek, Berlin)

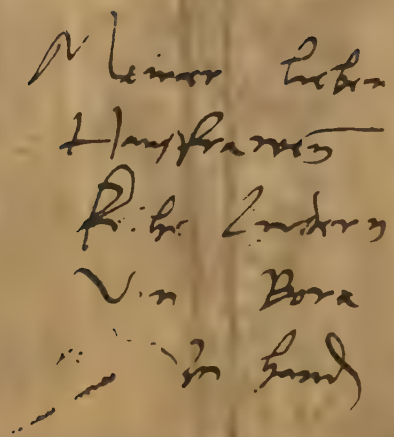
GvF [Gnade und Friede]. Liebe Kethe. Ich lasse hiemit Urban zu dir lauffen, auff das du nicht erschrecken solt, ob ein geschrey vom Turcken zu dir komen würde, Und mich wundert, das du so gar nichts her schreibest oder empeutest, So du wol weißt, das wir hie nicht on sorge sind für euch, weil Meintz, Heintz und viel vom Adel ynn Meißen uns seer feind sind. Verkeuffe und bestelle, was du kanst, und kome heym. Denn als michs ansihet, so wils dreck reg[n]en, Und unsere sünde wil Gott heymsuchen durch seines Zorns ruten. Hie mit Gott befohlen, Amen.

Sontags nach Lamperti [18. Sept.] 1541

M Luther

Adresse auf der Rückseite:

Meiner lieben Hausfrawenn Kethe Luderin von Bora
zu handen



schweig, Magdeburg und Lübeck kirchlich organisiert hatte, auch die Reformation seines Heimatlandes durchführen konnte. Es folgte das große Werk der kirchlichen Neuordnung Dänemarks. Hierher hatte die Reformation — ganz natürlich bei der engen politischen und geistigen Verbindung des Landes mit Deutschland — fast von Anbeginn an ihre Wellen geschlagen. Zur Zeit des Wormser Reichstags hatte Christian II., ein Tyrann im Stil der Renaissance, die reformatorischen Ideen zur Stärkung seiner Königsgewalt gegen Adel und Geistlichkeit seines Landes benützen wollen. Er dachte Luther selbst zu gewinnen, kurze Zeit versuchte er es mit Karlstadt. Einheimische Bewegungen, längst in direkter Verbindung mit Wittenberg, kamen ihm dabei entgegen. Es wäre eine Kirche von der Art der späteren anglikanischen geworden, nur daß Christian auch die Macht des Papstes und womöglich die seines Schwagers Karls V. gegen seine ständischen Gegner zu benützen dachte. Mit seiner Vertreibung fiel das dahin, und sein Nachfolger Friedrich I. mußte in Dänemark, um Adel und Klerus zu gewinnen, die neue Lehre verbieten, während er sie in seinen Erblanden Schleswig und Holstein freigab. Das konnte nicht lange dauern. Auch in Dänemark drang die Reformation unaufhaltsam vor, in ihrer Mischung von kirchenpolitischen Forderungen und neuer Glaubensgesinnung fast in parallelem Gange und mit stärksten Analogien im Einzelnen zu der deutschen Bewegung. Nur daß hier das Gegeneinander der staatlichen Kräfte deutlicher die Etappen der kirchlichen Bewegung bezeichnet. Seit 1527 ist die alte dänische Kirche in voller Auflösung, zur Zeit des Augsburger Reichstags von 1530 fiel auf einem Kopenhagener Herrentag auch die Entscheidung für Dänemark. Auch hier Confessio, Confutatio und „Apologie". Auch hier die königliche Gewalt vermittelnd, unentschieden. Aber hier genügte die Freigabe der Predigt des Evangeliums, die alte Kirche zu stürzen. Auch die Wechselfälle der nächsten Jahre, Christians Versuch, in sein Reich zurückzukehren, und Wullenwevers phantastischer Angriff auf die Selbständigkeit Dänemarks, von dem noch zu sprechen sein wird, sind Episoden ohne Bedeutung geblieben. 1537 hat Kopenhagen mit seiner Ordinatio ecclesiastica regnorum Daniae et Norwegiae et ducatorum Slesvicensis, Holsatiae etc. der neuen dänischen Kirche ihre endgültige Ordnung gegeben. Der größte skandinavische Staat schloß sich nun an die älteren Gründungen der protestantischen Kirche in Preußen und Schweden an. In wenigen Jahren war die Ostsee von einem Kranz evangelischer

Johannes Bugenhagen, Luthers Freund und Reformator von Pommern, Dänemark, Schleswig-Holstein. Holzschnitt von Cranach

Staaten und Städte umgeben, die Verbindung des ganzen niederdeutschen Landes mit Wittenberg gesichert.

So zeigten die Schmalkaldischen Bundestage vom Dezember 1535, August 1536 und Februar 1537 den Bund in wachsender Macht. Er erweiterte sich durch den Beitritt von Württemberg und Pommern, zweier Fürsten von Anhalt-Dessau, der Städte Augsburg, Kempten, Frankfurt, Hannover und Hamburg. Von Frankreich und England sahen sich die Schmalkaldener umworben. Waren dabei die Anerbietungen Franz' I. nichts als ein Versuch, die deutschen Protestanten in die große Liga einzubeziehen, die er gegen Karl zustande bringen wollte, so hatte sich Heinrich VIII. genötigt gesehen, seinem kirchlichen Supremat, den er als eine Folge des Bruchs mit dem Papst in England einrichtete, eine rechtliche Grundlage zu geben, indem er durch die Gelehrten seiner Universitäten und die Konvokation des geistlichen Standes erklären ließ, daß dem römischen Papst nach dem göttlichen Recht keine Autorität in England zukomme. Das bedeutete für England nichts weiter, als daß sich die alten Tendenzen der anglikanischen Kirchenregierung mit Ideen zusammenschlossen, die man einst bei Wiclif verdammt hatte. (Was in England entstand, war nicht eine evangelische, sondern, wie Ranke sagt, eine „noch" katholisch-anglikanische Kirche unter der Hoheit der Krone.) Aber man war nun doch in England, wenn auch auf ganz anderem Wege, zu demselben Ergebnis gekommen wie die evangelische Bewegung in Deutschland: die hierarchischen Jahrhunderte sollten aus der Geschichte der Kirche gestrichen werden. Die englische Kirche, einst von Rom direkt gepflanzt und lange die päpstliche vor anderen, kehrte jetzt die andre Seite ihres Wesens heraus. Normännische Kirchenhoheit und angelsächsische Gemeindefreiheit verbündeten sich, um das vor zwei Jahrhunderten begonnene Werk der kirchlichen Verselbständigung Englands zu vollenden. Mit dem Geiste der deutschen Bewegung hatte das zunächst wenig zu tun. Aber man konnte den Titel, den der englische König jetzt annahm, „das irdische Haupt der englischen Kirche unmittelbar unter Gott", doch nur behaupten, wenn der Papst nichts war als der Bischof von Rom. Das bedeutete es auch, wenn Heinrich die Gebeine des heiligen Thomas von Canterbury, der einst für die Unabhängigkeit der Kirche den Märtyrertod gestorben war, aus seinem Grabe reißen und in die Winde verstreuen ließ. Für eine innerliche Verbindung mit der deutschen Reformation war die Zeit noch nicht reif. So groß aber war doch schon ihre politische Bedeutung, daß auch Heinrich VIII. Anschluß an die deutschen Reformatoren suchte. Melanchthon, von Frankreich und England begehrt, trat in die Zeit seiner europäischen Berühmtheit. Vor seinem leichtbeweglichen Geiste erhob sich schon eine neue respublica christiana, zurückgeführt auf die ältesten Lehren der Kirche, geschaffen durch die gemeinsame Arbeit der Fürsten Europas.

Nicht weniger schien sich der Protestantismus innerlich zu festigen. Die Brandenburg-Ansbacher Kirchenordnung von 1533, die zahlreichen Kirchenordnungen Bugenhagens im niederen Deutschland, die Neuordnung der Landeskirche in Hessen zeigten, daß das protestantische Prinzip nun die Formen einer geistlich-weltlichen Gemeinschaft aus sich heraus entwickelt hatte. Wie es von dem weltlichen Element den ersten Anstoß empfangen hatte, so blieb dies auch jetzt das herrschende. Aber ebenso deutlich wurde, daß es sich um eine Durchdringung des ganzen menschlichen Lebens, des kirchlichen wie des bürgerlichen, aus dem Geiste einer Kirche heraus handelte, die nun in erster Linie Bekenntniskirche geworden war.

Und endlich war es auch gelungen, die religiöse Einheit des politischen Bundes zu sichern. In der Wittenberger Konkordie von 1536 fand man eine Formel, die die gefährlichste Spaltung der evangelischen Bewegung, den Abendmahlstreit, zu beseitigen suchte, aber zugleich auch die Fragen des Kultus und der Zeremonien entschied. Es geschah fast durchaus im Sinne Luthers. Dieser war jetzt wirklich das Haupt einer großen deutschen evangelischen Kirche.

König Heinrich VIII. von England.
Gemälde von Hans Holbein d. J. (Kopie) 1537

Trotzdem — die heroischen Zeiten der religiösen Bewegung waren vorüber. Je stärker der neue Glaube zu einer verfaßten Religion wurde, desto mehr mußten sich die weltanschaulichen Elemente, die in diese Verfassung nicht eingingen, auf ihr eigenes Leben besinnen. Die große Auseinandersetzung, die 1517 begonnen und bis etwa 1525 alle Lebensfragen unter den religiösen Gesichtspunkt gezogen hatte, verebbt und verflacht. Seit 1530 erscheinen in der Literatur wieder die alten weltlichen Stoffe, die historischen und naturwissenschaftlichen Interessen der maximilianischen Zeit leben wieder auf. Vor allem sehen wir ein Bestreben, aus den Erschütterungen der religiösen Kämpfe zu einer moralischen Pädagogik des Einzellebens wie der Interessen der Gesamtheit zu kommen, die wenigstens dem Dogmatischen gegenüber neutral ist. Aus Fabel und Sprichwort sucht man eine Art christlicher Hausphilosophie zu gewinnen. Neben den status ecclesiasticus und politicus tritt der status oeconomicus als Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Luther selbst ist da vorangegangen, aber mit größerer Wirksamkeit sein Schüler und späterer Gegner Johann Agricola und vor allem Sebastian Franck. Bei diesem aber zeigt sich auch deutlich die Opposition, in die sich die neue bürgerliche Moralität zu allem Kirchenwesen,

Ludwig von Avila, der Leibarzt Karls V., in seinem Studierzimmer.
Holzschnitt von Hans Burgkmair

dem alten wie dem neuen, setzt. Sie bekommt ihre Verbündeten von verschiedenen Seiten. Der Gegensatz zwischen Juristen und Theologen, bisher mehr eine Frage der Kompetenzabgrenzung, wird ein prinzipieller, nachdem die neuen evangelischen Ordnungen wichtige Gebiete des bürgerlichen Lebens, wie vor allem die Ehegesetzgebung, ergriffen hatten. Damals beginnt in Wittenberg der Kampf um das kanonische Recht; er ist niemals grundsätzlich ausgetragen worden, er begleitet die Geschichte der Reformation.

In einer andern Richtung wirkten die fortlebenden erasmischen Gedanken von den natürlichen Fähigkeiten und der Bildsamkeit der menschlichen Natur. Melanchthon, der für die Wandlungen der Zeit eine besonders feine Witterung hatte, hat beiden Gedanken in der neuen Bearbeitung seiner Loci communes, die er 1534 erscheinen ließ, breiten Raum gewährt.

Aber die Gefahren für die protestantische Bewegung lagen nicht hier, sondern in den phantastischen und mystischen Strömungen, die aus den geheimen Urtrieben des deutschen Geistes immer neue Nahrung zogen und, durch die theologischen Streitigkeiten genährt, an die Oberfläche brachen. Der schwärmerische Gedanke, daß man gerade in einer Zeit, wo das reine Wort Gottes wieder erschienen sei, nun auch den Weg zur Heiligung des eigenen

Der Naturforscher Theophrastus Paracelsus von Hohenheim.
Gemälde eines unbekannten Künstlers

Lebens nach dem Willen Gottes finden und den Sinn der Welt aus den Absichten Gottes erkennen können müsse, erhob sich mit neuer Gewalt. Die Fragen nach Wesen und Zukunft des Reiches Gottes beginnen die nach der Rechtfertigung aus dem Glauben zu überschatten. Sie finden Nahrung in alter und neuer Apokalyptik, in der Aufwühlung des religiösen Lebensgrundes überhaupt, die die Reformation gebracht hatte. Sie zeigt sich in der neuen Kirche selbst in der Persönlichkeit Osianders, bei dem die mystische, von Reuchlin und der Kabbala beeinflußte Preisung des inneren Wortes gegenüber der Schrift sich seltsam mit einem Triebe zu reglementierter Kirchlichkeit vereinigt. Sie tritt in Kaspar von Schwenckfeld den verfaßten Kirchen mit dem Aufruf zur freien Gefolgschaft des „Gnadenkönigs Christus" entgegen. Seine Agitation, ganz persönlich, meist literarisch, ohne Absicht der Organisation, immer die des gottseligen Laien, der mehr fragt als Antwort gibt, hat doch den ganzen Süden und Osten Deutschlands ergriffen. Bei allen Kirchengründungen stoßen die Reformatoren auf seinen Geist. Aus derselben Gedankenwelt kommt Sebastian Franck, aber er gestaltet sie zu einer radikalen Kritik des Zeit- und Weltlaufs. In Paracelsus aber verband sich mystisches Naturerkennen, wie es schon bei Nikolaus von Cues sichtbar gewesen war, mit einer Religiosität, die, in ihrer auf sich selbst gestellten Eigenart ohne die

Der Astronom Nikolaus Kopernikus.
Holzschnitt eines unbekannten deutschen Meisters

Reformation undenkbar, doch von der Bibel sogleich zu dem großen Buch der Natur eilt, das Gott selbst geschrieben hat. Von hier aus gewinnt er nicht nur eine besondere Gotteserkenntnis, sondern auch eine Berufsethik, die ihm selbst als ein neues Priestertum erscheint. Seit 1528, wo er von Basel flieht, ist er ein unstet Schweifender. Seine Lehre breitet sich im Kampfe aus und wird schon in der nächsten Generation ein Stück Weltanschauung. In dieser geistigen Lage kam das Täufertum noch einmal zur Bedeutung. In Mähren gelingt es den Täufern, die christliche Gemeinde in der Heidenwelt, der sie seit ihren Züricher Anfängen zustreben, wirklich zu gründen. Ein Gemeinwesen ohne Eigentum des einzelnen, gegliedert in Arbeitsgemeinschaften, die Familie und Haus ersetzen, so leben die Mährischen oder auch Hutterschen Brüder, wie sie nach ihrem Begründer heißen, und indem sie die Schlüsselgewalt der Apostel in ihrem strengsten Verstande durch die Gemeinde üben lassen, aber zugleich durch die Verbannung jeden Müßiggangs einen ganz rational durchgebildeten Wirtschaftsbetrieb schaffen, erhalten sie sich durch fast ein Jahrhundert. Noch der Simplizissimus Grimmelshausens kennt sie als Muster des wahrhaft christlichen Lebens.

Um dieselbe Zeit, wo das quietistische Täufertum in Mähren die Möglichkeit einer Gemeindebildung erhielt, konnte auch das enthusiastische seine freilich sehr vergängliche Herrschaft in Münster aufrichten.

Lokale und allgemeine Bedingungen haben dazu geführt. Das nördliche und nordwestliche Deutschland war vom Bauernkrieg unberührt geblieben; es fehlten dort die sozialen Voraussetzungen, die der Süden bot. Aber eine ganze Reihe von demokratischen Bewegungen in den

Hans Holbein d. J.
Selbstbildnis des Künstlers, 1543. Florenz, Uffizien

großen Städten des Nordens, von Mainz bis Magdeburg, dürfen wir mit der bäuerlichen Erhebung in Verbindung bringen. In Münster schloß sich daran eine antikirchliche Bewegung, und dann, nach kurzer Übergangszeit, eine ausgesprochen evangelische, deren Führer, Bernhard Rothmann, aber in schnellen persönlichen Wandlungen bald den schwärmerischen Gedanken der Heiligung ergriff und aus seinem Straßburger Aufenthalt auch schon die Ideen eines apostolischen Liebeskommunismus aufgenommen hatte. Die apokalyptische Vorstellung einer nahen Ankunft des Herrn, der man, wenn nötig, mit Gewalt Bahn machen müßte, kam durch die in den Niederlanden und Ostfriesland entstandene Sekte der Melchioriten hinzu, Anhänger eines schwäbischen Kürschners Melchior Hofmann, der in Wanderfahrten von Livland bis zum Rhein sich

Alchimisten im Laboratorium. Holzschnitt von Hans Weiditz

seinen grüblerischen Glauben als ein Apostolat zurechtgemacht hatte. Seine Anhänger bemächtigen sich zu Beginn des Jahres 1534 der Herrschaft in Münster. Und nun entwickeln sich die politisch-sozialen Tendenzen des enthusiastischen Täufertums mit um so größerer Schnelligkeit, als fast im Moment des Sieges im Innern dem Wiedertäuferstaat der Kampf nach außen aufgezwungen wird. Der Bischof von Münster schließt die abgefallene Stadt ein. Der Fanatismus eines weltlichen Mönchtums, das sogleich in derwischartiger Ausartung erschien, verbindet sich mit den Ideen altjüdischer Gesetzlichkeit und den an die Zeiten der Horde erinnernden Begriffen der erweiterten Familie als einzigem sozialen Zusammenhang zu dem monströsen Gebilde eines neuen Zion, das in allen Einzelheiten an den Taboritenstaat erinnert, nur ohne die dort nie ganz verlassene agrarische Grundlage und ohne die Möglichkeit einer Wirkung ins Weite.

Daß eine solche dennoch eintreten werde, war allerdings die allgemeine Befürchtung

in Deutschland. Das Königtum Johanns von Leiden erschien den Nachbarn so gefährlich, daß sie sich, wie zur Bewältigung des Bauernaufruhrs, ohne Rücksicht auf die konfessionelle Gegnerschaft zusammenschlossen. Köln, Kleve, Sachsen und Hessen bezwangen die Stadt; die Aufrührer wurden in grausamer Weise hingerichtet, das radikale Täufertum war in Deutschland vernichtet.

Vielleicht hätte der münsterische Aufruhr wenigstens in Norddeutschland wirklich weitere Kreise gezogen, wenn das gleichzeitige Unternehmen Jürgen Wullenwevers in Lübeck geglückt wäre. Das Eigentümliche bei ihm und seinem Unternehmen ist, daß er, Eingewanderter und Emporkömmling, der Demagoge und Agitator, lübische Politik im Stil der aristokratischen Ratspolitik des 14. Jahrhunderts treibt. Sein Ziel ist, den zur wirtschaftlichen und politischen Selbständigkeit aufstrebenden skandinavischen Norden der Hegemonie Lübecks in ähnlicher Weise zu unterwerfen, wie es der Stralsunder Friede einst 1370 getan hatte.

Johann von Leiden (Jan Beuckelszoon), König der Wiedertäufer in Münster. Stich von Heinrich Aldegrever 1536

Erwägt man dies, so erscheint es weniger wunderbar, daß Wullenwevers Unternehmen scheiterte, als daß es überhaupt unternommen wurde. Dies erklärt sich denn auch nur zum kleineren Teil aus dem Hochgefühl einer städtischen Gemeinde, die dem skandinavischen Norden 1533, nach der Vertreibung Christians II., in Dänemark und Schweden zwei neue Könige gegeben und sie auch gegen den Versuch des Vertriebenen, sein Reich wiederzugewinnen, entscheidend unterstützt hatte. Wichtiger als diese außenpolitische Voraussetzung ist es doch geworden, daß Wullenwever eben als Agitator und Vertreter der breiten Masse der städtischen Bevölkerung emporkam und daher der überredenden Agitation Kräfte zutraute, die sie nicht besaß. In diesem Punkte, aber auch nur in diesem, berührte sich sein Unternehmen mit der Reformation. Auch diese war in Lübeck durch eine Volksbewegung dem Rate abgerungen worden. Sie hatte sich zugleich als demokratische Umwälzung durchgesetzt. Über die Ordnungen Bugenhagens trieb sie alsbald hinaus. In der Tat, nicht das konnte Wullenwevers Absicht sein, in den skandinavischen Ländern die Reformation einzuführen — diese war nach der kurzen Reaktion, die auf den Tod

Brautbild der Prinzessin Sibylle von Cleve.
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Weimar, Landesmuseum

Friedrichs I. von Holstein folgte, auch unter seinem Nachfolger Christian III. gesichert —, sondern nur dies war die Frage, ob es hier im Norden gelingen werde, was Zwingli im Süden versucht hatte: die evangelischen und demokratischen Tendenzen zu vereinigen, eine Kette demokratisch-bürgerlicher Gemeinwesen um die westliche Bucht der Ostsee herum bis nach Kopenhagen und Stockholm zu legen, deren Führer dann naturgemäß Lübeck geworden wäre. Das Phantastische dieses Planes wurde schon daran kenntlich, daß auch Wullenwever nicht glaubte, ihn ohne fürstliche Hilfe durchführen zu können. Er bot dem Kurfürsten von Sachsen die Krone über die drei nordischen Reiche an, um durch ihn die Kräfte des Schmalkaldischen Bundes zu gewinnen. Aber auch wenn Johann Friedrich ein weniger bedenklicher Politiker gewesen wäre, so hätte den Lübeckern immer der Verdacht im Wege gestanden, daß sie mit ihrer kirchlichen Demokratie den Täufern nahegestanden und daß sie mit ihrem Kriege gegen Christian III. einen „bäuerischen Aufruhr" angezettelt hätten.

So fiel das Unternehmen Wullenwevers nach ein paar glücklichen Schlägen der Gegner in sich zusammen. Die eigene Gemeinde wandte sich von ihm ab, ein Hansetag vom Juli 1535 lenkte in die alten Wege konservativer Hansepolitik zurück. Es konnte sich nur noch darum handeln, Lübeck und die Städte überhaupt gegenüber dem vordringenden Fürstentum bei ihren alten Rechten zu erhalten. Als ein wirksames Mittel dazu erschien es, daß man sich dem allgemeinen Kampf gegen die Wiedertäufer anschloß. Diese Verhandlungen, dazu ein Mandat des Kammergerichts, das die Wiederberufung der alten Ratsmitglieder forderte, haben Wullenwevers Sturz entschieden. Es ist bei seiner Abdankung sehr ehrbar zugegangen: „Ich danke dem ehrsamen Rat", schloß er seine letzte Rede am Donnerstag, dem 26. August 1535, „und will nach Hause gehen." Dann aber ist es doch noch zu einem tragischen Ende gekommen. Noch einmal erwachte die Abenteurerlust des Jahrhunderts in ihm. Er hoffte bei Landsknechthaufen des Landes Hadeln Unterstützung zu finden, er hoffte auf England. Auf der Reise dahin nahm ihn sein erbittertster Feind, der Erzbischof von Bremen, gefangen und übergab ihn, um seine Hände nicht mit Blut zu besudeln, seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig. Der Prozeß, den man Wullenwever machte, war eine Angelegenheit von europäischem Interesse. Was er in seinem Verhör unter der Folter gestanden hat, ist so umstritten wie die Aussagen im Templerprozeß von 1307, wichtiger als Dokumente dessen, was man von ihm fürchtete, als was er etwa getan oder geplant haben mag. Und da ist es völlig deutlich, daß man in ihm den letzten und gefährlichsten Vertreter jener Tendenzen einer evangelischen Demokratie sah, die man soeben in Münster unterworfen hatte.

Aber die Wirkung seines Sturzes ging weiter. An ihn schließt sich der freilich längst vorbereitete Niedergang der Hanse als nordische Großmacht. An ihre Stelle traten in der Nord- und bald auch in der Ostsee die Holländer. In den skandinavischen Reichen aber wurde nun die Reformation endgültig in den Bund mit einem starken Königtum gezwungen. Die dänische Kirchenordnung von 1537 ruht, wie die deutschen landeskirchlichen Ordnungen, auf der christlichen Obrigkeit, nicht auf der christlichen Gemeinde. Bugenhagen vollendete hier sein Werk. Auch hier, wie in Deutschland, hatte Luther über Zwingli und Karlstadt gesiegt, nicht anders in Lübeck, wo 1535 die evangelische Kirche auf der Grundlage der Augsburgischen Konfession neugeordnet wurde. —

Der Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenwever.
Gemälde (von seinen Gegnern beauftragt) im Museum zu Lübeck

Bei allen diesen Ereignissen, den Erfolgen des Protestantismus wie den Wirren unter den Neugläubigen, hatte sich die katholische Partei in Deutschland in einer zögernden, teils auf Furcht, teils auf Unterschätzung der Gefahr beruhenden Defensive gehalten, und der Religionskrieg, den Leonhard von Eck gern entfesselt hätte, um die schwierige Stellung Baierns in Süddeutschland zu verbessern, scheiterte an dem Bedenken Ferdinands, der seit seiner Wahl zum römischen König ganz von der Politik der Gewalt abgekommen war, noch mehr aber an der Haltung des Kaisers.

Denn diesen sehen wir seit seinem Weggang von Deutschland nur von der einen Sorge geleitet, die mühsam gelegten Grundlagen seines Imperiums zu erhalten und wenn möglich zu verstärken.

Und wieviel Schwierigkeiten begegneten ihm dabei! Da mußte er zunächst den scheinbar so ganz gewonnenen Klemens VII. in einer neuen Zusammenkunft in Bologna durch einen neuen Vertrag an sich binden und konnte doch nicht verhindern, daß sich der Papst unmittelbar darauf nach Marseille begab und dort die Heirat zwischen dem zweiten Sohn des Königs von Frankreich, dem Herzog von Orleans und späteren König Heinrich II., und seiner Großnichte Katharina von Medici abschloß, derselben, die in der europäischen Geschichte dann eine so große Rolle spielen sollte. Karl mußte sich, ebenfalls in Bologna, das scheinbar schon bezwungene Italien in einer Defensivliga mit dem Papste, Mailand, Ferrara, Siena, Lucca und Genua sichern, und trotzdem blieb die Tatsache bestehen, daß die spanische Herrschaft überall, in Mailand wie in Florenz, als Knechtschaft empfunden wurde. Er mußte dann, obgleich sein unteritalienisches Königreich schon längst seine Anwesenheit erforderte, nach Spanien zurückkehren, um von hier aus den dringend notwendigen Krieg gegen die Barbaresken des Mittelmeers zu organisieren, die unter ihrem Herrn Chaireddin Barbarossa von Algier und Tunis aus seit Jahren das Mittelmeer unsicher machten und jetzt, mit der ausdrücklichen Zustimmung des Sultans und der stillschweigenden Frankreichs, die Angriffe des Halbmonds nach Italien und Spanien zu tragen drohten. Es war ein Höhepunkt im Leben Karls, als er im Frühjahr 1535 mit spanischen und italienischen Schiffen und einer Kriegsmacht, zu der alle seine Länder ihre Soldaten

gestellt hatten, den Korsaren angriff und ihn nach einem kurzen aber mühevollen Feldzug zu einer Unterwerfung zwingen konnte. Ein Kreuzzug neuer Art, der erste Versuch, die türkische Macht im Mittelmeer zu treffen. Für Karl außerdem die erste Gelegenheit, sich selbst als Feldherr zu bewähren. Auch hier ist er, wie sonst, bedächtig, dem Rate der Erfahreneren wenn auch unwillig nachgebend, aber schließlich doch zäh in der Durchsetzung des eigenen Willens. Aber als er nun, umgeben von dem Jubel der Welt, dessen Echo auch in das protestantische Deutschland hinüberklang, in sein unteritalienisches Königreich einzog, um hier die Ordnungen seines Vizekönigs, des grausamen und energischen Pedro Alvarez de Toledo, zu bestätigen und damit die spanische Herrschaft auch hier endgültig zu begründen, erfuhr er, daß das so lange Gefürchtete eingetreten sei. Der Tod Franz' II. Sforza hatte den alten Wunsch des französischen Königs, sich für die Friedensschlüsse von Madrid und Cambrai zu rächen, zur Entscheidung gebracht. In schnellem Angriff hatte er Piemont und Savoyen überrannt und forderte Mailand für seinen zweiten Sohn. Der Kampf um Italien begann aufs neue.

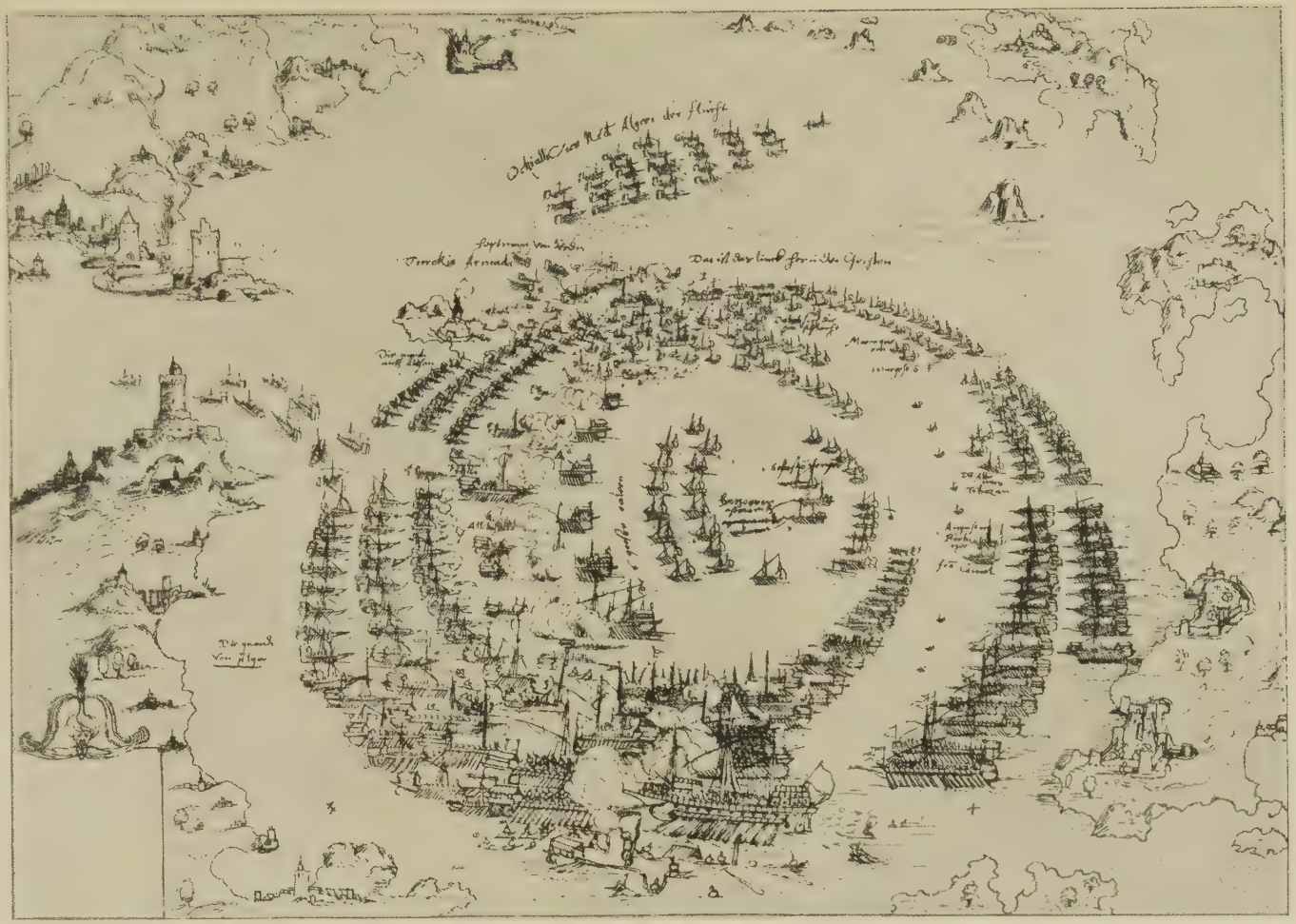
Verschiedene Formen der Folterung oder Tortur,
um von dem Beschuldigten ein Geständnis zu erzwingen. Holzschnitt von Hans Weiditz

Die Erregung, in die die Aussicht auf einen neuen Krieg mit dem alten Gegner den Kaiser versetzte, spiegelt sich in einem ungewöhnlichen Vorgang. Am 17. April 1536, dem zweiten Ostertage, hielt er im Vatikan vor dem Papst, den Kardinälen, dem französischen Gesandten und den Vertretern aller weltlichen Mächte eine Rede in spanischer Sprache. Wie er es bei der Eröffnung der spanischen Cortes, der niederländischen Staaten, der deutschen Reichstage zu tun pflegte, gab er zunächst einen Überblick über seine gesamte Politik wie über sein Verhältnis zu Frankreich, bis in die Zeiten seiner Großväter Maximilian und Ferdinand des Katholischen zurück. Er wollte der Welt zeigen, daß er in diesem Kampfe nicht der Angreifer gewesen war, daß es vielmehr Frankreich sei, welches den dauernden Frieden der Christenheit verhindere. Und um aller Welt deutlich zu machen, um was es gehe, machte er ein sehr außerordentliches Angebot. Sollte der Friede nicht erhalten werden können, so wollte er sich selbst dem französischen König zu einem Zweikampf stellen. Der Preis des Siegers sollten Mailand und Burgund, die alten Streitobjekte zwischen Habsburg und Valois, sein, die Pflicht des Siegers, wer es auch sei, den Kampf gegen die Türken zu führen, das Konzil zustandezubringen, der Christenheit Einigkeit und Frieden zu sichern.

Wie so ganz sehen wir diesen Herrscher, der in der Regierung seiner Länder alle Züge moderner Staatskunst erkennen läßt, dessen Politik die Mittel Machiavells nirgendwo verschmäht, befangen in den Ideen des ritterlichen Geistes und der alten respublica christiana! Und dies gegenüber einem Gegner, für den die Ehre, wie sein neuester französischer Beurteiler sagt, viel mehr eine gesellschaftliche Form als eine Tugend war, und der eben damals sein förmliches Bündnis mit den Türken geschlossen hatte. Es ist das Verhängnis Karls geworden, daß er hier, wie in vielem andern, zwischen den Zeiten stand.

Politische Bedeutung hatte die Kundgebung nicht. Weder gelang es Karl, wie er gewollt und gehofft hatte, den neuen Papst — es war ein Farnese, Paul III. — aus einer klug gewählten Neutralität herauszuziehen, noch den Krieg mit Frankreich zu vermeiden. Der Krieg erwies aufs neue die Uneinnehmbarkeit Frankreichs, aber auch die Unmöglichkeit, die italienische Stellung Karls dauernd zu erschüttern. Ein Waffenstillstand zu Nizza, 1538, vertagte die Streitpunkte und brachte wenigstens scheinbar eine Versöhnung der beiden Rivalen. Sie gab Karl die Möglichkeit, sich den deutschen Dingen, die er 1532 hatte verlassen müssen, wieder zuzuwenden.

Aber wie dieses? Gewalt anwenden hieß, nach der Stellung, die der Schmalkaldische Bund inzwischen eingenommen hatte, einen Krieg heraufbeschwören, der ebenso leicht der Anfang eines europäischen Konflikts sein konnte wie der eben beigelegte französische. Der „gerichtliche Krieg", den das Kammergericht trotz des Nürnberger Religionsfriedens gegen die Protestanten fortführte, hatte versagt. Und doch mußte ein Weg gefunden werden, die deutschen Kräfte gegen die aufs neue drohenden Türken freizumachen. Dazu brauchte man zum mindesten einen politischen Frieden, der Alt- und Neugläubige der Besorgnis, angegriffen zu werden, enthob — es waren die Zeiten, wo Baiern in Ingolstadt eine große Lagerfestung schuf, Augsburg, Nürnberg, Straßburg ihre Befestigungen erneuerten — oder, wenn möglich, einen wenigstens vorläufigen Ausgleich in der religiösen Frage.



Seeschlacht Karls V. gegen Chaireddin Barbarossa bei Algier. Zeitgenössische Zeichnung. Erlangen, Bibliothek

So kam es zum Frankfurter Anstand vom 19. April 1539. Für die reichsrechtliche Streitfrage zwischen dem Kaiser und den Protestanten war es ein Waffenstillstand ganz ähnlich dem, den er mit Frankreich in Nizza geschlossen hatte, Anerkennung des beiderseitigen Besitzstandes und Vertagung der Streitpunkte. Aber außerdem wurde bestimmt, daß im August des nächsten Jahres ein Tag in Nürnberg stattfinden sollte, in dem friedliche und versöhnliche Theologen und Laien beider Glaubensparteien von den Ständen gewählt werden sollten, die auf eine gütliche Vergleichung des religiösen Zwiespalts zu handeln hätten. Was auf dieser Grundlage von den Vertretern beider Teile beschlossen und von den Ständen angenommen würde, das sollten Kaiser und römischer König auf eigene Gewalt oder auf dem Wege eines Reichstags in Kraft setzen.

Damit lenkte man zurück zu den Ideen des Reichsregiments und der ersten Jahre der Reformation. Der Weg der Religionsgespräche war eröffnet. Er konnte zu nichts anderem führen als zur Begründung eines deutschen nationalen Kirchenwesens innerhalb der allgemeinen Kirche. Daß Karl dies Ziel nicht wollte und nicht wollen konnte, ist ohne Zweifel. Dennoch hat er diesen Weg beschritten.

Trachtenbild von 1530.
Holzschnitt von Hans Sebald Beham

Religion und Politik

Die beiden großen Themen der Religionsgespräche, die man nun im Juni 1540 in Hagenau begann und dann in Worms und Regensburg fortsetzte, sind die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein und die Lehre von der Kirche. Von der einen gingen die Neugläubigen aus, von der andern die Altgläubigen. Wer sie für unvereinbar hielt, wie sie es waren, mußte die Religionsgespräche von vornherein ablehnen. Das waren auf der einen Seite Luther und die ihm folgten, wie z. B. die Augsburger und Nürnberger Geistlichkeit, auf der andern die Kurie und die Vertreter der alten Gegensätze, wie z. B. Eck und Cochlaeus, dazu die weltliche Intransigenz, die jetzt vor allem am Kammergericht ihren Sitz hatte und durch den Mund des geschickten und fanatischen Kaspar Braun sprach. Aber es gab zwischen ihnen eine Partei der Mitte. Ihre natürlichen Führer waren Butzer und Landgraf Philipp. Was sie wollten, sprach Butzer am deutlichsten aus. Er wünschte, daß man von den historisch gewordenen Bekenntnisformeln, auch der Augsburgischen Konfession, absehe, und nur das erwäge, „ohne das man nit mag Christen sein". Diese Gruppe erhielt einen starken Zuwachs, als Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der zuerst den Gedanken eines friedlichen Verständnisses zwischen den Konfessionen aufgebracht hatte, zur Reformation seines Landes überging und eine Kirchenordnung schuf, welche die Predigt des Evangeliums mit den Ordnungen der alten Kirche verband, und für diese Ordnung die Zustimmung des Kaisers und Luthers erhielt. In engem Zusammenhang damit stand die Bewegung, welche die großen westdeutschen Bistümer, Köln voran, und das größte weltliche Fürstentum des Rheinlandes, Jülich-Berg, in die reformatorischen Bestrebungen hineinzog. Erasmische Tendenzen zunächst, aber mehr und mehr ausgesprochen evangelische.

Fast noch bedeutsamer wurde es, daß diese Gesinnung auch in der alten Kirche emporkam. Fast in demselben Augenblick, als Luther in Deutschland auftrat, hatte auch in Italien eine Bewegung begonnen, welche die Kirche durch eine Reformation im mittelalterlichen Sinn des Wortes wieder zu erheben suchte. Reform war für diese Richtung in erster Linie Wiederherstellung der Kirchenzucht und Sittenbesserung, beides zu erreichen durch eine Neubelebung des bischöflichen Amts oder des mönchischen Geistes, in zweiter eine Neugewinnung des religiösen Gehalts, der in den Zeremonien lag.

Zu dieser Gruppe trat Gasparo Contarini. Der Sproß eines edlen venezianischen Geschlechts, Zögling der reifen humanistischen Bildung, wie sie in Padua blühte, mit starker Neigung zu naturwissenschaftlichen und mathematischen Studien, suchte er von früh an das Gesetz und die Harmonie im Leben wie in der Welt. Als Gesandter bei Karl V. und bei den Päpsten hatte er die politischen Dinge kennengelernt. Er hatte 1521 Luther in Worms und 1528 den der Gefangenschaft entflohenen Papst in Viterbo gesehen. Nach dem Frieden, den die Kaiserkrönung in Bologna zu bringen schien, hatte er sich in den Dienst seiner Vaterstadt und auf seine Studien zurückgezogen. Da traf ihn, den Laien,

1535 die Ernennung zum Kardinal. Mit seinen Freunden Giberti, Carafa, Sadolet, Reginald Pole sollte er die Reform der Kirche in seinem Sinne einleiten, das Konzil vorbereiten. Als er 1541 nach Regensburg gesandt wurde, hoffte man von ihm, hoffte er selbst die Beilegung des kirchlichen Zwists, der nun schon zwanzig Jahre Europa erregte.

Contarini und seine Freunde bildeten den einen Bestandteil einer Gruppe, die man die Illusionisten nennen kann. Gerade weil sie das Christentum gefühlsmäßig erfaßten und weil sie ihr Leben als Dienst an dem kirchlichen Ideal nahmen, konnten sie nicht glauben, daß die deutsche Reformation etwas wesentlich anderes wollen könne als sie selbst. Den anderen stärkeren Teil dieser Gruppe bildeten die Männer, welche von der Tiefe der religiösen Gegensätze überhaupt keine Vorstellungen hatten. Zu diesen Illusionisten gehörte vor allem Granvela, der Schüler Gattinaras, der nach dessen Tode die deutschen und die niederländischen Angelegenheiten des Kaisers leitete. Er kam aus dem burgundischen Juristenstand und lebte lediglich in staatspolitischen Ideen. Er war überzeugt, daß es für den Kaiser kein anderes Mittel gäbe, um die beständigen Intrigen Frankreichs und die ewig drohenden Angriffe der Türken abzuwehren, als die Einigung der deutschen Kräfte, und er war mit seinem Herrn jetzt einig darin, daß diese Einigung nur durch einen religiösen Frieden erreicht werden könne.

Dies war die Lage, als sich Katholiken und Protestanten unter dem Vorsitz des Kaisers selbst in Regensburg zu einem Reichstag vereinigten, dem ein Religionsgespräch zur Seite ging. Es erleuchtet die großen Gegensätze der geistigen Welt, die hier zusammentrafen, daß man sich über die Lehre der Rechtfertigung durch eine Vermittlungsformel einigte, über die Frage der Transsubstantiation aber hoffnungslos entzweite. Aber auch die Annäherung in der Rechtfertigungslehre brachte keine Frucht: der Papst verwarf sie und ebenso Luther, den man eigens beschickte. Der Versuch, einen Mittelweg zwischen Rom und Wittenberg zu finden, war gescheitert, wie es nicht anders sein konnte. Das Jahr 1541, das die größte Annäherung der Geister zu zeigen schien, ist so das Anfangsjahr der Gegenreformation geworden. Der Gedanke einer Religionsvergleichung, die aus den tieferen Gründen des Glaubens zur Duldung der religiösen Individualität gelangt wäre, blieb einer fernen Zukunft vorbehalten.

Es gab jetzt nur noch *eine* Frage, die zwischen den Glaubensparteien zu klären war, die des Konzils.

In dem Konzilsgedanken schienen sich alle Tendenzen der religiösen Bewegung zu vereinigen. Für Karl bildete er den Mittelpunkt seiner kaiserlichen Ideologien. Erst auf einem allgemeinen Konzil wäre er als der Führer der Christenheit erschienen, wie er es erträumte, wäre er neben dem Papste an der Spitze der respublica christiana gestanden. Aber auch die Erhebung Luthers und des Luthertums war mit dem Konzilsgedanken aufs engste verbunden. So war es von der größten Bedeutung, daß der Farnese-Papst Paul III. sogleich nach seiner Thronbesteigung die Konzilsfrage in die Hand nahm. Auch Paul III. lebte noch in dem Geist der Renaissance, sie bot ihm die Form und den Stil seines Lebens. Auch er war italienischer Fürst und trieb Nepotenpolitik wie die Mediceerpäpste. Unter ihm ist, wie wir sahen, die katholische Reformpartei in die Regierung der Kirche gelangt — das entscheidende Ereignis für die Zukunft des Katholizismus. Aber er selbst hat ihr nicht angehört. Er hat sie bei der Reform der Kurie gewähren lassen

Papst Paul III. mit seinen beiden Enkeln, dem Kardinal Alessandro Farnese und dem Herzog Ottavio von Parma. Gemälde von Tizian. Neapel, Museum.

und immer wieder unterstützt, aber von ihrem Geiste war nichts in ihm. So war auch sein Verhältnis zum Konzilsgedanken. Geliebt hat er das Konzil nicht, aber auch nicht gefürchtet. Er sah in ihm ein Mittel, vielleicht ein notwendiges, die wankende Herrschaft des Papsttums in der Kirche wieder zu festigen. Er war bereit, darüber auch mit den Abgefallenen zu verhandeln, aber sie mußten über die „Prinzipien des Glaubens" mit ihm einig sein, und zu diesen gehörten für ihn selbstverständlich der Primat des Papstes, wie er sich durch die Jahrhunderte entwickelt hatte.

Sicherlich wäre schon an dieser Voraussetzung ein Konzil, das Alt- und Neugläubige vereinigen sollte, gescheitert. Aber die Gegensätze lagen tiefer. Das erfuhr der päpstliche Nuntius Pier Paolo Vergerio, als er 1535 auf einer Werbereise für das Konzil Luther

in Wittenberg aufsuchte. „Wir brauchen", sagte Luther dem Fragenden, „das Konzil nicht für uns. Wir sind durch den heiligen Geist aller Dinge gewiß und bedürfen keines Konzilii, sondern eure armen Leute, so durch eure Tyrannei unterdrückt werden, denn ihr wisset nicht, was ihr gläubet."

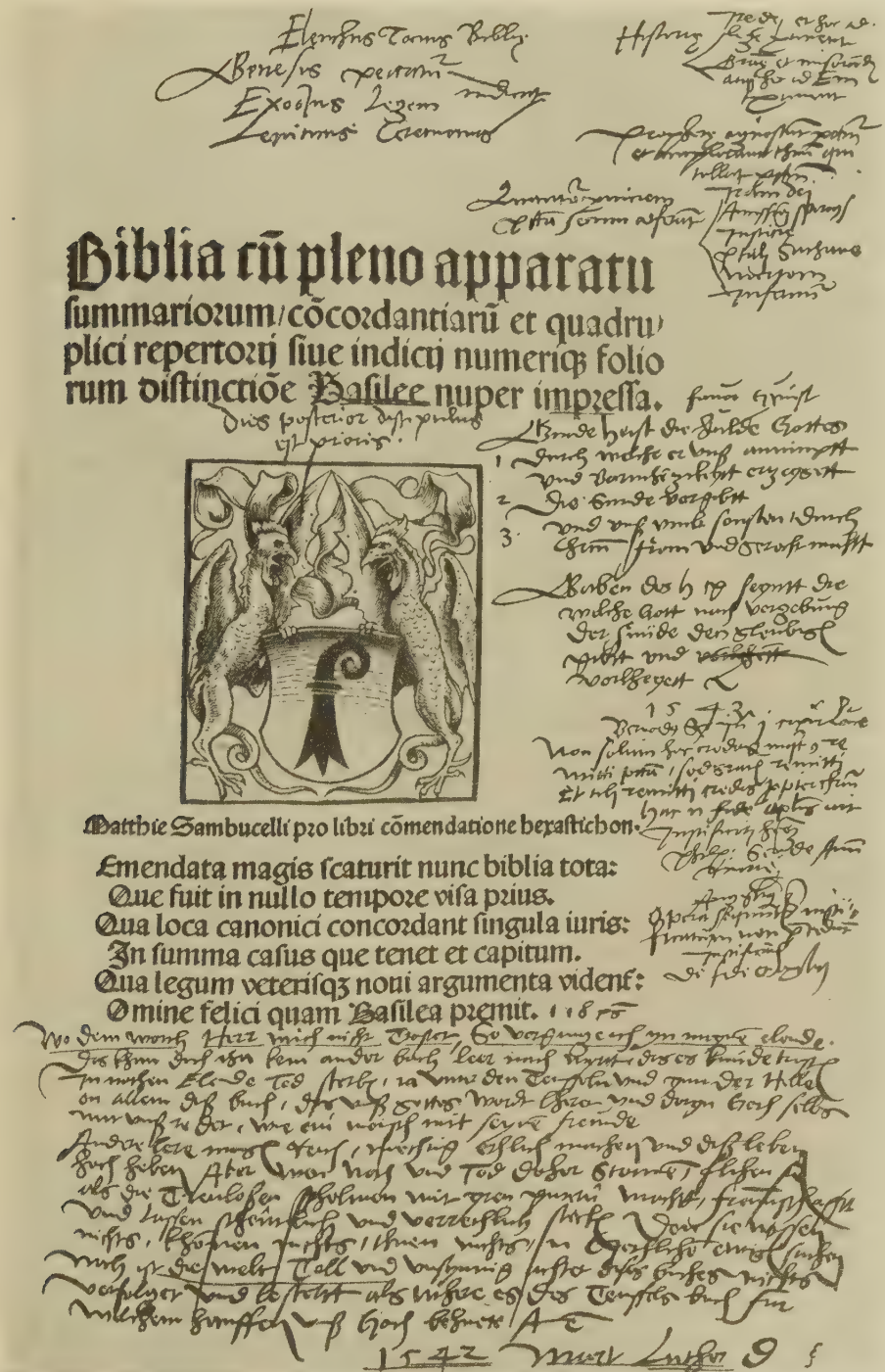
Damit waren die Gegensätze klar formuliert. Auch für Luther und die Seinen gab es eine Christenheit, die sich auf einem Konzil darstellen konnte, gab es ein corpus christianum, das aus transzendenter Zwecksetzung und innerer Ordnung die Normen für das religiöse und weltliche Leben seiner Glieder bestimmte. Aber dieser christliche Körper war keine respublica christiana mehr: er war weder eine Papst-Kaiser-Monarchie, noch ein kriegerisch-priesterlicher Staat, er war lediglich moralische Ordnung und geistig-religiöse Gemeinschaft. Ein Konzil, das diese darstellte, konnte nichts mehr von der hierarchischen Gliederung wissen wollen, es konnte auch den Unterschied zwischen Geistlichen und Laien nicht anerkennen: es war die allgemeine Christenheit als christliche Gemeinde, vor der man seinen Glauben bekannte, wie Luther es in Worms getan hatte. Das Konzil konnte auch nicht an die Traditionen der letzten Konzilien des Schismas und der Reformzeit anknüpfen, schon deshalb nicht, weil seine Aufgabe gar nicht mehr die Reformation der Kirche in irgendeinem Sinne war.

Am 2. Juni 1536 schrieb Paul III. wirklich das Konzil auf den 25. Mai des folgenden Jahres nach Mantua aus. Natürlich, daß es ein Konzil der katholischen Kirche sein sollte, ein Werk der Vereinigung päpstlicher und kaiserlicher Gewalt. Karl hatte sich bei seiner Anwesenheit in Rom mit dem Papste darüber geeinigt. Der Zweck sollte die sittliche Reformation der Kirche und ihre Erhebung, die gänzliche Ausrottung der Ketzereien, die Eintracht aller Gläubigen und der allgemeine Kreuzzug gegen die Ungläubigen sein, Mitglieder die Geistlichkeit der katholischen Welt, zur Teilnahme eingeladen die Fürsten und ihre Gesandten. Es war die Ordnung Innozenz' III., das Programm des Laterankonzils.

Für Luther bedeutete die Ankündigung des Konzils nichts weiter, als daß er nun auf Wunsch seines Fürsten die Artikel, auf denen man vor dem Konzil und auch im Tode und vor Gottes Gericht beharren müßte, zusammenfaßte. Es sind die Schmalkaldener Artikel, die heute zu den symbolischen Büchern der evangelischen Kirche gehören. Sie sind ein einziges Bekenntnis gegen die Papstkirche. Zwei Jahre später vollendete Luther die Schrift „Von den Konziliis und Kirchen", die den Begriff des Konzils mit der evangelisch begriffenen Kirche ins Gleiche brachte. Die Schmalkaldener aber erklärten, das Konzil müsse ein Gerichtshof sein, in dem der Handel zwischen den Anhängern des Evangeliums und dem Papste entschieden werde. In diesem Handel sind Luther und die Seinen die Kläger, und es geht nicht um des Papstes „Pracht und Herrlichkeit", sondern um seine Lehre, Satzung, falschen Gottesdienst, welche er wider Gottes Wort erdichtet, handhabt, verteidigt und mit Gewalt schützet.

So hatte sich die neue Kirche von der letzten Verbindung mit der großen allgemeinen Kirche gelöst. Die Frage des Konzils hatte aufgehört ein Moment der reformatorischen Bewegung zu sein: um so wichtiger wurde sie als Moment der Politik.

Die Schmalkaldener traten nun mit größerem Eifer in die Beziehungen zu Frankreich und England ein, die sie bisher, teils aus Patriotismus, teils aus Hoffnung auf einen „gütigen Kaiser", lässig und widerwillig betrieben hatten. Damals macht Sleidan, der



Luthers Handexemplar der lateinischen Bibel von 1509 (Basel) mit eigenhändigen Notizen
Berlin, Märkisches Museum

spätere Geschichtschreiber des Protestantismus, seine ersten großen Anstrengungen, den Schmalkaldischen Bund fest mit Frankreich zu verknüpfen. Butzer entwirft seine kühnen Pläne für eine Umgestaltung des geistlichen Fürstentums, die dieses in seiner reichsständischen Form und weltlichen Herrschaft belassen, in seinen kirchlichen Funktionen aber durch eine Gemeindeverfassung ersetzt hätten. Die politischen Reichweiten des Bundes wachsen, vor allem durch den Anschluß von Jülich-Kleve. Hier hatte Herzog Johann III. ein Territorium geschaffen, das durch seine Lage rittlings über dem Rhein und seine wirtschaftliche Kraft einem Kurfürstentum gleichkam. Er hatte es mit den Mitteln moderner Staatskunst zusammenregiert und auf dem Wege erasmischer Reformation kirchlich geordnet. Sein Sohn Wilhelm erbte zu diesen Landen noch die Ansprüche auf Geldern, dessen Stände ihm die Nachfolge ihres letzten einheimischen Herzogs übertragen hatten. Damit kam er in unmittelbaren Gegensatz zu Karl V., der das geldrische Land seit langem als eine Bedrohung der Niederlande ansah. Wilhelms Schwester Sybille war die Gemahlin Johann Friedrichs von Sachsen; so kam er mit Wittenberg in Verbindung, durch seine zweite Schwester Anna, die die vierte Gemahlin Heinrichs VIII. wurde, in Verbindung mit England. Wenigstens die politischen Beziehungen der Schmalkaldener wuchsen so über die Grenzen ihres Bundes hinaus, und seit der englische König vom Papst gebannt war, mußte er ein Konzil nicht weniger fürchten als die Protestanten.

Von nicht geringerer Bedeutung wurde die Konzilsfrage für die Politik des Kaisers. Daß es ihm nicht gelungen war, den Papst und das Konzil in seine imperialen Pläne einzubeziehen, mußte er spätestens bei seinen Verhandlungen in Nizza erkennen.

So mußte er wenigstens erstreben, daß Frankreich in Deutschland keinen Bundesgenossen mehr fand, daß der deutsche Protestantismus dem Kaiser Heeresfolge leistete. Deshalb blieb seine kirchliche Politik noch längere Zeit auf dem Wege, den er 1539 beschritten hatte. Die päpstlichen Legaten, die das wiederholt vertagte und schließlich suspendierte Konzil aufs neue anboten, fanden skeptische Ablehnung. Dagegen zeigte sich der Kaiser den Protestanten in Regensburg in einer Gnade, die nicht bloß Höflichkeit sein konnte. Er, der nicht aufgehört hatte, den Abfall Luthers als eine Beleidigung Christi zu betrachten, sprach jetzt zu Philipp von Hessen davon, daß man ein und dasselbe Evangelium habe. Er setzte es gegen den Willen der katholischen Fürstenopposition durch, daß der Regensburger Abschied die verglichenen Artikel zur Grundlage eines religiösen Friedens machte, über die nicht verglichenen weitere Verhandlungen in Aussicht stellte. Er sicherte in einer kaiserlichen Deklaration den protestantischen Besitzstand an geistlichen Gütern und stellte ihnen eine „christliche Reformation" der noch katholischen Klöster und Stifter frei.

Wollend oder nicht ging Karl diesen Weg weiter. Schon das nächste Jahr brachte ihm zu Bewußtsein, wie gefährdet seine Herrschaft an allen Punkten sei. Ein neuer Einbruch der Türken nach dem Tode Zapolyas machte Ungarn bis zur Theiß zu türkischem Besitz. Ein Zug, den Karl gleichzeitig gegen Algier unternommen hatte, um die vor sieben Jahren begonnene Züchtigung der Barbaresken fortzusetzen, scheiterte an den Unbilden des Meeres. Die Ermordung einer französischen Gesandtschaft in Pavia gab Franz I. willkommenen Anlaß, zum drittenmal seine Waffen gegen Karl zu erheben. Er stand in Einverständnis mit Dänemark und mit Kleve, das jetzt seine geldrischen Ansprüche durchfechten wollte. In diesem Augenblicke schrieb der Papst das Konzil neu

aus, jetzt nach Trient. Man glaubte einen Ort gefunden zu haben, der als Stadt des Reiches den Deutschen genügen könnte und doch von der großen religiösen Bewegung nicht unmittelbar berührt wurde. Karl V. selbst hatte es schon 1524, freilich in einer ganz andern Situation, vorgeschlagen. Jetzt sah er in dem Vorgehen des Papstes einen Schlag gegen sich. Die Eröffnung des Konzils erwies sich als unmöglich. Die Welt, die sich hier hätte vereinigen sollen, spaltete sich in zwei Teile. Zu Frankreich und den Türken trat Venedig. Der Papst, auch über die Fragen seiner Nepotenpolitik mit dem Kaiser entzweit, neigte sich sichtlich auf diese Seite. Dafür schloß Karl mit England ab, wo Heinrich VIII. jetzt die Zeit der vorsichtigen politischen Zurückhaltung beendete und die eben angeknüpften Bande mit den Lutheranern zerriß, und trat in die engste Verbindung mit den deutschen Protestanten. Auf dem Reichstag zu Speier im Frühjahr 1544 erreichten die Protestanten das, worum sie so lange gekämpft hatten: alle Prozesse und Rechtserklärungen gegen sie wurden suspendiert, das Kammergericht sollte neubesetzt und als ein durchaus weltliches Gericht ohne Rücksicht auf das Bekenntnis seiner Beisitzer eingerichtet werden; es sollte in den Sachen der Religion nur nach gemeinem geschriebenen Recht und nach den letzten Reichstagsabschieden eingreifen dürfen. — Der „gerichtliche Krieg", den der Kaiser 1531 begonnen hatte, war nun wirklich zu Ende.

Nicht minder, schien es, der Kampf um das Konzil. Jetzt gibt der Kaiser zu, daß der religiöse Zwiespalt auf einem „gemeinen freien christlichen Konzilium in deutscher Nation" verglichen werden sollte. Konnte darunter etwas anderes verstanden sein als ein Konzil im Sinne der Neugläubigen? Kommt es nicht alsbald zustande, so soll ein Reichstag auf Grund von Reformationsentwürfen, die die Stände und der Kaiser selbst vorlegen werden, einen Ausgleich der Religionszwistigkeiten suchen, entweder endgültig oder bis zur wirklichen Vollziehung eines Konzils. — So hatte man es schon 1524 in Speier halten wollen. Vom Papst und der allgemeinen Kirche war in all diesen Bestimmungen nicht die Rede.

Dafür gewann der Kaiser die Hilfe des Reichs gegen Türken und Franzosen. Sie galten den Ständen als ein und derselbe Feind. Es stand dem Kaiser frei, gegen wen er zunächst seine Kräfte richten wollte. Das erneute Vordringen der Türken, die jetzt schon Gran und Stuhlweißenburg erobert hatten, das Erscheinen einer türkischen Flotte im tyrrhenischen Meer, der Franz I. in Toulon Unterkunft gewährte, erregten die Gemüter ebenso gegen den Beschützer der Türken wie gegen diese selbst. Mit diesen Kräften ist Karl im Sommer 1544 in Frankreich eingefallen. Eine Bewegung Heinrichs VIII. sollte ihn unterstützen. Man erneuerte die Absichten von 1522. Am 8. September stand Karl in Chateau Thierry, zwanzig Wegstunden von Paris.

Trotzdem war der Kaiser nicht weiter als bei dem großen Unternehmen des Jahres 1523. Die natürliche Verteidigungsfähigkeit des Beckens von Paris, die Zögerungen des englischen Königs, der sich vor Boulogne festlegte, der Zustand seines Heeres, die Verpflegungsschwierigkeiten, die ständigen Geldverlegenheiten des Kaisers, die jetzt wieder besonders fühlbar wurden — das alles riet zum Frieden. Aber auch Frankreich war nicht in der Lage, die gewisse Vernichtung der Kaiserlichen abzuwarten, wie es der scharfsinnige Publizist Paolo Giovio erwartet hatte. Am 17. September kam es zu Crépy zu einem Frieden, der die Kriege zwischen Karl und Franz nun wirklich beendete. Er kam auf der Grundlage älterer Pläne Karls zustande. Der zweite Sohn Franz' I. heiratet entweder

Maria, die Tochter des Kaisers: dann erhält er die Niederlande und die Freigrafschaft, oder eine Tochter Ferdinands: dann erhält er Mailand, beide Male unter der Obergewalt des Kaisers. Franz verzichtet auf seine flandrischen Ansprüche, auf Piemont und Savoyen, Karl auf die burgundischen. In einer geheimen Abmachung vom folgenden Tage verpflichtet sich Franz, die Reform der Kirche, sei es durch ein Konzil oder auf anderem Wege zu unterstützen, und wenn für die religiöse Einigung Gewalt angewendet werden müsse, die gegen die Türken bestimmten Truppen gegen die Häretiker zu stellen.

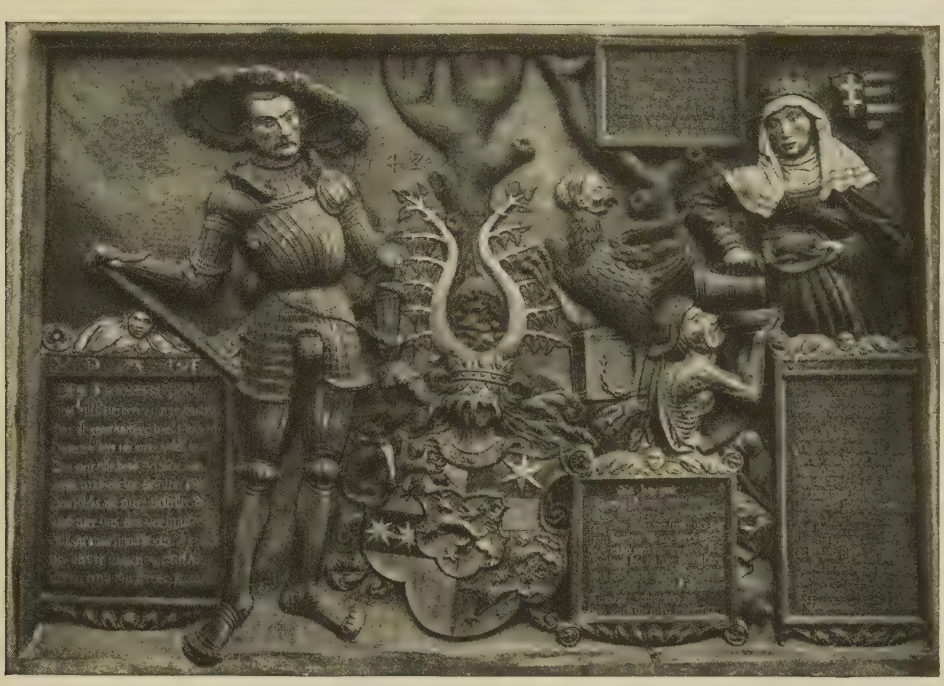
Der Friede von Crépy zeigt wie kein anderer Akt der Regierung Karls ihn in seinen universalen Tendenzen. Wie weit er ihnen wirklich die Interessen seines Hauses geopfert hätte, wissen wir nicht. Denn der alsbald eintretende Tod des Herzogs von Orleans enthob ihn dessen. Von den Friedensbedingungen ist keine einzige erfüllt worden. Aber so wie sie geschlossen wurden, konnten sie nur einen Sinn haben, dem Kaiser freie Hand zu schaffen gegen die Türken und in Deutschland.

Hier aber handelte es sich nicht mehr um die Pläne und Versprechungen von Speier. Denn die letzten vier Jahre hatten dem Kaiser gezeigt, daß es außerhalb der religiösen Frage noch andere Mittel gab, sich Deutschland zu unterwerfen. Neben den Religionsgesprächen und den Beratungen über die Wiedervereinigung der Konfessionen waren Verhandlungen hergegangen, die ihm die Führer der Gegenpartei gewannen.

Der erste, der sich ihm darbot, war der wichtigste, Landgraf Philipp von Hessen, und das Motiv, das ihn ihm zuführte, war von der eigentümlichsten Art.

Der Landgraf war ein echtes Kind seines animalischen Zeitalters. Als Ehebrecher und Hurer hatte er unter seinen Mitfürsten viele Genossen. Aber so weit hatte ihn die religiöse Bewegung doch ergriffen, daß er nach einem Wege suchte, sein Triebleben mit seinem Gewissen zu vereinigen. Er fand diesen Weg in einer Nebenehe mit einem sächsischen adeligen Fräulein und die Rechtfertigung dafür in dem Beispiel der Patriarchen des Alten Testaments. Seine Gewissenssophistik bestätigte ihm ein „Beichtrat" Luthers und Melanchthons, die sich ebensowenig wie viele ihrer Zeitgenossen von dem verwirrenden Einfluß losmachen konnten, den die alttestamentlichen Vorstellungen primitiver Volksmoral als von Gott gewollte Entwicklungsstufen zum Heil auf das Denken der Zeit ausübten. Wo diese Vorstellungen das christliche Gemeinschaftsleben bedrohten, hatten sich ihnen die Reformatoren mit gesundem Gefühl widersetzt. Hier, wo ihnen die etwas merkwürdige sittliche Bedenklichkeit eines einzelnen in Verbindung mit politischen Erwägungen entgegentrat, versagten sie.

Aber der Landgraf brauchte auch eine Versicherung gegen die Strafen, welche die peinliche Halsgerichtsordnung auf Bigamie setzte. Er brauchte einen gnädigen Kaiser. So gewann Karl auf demselben Regensburger Reichstag, wo er die Religionsvereinigung eifrig betrieb, gegen das Versprechen der Straflosigkeit für alles, was Philipp gegen kaiserliches Gesetz und Recht getan hatte, einen Verbündeten gegen seine Feinde in Deutschland und außerhalb. Er gewann ebenso den Kurfürsten Joachim von Brandenburg gegen die Bestätigung seiner Kirchenordnung, er gewann den jungen Moritz von Sachsen, der nach der kurzen Regierungszeit seines Vaters Heinrich das sächsische Herzogtum völlig zur neuen Lehre hinübergeführt hatte und als Schwiegersohn des Landgrafen mit diesem in engen Beziehungen stand. Karl konnte dadurch nicht verhindern, daß der



Gedenkstein für Landgraf Philipp den Großmütigen von Hessen in der Klosterkirche zu Haina. Sandsteinplatte von Philipp Soldan, 1542.

Protestantismus in diesen Jahren in Norddeutschland weitere Eroberungen machte, daß der sächsische Kurfürst in Naumburg einen evangelischen Bischof einsetzte, daß Moritz die Bistümer von Meißen und Merseburg als landsässig in die Reformation seines Landes hineinzog, daß die Schmalkaldener 1542 den Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, den letzten starken Verteidiger des Katholizismus in Norddeutschland, mit Krieg überzogen und aus seinem Lande vertrieben.

Aber die neuen Verbindungen halfen dem Kaiser in der Sache, die ihm in Deutschland die wichtigste war, bei der Niederwerfung des Herzogs Wilhelm von Jülich und Kleve. Diesen nicht zu unterstützen, hatten sich Philipp und Joachim ausdrücklich verpflichten müssen. Und so blieb der Schmalkaldische Bund untätig, als Karl zwischen den beiden Feldzügen gegen Frankreich, im Jahre 1543, in kurzem Anlauf den Herzog überwältigte.

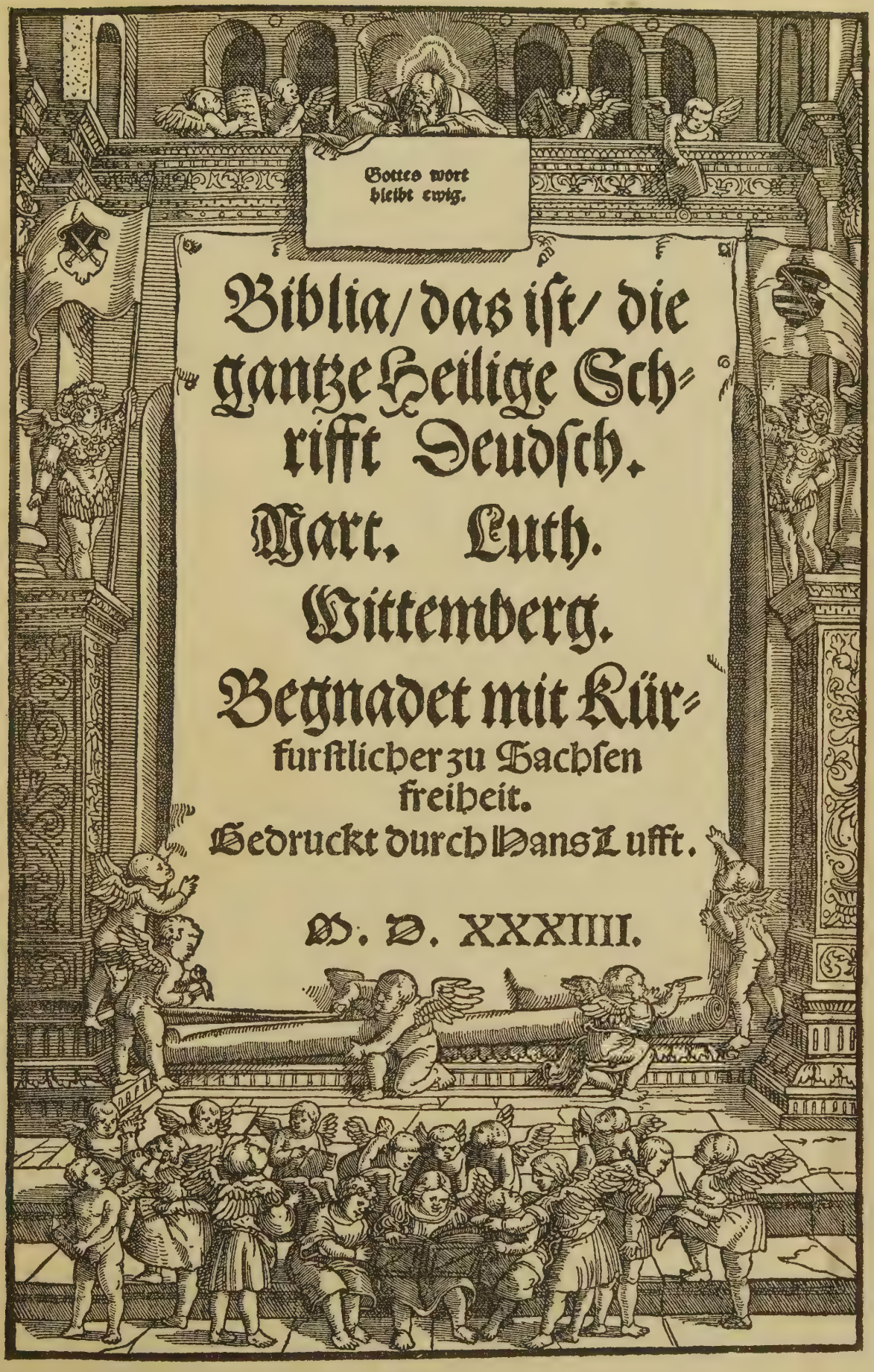
Es war ein Ereignis von der größten Bedeutung. Indem Karl die geldrische Erbschaft von dem Herzog für die Niederlande gewann, gab er diesen ihre letzte Abrundung gegen Osten. Indem er ihn zwang, die Reformation in seinem Lande rückgängig zu machen, traf er auch die begonnenen Reformationen in Köln, Münster und Metz. Vor allem aber gewann er eine neue Ansicht von den Kräften des Protestantismus. Damals, so sagt er in seinen Lebenserinnerungen, habe er gesehen, daß es nicht nur nicht mehr unmöglich sei, mit Gewalt den Hochmut der Abgefallenen zu bändigen, sondern daß es unter geeigneten Umständen und mit passenden Mitteln ein Leichtes sein müßte.

Auf Zeit und Umstände hieß es also warten. Sie schienen dem Kaiser auch nach dem Frieden von Crépy noch nicht sogleich gegeben. In Worms, wo im März 1545 ein neuer

Reichstag zusammenkam, hielt er die Protestanten aufs neue hin; sogar ein neues Religionsgespräch sollte stattfinden. Aber in seinen Beziehungen zum Papste machte er unter das Vergangene einen Strich und schlug, zum Erstaunen des päpstlichen Legaten, „ein neues Buch" auf. Schon zwei Tage nach seiner Ankunft ließ er dem Papste ein Bündnis zur bewaffneten Unterwerfung der Protestanten antragen. Er war bereit, dafür der längst gewünschten Erhebung des Hauses Farnese — Parma und Piacenza für Pier Luigi, den Sohn des Papstes, als Herzogtum — zuzustimmen. In den Niederlanden hatte er, bevor er nach Deutschland ging, neue strenge Ketzergesetze erlassen. Eine „professio fidei" der Universität Löwen sollte die Glaubensnorm für die habsburgischen Erblande überhaupt werden. Er gab Befehl zur Erneuerung der Befestigungen von Cambrai, die das Scheldetal decken sollten; mit der neuen Befestigung von Antwerpen, die in Europa vorbildlich wurde, und einer Festungsreihe im Tal der Maas sollten sie die Niederlande gegen Frankreich sichern. Und wie er hier zeigte, daß er nicht mehr daran dachte, auf diesen einen Pfeiler seiner mitteleuropäischen Stellung zu verzichten, so ordnete er von Worms aus die Verfassung von Mailand; auch hier sollte ein spanischer Gouverneur seine Herrschaft vertreten, die einheimischen Gewalten mochten dann in einem Senat, wie in alten Zeiten, vereinigt bleiben. Nur Deutschland blieb noch zu erobern.

Aber es war die höchste Zeit, wenn es ihm noch gelingen sollte. Schon längst war klar, daß auch der letzte weltliche Kurfürst, Friedrich II. von der Pfalz, aus der Vermittlerrolle, die er solange gespielt, zur evangelischen Lehre übergehen werde. Zu Beginn des Jahres 1546 geschah es. Schon vorher hatte die neue Lehre in der Oberpfalz, der jungen Pfalz und in Regensburg neue Eroberungen gemacht. Es gab bereits zwei evangelische Bischöfe in Naumburg und Merseburg. Der Erzbischof von Magdeburg hatte aus seiner geliebten Residenz Halle weichen müssen, weil sie evangelisch wurde. Vor allem aber Kurfürst Hermann von Köln ließ sich durch den Einspruch des Kaisers und die Widerstände im eigenen Lande nicht von seinen Reformationsplänen abschrecken. Melanchthon und Butzer hatte er entlassen müssen, aber in seinen Absichten blieb er fest. Von seinem Rat Gropper trennte er sich, weil er die Schrift nicht durch die Autorität der Kirche unterdrücken lassen wollte. Als in Rom der Prozeß gegen ihn eingeleitet wird, appelliert er an ein freies christliches Konzil in Deutschland und bewirbt sich um die Hilfe des Schmalkaldischen Bundes. Endlich haben die Schmalkaldener 1545 den braunschweigischen Herzog bei einem Versuch, sein Land wiederzugewinnen, aufs neue vertrieben und gefangengenommen. Sie herrschen hier, wie einst Österreich in Württemberg. Gegen das Ende des Jahres 1545 gibt es in Deutschland nur ein Land, wo nach dem Zeugnis der päpstlichen Gesandten der alte Glaube mit all seinen Zeremonien noch aufrechtsteht, Baiern, und gerade der Leiter der bairischen Politik, Leonhard von Eck, treibt in dieser Zeit seine wildeste Agitation gegen das Haus Habsburg. Er steht in beständiger Verbindung mit Landgraf Philipp, mit Augsburgischen und Straßburger Vermittlern, er ist für ein Bündnis mit allen und jedem, wenn es gegen den Kaiser geht.

Trotzdem, im Frühjahr 1546 ist Karl so weit, wie er sein will. Er hat einen Waffenstillstand auf fünf Jahre mit den Türken. Im Westen liegen Frankreich und England noch im Kampfe und können ihm nicht gefährlich werden. So kann er endlich die deutsche Frage anfassen, ohne von einer europäischen Konstellation gehindert zu sein.



Titelblatt und Anfang des ersten Buches Moses,
der ersten vollständigen Ausgabe von Luthers Bibelübersetzung
Wittenberg 1534

I.

IN anfang schuff Gott himel vnd erden/ Vnd die erde war wüst vnd leer/ vnd es war finster auff der tiefe/ vnd der Geist Gottes schwebet auff dem wasser.

Vnd Gott sprach/ Es werde liecht/ Vnd es ward liecht/ vnd Gott sahe das liecht fur gut an/ Da scheidet Gott das liecht vom finsternis/ vnd nennet das liecht/ Tag/ vnd die finsternis/ Nacht/ Da ward aus abend vnd morgen der erste tag.

Vnd Gott sprach/ Es werde eine feste zwisschen den wassern/ vnd die sey ein vnterscheid zwisschen den wassern/ Da macht Gott die Feste/ vnd scheidet das wasser hunden/ von dem wasser droben an der Festen/ Vnd es geschach also/ Vnd Gott nennet die Festen/ Himel/ Da ward aus abend vnd morgen der ander tag.

Vnd Gott sprach/ Es samle sich das wasser vnter dem himel/ an sondere örter/ das man das trocken sehe/ vnd es geschach also/ Vnd Gott nennet das trocken/ Erde/ vnd die samlung der wasser nenner er/ Meere/ Vnd Gott sahe es fur gut an.

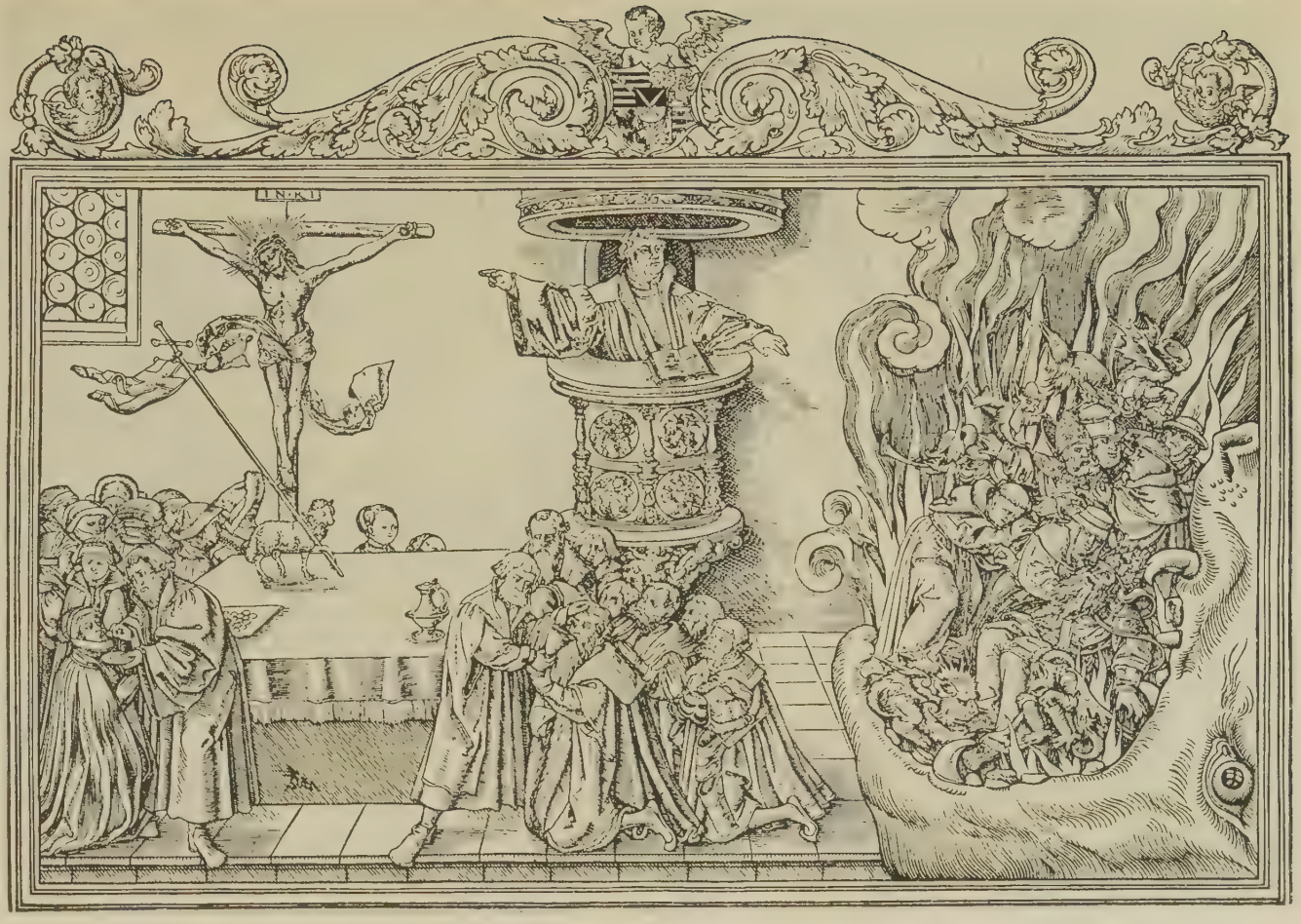
Vnd Gott sprach/ Es lasse die erde auff gehen gras vnd kraut/ das sich besame / vnd fruchtbare beume/ da ein jglicher nach seiner art frucht trage/ vnd habe seinen eigen samen bey jm selbs/ auff erden/ Vnd es geschach also/ Vnd die erde lies auff gehen/ gras vnd kraut/ das sich besamet/ ein jglichs nach seiner art/ vnd beume die da frucht trugen/ vnd jren eigen samen bey sich selbs hatten/ ein jglicher nach seiner art/ Vnd Gott sahe es fur gut an/ Da ward aus abend vnd morgen der dritte tag.

Vnd Gott sprach/ Es werden Liechter an der Feste des Himels/ vnd scheiden tag vnd nacht / vnd geben/ zeichen/ monden/ tage vnd jare/ vnd seien liecher an der Festen des himels/ das sie scheinen auff erden/ Vnd es geschach also/ Vnd Gott macht zwey grosse liechter/ Ein gros liecht/ das den tag regire/ vnd ein klein liecht/ das die nacht regire/ dazu auch sternen/ Vnd Gott setzt sie an die Feste des himels / das sie schienen auff die erde/ vnd den tag vnd die nacht regirten/ vnd scheideten liecht vnd finsternis/ Vnd Gott sahe es fur gut an/ Da ward aus abend vnd morgen der vierde tag.

Zeichen / als der sonnen/ vnd monden finsternis / vnd andere wunder am himel. Monden/ als die Jar feste/ als new monden/ vol monden etc. Tage / als die Ostern / Pfingsten/ etc. vnd bey vns die Quatember / vnd andere namhafftige tage im jar.

Vnd Gott sprach/ Es errege sich das wasser mit webenden vnd lebendigen thiern/ vnd mit geuogel das auff erden vnter der Feste des himels fleuget/ Vnd Gott schuff grosse walfische vnd allerley thier/ das da lebt vnd webt/ vnd vom wasser erregt ward/ ein jglichs nach seiner art/ vnd allerley gefiderts geuogel/ ein jglichs nach seiner art/ Vnd Got sahe es fur gut an/ vnd segnet sie/ vnd sprach/ Seid fruchtbar vnd mehret euch/ vnd erfüllet das wasser im meer/ vnd das geuogel mehre sich auff erden/ Da ward aus abend vnd morgen der funffte tag.

Vnd Gott sprach/ Die erde bringe erfur lebendige thier/ ein jglichs nach seiner art/ viech/ gewürm vnd thier auff erden/ ein jglichs



Das Abendmahl der Evangelischen und der Höllensturz der Papisten. Holzschnitt von Lukas Cranach d. J.

In Regensburg entfaltet sich die Szene. Im Vordergrunde ein Religionsgespräch: bei den Protestanten die alten Kräfte, aber auf katholischer Seite nicht mehr die Ireniker von 1541, sondern ein spanischer Dominikaner, Pater Malvenda, „ein sorbonnischer Sophist", wie die Protestanten sagten. Dann, die Bühne füllend, der Reichstag mit Kaiser, König, Fürsten und Städtegesandten. Die Beratungen die üblichen: die Türkenhilfe und die Religionssache, jetzt zugespitzt auf die im Grunde längst erledigte Frage, ob die Protestanten dem Kaiser die Entscheidung des religiösen Zwists durch das Trienter Konzil zugeben dürften. Dabei immer noch Verhandlungen über eine „katholische Reformation", wozu ein neues Regensburger Buch, jetzt von einem Vertreter des erasmischen Katholizismus, dienen soll.

Das Entscheidende geschieht im Hintergrunde: Am 6. Juni der Vertrag mit dem Papste: 200 000 Dukaten für den Kaiser, dazu 12 000 Mann Fußvolk und 500 Reiter, für den Krieg und ein Jahr darüber die Hälfte der geistlichen Einkünfte Spaniens und weitere 500 000 Dukaten aus den Lehnsgütern der spanischen Klöster. Dafür wird Karl die Protestanten, die Schmalkaldener und die übrigen deutschen Irrlehrer zur wahren alten Religion und zum Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl zurückbringen. — Am 7. Juni der Vertrag mit Baiern: die bairische Artillerie und die festen Plätze des Landes für den Kaiser, der damit den Stützpunkt für den Krieg gewinnt, für den bairischen Herzog die Aussicht auf die pfälzische Kur, dazu die Aussicht auf die einstmalige Nachfolge in Böhmen, Österreich und Ungarn durch die Heirat des Erbprinzen mit Ferdinands ältester Tochter Anna, die am 4. Juli feierlich geschlossen wird. Die Absicht des Bundes ist auch hier, die Halsstarrigkeit der Protestanten zu brechen, die das rechtmäßig versammelte Konzil verwerfen. — Am 19. Juni das Abkommen mit Moritz von Sachsen und dem Markgrafen Hans von Küstrin: Neutralität beider in dem bevorstehenden Kriege, Gehorsam gegen den österreichischen und burgundischen Hof, Anerkennung des Trienter Konzils als obersten Richters in Glaubenssachen. Dafür für Moritz die Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt, die Aussicht auf die sächsische Kur.

Schon drei Tage vorher hatte Karl den Schleier zerrissen, der seine Absichten wenigstens noch für die, welche nicht sehen wollten, verhüllte. Als die Protestanten ihn öffentlich über den Zweck seiner Rüstungen befragten, ließ er ihnen durch seinen Vizekanzler Naves antworten, er wolle im Reiche Einigkeit, Frieden und Recht herstellen, gegen die Ungehorsamen aber müsse er nach dem Recht und kraft seiner Autorität verfahren.

Der Krieg des Kaisers mit dem Protestantismus war eröffnet.

H. S. Beham

Entscheidungen

Nicht ungewarnt sind die Schmalkaldener mit dem Krieg überzogen worden. „Ich sage, es sei eine große Mutation vor Augen, sonderlich der höchsten Häupter", schrieb schon im September 1543 der Augsburger Arzt und Diplomat Gereon Sailer an den Landgrafen. Seit dem Frieden von Crépy verdichteten sich die Gerüchte von einem Angriff auf die Neugläubigen immer mehr. In Straßburg und Augsburg erfuhr man bald Zuverlässiges über die Truppenwerbungen des Papstes in Italien, des Kaisers in Deutschland, über die Verhandlungen mit den Geldleuten, die den Krieg zu finanzieren hatten, über die Stimmung am spanischen Hofe, wo man nur von der Ausrottung der Protestanten sprach. Der Landgraf erwachte aus seinem Vertrauen auf den Kaiser; überall im Bunde sah man, daß man die Sache des Kölner Erzbischofs zu einer Sache aller Evangelischen machen müsse, wenn man nicht durch den Kaiser in den verhängnisvollsten Nachteil kommen wollte.

Aber es fehlte überall an der letzten Klarheit über die Art und das Ziel eines Widerstandes. Sehr begreiflich, denn es war ja im Grunde doch nur die Lehre vom leidenden Gehorsam, die Grundlehre des Luthertums, aus seinem eigensten Wesen entflossen, mit der man sich jetzt gegen eine Macht wehren sollte, der es vor allem darauf ankam, daß der Gegner nicht den „Vorstreich" tue. Was konnte es da bedeuten, daß Melanchthon die Stimme des eben verschiedenen Luthers aus dem Grabe beschwor, indem er dessen „Mahnung an seine lieben Deutschen", 1531 geschrieben, neu ausgehen ließ? Derselbe Mangel an Klarheit lähmte auch den Schmalkaldischen Bund als Organisation. Die Versuche, die man auf den letzten Bundestagen, in Frankfurt, Worms und Regensburg, schon angesichts der Gefahr, machte, die schwerfällige Verteidigungsordnung schlagfertig zu machen, scheiterten an dem Charakter des Bundes selbst. Die Schmalkaldener standen vor der Wahl, ob sie ihren aus religiösen Motiven geschlossenen Bund zu einer Verteidigung der deutschen ständischen Freiheit umgestalten, sich selbst für das Reich erklären wollten. Sie haben daran gedacht, aber der Gedanke blieb ein Agitationsmittel ohne Taten. Die Fortentwicklung des protestantischen Prinzips zu einem neuen Begriff der Reichsverfassung ist ihnen ebensowenig gelungen wie einst der ritterlichen Opposition unter Sickingen die der evangelischen Freiheit.

Freilich, sah man zurück auf die ganze Entwicklung des Protestantismus, wie es damals etwa Sleidan tat, so konnte man glauben, weit genug gekommen zu sein. Nicht mehr eine Meinung, wie 1530, stand dem Kaiser entgegen, das erfuhr er alsbald, sondern eine religiöse Partei. Und diese war getragen von einer Erhebung der Nation, die ganz an die Sturmjahre der Reformation erinnerte. Allerdings, jene großartige Einheit des religiösen und des volkstümlichen Elements, die wir damals wahrnahmen, ist jetzt geschwunden. Die Flugschriften, die nun wieder massenhaft hervorschießen, sind bereits häufig Parteipamphlete offizieller Natur, die Volkslieder erreichen auch da, wo sie die alten Töne aus der Maximilianszeit benutzen, selten die markige Größe der Landsknechtspoesie. Dafür aber ist das Gefühl für die Bedeutung des Moments und den Zusammenhang der Ereignisse größer geworden. Und sehr merkwürdig ist es, wie sich hier das deutsch-patriotische und das evangelische Element vereinigen. Jetzt weiß auch das Volkslied, daß dem Deutschen Reich mit dem Siege Karls eine „viehische Servitut" droht, und wenn Hans Sachs noch in seiner zimperlichen Weise den treuen Eckart beweglich mit der Frau Germania über den bösen Adler klagen läßt, der das Licht für Finsternis halte, so wird der Gegensatz, der Karl von den Deutschen trennt, anderswo ganz anders betont: „Kein Walch soll uns regieren, dazu auch kein Spaniol." Und der Reutlinger Reformator und Bänkelsänger Johann Schradin ruft ganz im Huttenschen Sinne die lange Reihe der Helden, die mit Rom siegreich gekämpft haben, von Ariovist und Armin bis auf Jörg von Frundsberg, zu dem neuen Kampf auf.

So die Protestanten. Dagegen nun der Kaiser. Er hat in seinen Ausschreiben immer wieder betont, daß er nicht die Religion bekämpfen, nur den Ungehorsam bestrafen wolle. Die ganze Aktion sollte ein Verfahren im Rahmen des Reichsrechts sein, freilich eines, das der Kaiser ohne Rücksicht auf die ihn beschränkenden Bestimmungen der deutschen Verfassung handhaben wollte. Deshalb war die einzige amtliche Verlautbarung in diesem Kriege die Achterklärung, die am 20. Juli 1546 über Sachsen und Hessen erging, und sie beschuldigte ganz allgemein den Kurfürsten und den Landgrafen, daß sie dem Kaiser den Gehorsam verweigert, andere zu gleichem verleitet und den Kaiser dadurch an der ordentlichen Ausübung seiner kaiserlichen Gewalt gehindert hätten. Zu diesem Vorgehen zwang den Kaiser schon die Rücksicht auf seine protestantischen Verbündeten, auf die Masse der Schwankenden, auf die öffentliche Stimmung in Deutschland überhaupt. Daß es ein Vorwand war, hat Karl selbst seiner Schwester in den Niederlanden und seinem Sohn Philipp mit aller Deutlichkeit gesagt. Er ließ sich ja auch als Schein nicht lange aufrechterhalten, nachdem der Papst seine beiden Enkel Alessandro und Ottavio Farnese mit Kreuz und Fahne für den Krieg gegen die Lutheraner begabt und elf Tage später einen öffentlichen Ablaß für den allgemeinen Frieden und die Ausrottung der Ketzerei verkündet hatte.

Aber wie trefflich verbanden sich bei Karl die einzelnen Richtlinien seines Handelns. Sie standen ganz klar nebeneinander in seinem Bewußtsein. Dieser Krieg war ein Kampf für seine niederländisch-burgundische Stellung — in diesem Sinne ist auch für ihn die Kölner Sache der letzte Grund zum Handeln gewesen —, es war ein Kampf für seine kaiserliche Autorität, es war schließlich und im tiefsten ein Kampf für die Restauration des Katholizismus, der sich jetzt in ganz Europa anschickt, die verlorenen Gebiete wiederzuerobern.

Ein Feldhauptmann mit zwei Landsknechten. Holzschnitt von Peter Flötner.

Alle diese Erwägungen ließen Karl wachsen. Jetzt zum erstenmal ist er völlig Herr der Lage. Allerdings bei aller Sorgfalt der Vorbereitung war es ihm weder gelungen, Sachsen und Hessen, wie er gewollt hatte, zu isolieren, noch sein Kriegsvolk früher zu sammeln als die Gegner. Als der Krieg im Juli mit dem Vorstoß des alten Landsknechtsführers Schertlin von Burtenbach am oberen Lech und in Schwaben begann, und sich dann im August an der Donau zusammenzog, hatten die vereinigten Schmalkaldener alle Vorteile der Zahl und der Stellung in der Hand. Aber sie verstanden nicht sie zu benutzen. Der Krieg an der Donau war auf beiden Seiten ein Manövrierkrieg, ein vorsichtiges Hin- und Herziehen, immer nur von den nächsten Zielen bestimmt, dazwischen homerische Herausforderungen ohne Taten. Aber der Gewinner war der Kaiser. Er zog zu seinen in Regensburg gesammelten italienischen, spanischen und deutschen Truppen nun auch die vom Rheine kommenden, gewann die wichtigsten Donauübergänge und konnte jetzt erst von der Deckung und Hilfe, die ihm Baiern bot, vollen Gebrauch machen. Die Schmalkaldener aber verloren durch ihre zögernde Kriegführung auch das wenige von Aussichten auf auswärtige Hilfe, das sie etwa gehabt hatten; schon im Herbst waren ihre Geldmittel erschöpft und ihre Versuche, die großen Kaufleute, vor allem die Fugger, von denen sie wußten, daß sie dem Kaiser Geld gaben, auch für den Bund zu gewinnen, blieben erfolglos. Mit jedem Tag fast wuchs die Zwietracht zwischen Städten und Fürsten; auch der Landgraf verlor die Beliebtheit, die er bisher vor allem bei den Augsburgern genossen hatte, als sich zeigte, daß er eben dem großen Krieg doch nicht gewachsen war, von dem „feisten und trägen" sächsischen Kurfürsten gar nicht zu reden.

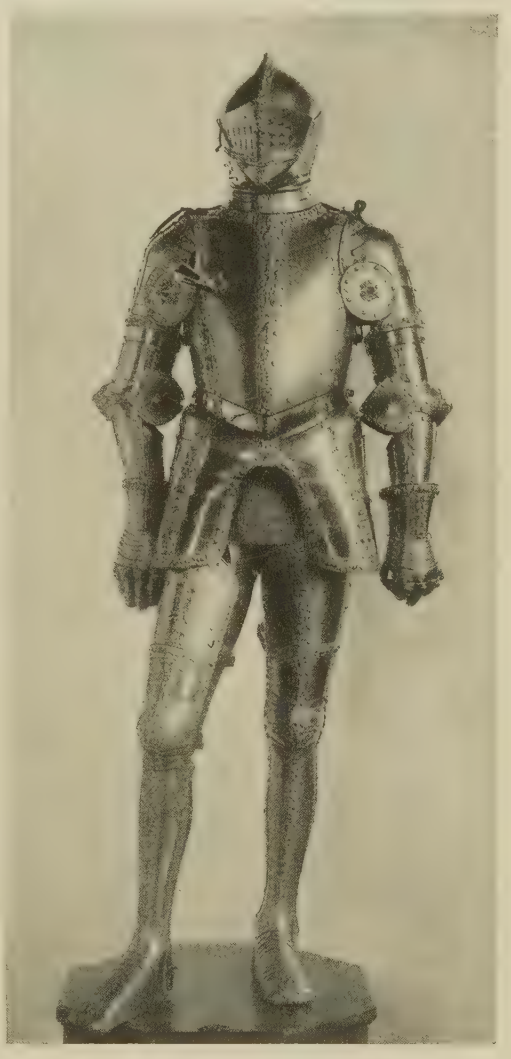
Das entscheidende Ereignis wurde der Einbruch des Herzogs Moritz in das sächsische Kurfürstentum. Mit König Ferdinand, der seine böhmischen Truppen zusammengebracht hatte, sollte er die Acht gegen den Kurfürsten vollstrecken. Damit zog er die beiden Kriegsfürsten von dem süddeutschen Kriegsschauplatz ab. Der Donaufeldzug war für den Kaiser gewonnen. Eine Stadt nach der andern ergab sich, vor allem das mächtige, aber immer eigensinnige Ulm, schließlich auch Augsburg.

Karl nahm die Unterwerfungen an, auch die von Württemberg und Pfalz. Zu Ende des Jahres 1546 liegt ganz Süddeutschland zu seinen Füßen. Er denkt daran, schon jetzt die Maske abzuwerfen und den Abtrünnigen einfach die Rückkehr zur alten Kirche zu befehlen, dann wieder, unter dem Eindruck seines Sieges alsbald einen großen Reichstag zu halten, der über die Ordnung des Reiches und die Religion zu beschließen hätte.

Das alles zergeht vor den neuen Gefahren im Norden. Hier hat sich Johann Friedrich mit der Erbitterung des im eigenen Besitz Bedrohten auf Moritz geworfen, ihn seiner Lande fast ganz beraubt. Gegen Ferdinand, der Moritz zu Hilfe ziehen wollte, hat sich der größte Teil der böhmischen Utraquisten erhoben. Noch einmal, wie in den Anfängen der lutherischen Bewegung, suchen die Nachfahren des Hussitentums Verbindung mit dem neuen Glauben. Dem sächsischen Kurfürsten fiel jetzt der norddeutsche Protestantismus zu, der sich in dem Donaufeldzug spröde abseits gehalten hatte; von Bremen und Hamburg bis nach Wittenberg, und von da bis Mähren, Böhmen und Schlesien reichte so der neue Widerstand. Eine Kombination scheint möglich, die die habsburgische Macht in ihrem österreichischen Kern bedroht.

So muß sich Karl begnügen, in Köln, der schon längst ergangenen päpstlichen Sentenz

gemäß, Hermann von Wied absetzen zu lassen. Dann zieht er über Nürnberg und Eger nach Sachsen. Er ist — mit 47 Jahren — dem Aussehen nach ein Greis: seit Jahren quälen ihn Gicht und ein Blasenleiden, von einer Beinverletzung, die er bei einem Jagdunfall erlitten hatte, ist eine Lähmung der Beine zurückgeblieben; wenn er sich in seiner Sänfte durch das Land tragen läßt, können die Protestanten wohl glauben, man trage einen Toten. Aber gerade in diesem Zustand hat er die einzige Schlacht seines Lebens selbst geschlagen. Am 24. April 1547 ereilt er den Gegner, der, am andern Ufer der Elbe hinziehend, noch in unschlüssigen Bewegungen zwischen dem Rückzug auf Wittenberg und Magdeburg und der Heranziehung seiner nach Böhmen verstreuten Kräfte schwankt. Nachdem die Morgennebel gefallen waren, gewann die spanische Reiterei das Ufer; Herzog Moritz und Alba voran, dann der Kaiser selbst, in kriegerischer Rüstung mit der burgundischen Feldbinde, so wie er sich dann in Augsburg auf dem Reichstag von Tizian hat malen lassen. Es war kein Treffen, nur ein Ereilen der Davonziehenden, die sich zu spät der Größe der Gefahr bewußt wurden. Der Kurfürst hätte sich retten können, aber er wollte bei seinem Fußvolk bleiben. So wurde er der Gefangene des Kaisers.



Feldharnisch Karls V.
Wien, Waffensammlung des Kunsthistor. Museums

Die Schlacht bei Mühlberg ist die Katastrophe des politischen Protestantismus, wie er im Schmalkaldischen Bunde repräsentiert war, und — so konnte es wenigstens scheinen — auch die Entscheidung in dem zähen Kampfe, den die von dem sächsischen Kurfürsten geführte Fürstenopposition durch dreißig Jahre gegen das Haus Habsburg geführt hatte. Worum es ging, zeigt der Ausspruch Karls, in dieser Schlacht sei er entschlossen gewesen, lebend oder tot Kaiser zu bleiben, und die kleine Szene, die der venezianische Botschafter Mocenigo berichtet: Karl habe, als er beim Ritt über das Schlachtfeld ein Kruzifix mit gebrochenen Armen am Boden liegen sah, sich bekreuzigt und ausgerufen: „O Christus, gib mir, daß ich die Schmach räche, die sie Dir angetan haben." Das Gefühl der beleidigten Majestät

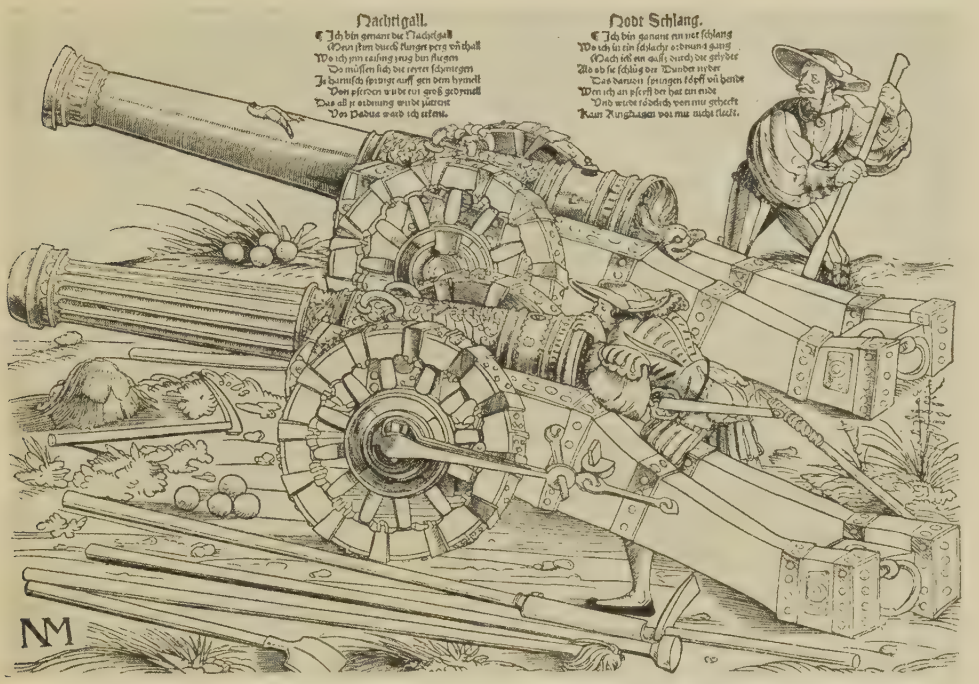
und der Eifer des Ketzerbekämpfers spornten Karl in diesem Kampf, und nun war er überzeugt, mit seinem Siege der ganzen Christenheit die Einheit und den Frieden wiedergeben zu können.

Es folgte die Wittenberger Kapitulation vom 19. Mai, in der Johann Friedrich auf die Kurwürde und seine Lande verzichtete, aber ein Gefangener des Kaisers blieb. Sein Schicksal teilte der Landgraf, der, schon seit Beginn des Jahres an der Fortführung der gemeinsamen Aktion verzweifelnd, durch Stillesitzen und die Vermittlung der befreundeten Fürsten sich zu retten versucht hatte. Noch gab es Widerstände im niederen Deutschland, aber das konnte an der Tatsache nichts ändern, daß Karl jetzt die Absicht erreicht hatte, die er 1521 auf dem Wormser Reichstag aussprach, es solle in Deutschland nicht viele Herren geben, sondern nur einen. Seit Barbarossa die Macht Heinrichs des Löwen vernichtet hatte, hatte kein Kaiser mehr Deutschland so vollständig unter sich gesehen wie jetzt er. Auch die Verflechtung der europäischen Verhältnisse, die ihn solange gehindert hatte, sein Kaisertum zu einer Wahrheit zu machen, schien jetzt gelöst. Am 28. Januar 1547 war Heinrich VIII., am 31. März, drei Wochen vor der Schlacht bei Mühlberg, Franz I. gestorben. Von England und Frankreich hatte Karl für den Augenblick nichts zu besorgen.

Es gab nur noch einen Gegner seiner Pläne und seiner Macht, den Papst, und dieser war während des Krieges selbst sein Feind geworden.

Mit wachsender Besorgnis hatte Paul III. die politischen und kriegerischen Handlungen des Kaisers verfolgt. Er sah, wie Karl, weit entfernt, auf die italienische Grundlage seiner Macht zu verzichten, in Mailand einen spanischen Gouverneur einsetzte — das war die alte Bedrohung des Kirchenstaats von Norden und Süden, eine besondere für die Herrschaft seines Sohnes Pier Luigi in Parma und Piacenza —, sah, wie der Kaiser die spanische Kirche durchaus nach den Grundsätzen seiner aragonesischen Vorfahren als eine Landeskirche schätzte und regierte, sah, wie bei den Kapitulationen mit den deutschen Gegnern die religiöse Frage in der Schwebe blieb. Mit wachsender Deutlichkeit zeichnete sich die kaiserliche Kirchenpolitik in ihren besonderen Zielen ab, und diese waren von den päpstlichen gänzlich verschieden. Das Konzil von Trient, das gemeinsame Werk der beiden führenden Gewalten, brachte diesen Gegensatz voll zur Anschauung. Karl hat noch 1552, als er ein wirklich kaiserliches Konzil in Trient hatte, die Ansicht geäußert, daß er für den Hauptgrund, warum man ein Konzil brauche, nicht die Festsetzung der Dogmen halte — diese seien auf vielen andern Konzilien bereits festgelegt worden — sondern eine entschiedene und durchgreifende Reformation, damit es den Protestanten unmöglich werde, auf ihren Irrtümern zu beharren, die sie auf die Mißbräuche in der Kirche gründeten. Statt dessen nahm das Konzil als seine Hauptaufgabe die Neufestsetzung des Dogmas vor. Das war die letzte notwendige Folge aus der Lage, in die die katholische Kirche durch die Reformation geraten war. Hatte die Reformation vom Gedanken der Rechtfertigung aus dem Glauben schließlich die katholische Kirche als Ganzes aufgehoben, so mußte diese, wenn sie sich behaupten wollte, von dem Begriff der Kirche aus das Dogma zu erneuern versuchen. — Es ist nicht glaublich, daß Paul III. diese tieferen Zusammenhänge gesehen hat. Aber die neue Theologie, die sich jetzt aus dem erneuerten Katholizismus erhoben hatte, die wiederbelebte augustinisch-thomistische und vor allem

Ansicht von Trient.
Aquarell von Albrecht Dürer. Berlin, Kupferstichkabinett



Kanoniere beim Richten ihrer Geschütze. Holzschnitt von Erhard Schoen

die des neuen Ordens der Jesuiten, wirkte in diesen Gedanken. Und nicht zum erstenmal trafen die Lebensinteressen der katholischen Kirche mit den politischen Instinkten des Papsttums zusammen. Am 22. Januar 1547 kündigte der Papst dem Kaiser an, daß er seine Hilfstruppen aus dem deutschen Krieg zurückziehe, am 23. März billigte er die von seinen Legaten unter dürftigen Vorwänden vorgenommene Verlegung des Konzils von Trient nach Bologna.

Ein furchtbarer Zornesausbruch Karls, der sonst in Glück und Unglück sich zu beherrschen gewohnt war, war die Antwort. Aufs neue sah Karl die ganze europäische Kombination mit dem Papst als Mittelpunkt gegen sich aufstehen, die ihm die Früchte des Friedens von Madrid geraubt hatte. Er sagte dem päpstlichen Nuntius, daß der Papst nun wohl im Alter die französische Krankheit bekommen habe, wenn er sie nicht längst gehabt habe. Er beschuldigte ihn und die ganze päpstliche Politik der Treulosigkeit, der Unwahrheit, des Egoismus. Er sei entschlossen, von der Verehrung des heiligen Petrus die Persönlichkeit Pauls zu trennen. Er drohte mit einem Konzil in Rom, das die kaiserlichen Waffen erzwingen könnten.

Aber auch seine Religionspolitik in Deutschland sah er durch den Papst bedroht, und er war entschlossen, diese zunächst zu Ende zu führen. Das 1530 in Augsburg begonnene Werk sollte ein neuer Augsburger Reichstag vollenden. Es wurde ein „geharnischter Reichstag", wie der pommersche Edelmann Bartholomäus von Sastrow sagte, der ihn uns beschrieben hat.

Aber Karl sollte erfahren, daß die eingeborenen Kräfte der deutschen Verfassung ihm

trotz allem zu stark waren. Daß Deutschland kein Spanien sei, wußte er. Noch im Januar hatte er an Ferdinand geschrieben, man müsse jedes Land nach seinen alten Gewohnheiten regieren. Dagegen war er entschlossen, jetzt auch in Deutschland die kriegerischen und finanziellen Kräfte sich dienstbar zu machen, wie es ihm in Spanien, in den Niederlanden, in Italien gelungen war. Merkwürdig auf immer, wie er sich das dachte. Er wollte den alten Streit zwischen Monarchie und Einung, der durch die deutsche Geschichte der letzten drei Jahrhunderte ging, beenden, indem er die gesamten Stände Deutschlands in einer Reichsliga zusammenfaßte. Damit knüpfte er an den Schwäbischen Bund an und an Gedanken Maximilians, aber auch weiter zurück an Pläne, die Sigismund und Karl IV. gehabt hatten. Das Einungsprinzip, so oft und noch zuletzt so drohend gegen die königliche Gewalt erhoben, sollte nun ihr dienen. Denn die Reichsliga sollte der einzig erlaubte Bund im Reiche sein, Karl selbst wollte ihr für die Niederlande, sein Bruder sollte ihr für Österreich angehören. Diese Einung war in Zukunft das Reich. Man konnte dann die alten, aus dem Ringen zwischen königlicher Gewalt und Ständen hervorgegangenen Institutionen, den Reichstag und das Reichskammergericht, ruhig bestehen lassen, besonders wenn es gelang, wie Karl plante, den neuen Bund mit einem Bundesgericht, mit Bundeshauptleuten und mit einer Bundeskasse auszustatten. In diesem Bunde war der Einfluß des Hauses Habsburg, der nun von Österreich und den Niederlanden aus wirkte, so groß, daß Karl auf die unpopuläre Herstellung der österreichischen Herrschaft in Württemberg verzichten konnte. Dafür schloß er seine burgundischen Erblande zu einer neuen Einheit zusammen, deren Verhältnis zum Reich sehr eigentümlich gedacht war. Sie sollten souverän sein in Gerichts- und Hoheitsrechten, deshalb vom Kammergericht, wie von allen Reichsgerichten eximiert, aber doch zu den Lasten des Reiches beitragen und dafür von diesem gegen alle Angriffe Beistand genießen. Es war die Krönung des burgundischen Staatsbaus — Königin Maria war eigens von Brüssel nach Augsburg geeilt, um sie zu betreiben —, zugleich aber eine letzte Form der ältesten imperialen Pläne Karls, kaum mehr aus der Absicht heraus, das Kaisertum selbst auf diese große mitteleuropäische Masse zu gründen — davon schreckten ihn die Gefahren der letzten Jahre ab —, wohl aber neben die Verbundenheit von Spanien und Italien eine ähnliche der Niederlande mit Deutschland zu stellen.

In der Tat, es wäre eine staatsmännische Konzeption ersten Ranges gewesen, wenn es gelungen wäre, das so als selbständige Macht neben das alte Reich gestellte Burgund durch die neue Reichsliga mit ihm in organische Verbindung zu bringen. Gelang es dann noch, die kriegerischen Kräfte Deutschlands zu disziplinieren, so war eine Macht geschaffen, wie sie sich noch nie in der Mitte Europas erhoben hatte, gleich furchtbar nach Westen wie nach Osten, gegen Franzosen und Türken.

Aber ehe der burgundische Vertrag zustande kam, war bereits das Herzstück dieser Kombination, die Reichsliga, gefallen. Karl gab den Plan, auf den Widerspruch der Stände hin, bei dem sich die alte von Baiern geführte Opposition gegen jede Verstärkung der habsburgischen Macht mit den religionspolitischen Widerständen der verschiedensten Art und Herkunft vereinigte, fast gleichmütig auf. Schien es ihm zu weit aussehend, die zähe Masse des Reiches in die Form einer neuen Verfassung umzugießen? Bewegten ihn mehr die Fragen seiner Nachfolge und der europäischen Sicherung seiner Macht? Oder

Szene aus dem Lagerleben der Landsknechte im 16. Jahrhundert. Holzschnitt von Erhard Schoen

traten auch diesmal in seinen Gedanken die weltlichen Angelegenheiten hinter dem so lange gehegten Plan der Herstellung eines Religionsfriedens zurück?

Die wichtigste Angelegenheit war dies ohne Zweifel, aber ebenso sicher die schwierigste.

Karl hatte den Krieg geführt, um die Protestanten zur Unterwerfung unter das Konzil von Trient zu zwingen. Diesen Zweck hatte er erreicht, auf dem Reichstag trat nur schüchterner Widerspruch hervor. Am 18. Oktober 1547 konnte er verkünden, daß die Stände sich „solchem allgemeinen Konzil anhängig und unterwürfig machen" wollten. Aber das Konzil bestand nicht mehr in Trient. Es mußte dorthin zurückverlegt werden, und wenn dies geschah, war noch die Frage, ob nicht die bisherigen Beschlüsse, die ohne die Teilnahme der Protestanten gefaßt worden waren, neu vorgenommen werden müßten. Dies forderte die Mehrzahl der deutschen Stände, und gerade dies hätte eine vollständige Kapitulation der römischen Kirche vor Deutschland bedeutet. Aber auch die Zurückverlegung konnte nur durch ein neues Einvernehmen von Papst und Kaiser erfolgen, und dies war weniger zu erwarten als je. Am 10. September, zehn Tage nach Eröffnung des Reichstages, war Pier Luigi, der Sohn des Papstes, in seiner Zitadelle zu Piacenza von Verschworenen ermordet worden. Hinter den Verschworenen stand Ferrante Gonzaga, Karls Gouverneur in Mailand, der den Kaiser schon längst vor dem Papstsohn als dem Haupt aller franzosenfreundlichen Intrigen gewarnt hatte. Der Kaiser hatte den Mord nicht gewollt, aber mit der Beseitigung seines Gegners war er einverstanden, und Piacenza behielt er in seiner Hand. Begreiflich, daß der Papst eine Wiederholung der

Vorgänge von 1527 befürchtete und sich nur noch mehr an Frankreich anschloß, daß die Sendung des Kardinals Madruzzo, der im Auftrag von Kaiser und Ständen die Zurückverlegung des Konzils verlangen sollte, scheiterte. Am 16. Januar 1548 ließ Karl vor dem Konzil zu Bologna, am 23. vor dem Papst in Rom gegen die Rechtmäßigkeit der Bologneser Versammlung protestieren, die Teilnehmer zur Rückkehr nach Trient auffordern. Er selbst, der Kaiser, wolle die Kirche in Schutz nehmen und nach seinem Recht als Kaiser und König handeln.

Es war die Erklärung eines neuen Krieges, eine geistliche Kriegserklärung, wie Ranke sagt. Der Ausgang war ungewiß. Karl verachtete den Papst, das zeigen seine Denkwürdigkeiten; er war überzeugt, daß bei ihm der Nepotismus über die priesterlichen Pflichten siegen würde. Darin sollte er recht behalten; aber zunächst galt es, das Werk zu vollenden, für das er den deutschen Krieg geführt hatte. Und hier mußte er wohl oder übel an den Gedanken der Religionsvergleichung anknüpfen, der schon hinter seinem ersten Auftreten in Augsburg 1530 gestanden hatte. So ist das Augsburger Interim entstanden, durchaus als ein Werk des Kaisers selbst. Es war nicht mehr, wie früher wohl geplant, eine bloße Vereinigung über die Zeremonien mit einer Schlichtung der rechtlichen Streitigkeiten zwischen den Konfessionen, es war ein Sonderbekenntnis, eine neue Augsburgische Konfession. Aber wenn in dem Bekenntnis von 1530 der deutsche Protestantismus versucht hatte, eine Formel zu finden, durch die der Geist der Rechtfertigungslehre einen Platz in der allgemeinen Kirche behaupten konnte, so ging das neue Bekenntnis darauf hinaus, die Papstkirche als Priester- und Sakramentskirche, als Heil- und Erziehungsanstalt aus den ersten Gründen des Erlösungsgedankens in systematischer Geschlossenheit zu begründen. Es gab eine Einräumung an die neue Lehre in der Darstellung der Rechtfertigung, lockerer gefügt, aber aus demselben Geist wie beim Regensburger Religionsgespräch, eine zweite über die Messe, die nur als ein „Wiedergedächtnis" des Opfertodes Christi erscheint, es gab eine Einräumung an das Volk: die zeitweise Duldung von Priesterehe und Laienkelch, eine an die protestantischen Obrigkeiten, daß nämlich von den geistlichen Gütern nicht die Rede war; aber im übrigen war es die wieder aufgerichtete katholische deutsche Kirche, zu der zurückzukehren die Protestanten ermahnt wurden.

Diese neue Konfession sollte nach dem Willen des Kaisers für beide Religionsparteien verbindlich sein. Das scheiterte sogleich an dem Widerstand der katholischen Stände. Dennoch ging Karl seinen Weg weiter. Der Reichstagsabschied vom 30. Juni 1548 fügte das Interim für die Protestanten, die kaiserliche Reformation des Klerus, den verbesserten Landfrieden, die Neuordnung des Kammergerichts, des Münzwesens, der Reichsmatrikel, die Verordnung über den „Reichsvorrat", eine Polizeiverordnung, die Sicherung des Reichs gegen die Türkeneinfälle durch die Erbauung von Festungen zu einem Ganzen zusammen. Er gab sich ausdrücklich als die endgültige Erledigung all der deutschen Fragen, die die Regierung des Kaisers seit 1521 bewegt hatten; er knüpfte insbesondere in der Religionsfrage an die letzten Reichstage von Worms und Regensburg an, als ob kein Schmalkaldischer Krieg dazwischengelegen hätte. Überall ist der Wunsch Karls deutlich, nun auch die deutschen Dinge aus ihren Gegebenheiten heraus zu ordnen, wie es ihm mit den spanischen, den niederländischen, den italienischen gelungen war oder doch gelungen zu sein schien.

Man hat wohl nicht selten gezweifelt, ob die Reformation wirklich eine Bewegung des deutschen Volksgeistes gewesen sei, und wer den Stand der Dinge in Deutschland etwa vor dem Schmalkaldischen Kriege ansah, konnte solche Zweifel teilen. Politische Interessen der Fürsten und dogmatische Meinungen der Theologen schienen die religiöse Bewegung zu beherrschen. Auch der Schmalkaldische Krieg konnte einen solchen Zweifel noch nicht widerlegen. Erst das Interim hat das getan. Denn der Widerstand, der sich sofort dagegen erhob, ist nicht von den Fürsten geführt worden und auch nicht von den Theologen. Allerdings hatte Johann Friedrich in seiner Augsburger Haft die Größe gewonnen, die ihm bis dahin gefehlt hatte. Er stand auf dem Worte Christi: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Er wollte sich nicht mit seiner Seele ein besseres Los auf Erden erkaufen. Und ähnlich erklärte Markgraf Hans von Küstrin, einer von den protestantischen Kriegsgenossen des Kaisers, diesem schon auf dem Reichstag selbst, daß er gut kaiserlich sei, aber bei dem Evangelium beharren wolle. Aber Führer des Widerstandes konnten sie nicht sein. Auch die Theologen nicht, die bisher die religiöse Diskussion geführt hatten. Butzer fand sich dem Interim gegenüber zu sich selbst zurück, er weigerte jede Unterstützung und schürte in Straßburg den Widerstand. Er mußte nach England weichen, wo er noch zwei Jahre glänzender Wirksamkeit hatte. Schlimmer war Melanchthons Los. Er war überzeugt, daß das Interim nicht die „neue ewige, selige Reformation" sei, für die man es ausschrie, er glaubte fest, daß es in zwei Jahren vergangen sein würde. Aber mit dieser Zuversicht streitet sein Bestreben, sich den Verhältnissen anzupassen; er war jetzt ebenso ungeeignet wie 1530 in Augsburg, mit Königen und Fürsten zu streiten. Von seinem Standpunkt aus konnte man vielleicht glauben, daß Papsttum, bischöfliche und gottesdienstliche Ordnung Adiaphora seien, wenn nur die studia verae doctrinae erhalten blieben. Aber dieses Bekenntnis zur Macht des Geistes konnte vielleicht ein täuferisches Dulden hervorbringen, nicht aber einen Widerstand, der den politisch verlorenen Krieg als einen religiösen fortsetzte.

Dieser aber entbrannte nun überall, und seine Führer wurden die Prediger. Schon im September 1547 konnte ein Rat des Herzogs Moritz diesem nach Augsburg berichten, daß weder der Kaiser noch der Herzog imstande sein würden, die Religion zu ändern und „dem Concilio zu parieren, in denen Dingen, darin unsere Prädicanten mit dem Concilio nicht eins seien". „Die Untertanen leiden eher Krieg, Sterben und Verderben." Das war von einem Lande gesagt, das noch nicht ein Jahrzehnt lang protestantisiert war. Was war erst von den alten Sitzen des Protestantismus zu erwarten, von den Städten vor allem, in denen das ganze bürgerliche Leben in die Formen der neuen Lehre gegossen war! In den süddeutschen Städten versuchte man es mit einer Änderung der Ratsverfassung. Der Erfolg war gering. Vor allem aber trat jetzt der protestantische Norden als politische Kraft hervor. Die „armen, aber festen" Städte, die der Kaiser zunächst ihrem Schicksal hatte überlassen wollen, erwiesen sich als ebenso viele Burgen der Reformation. Magdeburg beginnt in seine Heldenzeit zu treten, es wird ein Mittelpunkt des geistigen Widerstandes, „Gottes und Christi Kanzlei". Schon im Jahre 1549 weiß Georg Wizel, einer der begabtesten und eifrigsten Renegaten der Reformation, daß die Häresie, auch wo sie ein paar Monate erstorben zu sein schien, fröhlich wieder aufwacht, wächst und Kräfte gewinnt. Das Volk nennt den Kaiser den Steckenknecht, den neuen Pharao und Herodes. Eine

neue Welle von Liedern, Pamphleten, Flugschriften aller Art gegen das „heuchlerische und glattstreichende Kätzlein Interim" durchbraust das Land. Auf den Holzschnitten erscheint es als die Sphinx Augustana, als ein dreiköpfiges Ungeheuer, weil es den Papst, das Evangelium und den Türken vereinigen will.

Bereits damals war es klar, daß Deutschland sich nicht mit den spanischen Dragonaden, zu denen der Kaiser alsbald greifen mußte, werde zwingen lassen. Die massenhaft vertriebenen Prediger wurden ebenso viele Zeugen des Glaubens. Der gefangene Kurfürst, den Karl mit sich in die Niederlande führte, gewann selbst die Herzen seiner Wächter. Ein Lied „vom alten Kurfürsten" in dem Ton: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ", traf den Herzenslaut der alten Volkslieder.

So half es dem Kaiser nichts, daß Papst Paul III. in seinen letzten Handlungen sich ihm fügte, das Interim bestätigte und das Konzil in Bologna auflöste, ebensowenig, daß der neue Papst Julius III. das Konzil, dem Wunsche Karls entsprechend, aufs neue nach Trient ausschrieb, daß sogar die Abgeordneten der Protestanten hier erschienen. Gerade dadurch, daß Karl, um das Konzil und die deutschen Religionsangelegenheiten persönlich beeinflussen zu können, seinen Aufenthalt in der Nähe beider, in Innsbruck, nahm, ermöglichte es seinen Gegnern, das Netz, das sie längst gegen ihn ausgespannt hatten, über seinem Haupte zusammenzuziehen.

Es war vielleicht der größte Fehler der Politik Karls V., daß er gleichzeitig mit der Ordnung der deutschen Reichs- und Kirchenfragen die Nachfolge seines Sohnes Philipp im Kaisertum betrieb. Karl wußte, daß sich mit diesem Plan seine Stellung zu Ferdinand ändern mußte, der sich als römischer König auch als Nachfolger seines Bruders in der Kaiserwürde ansah, daß er das Reichsrecht oder wenigstens die Reichsgewohnheit mit seinem Plane in einem entscheidenden Punkte durchbreche. Aber das wog ihm leicht gegenüber der Erwägung, daß die Universalmonarchie, die er sich gewonnen hatte, ihre letzten Ziele, die Reform der Kirche, die Wiederherstellung der Glaubenseinheit, die Besiegung der Türken, nur erreichen könne, wenn sie über sein Leben hinaus in ihrer Vereinigung gesichert bleibe. So kam am 9. März 1551 auf einem neuen Augsburger Reichstag ein Habsburgischer Familienpakt zustande, der eine sehr eigentümliche Regelung dieser Frage vorsah. Ferdinand setzte es durch, daß er Karl als Kaiser folgte, aber nur so, daß zugleich Philipp römischer König werde; nach dem Tode Ferdinands sollte dann das Kaisertum an Philipp, die römische Königswürde an Maximilian, den Sohn Ferdinands, fallen. Also eine dauernde Verbindung der beiden habsburgischen Linien, zugleich die dauernde Verbindung von Deutschland und Spanien; die Niederlande und Italien in der spanischen Interessensphäre, aber doch zur Hilfe für Deutschland besonders gegen die Türken verpflichtet. — Es ist ein Plan, so künstlich, wie die ganze Politik und der ganze Aufbau des Weltreichs Karls V., verständlich nur aus jener Verbindung von Familiengefühl und universalistischen Tendenzen, die Karls Wesen ausmacht.

Für die deutsche Verfassung bedeutete dieser Plan eine Krisis, vergleichbar nur mit der, die viereinhalb Jahrhunderte vorher der Erbreichsplan des Staufers Heinrichs VI. hervorgerufen hatte. Wurde er verwirklicht, so war die Kaiserkrone fortan erblich im Hause Habsburg; die hohe Aristokratie war nicht nur von jedem Einfluß auf die Kaiserwahl ausgeschlossen, sie konnte auch gar nicht mehr darauf hoffen, den Kaiser irgendwie ähnlich wie 1519 zu binden.

Die dicken pfenning ſo ſie nit werhafft ſint vñ f ürkolle genõmen werden

Jtem ain dick pfenning ſtat auff ain bild geleich aim prieſter/in aim korock blos haupts vnd dar vmb geſchriben + Ludowic E. Flis E. Lauanie 7 C do. Auff der andern ſeyten ſtat ain haylig yn münchs klaydern auff aim ſtül ſitzend/hat ain adler zů den füſſen ſion/dorüb ſtat geſchribenn. + S Theones + Martir. Diſſer dicke pfenning thůt zwey. Creützer vnd ain halben Creützer/ Haltet die marck. ix. lot vnd. x. green.

Jtem ain dicken pfennig ſtat auff ain bild geleich wie ob geſchriben ſtat auch bloß haupts/vñ die ſelb vmbgeſchrifft auff der andern ſeyten ſtat ſchilt vnd helm auff dem helm ain adler/ hat auff ſeinẽ haupt ain kayſer kron/ſtat darumb die geſchrifft + Jheſus autem Tran p Med ill ib. Diſſer dicke pfenning thůt ainer. zwey. Creützer. Haltet die marck viij lot vnd. ij. green

Jtem aber ain dicken pfenning mit aine bild geleich ainẽ prieſter in aim korock/hat ain bonet auff ſeinem haupt ſtat dar umb + Ludflis E. Lauanie me. Serani Do. Vñ auff der anderen ſeiten ſchilt vnd helm geleych dem ob geſchribẽ ſtat dar vmb + Jheſus au tra per med illoũ. j. Diſſer pfenning thůt zwey. Creützer bloß. Haltet die marck. ix. lot vnd xvj. green.

Jtem dicke pfenning die man nennet Lumbarts dick pfenning/iſt auff ainer ſeiten ain hallig in aim gantz türiß hat ain ſchwert in ainer handt/vñ in der andern handt ain fane/ ſtat rumb geſchriben. Sanctus Conſtantius. Auff der andern ſeytẽ ain adler hat ain kron auff dem kopff/ vnd iſt darumb geſchriben Michael aute. marchio Salutiarum Diſſer pfenning thůt ir ainer. zwey. Creützer vnd ain halbẽ/ Vn haltet die marck ix lot vnd. xvij. green.

Jtem ain ander dick pfenning ſtat vnſer frawen bild an/mit ainem kindel am arm ſitzende auff ainer banck/vñ ſtat dar vmb geſchribñ Protege. Virgo. Piſas. Auff der andern ſeitẽ ain Creütz ſtat darumb geſchriben. Piſani. Comunis. Diſſer pfenning thůt zwey. Creützer Vnd haltet die marck. viij vnd. ij green

Jtem dicke pfenning ſtat an ainer ſeiten ain bruſtbild mit ainẽ bonet/vñ ſtat die geſchrifft darumb. Gwilhelmus. Marmont. Fer. C. Auff der andern ſeiten ſtat ain groſſer ſchilt mit vier fierteln hat in der miten ain klainen ſchilt/dar umb ſtat die geſchrifft geſchriben + Sacri Ro. Imp. Princ. Vica pp. Diſſer pfenning thůt ainer. zwey. Creützer vñ ain halben. Vnd haltet die marck. xiij. lot vnd. iij. green.

Warnung vor falſchem Geld.
Einblattdruck mit Darſtellung und Beſchreibung minderwertiger Münzen. München, Staatsbibliothek

Dies wagte Karl in einem Augenblick, wo er das deutsche Fürstentum durch die dauernde Gefangenhaltung zweier seiner Mitglieder in seiner ungeheuren Standeseinbildung aufs tiefste beleidigt hatte, wo überhaupt zu dem religiösen Widerstand, den er in Deutschland entfesselt hatte, die alte fürstliche Opposition in neuer Stärke trat. Ihr Führer wurde Moritz von Sachsen.

Er war ein Politiker der neuen Generation. Bei ihm handelte es sich nicht, wie bei Philipp von Hessen, um die Frage, wieweit sich das religiöse und politische Prinzip mit persönlicher Geltung vereinigen lasse; Religion und Politik waren ihm gleichmäßig instrumenta regni. Wenigstens in einem Punkte hat er von solcher Anschauung aus ein wesentliches Interesse der Reformation gefördert. Seine „Neue Landesordnung" schuf mit dem eingezogenen Kirchengut die sächsischen Fürstenschulen, besser dotiert und organisiert als irgendwo anders. Sie sollten die großen Pflanzstätten der neuen protestantischen Bildung werden. Unter den deutschen Fürsten seiner Zeit hat Moritz nicht seinesgleichen. Von Karl V. unterscheidet ihn nicht nur das Temperament, die deutsche Lebensart, die die natürlichen Triebe noch nicht zu zügeln weiß, sondern wohl auch das Fehlen letzter Ziele, obgleich es kein Zweifel ist, daß er in die großen Konzeptionen der Politik in seiner kurzen Laufbahn je länger je mehr hineingewachsen ist. Jedenfalls wollte er jetzt, was er im Bunde mit Karl gewonnen hatte, gegen ihn behaupten. Die Aussichten darauf waren vortrefflich. Verstand er seine Stellung zu benutzen, so konnte er an die Stelle gelangen, die einst Friedrich der Weise verschmäht hatte.

Im nördlichen Deutschland hatte Markgraf Hans von Küstrin, ein protestantischer Haudegen im Stile Frundsbergs, ein Defensivbündnis zustande gebracht zum Schutze der Religion gegen Kaiser und Interim. Im mittleren Deutschland stand Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, auch einer der protestantischen Parteigenossen des Kaisers, aber jederzeit bereit, sich irgendwo anwerben zu lassen, ein Mann, dem nur in Kriegshändeln wohl war. Im Süden Baiern, gekränkt in seinen Hoffnungen auf die Pfalz; dann Ferdinand und sein Sohn Maximilian, die auch nach dem Familienpakt von Augsburg überall nach Mitteln suchten, ihn nicht vollziehen zu lassen. Endlich im Westen Frankreich, wo Heinrich II., durch jeden neuen Schritt des Kaisers zu größerer Feindschaft getrieben, nur auf eine Gelegenheit wartete, die Verbindungen seines Vaters mit der deutschen Opposition zu erneuern. Diese Gelegenheit war seinerseits gegeben, seit er durch einen Frieden mit England die Hände frei hatte. Am 3. Oktober 1551 kam zu Lochau unter der Führung des Kurfürsten Moritz, der damals noch Reichsfeldherr gegen das geächtete Magdeburg war und den Krieg mit dem dem Kaiser bewilligten „Reichsvorrat" führte, ein Angriffsbündnis gegen den Kaiser zustande, am 15. Januar des folgenden Jahres in Chambord, dem schönsten Renaissanceschloß, das die Baulust Franz' I. errichtet hatte, ein Vertrag mit Frankreich. Um der „spanischen Servitut" ledig zu werden, überlieferten die deutschen Fürsten Heinrich II. die westlichen Tore Deutschlands, Metz, Toul und Verdun. Das seien, sagten sie, zwar Städte des Reichs, aber nicht deutscher Zunge. Es schien ihnen weniger gefährlich, wenn diese Bollwerke Frankreich gehörten, als wenn sie die burgundische Macht des Kaisers stützten. Der erste Schritt zum Zusammenbruch der großen Westmauer, die die burgundische Politik zwischen Frankreich und Deutschland errichtet hatte, war getan.

Propyläen-Weltgeschichte

EUROPA ZUR ZEIT D

R REFORMATION

So wenig ungewarnt wie vordem die Schmalkaldener ist Karl 1552 überzogen worden. Aber wenn diese von der Größe der Gefahr keinen Begriff hatten, weil sie in den kleinen Verhältnissen nachbarlicher Fehdepolitik aufgewachsen waren, so Karl, weil er in den weitesten Kombinationen lebte und das Nächste aus dem Auge verlor. Er blickte unverwandt nach Trient, wo jetzt endlich der Wunsch seines Lebens in Erfüllung zu gehen schien. Vergebens stellten ihm sein Rat, der jüngere Granvela, und der tätigste seiner Kriegsobersten, Lazarus von Schwendi, vor, daß er in Innsbruck, ohne Geld, ohne Hilfstruppen, entfernt von allen Quellen seiner Macht, Gefahr laufe, dem kaiserlichen Ansehen einen unheilbaren Stoß zu versetzen. Karl blieb taub für alle Warnungen.

Kurfürst Moritz von Sachsen.
Gemälde von Lukas Cranach d. J. Dresden, Gemäldegalerie

So genügte ein kräftiger Vorstoß des Kurfürsten Moritz mit den in Franken zusammengezogenen Truppen der Verbündeten auf Augsburg und von da nach Tirol, um den Kaiser von der Höhe seiner Macht zu stürzen. Vor den nahenden Feinden floh er von Innsbruck nach Villach. In einer Sänfte ließ er sich bei Nacht, von Schmerzen gequält, über das Gebirge tragen. Der Kurfürst Johann Friedrich, den er solange als Gefangenen mit sich geführt hatte, sah sich in seinem Gottvertrauen belohnt: er ward frei. Vor dem Einrücken der Verbündeten zerstob das Konzil von Trient. Seine Vertagung war freilich schon beschlossen, weil sich die Schwierigkeiten, mit den Protestanten und der spanischen Opposition zu verhandeln, als unüberwindlich erwiesen. Aber nun sah die Welt die Prälaten der allgemeinen Kirche vor den Soldaten der Kriegsfürsten davoneilen. Im Westen Deutschlands erschien Heinrich II. Ein Sendschreiben ging ihm voran, Libertas betitelt, das als die Absicht des Königs erklärte, die Freiheit der deutschen Nation und des Heiligen Reichs zu fördern und sich dadurch die Unsterblichkeit zu sichern, wie einst Flamininus in Griechenland. In kurzem waren Metz, Toul und Nanzig in seinen Händen. Gleichzeitig zeigten sich die ersten Risse in dem Gebäude der italienischen Herrschaft Karls; Parma, das der Kaiser, mit dem Papst vereinigt, den Farnesen zu entreißen versucht hatte, hielt sich, und der Papst mußte unter französischem Druck Frieden schließen. Im Juli erhob sich Siena gegen die kaiserliche Herrschaft unter dem Rufe: Frankreich, Sieg, Freiheit!

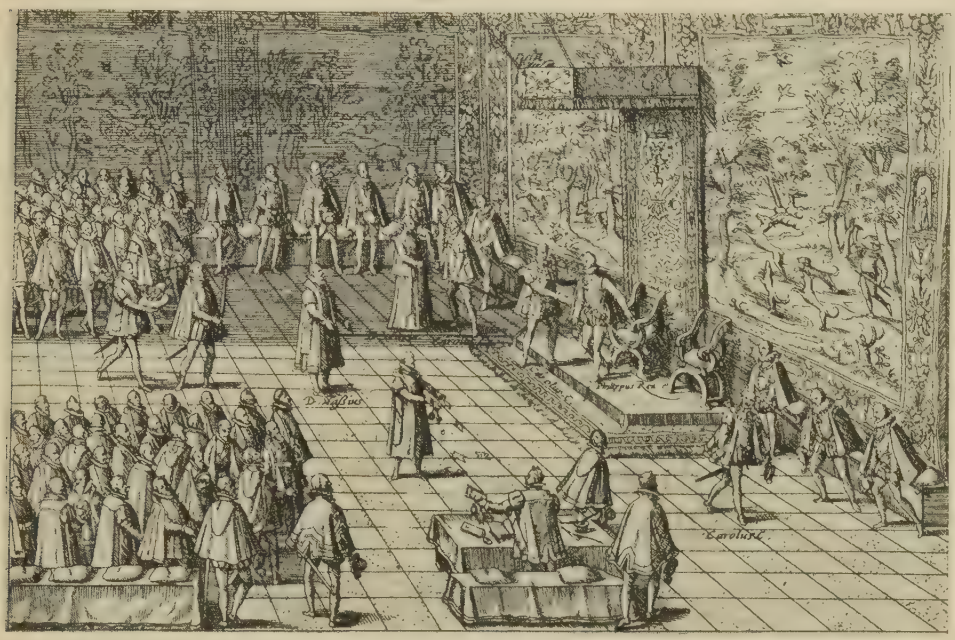
frieden und den Austrag des politischen Zwiespalts auf einen neuen Reichstag übertrug. Nur eines war erreicht, freilich das Wichtigste: Das Interim war gefallen, der Versuch des Kaisers, den Religionszwist vor das allgemeine Konzil zu bringen, war gescheitert. Aber ebenso bedeutsam war es doch, daß der Passauer Vertrag zwischen den vermittelnden und den kriegführenden Ständen geschlossen war, wobei Ferdinand zu den ersteren trat, der Kaiser aber nur um nachträgliche Bestätigung dieses Abkommens angegangen wurde. Nichts konnte deutlicher zeigen, daß die Lage, was das Verhältnis des Kaisers zu den Ständen betraf, sich seit dem geharnischten Reichstag von 1548 in ihr Gegenteil verkehrt hatte. Ranke hat den Passauer Vertrag mit dem Fürstenbund von 1785 verglichen. Damals sei Karl V. unter Mitwirkung des deutschen Hauses Österreich vom Reiche ausgeschlossen worden. — Noch war es nicht so weit, aber dahin trieben nun wirklich die Dinge.

Nicht nach einem halben Jahr, wie man beabsichtigt hatte, sondern erst nach zwei und einem halben kam der Reichstag zustande, der die religiöse Frage in Deutschland endgültig entscheiden sollte.

Noch einmal hatte sich der Kaiser erhoben, mit all seinen alten Plänen. Er wollte Frankreich niederwerfen, dann wiederum einen Bund im Reiche aufrichten, die Nachfolge Philipps durchsetzen, endlich sich an Moritz rächen. Das alles scheiterte durch die vergebliche Belagerung von Metz. Karl zog sich in die Niederlande zurück, schon jetzt resigniert in allem, was das Reich betraf. Immer deutlicher wurde, daß Ferdinand an seine Stelle getreten war. Aber das Reich zu beherrschen vermochte dieser nicht im entferntesten, auch Kurfürst Moritz nicht, der seine Stellung gegen den zurückgekehrten Johann Friedrich sichern, sein unklares und bedenkliches Verhältnis zu den andern Reichsständen und zu Frankreich neu gestalten mußte. So war es möglich, daß noch einmal ein Bandenführer Deutschland mit Unruhe erfüllte wie einst Sickingen. Markgraf Albrecht Alcibiades hatte die gärende Unruhe seines Vaters Kasimir geerbt, aber seine Antriebe und Pläne blieben auf der Stufe des Raubrittertums. Durch den Passauer Vertrag in seinen Hoffnungen getäuscht, führte er auf eigene Faust den Krieg gegen die fränkischen Bistümer und gegen Nürnberg. Und so zerrüttet war Deutschland, daß man auch von diesem Mann besorgen mußte, es werde sich ihm der gemeine Mann zuwenden wie einst Sickingen und dann ein neuer, gefährlicherer Bauernkrieg entstehen. Kurfürst Moritz bezahlte den Versuch, Albrecht niederzuwerfen, mit seinem Leben. Erst im Mai 1554 gelang es, die Acht gegen ihn auszuführen und ihn zur Flucht nach Frankreich zu zwingen.

Nur das Gute hatten diese furchtbaren Dinge für Deutschland, daß jetzt allgemein als erste Notwendigkeit, noch vor Beilegung des religiösen Zwiespalts, die endliche Sicherung des Landfriedens empfunden wurde. Aus einer Unruhe und Unsicherheit, die in vielem an die letzten Zeiten Maximilians erinnerte, stiegen wie von selbst die alten Pläne der Reichsreform hervor. Wiederum handelte es sich darum, in Deutschland endlich Friede und Recht wirksam zu machen. Die Frage des Landfriedens wurde die Grundlage bei den Verhandlungen des Augsburger Reichstags von 1555; mit ihm zugleich sollte die religiöse Frage endgültig geschlichtet werden.

Will man den Abschluß verstehen, den hier der große deutsche Religionskampf gefunden hat, so muß man feststellen, daß es sich weder um eine Religionsvergleichung im Sinne der Religionsgespräche noch um einen Versuch handelte, das Gemeinsame zu retten, das

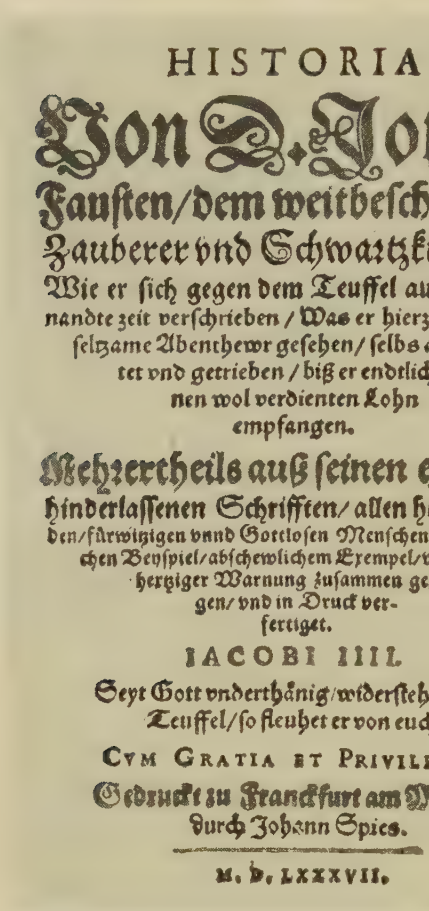


Die Abdankung Karls V. Radierung von Hogenberg

der Konfessionsstreit übriggelassen hatte, obgleich diese Gedanken immer noch an ihren alten Stätten, z. B. in Straßburg, weiterlebten. Theologische Disputationen und Erörterungen der Grundfragen mochten vielleicht in Zukunft einmal die Geister näherbringen, im Augenblick hätten sie die Gegensätze nur verschärft. So sehen wir denn die Theologen das Feld wieder an die Juristen abgeben. Diese aber lebten nicht mehr, wie die des Reichsregiments, in den Ideen des Reichs, sondern in denen des neuen Territorialismus. Und nur um einen Frieden zwischen den Territorien konnte es sich jetzt handeln. In diesen hatten sich die Kräfte beider Lager gesammelt.

Diese Lage hat die Parität des Augsburger Religionsfriedens geschaffen. Es wurde eine Parität zwischen den Reichsständen, nichts weiter. Als Glieder des Reichs erkannten sich Katholiken und Protestanten augsburgischer Konfession die Gleichberechtigung zu. Sie verzichteten beiderseits auf die Geltendmachung älterer Rechte; für den Besitz an geistlichen Gütern wurde der Stand des Passauer Vertrags zugrunde gelegt. Dafür sicherten sie sich gegenseitig die konfessionelle Schließung ihrer Territorien. Daß in einem Lande nur eine Religion sein könne, war ja längst der Standpunkt beider Religionsparteien, nur daß dies Land eben nicht mehr Deutschland hieß.

Es gab zwei Schwierigkeiten bei dieser Lösung: die Stellung der Städte und die des geistlichen Fürstentums. In den Städten, vor allem in denen des Südens, war durch das Interim und die kaiserlichen Ausführungsmaßnahmen das katholische Wesen wenigstens teilweise wiederhergestellt. Die Katholiken waren nicht gewillt, sich dies entreißen zu lassen. So blieb hier in den Städten eine Parität innerhalb des Gemeinwesens. Schwieriger lag die Sache bei den geistlichen Fürstentümern. Seit die Reformation eine politische



HISTORIA

Von D. Johañ Fauſten/dem weitbeſchreyten Zauberer vnd Schwartzkünſtler/

Wie er ſich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verſchrieben / Was er hierzwiſchen für ſeltzame Abenthewr geſehen/ ſelbs angerichtet vnd getrieben / biß er endtlich ſeinen wol verdienten Lohn empfangen.

Mehrertheils auß ſeinen eygenen hinderlaſſenen Schrifften/ allen hochtragenden/fürwitzigen vnnd Gottloſen Menſchen zum ſchrecklichen Beyſpiel/abſchewlichem Exempel/vnnd trewhertziger Warnung zuſammen gezogen/ vnd in Druck verfertiget.

IACOBI IIII.

Seyt Gott vnderthänig/widerſtehet dem Teuffel/ſo fleuhet er von euch.

Cvm Gratia et Privilegio.

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn/ durch Johann Spies.

M. D. LXXXVII.

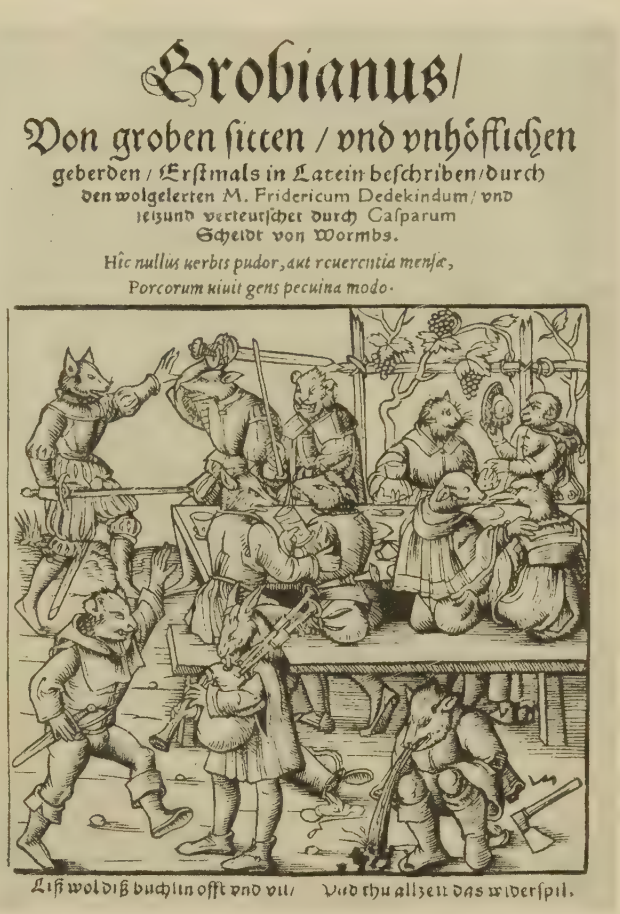
Titelblatt der erſten Ausgabe des Fauſtbuches. Frankfurt a. M. 1587

Angelegenheit geworden war, hatte ja ihre Zwitterſtellung als geiſtlich-weltliche Gemeinweſen immer wieder den Streit erregt. Wir wiſſen, gerade die Möglichkeit, daß das geiſtliche Fürſtentum von der religiöſen Bewegung erfaßt werden könne, hatte Karl V. zu ſeiner letzten großen Anſtrengung getrieben, hatte in den politiſchen Plänen der Schmalkaldener ſchließlich die entſcheidende Rolle geſpielt. Hier lag die große Gefahr der Zukunft. Die katholiſchen Stände verteidigten hier ihre letzte Poſition innerhalb des alten Reichszuſammenhangs; die Proteſtanten aber hätten geglaubt, ihrer Religion etwas zu vergeben, wenn ſie auf die ſpätere Evangeliſierung dieſer Gebiete verzichteten. Faſt wäre der Friede an dieſem Punkte geſcheitert. Da fand ſich der Ausweg, den man ſchon auf früheren Reichstagen eingeſchlagen hatte. Beide Teile ſtellten die Entſcheidung dem römiſchen König anheim, und dieſer verkündete aus eigener Macht den „geiſtlichen Vorbehalt", daß ein geiſtlicher Fürſt, der zum neuen Glauben übertrete, auf Land und Würde verzichten müſſe. Es war ein Entgelt dafür an die Proteſtanten, wenn eine weitere königliche Erklärung, die dem Frieden zur Seite ging, den geiſtlichen Fürſten das Recht nahm, in ihren Gebieten Stände der andern Religion „reformieren" zu dürfen.

Das iſt der Augsburger Religionsfriede, ein „Religions- und Landfriede", wie die Einleitungsformel ſagt. Wie er auf Grund und mit Benutzung des Speirer Reichstagsabſchieds von 1544 und der „Paſſauer Handlung" zuſtande gekommen war, ſo zeigt er den Ausgleich zwiſchen den beiden Tendenzen, die in dieſen Beſchlüſſen wirkſam geweſen waren. In Speier wollte man den alten Reichslandfrieden auf den Religionsſtreit ausdehnen; daß dies aber durch die „vorwaltenden Fürſten" geſchehe ohne Kaiſer und Papſt, das war die Abſicht der Paſſauer Verhandlung.

Den Kaiſer zu beſiegen war nicht ſchwer. Die Niederlage vor Metz hatte in ihm zerbrochen, was noch von Plänen für ſeine deutſche Herrſchaft in ihm lebte. Als der Augs-

burger Reichstag nahte, gab er ſeinem Bruder Ferdinand Vollmacht zu handeln. Er fand es wider ſein Gewiſſen, im Punkte der Religion die Einräumungen zu machen, die er kommen ſah. Und Ferdinand müſſe die Laſt tragen, die ja ohnedies bald auf ihn übergehen werde. Karls große Pläne hatten jetzt ſchon eine andere Richtung genommen; die Vermählung ſeines Sohnes Philipp mit der neuen Königin Maria des wieder katholiſch gewordenen England eröffneten ihm eine weltpolitiſche Ausſicht, vor der Deutſchland verſchwand. Als der Augsburger Religionsfriede geſchloſſen wurde, war Karl ſchon entſchloſſen, ſeine deutſche Krone niederzulegen.


Grobianus/
Von groben ſitten / vnd vnhöflichen
geberden / Erſtmals in Latein beſchriben/durch
den wolgelerten M. Fridericum Dedekindum/ vnd
jetzund verteutſchet durch Caſparum
Scheidt von Wormbs.
Hic nullus verbis pudor, aut reuerentia menſæ,
Porcorum riuit gens pecuina modo.
Liſt wol diß buchlin offt vnd vil/ Vnd thu allzeit das widerſpil.

Titelblatt der erſten deutſchen Ausgabe des „Grobianus“, (ſatiriſches Gedicht auf die Roheit der Zeit) Worms 1551

Mit dem Kaiſer trat auch der Papſt aus den deutſchen Fragen zurück. Wohl weilten ſeine Nuntien in Augsburg; ſie berichteten in Ausdrücken ſteigenden Entſetzens über den nahenden Frieden als eine turpe cosa et scandalosa, fuor di misura, und es iſt kein Zweifel, daß der Mann, der ſeit dem 23. Mai 1555 auf dem päpſtlichen Thron ſaß, ihr Entſetzen teilte. Denn dies war Paul IV., als Kardinal Carafa das Haupt der mönchiſchen Reform, der denn auch mit den Ideen Gregors VII. ſeinen Pontifikat antrat. Aber ſo weit waren die deutſchen Dinge gediehen, daß dies jetzt nichts mehr bedeutete. Den Augsburger Religionsfrieden hatte das Reich zuſtande gebracht. Es erſchien in ſeiner alten Form als ein geiſtlich-weltliches Imperium, den römiſchen König an der Spitze, in den alten Gliederungen in die drei Kollegien der Kurfürſten, Fürſten und Städte, unter denen das kurfürſtliche jetzt wieder ſeine Vorrangſtellung ergriff. Es war eigentlich, wie wir ſahen, ja auch nur befaßt mit der alten Frage, mit der es in die Reformationszeit hineingegangen war, wie man Friede und Recht in Deutſchland herſtellen könne. Aber es war nicht mehr das Reich Maximilians und Bertholds von Henneberg. Damals handelte es ſich darum, dem Reiche eine Verfaſſung zu geben, welche das

Verhältnis der Monarchie zu den ständischen Gruppen regelte, in denen sich ebensowohl die politische wie die soziale Gliederung des Reichs ausdrückte. Jetzt handelte es sich darum, die Interessenbezirke, welche sich die vorwaltenden Fürsten erobert hatten, zu einer bundesgenössischen Ordnung zusammenzufassen. Deshalb bestimmte die Reichsexekutionsordnung, die zugleich mit dem Religionsfrieden beschlossen wurde, daß zwar die Handhabung des Landfriedens, wie das schon unter Maximilian beabsichtigt war, den Reichskreisen zufallen sollte, aber in diesen Kreisen gab es keine königliche Hauptmannschaft mehr, sondern die Leitung fiel den kreisausschreibenden Fürsten zu. Das Territorialfürstentum hatte jetzt auch diese letzte Position der Reichsgewalt erobert. Die Organisation der neuen Ordnung war ganz defensiv. Sie ging von der nachbarlichen Hilfe aus und sah nur für die Fälle, wo diese versagte, eine Stelle vor, die gemeinsame Handlungen aller Stände zur Wahrung des Landfriedens beschließen konnte, den Deputationstag, in dem nun die neue Hierarchie des Reiches mit der Vorherrschaft der Kurfürsten und der Zurückdrängung aller nichtfürstlichen Stände ihren ersten Ausdruck fand. — Für den politischen Frieden in Deutschland kam es in Zukunft nur auf eines an: auf das Einverständnis der vorwaltenden Fürsten, für die Möglichkeit einer politischen Betätigung der Nation nach außen darauf, wie weit es einem deutschen Kaisertum noch gelingen konnte, den so veränderten Reichskörper zu bewegen.

Und was bedeutete dieser Abschluß für die Reformation? Kann man anders urteilen, als daß hier eine aus den Tiefen des Volkes entsprungene Bewegung ihren Abschluß in einem staatspolitischen Kompromiß gefunden hat? Es war ein Zeichen der allgemeinen Ermattung des öffentlichen Lebens, daß auch dieses Männern beider Parteien als eine Gottesgabe erschien. Die Ruhe, die man sich daraus erhofft hatte, trat aber doch nicht ein, noch weniger das Gefühl der Sicherheit. Schon im Februar 1556 besorgt ein schwäbischer Adliger, man werde das Werk des vergangenen Sommers nicht büchisch, sondern spießisch disputieren müssen.

So war das Schicksal Deutschlands am Ausgang der Reformationsperiode nicht viel von dem Italiens am Ende des 15. Jahrhunderts verschieden. In demselben Augenblick, wo der Geist der Nation sich zu vollem Selbstbewußtsein durchrang, verschwand die letzte Aussicht auf eine politische Größe. Allerdings erscheint Deutschland, als geographisches Gebilde betrachtet, nachdem Karl seinem Sohn Philipp zu der spanischen Erbschaft auch die Niederlande und Italien gegeben hatte, geschlossener und national einheitlicher als je zuvor. Allerdings erscheint auch das deutsche Kaisertum jetzt endgültig als ein Kaisertum über Deutschland; seine mit Ludwig dem Baiern und dem Kurverein von Rense begonnene Säkularisierung und Nationalisierung ist vollendet. Ferdinand eröffnet die Reihe der deutschen Kaiser, die nicht mehr von einem Papst gekrönt werden. Und der Einbruch der Fremden, der die italienische Renaissancekultur erschüttert und schließlich vernichtet, hat sich in Deutschland erst mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Augsburger Religionsfrieden vollzogen, als der Geist der Nation bereits erschüttert war. Gewiß ist also der Zeitraum vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Krieg, wie ihn schon Ranke gesehen hat, noch eine Epoche, in der alle Möglichkeiten einer großen Entwicklung gegeben sind. Aber wenn sie nicht zu Wirklichkeiten geworden sind, so lag der Grund doch eben in den Zuständen, die der Augsburger Religionsfriede geschaffen hat.

Die beiden Schlußseiten
des Augsburger Religionsfriedens
vom 25. September 1555
mit der Unterschrift und dem Siegel
Kaiser Ferdinands I.
Wien, Staatsarchiv

Der frey vnd Reichs stett gesandten,

Reinisch Banck:

Aich. Gerlacus Kalckmacher doctor Syndicus. Strasspurg Heinrich von Mül-
heim Stettmeister, Hans von Brüssel Ammeister Ludwig Gremp doctor und
Jacob Herman. Wormbs. Peter Berling alter Stettmeister: und Hans Melchior
[illegible] Statschreiber und Syndicus: Speyer [illegible] Rodel verwandt. Franckfurt [illegible]
und Humprecht doctor und [illegible] Hans Jungen mit befelch der Statt [illegible], Hagenaw
vnnd der Statt in der Landtvogtey Hagenaw gehörig. Nemblich Colmar, Schletstatt,
Weissenburg, Landaw. Ober Ehenheim. Keysersberg Münster in S. Gregorien thall,
Rossheim und Türckheim [illegible] Moll statthalter zu Hagenaw und Balthasar [illegible] Statt-
schreiber zu Colmar Geylnhausen. Pfaltzgrauische [illegible]. Rathe [illegible], Mülhau-
sen in Düringen, Magister [illegible] Otthofer [illegible] Goslar Christoff [illegible]
dorff und Syndicus, Friedberg in der Wetteraw Johan Brendell von Homburg
Alter Burggraff daselbst,

Schwabisch Banck.

Regenspurg N. Portner Statt Cammerer Johan [illegible] D. und [illegible] M.
Syndicus. Nurenberg. Sebald Haller vom Hallerstein, Christoff Gugel. D. Jacob Muffel Burg.
[illegible] mit befelch der Statt Weissenburg und [illegible] am Nordgaw. Ulm Georg [illegible]
Hans Kraft gehaimer Rath Hans [illegible] Burgermaister und Johan [illegible] mit befelch der Stett [illegible]
Giengen, Weingarten, Biberach, Dunckelspühel. Leutkirch. Pfullendorf. Buchaw am [illegible]
Schwäbisch Hall Jorg [illegible] Rudolff [illegible] doctor [illegible] daselbst. Rottenburg auf der
Tauber. [illegible] D. Syndicus mit befelch der Statt [illegible] Esslingen
Hieronimus [illegible] Burgermaister und Johan Machtolf L. Nordlingen Hans [illegible]
Burgermaister. Reutlingen. Hans [illegible]. Schwäbisch Gmünd
Paulus [illegible] Stettmaister, Memmingen. [illegible]
[illegible] und [illegible]. Lindaw. Hieronimus Pappus Burgermaister
und Caspar von Kirch. Rauenspurg. Melchior [illegible]: Kempten [illegible]
Hieronimus Schmidt Stattschreiber: Kauffbeuren Blasi Gerhardt Raths ver-
wandter [illegible] Burgermaister und [illegible] Burgermaister. Yssni. Hans
[illegible] Raths verwandter Giengen Hans [illegible] Burgermaister.
Bopfingen Georg [illegible] des geheimen Raths und Johan [illegible] Stattschreiber
daselbst Wyhl Valentinus [illegible] und Gabriel [illegible] Stattschreiber Don-
nawerdt Hans [illegible] Burgermaister und Wolff [illegible] Stattschreiber
Heilpron Wolff [illegible] Burgermaister und [illegible] Raths verwandter,
Augspurg Conradt [illegible] Burgermaister. Johan Baptista Hainzell Hieronimus [illegible]
[illegible] und Sebastian Christoff [illegible] doctor, mit befelch der Statt [illegible] zu
Uberlingen und Buchorn,

Des zu urkundt haben wir Marquart vom Stain zu Meintz, Bam-
berg und Augspurg Thumbprobst, Eberhardt von Gemmingen Ampt-
man zu Oppenheim, Meintzische und Pfaltzgrevische Churfürstliche
geordnete Räth und Gesandte zu diesem Reichstag an statt unserer gst.
Herrn und der andern Churfürsten, Michaell Ertzbischoff zu Saltzburg
Legatt des Stuls zu Rom, und Albrecht Pfaltzgraf bei Rhein, Hertzog
in Obern und Nidern Bayrn, von unser und der Geistlichen und
Weltlichen Fursten wegen, Christoff von Hausen, von wegen der Prelaten, Peter Andres [illegible]
von wegen der Graven und Herrn, und wir Burgermaister, [illegible]
und Rath zu Augspurg von unser und der frey und Reichs
Statt wegen, unsere Insigell an diesen Abschiedt thun henck[en].

Geben in unser Konigs Ferdinandi und des heilg. Reichs
Statt Augspurg uff den funfft und zwaintzigsten tag des
Monats Septembris. Nach Christi unsers lieben Herrn geburt
den funffzehenhundersten und funff und funffzigisten Jar
unserer Reich des Romischen im funff und zwaintzigisten
und der andern im neun und zwaintzigisten.

Ferdinand

J. Jonas D.
Canntzler

Nicht darauf kam es an, daß man äußerlich die alte Reichsform erhalten hatte, sondern daß der Geist verschwunden war, der noch in der Reformationszeit und gerade in ihr diese Form mit Leben erfüllt hatte. Es ist eine bedeutsame Beobachtung, daß mit dem Augsburger Religionsfrieden das Interesse des Volkes an den großen Angelegenheiten seines Gesamtdaseins erlischt. Sowohl das Volkslied wie die Flugschrift verlieren ihre frühere Bedeutung als Stimme und Zeugnis der öffentlichen Meinung. Immer stärker wandelt sich die geistige Energie des Volkes zu literarischen Interessen. Von der Gliedschaft eines Weltreichs blieb dem Deutschen die Teilnahme an den Welthändeln in West und Ost, im fernen Asien und über dem Meer. Aber es ist die Teilnahme des Spießbürgers, der sich fern vom Schuß und in trügerischer Geborgenheit weiß. Nicht anders verwandelt sich das politische Denken selbst. An Stelle der Reichsreformpläne treten einerseits die gelehrten Deduktionen über den doch nicht mehr zu definierenden Charakter des Reichs, andererseits die Utopien, die den besten Staat suchen. An Stelle eines Nationalgefühls, das die universalen und nationalen Bindungen in eins faßt und die humanistische Bewußtseinsstellung mit der neuen religiösen Überzeugung auszugleichen strebt, die barocken Vorstellungen einer „Deutschheit", die schließlich ihre Hauptaufgabe darin sieht, sich gegen das eindringende à-la-mode-Wesen zur Wehr zu setzen. Das Zeitalter des deutschen Privatmenschen zieht herauf. — Unterhalb dieser literarischen Schicht aber bleibt der alte Drang des Volkes zur Phantastik, zur Naturbeseelung, zur grüblerischen Versenkung. Er brodelt auf in dem „paracelsischen Geist", der die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland beherrschen wird. Er bleibt formlos und tumultuarisch. Er sammelt sich in der genialen Konzeption der Faustsage. Aber er weiß sie nicht zu gestalten. — Und darunter liegen die alten animalischen Triebe des Volkes. Sie sind längst noch nicht gebändigt. Sowohl die alte wie die neue Kirche haben hier ihr Erziehungswerk gleichsam von vorn beginnen müssen. Es wurde ihnen nicht zum geringsten Teil durch das trotzige Bekenntnis zu dieser Unkultur erschwert, die durch die theologische Polemik und durch die Kriegswirren gleichmäßig gefördert worden war. In der Zeit des Schmalkaldischen Krieges hat die Nation ihren neuen, beiden Konfessionen gemeinsamen Heiligen erhalten. Er hieß St. Grobianus. Wilhelm Scherer hat das Auftreten dieser Gestalt ebenso bedeutsam für die Zeit gefunden wie das des Faust.

War es zu verwundern, daß der Fortgang der Reformation als europäische Bewegung nicht an Deutschland geknüpft blieb, daß der Calvinismus die Helden der Glaubenskriege des nächsten halben Jahrhunderts stellte? Gewiß ebensowenig wie dieses, daß der Geist Luthers noch Generationen brauchte, um seine umwälzende Wirkung auf den deutschen Geist völlig zu offenbaren. Die neue Lebendigkeit, mit der wir ihn heute erfassen, zeigt, daß die Reformation als geschichtliche Epoche der deutschen Entwicklung ihre Aufgaben nur zum kleinsten Teil gelöst hat.

Kaiserliche Gerichtssitzung im 16. Jahrhundert. Holzschnitt von Hans Sebald Beham

Ergebnisse

Als Sleidan den Entschluß faßte, der Geschichtschreiber seiner Zeit zu werden, waren es vor allem zwei Erscheinungen, die ihn dazu bestimmten. Er sah das von Karl dem Großen gegründete Römische Reich nach langen Zeiten der Minderungen und des Niedergangs durch Karl V. wieder zur alten Größe und darüber hinaus aufsteigen. Und er sah gleichzeitig eine Veränderung der Religion sich erheben, die größte seit der Apostelzeit. Er fühlte sich als Zeitgenossen einer Epoche, nicht geringer als die zur Zeit des Cyrus, Alexanders, Cäsars.

Sleidan hat sich das Wesen der Krisis, die er erlebte, nach seiner Weise und mit den Mitteln seiner Zeit zurechtzulegen versucht. Soweit wir seine Betrachtungen heute noch annehmen, sind sie nur ein Teil einer weit umfassenderen Auffassung der Zeit. Aber das Problem, das sich vor Sleidan darstellte, ist noch das unsrige: Was bedeutet es für die Reformation, daß sie mit dem letzten Versuch einer Weltreichsbildung zusammentraf?

Man darf das Problem nicht dadurch vereinfachen wollen, daß man Karl als Spanier und Luther als Deutschen einander gegenüberstellt. Wir sahen: Karls Weltreich ist nicht aus dem spanischen Geist geboren, es ist niemals von ihm erfüllt worden. Gerade das unterscheidet ihn von seinem Sohn Philipp. Und Luthers Religion ist nicht aus einer deutschen Frömmigkeit erflossen; sie hat diese erst geschaffen. Nimmt man die Reformation als einen politischen Hergang, so kann man vielleicht sagen, es habe ihr mehr genützt als geschadet, daß ihr Gegner der Herrscher eines Weltreichs war. Wir haben gesehen, welche Bedeutung die langen Abwesenheiten Karls von Deutschland für das Erstarken der Reformation hatten. Nicht minder deutlich ist, was es bedeutete, daß die deutsche religiöse Opposition ein Glied in der Gegnerschaft gegen Karls Universalmonarchie war. Dennoch lag in dem Zusammentreffen dieser beiden Momente, der Aufrichtung der letzten abendländischen Universalmonarchie und der ersten grundsätzlichen Durchbrechung der mittelalterlichen Glaubenseinheit durch die Reformation, ein Verhängnis für beide. Das Weltreich Karls ist nicht an den nationalen Widerständen in seinem eigenen Bereich zerbrochen.

Auch der deutsche Widerstand hätte ohne das religiöse Moment nichts bedeutet. Es scheiterte — wenn wir von den technischen Schwierigkeiten der Verwaltung absehen, zu denen wir auch die ewige Finanznot Karls rechnen dürfen — an dem Mangel einer tragenden Idee. Die kaiserliche Interimsreligion von 1548 ist nicht die Schrulle eines absonderlichen Geistes gewesen. Sie war für Karl die letzte Rechtfertigung seines Kaisertums. Und sie hätte es in einer Zeit sein können, wo es sich wirklich nur um eine Reformation im mittelalterlichen Sinne handelte, wo Sittenbesserung des Klerus, Abschaffung des avignonesischen Systems, Reform des Mönchtums und Verbesserung der katholischen Bildung genügten, um die katholische Kirche als die alleinige Bewahrerin der Heilswahrheiten wiederherzustellen. In einer Zeit aber, wo Reformation Glaubenserneuerung bedeutete, war das Beginnen Karls ein Anachronismus, in seinen Voraussetzungen nicht weniger utopisch wie die Bildungsreligion des Erasmus.

Das Verhängnis für die Reformation aber lag darin, daß sie Kirche werden mußte, Kirche nach dem Vorbild der römischen. Sie hatte sich der alten Kirche als Meinung und Lehre entgegengestellt, hier noch allein bezogen auf den Gedanken der Rechtfertigung aus dem Glauben. Bei Luther hatte das zu einer völlig klaren Scheidung des geistlichen und des natürlichen Menschen geführt, und es war nur die Folgerung daraus, wenn die großen Reformschriften des Jahres 1520 die ganzen Kulturbelange, die die alte Kirche verwaltet hatte, der weltlichen Obrigkeit zuwiesen. Aber es gab weder einen Kaiser noch ein Reich, das diese Aufgabe der Obrigkeit hätte übernehmen können. Schon das Reichsregiment hatte seine Aufgabe enger gefaßt, indem es, von dem alten Kirchenbegriff ausgehend, ein neutrales Gebiet in dem Religionsstreit abzugrenzen suchte. Die folgenden Reichstage zeigen diese Bestrebungen in immer stärkerer Verkümmerung, bis man 1555 bei dem Begriff des erweiterten Landfriedens angelangt ist. Man kann ja wohl zweifeln, ob ein auf sich selbst gestelltes Deutschland weiter hätte gelangen können, ob es in der Nationalisierung und Säkularisierung seiner staatlichen Formen etwa so weit hätte kommen können wie das England Heinrichs VIII. Aber es ist klar, daß für einen solchen Prozeß die stärkste Belastung in der Zugehörigkeit zu einem Weltreich lag, dessen Kaiser die religiösen Angelegenheiten Deutschlands nur als einen Teil seiner allgemeinen Kirchenpolitik ansah, der nach der Natur seiner Macht immer nur stoßweise in die deutschen Dinge eingreifen konnte und der doch stark genug war, auch aus der Ferne jede Bewegung zu verhindern, die den allgemeinen Tendenzen seiner Politik widersprach. So mußte die Reformation Kirche werden. Sie mußte, das sahen wir, statt von dem ihrem Ursprung entsprechenden Begriff der christlichen Gemeinde, von dem Begriff der christlichen Obrigkeit ausgehen, und sie mußte diesen Begriff in der Dürftigkeit aufnehmen, wie ihn der deutsche Territorialstaat ihr bot, dieser Territorialstaat, selbst unfertig, ohne eigene moralische Rechtfertigung, repräsentiert durch primitive, unpolitische oder unbeherrschte Menschen. Sie mußte dabei, um die Kulturfragen zu lösen, einen verfrühten Bund mit der humanistischen Bildung schließen, der aus dem Glauben ein Bündel von Lehren machte und für Deutschland ein theologisches Zeitalter ohne Größe und Weite heraufführte.

Vielleicht, daß wir aus diesem Verhältnis von Weltmonarchie und Reformation auch die geschichtliche Problematik erklären können, die wir in dem Leben und Werk der beiden großen Gegenspieler der Epoche finden, Karls V. und Luthers.

Die Geschichte kann nicht viele stärkere Eindrücke vermitteln als den Kaiser, der, von seinem Thron herabgestiegen, in der Einsamkeit von St. Juste den Rest seiner Tage verbringt. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn wir das unhistorische Bild des kaiserlichen Mönches, wie es Platen bekanntgemacht hat, streichen und dafür den Herrscher setzen, der, von seinen Gemälden, Büchern und Kostbarkeiten umgeben, immer noch in den Formen eines Herrschers lebend, seine Gedanken zwischen Tod und Welt teilt und nicht aufhört, an dem Werk seines Lebens fortzudenken. Denn das ist Karl in St. Juste. Die kleinen Geschäfte, die Bitten um Gnaden aller Art, die ihm das Leben schwer gemacht haben, hat er von sich gewiesen. An ihre Stelle sind die Andachtsübungen und die Sorgen für das Heil seiner Seele getreten. Aber im übrigen lebt er in den alten weltweiten Beziehungen. Seine Gedanken gehen auch jetzt noch nach zwei Richtungen, auf die Größe seines Hauses und die Erhaltung seines Reiches. Selbst als er Philipp den spanischen Besitz und Ferdinand die Kaiserkrone zuwies, war er eigentlich nicht gewillt, dieses Reich zu teilen. Gleichzeitig hatte er in einer geheimen Anordnung Philipp und seine Söhne zu beständigen Vikaren des Reichs in Italien ernannt. So dachte er sich die Einheit seiner Länder fortdauernd, vor allem aber sah er in Philipp den Vollstrecker all seiner Pläne. Es gibt kein Zeichen dafür, daß er sich gescheitert gefühlt hätte; sogar jene Äußerung über Luther, die wir angeführt haben (S. 83), kann dafür nichts beweisen. Auch in seinen Überzeugungen hat sich nichts gewandelt. Ranke hat gezeigt, wie er sich noch in den letzten Jahren seines Lebens zwischen der verhaßten Ketzerei, die in seiner nächsten Nähe, in Valladolid, auftaucht, und dem Papsttum sieht, das sich jetzt zu dem großen Angriff auf das spanische Königtum rüstet. — Und doch vertrat Karl eine untergehende Welt. So weit er als Charakter und als Regent mit seiner außerordentlichen Pflichttreue, seinem Gerechtigkeitsgefühl und seiner echten Religiosität die gekrönte Leichtfertigkeit Franz' I. und die gekrönte Brutalität Heinrichs VIII. überragt, so weit bleibt er hinter ihnen an geschichtlicher Wirkung zurück. Franz I. hat mit all seiner unbedenklichen Pflichtlosigkeit das Werk seiner Vorgänger weitergeführt und das Königtum als einen politischen und geistigen Mittelpunkt der Nation seinen Nachfolgern übergeben. Heinrich VIII. hat, aus den niedersten Instinkten einer Tyrannenlaune handelnd, das große Werk des englischen Staatskirchenbaus, das die Plantagenets und die Anjous begonnen hatten, vollendet. Wo aber sind die dauernden Wirkungen der Regentenarbeit Karls?

Er ist, so sehr wie nur irgendeiner seiner fürstlichen Genossen, verbunden mit der Kultur seiner Zeit. Er hat Ariost zum Dichter gekrönt, dem großen Lobspender der damaligen italienischen Zeitdarstellung Paolo Giovio alle Hilfe gewährt, die dieser erste literarische Interviewer von ihm heischte, hat dem pamphletistischen Pietro Aretino, dem „Sekretär der Welt", berechnend geschmeichelt. Nur von Tizian wollte er gemalt sein, nicht nur, weil er bei ihm seinen Begriff von Majestät wiederfand, sondern auch, weil er Kunst von Unkunst zu unterscheiden wußte. Den Ruf, den sich die Niederlande in der Musik errungen hatten, vermehrte seine Hofkapelle. Er gab der geographischen Forschung Anstöße durch seine Liebe für Karten und Länderbeschreibung. In Astronomie und Mechanik war er fast mehr als ein Liebhaber. So repräsentiert er sowohl den uomo singolare wie den uomo universale der Renaissance. Aus seiner Neigung zur Rechenschaftsablage vor sich selbst und vor der Welt entwickelt sich ein Gefühl für den Moment und dessen Beziehung zur

Holzschnitt eines im 16. Jahrhundert häufig gedruckten Flugblattes mit symbolischer Darstellung des Kampfes zwischen Kaiser und Papst. München, Staatsbibliothek

Nachwelt ganz im Sinne der Zeit. Seine Kommentarien, die er 1551 bei einer Rheinfahrt begonnen und in Augsburg im Hause der Fugger fortgeführt hat, sollten, wie die Cäsars, der Nachwelt die Arbeit zeigen, die er für den Staat geleistet hatte. Den Schmalkaldischen Krieg hat ein Vertrauter seiner Pläne aus seinem Geiste heraus beschrieben. Um die spanischen Geschichtschreiber der Vergangenheit des Landes und seiner eigenen Regierung hat er sich noch in der Einsamkeit von St. Juste bekümmert und für die Erhaltung ihrer Werke Sorge getragen.

Aber nirgendwo schließen sich spontane geistige Triebe an ihn an. Auch in Spanien nicht, und selbst derjenige Mann aus seiner literarischen Umgebung, der ihm in der Verbindung der Interessen und in seiner Naturanlage vielleicht am nächsten war, sein Historiograph Sepulveda, kommt doch über den Gegensatz des Kaisertums und Spaniens nicht hinweg. Karl blieb auch in Spanien der burgundische Prinz, als der er begonnen hatte. In St. Juste liest er zwei Lieblingsbücher, den Chevalier délibéré, von dem Lobredner Karls des Kühnen, Olivier de la Marche, nach dem Modell seines Herrn gefertigt und von Karl selbst zum guten Teil in spanische Verse umgegossen, und die Darstellung des christlichen Lebens von Constantin Ponze de la Fuente, das Buch eines spanischen Erasmianers, der dann der Häresie angeklagt wurde: die burgundische Ritterlichkeit, die sich vom Begriff der Ehre und des Ruhms zur Staatskunst erheben will, und die mystische Religiosität, wie sie vor allem in den Niederlanden blühte, beide in ihrer spanischen Umformung — das bleiben die eigentlichen Grundzüge seines Wesens.

Nicht anders ist es mit seinem Werk als Herrscher. Er hat Spanien, den Niederlanden, Mailand und Neapel die Formen der Regierung gegeben, die sie jahrhundertelang behalten haben. Aber diese sind in Italien niemals anders denn als Knechtschaft empfunden worden; daß der einheimische Geist der Niederländer sich gegen ihn gewandt habe, beobachtete der venezianische Gesandte Mocenigo schon 1548, und in Deutschland, das sahen wir, ist das Ergebnis seiner Regierung dies gewesen, daß er dem Territorialismus zum Siege über Kaisertum und Reich zugleich verholfen hat. Vielleicht hat er sein Dauerndstes in dem neuen Spanien jenseits des Ozeans geleistet, auf das er die staatlichen Organisationen des Mutterlandes mit ihrer eigentümlichen Mischung von Feudalität und Fiskalismus übertrug, ihnen aber in den „Neuen Gesetzen" von 1542, die ihm der edle Las Casas abrang, ein Denkmal neuer Menschlichkeit zur Seite stellte. Die Idee des Universalreichs aber, der er sein Leben geweiht hatte, ist von ihm dahin zurückgekehrt, woher sie gekommen war, zur römischen Kirche, wo ihr die Politiker des restaurierten Katholizismus, die Jesuiten, ein neues Leben gegeben haben.

Und endlich das letzte: Jene Verbindung von Religion und Politik, die Karl in seinem langen Leben zu verwirklichen suchte, wohin hat sie geführt? Zu nichts anderem als zu der Theorie der ratio status, der Staatsräson. Karl V. ist, wenn wir nicht die Welt der Theorien, sondern die des politischen Geschehens betrachten, ihr eigentlicher Urheber gewesen. Aber er hätte dieses Kind, wenn es ihm vorgeführt worden wäre, verleugnet. —

Eine Problematik anderer Art zeigt das Leben und das Werk Luthers.

Man kann das, worum es sich dabei handelt, wie ich denke und hoffe, bereits aus der hier gegebenen Darstellung entnehmen. Jede Darstellung der Reformation, wenn sie

dieselbe nicht als rein theologische Bewegung faßt, entfernt sich in eigentümlicher Weise, und zwar je länger je mehr, von der Person Luthers. Nur ein einziges Mal tritt er in den Mittelpunkt der Ereignisse, in Worms 1521. In den großen Wendepunkten von da an, 1526, 1529, 1530, steht er im Hintergrunde. Es wäre nicht anders gewesen, wenn er den Schmalkaldischen Krieg oder den Augsburger Religionsfrieden erlebt hätte. Sein Werk und die von diesem ausgehende Bewegung hat sich von ihm gelöst und führt ein eigenes Leben. Man empfindet das ganz, wenn man mit ihm das so viel kleinere Zwinglis und das wiederum ganz große Calvins vergleicht. Beide sind bewußte Gestalter und Meister ihres Werks geblieben. Luther bleibt der Wittenberger Prediger und Professor, er hat nie ein anderes Amt gehabt, bleibt in Geburtsverbindung mit seiner Wittenberger Gemeinde. Wenn er seine Stellung zur Nation bezeichnen will, nennt er sich: der Deutschen Prophet. Als solcher, als Lehrer, Rater und Warner hat er schließlich eine Stellung gewonnen, wie nie ein Deutscher vor ihm und keiner nach ihm.

Aber was an positiven Bildungen aus der Reformation entsprungen ist, das hat er viel mehr zugelassen als geschaffen. Das gilt auch von dem wichtigsten Werk, das sich an ihn knüpft, von der evangelischen Kirche selbst. Daß diese Kirche Predigt- und Bekenntniskirche geworden ist, daß sie ihrer Idee nach Volks- und Gemeindekirche sein soll, das ist Luthers Werk gewesen. Aber damit ist nicht mehr geschaffen als der Begriff der Kirche. Die Ausgestaltung zur Landeskirche, zur Obrigkeitskirche überhaupt, hat er nur geschehen lassen, und er hat sich über die Folgen keinem Zweifel hingegeben. „Sie wollen in der Kirche sein und die conscientias mitregieren", sagte er von den Obrigkeiten, „das wollen wir nicht leiden." Er hat es dennoch leiden müssen, und die doppelte Folge, daß die Diener am Wort zugleich Fürstendiener wurden, und daß die christliche Erziehung auf das Evangelium, die nun zu beginnen hatte, ein Stück der Zuchtordnung des christlichen Polizeistaats wurde, hat Luther bereits am eigenen Leibe verspürt.

Die letzte Problematik aber enthüllt sich, wenn wir Luthers Verhältnis zu den geistigen Strömungen seiner Zeit betrachten. Wir sahen, wie er in die Zeit hineintrat: wie eine ungeheure erdgeborene Kraft, ganz auf sich selbst gestellt, nur in einem Punkte mit den Tendenzen der Zeit verbunden: in dem Sündengefühl, das nach Sicherheit des Heils sucht. Aber nun entwickelte sich aus diesem persönlichen Erlebnis eine Theologie, d. h. eine Auseinandersetzung mit der kirchlich gebundenen Kultur. Es kommt die Begegnung mit dem deutschen Volk, d. h. eine Verbindung mit den materiellen Beschwerden und dem nationalen Enthusiasmus. Endlich, in den Kampfjahren, die Verbindung mit der humanistischen Aufklärung und der von ihr getragenen Agitation. Aus all dem wuchsen Luther seine Bundesgenossen zu. Ohne sie hätte er sein Werk nicht tun können. Aber diese Bundesgenossen kamen aus einer andern Bewußtseinslage als die seinige war. Und so ist sein Fortschreiten eine beständige Auseinandersetzung mit den Kräften, die sich an ihn herandrängen und gegen die er sein Eigenstes verteidigt. Das steigert sich, als auch die Kräfte der vorreformatorischen deutschen Mystik sich an seinem Werk orientieren. Keiner von den Schwärmern und Eigenbrötlern, die wir da finden, der nicht in seinem Ausgangspunkt irgendwie aus einem Punkte der Entwicklung Luthers selbst abzuleiten wäre. Gerade deshalb wird der Kampf gegen die Schwärmer die eine Hälfte seines Lebenskampfes; es gibt Zeiten, wo er ihm wichtiger wird als der gegen die Papstkirche. — Aber

so etwas macht kein Mensch durch, auch der größte nicht, ohne Verhärtung und Verengung. Und das ist es, was den alten Luther von dem jungen scheidet: nicht ein Bruch in seinem Wesen, wie man wohl geglaubt hat, nur die schroffe Herausstellung des großen Unzeitgemäßen, das in seinem Wesen lag.

Dies aber wurde noch durch ein anderes Moment verstärkt. Es war eine Grundüberzeugung Luthers, daß mit dem Gerechtwerden des Sünders aus dem Glauben sich die christliche Sittlichkeit von selbst einstelle. Gerade darin liegt die überzeitliche Bedeutung seines Kampfes gegen die guten Werke. Aber er sah sich von seiner Zeit enttäuscht. Den Mangel an Früchten des Evangeliums, den die Gegner ihm vorwarfen, konnte er nicht leugnen. Wie oft scheint ihm nicht der Teufel die ausgestreute Saat des Evangeliums zu vernichten! Auch an seiner Wittenberger Gemeinde ist er ja einmal aus diesem Grunde irre geworden.

Wir sehen heute, daß die sittliche Forderung der Reformation ein Geschlecht traf, das dafür noch nicht reif war, das noch lange Strafe und Zucht bedurfte und dessen animalische Triebe wir uns gar nicht stark genug vorstellen können. Auch Luther wußte, daß seine lieben Deutschen gar oft die tollen und vollen Deutschen seien. Er wußte ebensowohl, daß Welt Welt bleibt. Von der neuen Generation christlicher Fürsten und evangelischen Bürger- und Bauerntums sah Luther erst die Anfänge. In der Gemeindezucht den Weg Zwinglis oder gar Calvins zu gehen, hinderte ihn seine Auffassung vom „Gesetz". Aber es konnte wohl nicht anders sein, als daß der Widerspruch zwischen sittlichem Grundsatz und dem, was er von Sittlichkeit um sich sah, ihn immer wieder ergriff. Von der gleichen Empfindung ist ja alle Erneuerung des echten Geistes Luthers bis auf den heutigen Tag ausgegangen.

Das ist es aber, was bei Luther eine völlige Sicherheit des Besitzes nicht aufkommen läßt. Er ist so wenig harmonisch geworden wie ein anderer Größter unserer Geschichte: Bismarck. Was ihn dabei immer wieder erhebt und tröstet, das ist das stolze Bewußtsein, eine Zeitwende von unermeßlicher Bedeutung heraufgeführt zu haben. Wie er selbst, so sprach alle Welt in Deutschland von den „Zeiten im Papsttum" als von einer Vergangenheit. Er sieht das deutsche Volk mit der reichen vollen Weide göttlichen Wortes begnadet — er setzt in seiner anschaulichen Weise hinzu: „Wie man sagt: die Kuh geht im Gras bis an den Bauch." Er bezeichnet damit den eigentlichsten Ertrag seines Lebens. Der große Prozeß, der mit der Erhebung der Schrift gegen die Kirche begonnen hatte, war mit seinem Tode mitnichten abgeschlossen, weder räumlich noch zeitlich.

Man bezeichnet nur einen kleinen Kreis der Wirkungen der Reformation, wenn man die Länder herzählt, die um 1550 „evangelisch" waren. Die wichtigere und zukunftsreichere Bewegung sollte sich erst entfalten, als das Evangelium den Kampf mit dem neuerstarkenden Katholizismus zu bestehen hatte, in dem katholisch gebliebenen Deutschland, in Polen und Ungarn, in Frankreich und England. Erst aus diesem Kampfe, der das nächste Jahrhundert ausfüllt, hat sich ein neues Zeitalter des europäischen Geistes erhoben, das ohne die Reformation nicht gedacht werden kann.

Die Gegenreformation in Westeuropa

Von Erich Marcks

Genf um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Holzschnitt von Rudolf Manuel Deutsch

Calvin und der Calvinismus

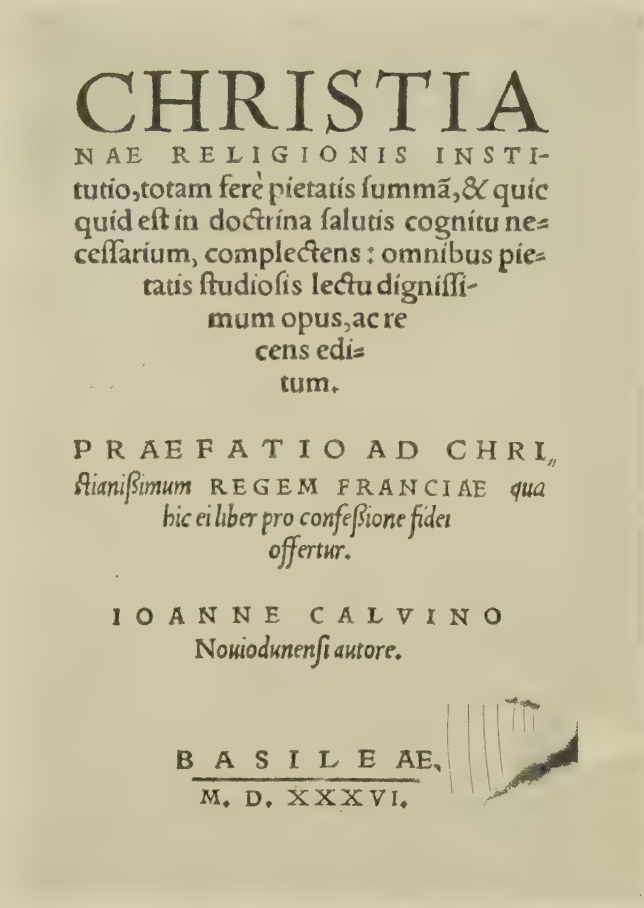
Die romanische Renaissance war abgelöst und zurückgedrängt worden durch die Reformation, in einem schöpferisch großen Zeitalter war Deutschland zur Seele der Welt geworden. Jetzt sank es zurück; die deutsche Reformation, wie das deutsche Dasein, fiel in den Schatten. Die katholische Kirche, auf die romanischen Völker gestützt, holte zum Gegenstoße aus. Calvin und die Seinen fingen ihn auf und verteidigten, selber angreifend, den Protestantismus. Zwischen Altem und Neuem erhob sich, im Jahrhunderte der Gegenreformation, ein Kampf der Riesen. Er umfaßte alles Weltliche. Die Großmächte führten ihren Streit um die Macht weiter, Spanien erstrebte und besaß Jahrzehnte hindurch ein Übergewicht, gegen das sich die Übrigen vereinigten; aber ihr Machtstreit war ganz durchflochten mit der Religion, und Spanien verkörperte die Gegenreformation. Innerhalb der Staaten rangen renaissancelich-neuzeitliche und mittelalterliche Gewalten miteinander, Monarchie und Aristokratie, und die Aristokratie suchte noch einmal die Monarchie zurückzuwerfen: auch ihr Ringen war durchflochten mit Religion. Über die staatlichen Gegensätze, die Gegensätze der europäischen Macht und der inneren Verfassung, über die Landesgrenzen hinweg, über den Drang der starken und selbstherrlichen Einzelnen hinweg, die das wirre Zeitalter stürmisch emportrieb, herrschte die Idee dieser Zeit, die religiös-politische; in dieser Idee steigerte und durchglühte sich alles Weltliche, so weltlich es war, in ihr lag die Einheitlichkeit und die Größe des Jahrhunderts, sie hob es von Vor- und Nachzeit ab, sie durchdrang, zerstörend und befruchtend, aber bezwingend, sein gesamtes Leben, sie gab ihm Wildheit, Leidenschaft, aber auch Stärke und sittliche Macht, sie schuf ihm eine eigene Kultur, in der sich Renaissance, Reformation und Mittelalter mischten und neue besondere Züge der Gegenreformation entfalteten. Von 1550 bis 1650 währte in Aufstieg, Gipfel und Abstieg sein Verlauf. Lange führte der Westen, in Kampf und Bedeutung; dann traten Mitte und Norden voran; die Jahrzehnte bis 1610 sind in der

Gesamtepoche eine Einheit für sich, die überwiegend westeuropäische Hälfte des großen Kampfes, die westeuropäische Gegenreformation. Ihre Erbschaft blieb für ihre Völker groß — die kirchliche und staatliche, auch die religiöse und die sittliche; ihre Nachwirkung floß in alle Zukunft ein. Ihre Voraussetzungen, ihre gestaltenden Mächte formen sich gleich an ihrem Beginn. Sie heißen Calvin und Loyola.

Im Jahre 1536 warfen Kriegswirren den flüchtigen 27jährigen französischen Protestanten Jean Cauvin in das eben protestantisch gewordene Genf. Die helle kleine Handelsstadt an See und Rhone hatte sich, wider Bischof und Fürsten, mit der Hilfe Berns in langen Kämpfen ihre Freiheit erstritten; ihr Schutz blieb, gegen lauter Feinde ringsum, in ihrer Vorpostenlage zwischen Oberdeutschland, Schweiz und Südfrankreich, jener aristokratisch-reformierte Vorort der Schweiz. Auch ihre eigene innere Verfassung, ruhend auf Volksversammlung und großem Rate, hatte sich während der Kämpfe aristokratischer zusammengezogen, der kleine Rat der 25 regierte sie. Er war geneigt, auch ihre neue Kirche zu regieren. Noch war diese ungestaltet. Der junge Franzose, dessen Mitarbeit ihr bedrängter geistlicher Leiter Farel mahnend und drohend bei sich festhielt, war ein Gelehrter aus picardischer Familie, die, im Dienste der Geistlichkeit aufgestiegen, sich mit der Geistlichkeit überworfen hatte; Vater und Bruder starben in Exkommunikation, hartköpfig, schroff, echte Söhne dieses nordfranzösischen Bodens. Er selber, vom Vater erst zum Theologen dann zum Juristen bestimmt, ging von der Jurisprudenz zum Humanismus über und kam von dort doch zur Theologie zurück: aber zur protestantischen. Er wuchs in die Ketzerei hinüber, lange, soviel wir sehen können, fast unmerklich, bis zuletzt doch innerer Sturm ihn erschütternd mit einem packte und fortriß. Aber er erntete auf dem neuen Boden Früchte, die bereits Luthers für Alle entscheidende Genialität gepflanzt hatte; er übernahm dessen Lehre; mit 24 Jahren war er fertiger Protestant. Dann freilich stürzte er sich alsbald in den halbpolitischen Kampf um die Gewinnung seines Königs und verfiel der Verfolgung. Sie trieb ihn nach Basel, da schrieb er, der Schüler aller logischen Bildung seiner Zeit, über allem aber Systematiker von Natur, mit 26 Jahren sein theologisches Hauptwerk, das Lehrbuch des Christentums: ein volles klares einheitliches System, das erste vollendete Gebäude protestantischer Dogmatik. Der Zufall führte ihn nach Genf: daß er dort blieb, wurde für ihn und für Genf zum Schicksal und gab beiden erst ihre eigene weltgeschichtliche Zukunft.

Genf war Freistadt; der freistädtische Protestantismus hatte sich, in West- und Süddeutschland, dann in der Schweiz, längst neben den fürstlichen des Luthertums gestellt, politischer als jener und eben republikanisch. Rat und Geistlichkeit waren da längst in einen Wetteifer der Macht getreten, der Rat wollte seine Kirche beherrschen, die Kirche trachtete, den engen städtischen Boden ganz mit eigner religiös-sittlicher Wirkung zu durchdringen, in Zürich hatte Zwingli über den regierenden Rat seine persönliche geistliche Gewalt erhöht und eine politische und soziale Allmacht seiner Kirche, eine alles durchwaltende Theokratie geschaffen. Er war gefallen, und Zürich, so verschieden dieser schweizerische Protestantismus von dem lutherischen blieb, doch Staatskirche geworden wie alle anderen. Da wurde Calvin in Genf sein Erbe und sein Vollender.

Durchgesetzt hat er sich dort in 20jährigem Kampfe. Gleich anfangs stellte er die Unbedingtheit seines Zieles auf: die volle Beherrschung Genfs durch Religion und


CHRISTIA
NAE RELIGIONIS INSTI-
tutio, totam ferè pietatis ſummã, & quic
quid eſt in doctrina ſalutis cognitu ne-
ceſſarium, complectens: omnibus pie-
tatis ſtudioſis lectu digniſſi-
mum opus, ac re
cens edi-
tum.

PRAEFATIO AD CHRI-
ſtianiſſimum REGEM FRANCIAE qua
hic ei liber pro confeſſione fidei
offertur.

IOANNE CALVINO
Noviodunenſi autore.

BASILEAE,
M. D. XXXVI.

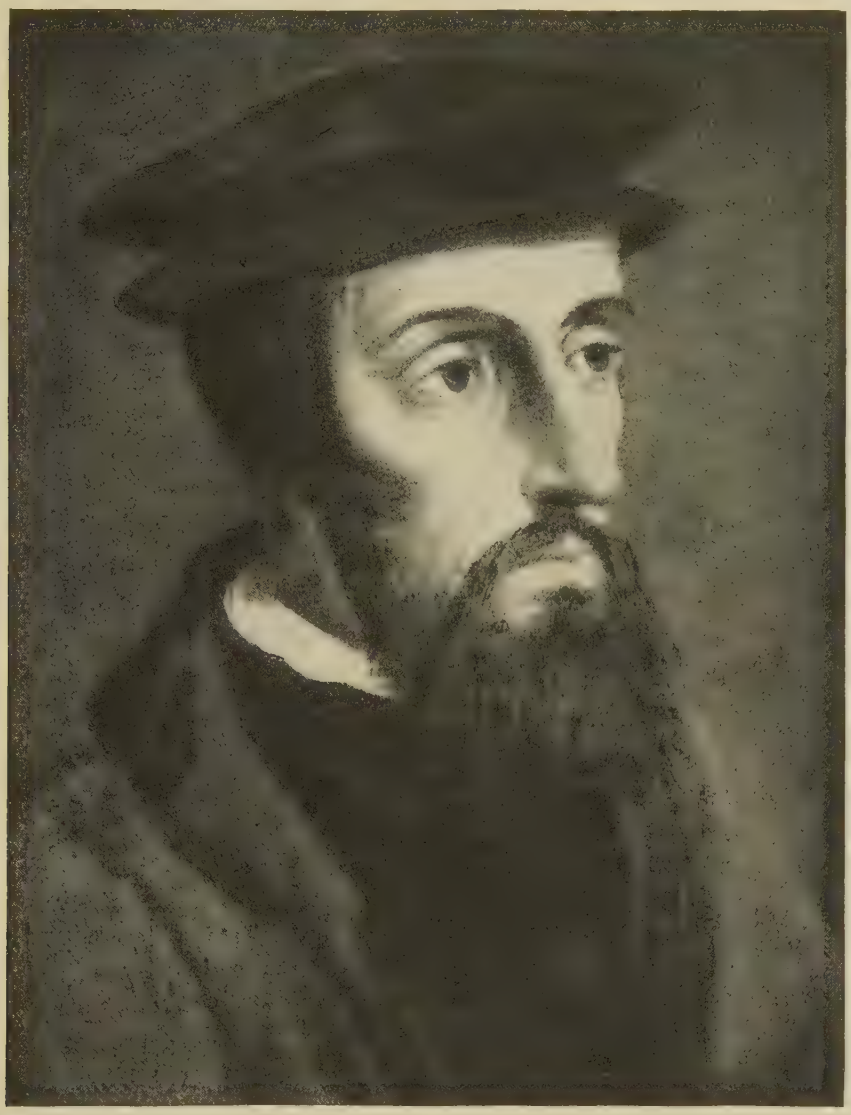
Titelblatt von Calvins Hauptwerk „Lehrbuch des Chriſtentums", Baſel 1536

Kirche. Genf war proteſtantiſch und religiös geſinnt, aber dieſem radikalen Klerikalismus widerſtrebte der eingeborene freudigere Geiſt, die Selbſtändigkeit des ererbten Staates, ein Drang zu weltlich freierer Haltung; die ſchroffere Geſinnung ſtellte ſich hinter die Prediger. Aber nur dieſe haben den Streit getragen und durchgefochten. Die Schwankung der Parteien hob und ſenkte ſie; Calvin blieb durch alle Schwankungen hindurch unbeugſam feſt. Allerlei weltlich-politiſche Einflüſſe wirkten in ihnen mit; er erhöhte den geiſtlichen Gedanken über ſie, und deſſen Wucht, die Wucht der eigenen Einheitlichkeit und folgerichtigen Schärfe, gab ihm den Sieg. Zuerſt warf ihn die Gegnerſchaft in die Verbannung: er lernte in Straßburg (1538—1541) die Formen und Anſprüche und den politiſchen Zug des weſtdeutſchen ſtädtiſchen Proteſtantismus erſt mithandelnd kennen und wurde dort zum Organiſator und Staatsmann. Dann kehrte er, widerwillig, auf den heißen Boden Genfs zurück: er brachte ſich ſeinem Gott zum Opfer, entſchloſſen, auch Genf zum gleichen bedingungsloſen Opfer zu zwingen. Seine Partei überwog zuerſt, er ſetzte mit ihr in Kirche und Staat ſeine neuen Verfaſſungen durch, legte den eiſernen Reif ſeiner Kirchenzucht um die zuckende Stadt; ſie rang, ihn zu ſprengen. Seine Schroffheit, und Fehler und Mängel der Seinen kamen den Feinden zu Hilfe; er ſelbſt blieb unbewegt; aus dem Schatten ſeines Hauſes und Amtes heraus lenkte er dennoch den Streit. Deſſen Formen waren grimmig und manchmal recht eng; der Schwung ſeines geiſtigen Ideals hob ihn immer wieder darüber hinweg. Franzöſiſche Flüchtlinge ſtrömten ihm zu; theologiſche Zweikämpfe und Siege, der vielberufene Sieg über Servet, gaben ihm die ſeeliſche Übermacht: gerade der harte Geiſt der Epoche, gerade die Lebensgefahr der Genfer Lage, der Zwang von Sein oder Nichtſein ſtritten für den Propheten. Unter dem Banner dieſes Geiſtes, mit guten und ſchlechten Mitteln, drang ſeine Partei nach langem

Auf und Nieder seit 1555 durch: in seinem letzten Jahrzehnt war Calvin der Herr Genfs. Staat und Kirche hatte er neu aufgebaut, seine Kirchenzucht stetig verschärft; er brach den örtlichen Widerstand, um Genf zur Heimstatt eines Weltkampfes zu gestalten. Er gründete 1559 Gymnasium und Universität, mit klassischer Bildung und geistlichem Ziele, als Pflanzschulen für die Ausbreitung seiner Kirche in Frankreich und Europa. Er führte den freistädtischen Protestantismus auf seinen absoluten Gipfel, er durchdrang diese Stadt ganz und gar mit sich selber, um durch sie zu wirken auf Zeit und Zukunft. Genf blieb ihm Mittel; Genf wurde Calvin.

Ein kränklicher Gelehrter von scharfem ausgemergeltem Antlitz, jeder Zug darin klar, hart, geschlossen; ein Denker, der zum Kämpfer geworden, und der sich nun seinem Genius und seinem Glauben grenzenlos hingab, körperlich ängstlich und schwach, unverwundbar in der Unbedingtheit dieser Hingabe an sein Ziel und deshalb von dämonischer Wirkungskraft; rücksichtslos gegen sich und alle, ganz ausgeglüht im Gehorsam gegen seinen strengen, erhabenen Gott; ein Mensch von schneidend persönlicher Prägung, menschlich greifbar, angefüllt von Liebe und Haß und vielerlei Schmerzen, ein kluger Politiker voll Schroffheit und Einsicht zugleich, aber über allem Dogmatiker, Logiker, Romane, Franzose: der Mann der Konsequenz und des Systems. Er war es als Theologe; er wuchs durch die Aufgaben, die ihm Genf und dessen Weltstellung und sein eigenes Franzosentum aufzwang, zum großen Organisator und Parteihaupte empor: aber lebenslang strömte jede Kraft seines Handelns und Schaffens und seiner weltgeschichtlichen Wirkung in unerhörter Einheitlichkeit aus dem einen Quell, aus seinem persönlichsten Wesen heraus. Der Calvinismus heißt mit Recht nach dem Namen seines Begründers; der aber war Franzose in allen Fibern seiner Art.

Seine Persönlichkeit beherrschte seine Lehre, und seine Lehre beherrschte sein Werk. Sie ging von Luther aus und stellte neben Luthers unsystematische religiöse Genialität, immer schärfer und einheitlicher, den Bau einer neuen, ganz geschlossenen Theologie; ihr Kern war das Dogma von der ewigen Vorbestimmung aller Menschen sei es zur Gnade, sei es zur Verdammnis. Calvin fand sie in Bibel und Theologie vor, aber er machte sie allmählich zum wahren Mittelpunkte seines Gebäudes. Das Bewußtsein der Vorbestimmung stachelt den Einzelnen zu der glühenden Frage, ob er erwählt oder verworfen sei; niemand kann sie ihm beantworten, nur die Reinheit seines sittlichen Wandels kann ihm eine Art von Gewähr geben, daß er zu den Erwählten gehöre. So treibt die Lehre von der Gnadenwahl zur höchsten sittlichen Anspannung. Wer die Gnade aber hat, kann sie nicht verlieren: das macht ihn freier von der Welt. Und der Gott, der so von Ewigkeit her entschieden hat, ist bei den Calvinisten nicht der lutherische Gott der unerschöpflichen väterlichen Liebe, er ist ein Gott der unnahbar hohen Majestät: seiner Ehre dient seine Kirche. Daß ihr Bekenner sich im Grunde doch für begnadet ansehen dürfe (und ansah), daß diese calvinische Kirche, ihrem Wesen nach, trotz aller unreinen Beimischungen, die Kirche der Erwählten, der Gotteskinder sei, daß auch sie sich so erweisen müsse durch Reinheit und Anspannung, daß sie der Ehre ihres Herrn zu dienen, daß sie durch ihr Wesen und Leben seiner Majestät zu huldigen und deshalb um so schroffer sich selber zu reinigen und zu strafen habe: diese Gedankenkette macht die Prädestination auch für die Gemeinschaft, so wie für den einzelnen, zum Quell der schärfsten sittlichen



Johannes Calvin.
Gemälde eines unbekannten Meisters im Museum Boymans, Rotterdam

Steigerung aller Kräfte. Die Gemeinschaft dient der Ehre Gottes: die Gemeinschaft ist, wie bei Zwingli, für Calvin das Ziel. Sein Wesen, seine städtische Aufgabe und Macht, sein romanischer Zug zur Organisation, zum logischen Aufbau, die Schärfe seines Willens, die Richtung auf die Welt ringsum: sie machen ihn zum Gründer dieser Gemeinschaftskirche. Bei Luther bleibt die Einzelseele Ausgang und Ziel; bei Calvin rückt, über jene hinweg, die Gemeinde, die Kirche, in die Mitte des Strebens; sie ist ihm wertvoll in sich selber, sie ist ihm Zweck; sie, geschlossen wie er selber, logisch, klar, wirkungsfähig, hineingestellt in das Leben der großen staatlichen Welt. Sie sondert sich aus der Menge

der Gegner heraus, wie Israel aus den Heiden; sie schließt sich eisern in sich zusammen, sie will und kämpft. Es war Calvin selber, der sich in ihr auslebte: kein tiefsinniger, empfindungsreich in sich selber gewendeter Deutscher, ein Franzose mit der klaren römischen Erbschaft seines Volkes; Denker und Organisator, logisch in beidem: Verstand und Wille seine führenden Seelenkräfte; Alles wiedergeboren in religiöser Glut. So entstand die handelnde, wollende Kirche des westeuropäischen Protestantismus. Volkstum und Überlieferung prägt sich in ihr protestantisch aus und um; er und seine Unbedingtheit stehen dahinter und darin. Sein Dogma hatte sie geformt und beseelt; so lange der Calvinismus ganz er selber blieb, blieb — noch 1619 in Holland scharf erneuert! — die Prädestination seine zentrale Säule. Um sie schloß sich, innerlich ernsthaft und leidenschaftlich nach außen gekehrt, furchtbar und fruchtbar, diese kämpfende Macht in Glauben und Geist, in Staat und Welt, in ihrer Gegenwart die Retterin der neuen Religion, in aller Zukunft der neueren Völker eine schöpferisch große Kraft, eine der bewegenden der allgemeinen Geschichte.

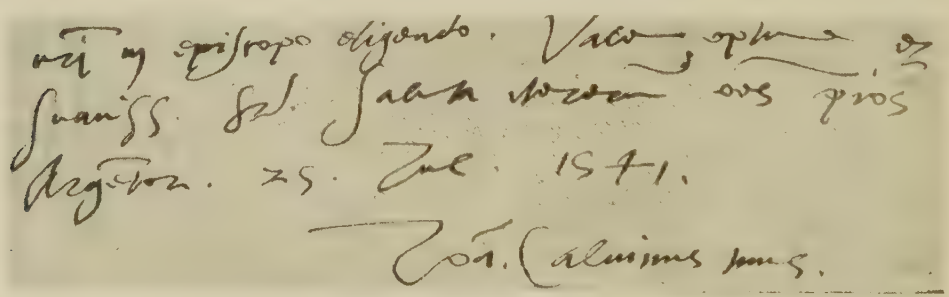
Ihre Wiege war Genf. Dort bildete, in der Enge der einen kleinen Stadt, der Meister die entscheidenden Züge durch: nicht alle, naturgemäß, aber die wichtigsten haben sich dann auf die Weite übertragen. Politisch war die umgebende Luft, republikanisch Staat und Kirche, und beide in ihrer Wirksamkeit aristokratisch. Der kleine Rat regierte Genf: damit wirtschaftete Calvin; es war die vorherrschende Zeitform städtischen Regiments, und ihm bequem. Auf Volkswahl ruhte, der Theorie nach, das Leben der kirchlichen Gemeinde; in Wahrheit war sie dem Staate eng angeschlossen und aristokratisch wie dieser. In Wahrheit ergänzte die Kongregation der Geistlichen sich selbst, und das Bestätigungsrecht des Rates war mehr Form; und in Wahrheit umspannten ihre Sitzungen, unter Calvin, alles Leben der Stadt. Und neben ihr überwachte das Konsistorium dieses Leben dicht: ein Gemeindegericht, Armenpfleger und Älteste, Laien, mit den Pfarrern zusammen, bestellt von und aus dem Rate, ein Gericht, das alles und alle in Genf bezirksweise beaufsichtigte, das zugleich beobachtete, anklagte, richtete, leichte und schwere Sünden gleichermaßen, und dessen Urteil die Obrigkeit vollstreckte, bis hinauf zur bürgerlichen, bis zur körperlichen Vernichtung. Diese geistlichen Behörden haben den weltlichen mit dem Banne die entscheidende Macht entwunden. Und sie gipfelten in Calvin; sie und er beherrschten Genf. Alles schloß sich zur Einheit zusammen; und die Wirklichkeit war, geübt vom Reformator, Theokratie. Alle Weltlichkeit war unterjocht, aller Genuß begrenzt oder verboten, Lehre, Kult, Wandel einheitlich, nüchtern, grau; Duldsamkeit gab es nicht in diesem eisernen System: die kämpfende Zeit hat sie nirgends gestattet. Der regierende Staat dient der Kirche. Die Wirtschaft wird, in dieser westeuropäischen Handelsstadt, im Grundsatze anerkannt, freier als in Luthers noch gebundenerer Anschauung, die Zinsnahme nicht einfach untersagt, aber der alte Calvinismus war auch hierin streng. Alle Arbeit im Berufe ist Gottesdienst; auch die Ordnung und der Erfolg im Weltlichen hilft, die Ehre des Gottes zu verkünden, dem dieses Gemeinwesen huldigt. Aber die Askese geht innerhalb dieser weltlichen Betätigung fort, Enthaltung, Sparsamkeit, Erhebung über jeden Genuß und Glanz. Alle Kräfte bleiben streng gesammelt. Diese Arbeitsamkeit ohne Genuß, unter dem Auge Gottes, diese Arbeit als Gottesdienst, d. h. als Selbstzweck, mochte dereinst auch die Wirtschaftsgesinnung färben und verstärken, den Wirtschaftswillen

Die Kathedrale St. Pierre in Genf. Kupferstich von C. J. Visscher nach Chastillon

und dessen Erfolge erhöhen; vorerst jedoch stand sie ganz im Zwange und Dienste. Und in alles Dasein hinein wirkte unmittelbar die Allgewalt dieser majestätischen Gottheit; alles Leben auch des Alltags sollte sie ergreifen, den Staat erfüllte sie mit unmittelbaren und allseitigen sittlichen Pflichten; er ist dem Ewigen gegenüber nicht bloß ein irdischer Notbehelf, er hat Gott positiv, mit allen seinen Kräften zu dienen, weit unmittelbarer und absichtlicher als im Luthertum. In Zukunft mochten sowohl der so bereicherte Staat wie die richtungweisende Kirche auf calvinistischem Boden starke Träger aller Kulturaufgaben werden: auch dieser Staat konnte sich zur absoluten und selbständigen Wohlfahrtsgewalt ausbilden. Vorerst überragte und lenkte ihn die Kirche. Es war eine Theokratie, viel mittelalterlicher als im weiteren, ungebundeneren Luthertume; nicht päpstlich: von der Gemeinde wollte alles aufsteigen, auf das Urchristentum ging es zurück, mit altjüdischem Geiste durchtränkte es sich, die mittelalterliche Überlieferung warf es ganz zur Seite. Aber eine Gottesherrschaft, mit einer neuen starken Priesterschaft, mit gespannten Sehnen und Nerven, war es alsbald; das Geistliche, das Gottesreich auf Erden war oberstes Ziel, und über dem kleinen, mit gewaltigen Kräften geladenen Freistaat schwebte gebietend der Prophet, der Genius. Genf war erobert; soweit menschliches Leben mit seinen Eigentrieben und seiner Sünde sich einem übermenschlichen Ideale fügen kann, hat solche Durchdringung wohl, eine Zeit hindurch, in diesem Genf bestanden. Es wurde die heilige Stadt der Calvinisten weithinaus. Was aber wirkte es für die Länder ringsum?

Es wurde zur Schule und zum Heerlager. Calvin erzog seine Sendboten und bildete sie nach seinem Muster; alle Völker schickten ihm ihre opferbereitesten Söhne, die meisten Frankreich. Er lenkte sie und alle Glaubensgenossen draußen durch seine zahllosen, klugen

und festen Briefe, er beseelte sie durch seine Schriften; eine Genfer Presse trat ihm zur Seite. Dies Geistliche war der Kern. Genf wurde zugleich zum Vorbilde für die Verfassung werdender Kirchen: ruhend auf dem Selbstwillen der Kirche, vor allem ihrer Geistlichen, dazu eine enge Verbindung mit der Gemeinde, den Laienältesten; ein Zug von Republik und Aristokratie, von Souveränität gegenüber dem Staate. Diese Kirche, daheim herrschend, mußte überall draußen Verfolgung und Kampf, also Gegensatz zu den Obrigkeiten, erwarten. Sie kam aus einer Freistadt. Calvin gebot, wie Luther, den Gehorsam der Christen gegen ihre Obrigkeit, selbst gegen einen widergöttlichen Befehl erlaubte er nur passiven Widerstand. Doch ließ er dem aktiven von Anfang an die Tür weiter offen, als Luther es allgemach tat: wo ständische Einrichtungen, wo Landtage zu Recht bestehen, da dürfen, ja müssen sie den Untertan gegen eine gottlose, d. h. eine unprotestantische Regierung auch handelnd verteidigen. Das eröffnete dogmatisch freiere Aussichten. Die Hauptsache war der Geist der neuen Kirche in sich selber. Der drängte auf die Tat und mußte jenen natürlichen Gegensatz gegen katholische Staatsgewalten früher oder später zur Tat machen. Politisch war dieser Geist in seiner Genfer Heimat; politisch würde er sich auswirken. Calvin selber geriet mit der Zeit in stärkeren Gegensatz zu feindlichen Monarchien und lobte auch im Grundsatz seine Genfer Form, die Aristokratie. Die konnte seinen Getreuen überall Handhaben bieten gegen erdrückende Feinde. An sich war der Calvinismus mit jeder Verfassungsform vereinbar, fürstlicher, aristokratischer, demokratischer, und hat sich mit allen verständigt. Aber zur Tat, zum Widerstande, zum Kampfe bestimmte ihn seine Herkunft, sein Meister, seine Seele. Der einzelne gebeugt und auf sich gestellt zugleich durch die erbarmungslose innere Frage nach der Erwähltheit; ausgebildet in Geist und Schulung, geschult zur Klarheit und Festigkeit, zum Handeln, zur Einreihung in die strebende Gemeinschaft, gehärtet zu stählerner Kraft, umfaßt von der Willensgewalt dieser Genfer romanischen Schöpfung, vorbereitet zu unbarmherzigem, aber heldenhaftem Streite. Die Gesamtheit emporgehoben über die Welt, aber gerichtet auf deren Bekämpfung und Eroberung; voll weitester Möglichkeiten künftiger Entwicklungen, stets aber mit einem Zuge zum Alttestamentlichen, Gesetzlichen, logisch Gebundenen, mit einer Gefahr von Düsterkeit und von Selbstgerechtigkeit, rationaler, weltlich fester, auch religiös gehärteter, im Tiefsten und Letzten wohl religiös enger und seelisch minder reich als Martin Luther und seine deutsche Idee: aber unendlich stark, und vorerst unersetzlich und unwiderstehlich in dem Lebenskampfe, der der neuen Religion ringsum entgegenschwoll.



Handschrift Calvins. Schlußzeilen eines Briefes an Viret 1541. Genf, Bibliothek

Der Aufstieg der Gegenreformation

Seit 1517 spaltete sich die Christenheit. Hauptträger des Alten blieben die romanischen Völker. Sie vornehmlich spiegelten sein Wesen und seinen Aufbau, in ihrer Mitte lag seine Schöpferin Rom. Die Kirche hatte sich verbündet und durchdrungen mit der romanischen Renaissance; deren Kräfte und die Gewalt der großen romanischen Organisation wirkten fort. Zwar die Bildung der Renaissance, ihre christliche Philosophie hatte nur die Oberschicht gefärbt; die tiefere breite Unterschicht war rein kirchlich geblieben, mit jener elementaren Mischung von sinnlich-heidnischem Erbe und leidenschaftlich-christlicher Zerknirschung, die sie längst erfüllte; kirchliche Reformwünsche standen in der Mitte, eine leitende Macht hatten sie nie entwickelt. Über dem Ganzen schwebte die herrschende Hierarchie. Das alles ging so weiter, nebeneinander, wenig verbunden, wenig neubelebt, wenig geführt, noch Jahrzehnte hindurch. Wohl regte es sich überall. Die ästhetische Religiosität der Humanisten verlangte nach Vertiefung, nach christlicher Erwärmung: diese zarte Bewegung blieb in engen Kreisen der hohen Bildung. Unmittelbarer religiös war die verwandte Bewegung, die Contarinis Name verkörpert: gut katholisch, aber in der Rechtfertigungslehre dem Protestantismus genähert und zu einer Auseinandersetzung mit ihm, einer Versöhnung geneigt. Eine Versöhnung, d. h. eine Wiedergewinnung der Abgefallenen durch kirchliche Reformen wünschte von seinem politischen Standpunkte her, innerlich selber streng katholisch, Kaiser Karl V. Die Kurie beobachtete das mit Mißtrauen; die humanistisch-religiösen Strebungen, die Strebungen der Milderen ließ sie eine Weile lang mit einigem Wohlwollen gewähren; eigener Reform, aber auch eigener Zusammenfassung der lahmer gewordenen, jedoch im Grunde so starken Kräfte des religiösen und des kirchlichen Katholizismus, einer Zusammenfassung der Stoßkraft der Hierarchie selber blieb sie auffallend lange fremd. Die Renaissance in ihr, die Weltlichkeit ihrer Politik mußte erst überwunden, der geistliche Grundzug erst wieder in die Höhe getrieben werden. Nicht Ober- und Mittelschicht der Bildung gaben dazu die Handhaben; es galt, die Massen wieder entschiedener religiös zu beleben und vorwärtszuleiten, und es galt vor allem, die herrschenden Gewalten wieder straff zu spannen, in sich zusammenzuziehen, hinauszuführen in den großen Ketzerkampf. Nicht um eine „Reformation" des Katholizismus handelte es sich dabei, jetzt wie zuvor, sondern um gewisse Reformen wohl, vor allem aber um Wiederherstellung der alten Geschlossenheit auf den alten Grundlagen, um Restauration. Festigung, Beseelung galt es, hauptsächlich Zurückführung auf die mittelalterliche Einheitlichkeit des Systems und auf die erobernde Kraft des kirchlichen Machtwillens.

Das ist der Inhalt der Hergänge in Rom, von 1517 an, ein Menschenalter hindurch. Langsam erst fand sich das Papsttum zu seinem Wesen und seiner Aufgabe zurück. Die aristokratisch-renaissancelichen Strömungen zerrannen, schärfere drangen vor, in Seelsorge, Organisation, Theologie; die Versöhnungsversuche zwischen unversöhnbaren Ideen blieben nutzlos und erschöpften sich bald nach 1540; die Entschlossenen nahmen das Heft

in die Hand, die unerschöpflichen Gewalten des Alten wurden wieder frei und gewannen die Herrschaft. Ein Geist der Strenge kam auf: die reine warme Inbrunst der letzten religiösen Bilder Raffaels wich zurück, und Michelangelo warf sich in schmerzvoller Hingabe der kämpfenden Kirche in die Arme. Der Ausdruck dieser Umkehr, auf den Höhen der leitenden Hierarchie, wurde, weit über die erst schrittweise nachfolgenden Päpste hinweg, Giovanni Pietro Carafa, der Neapolitaner, hoch, hager, glutäugig, der Feind der spanischen Fremdherrscher und selber durchtränkt von spanischer Leidenschaft, seit den 1520er Jahren (geb. 1475) der Vorkämpfer aller kirchlichen Sammlung zum Kampfe. Er gab sein Bistum auf und schulte und organisierte neue Kräfte in Rom, in Venedig, wieder in Rom, er half die geistliche Praxis reinigen, er schlug die Mittelpartei, er führte Volk und Hierarchie wieder zueinander, er erneuerte 1542 die Inquisition, die alte Waffe der Dominikaner, nach spanischen Mustern, schuf eine Zentrale in Rom, breitete die furchtbare Gerichtsbarkeit aus, über Italien, dann über die katholische Welt, und füllte ihre Kerker und ihre Scheiterhaufen. Die Halben mußten zu den Ketzern flüchten, Italien wurde rein, und die Kirche ging vor. Schon nahmen die ersten Perioden des Trienter Konzils (1545, 1551), den Reform- und Ausgleichswünschen Karls V. entgegen, die Richtung auf klaren Bruch mit dem neuen Glauben; Luthers Aufrüttelung des Alten tat erst jetzt ihr Werk, und das Ergebnis des Erwachens war tödlicher Krieg. Italien und Rom mußten vorangehen, die Heimstätten der Kirche; nun endlich ergriff die Herrschüberlieferung der Päpste den vollen Streit. Den lebendigsten Stoß dazu jedoch empfingen sie von außen her, von Spanien. Erst Spanien vollendete das Werden der Gegenreformation.

Die allgemeinen wirtschaftlichen und staatlichen Entwicklungen der Zeit hoben den Westen und ließen die Mitte Europas sinken: der Widerschein hiervon liegt auch auf der geistlichen Entwicklung. Aber deren Kräfte gehorchten doch unmittelbar wesentlich ihren eignen Geboten, und für die Darstellung der westeuropäischen Gegenreformation bleibt die allgemeinere historische Macht jener sozusagen mechanischen Westverschiebung mehr im Schatten. Gerade Spaniens Eintritt zeigt dies auf das deutlichste.

Das spät (erst nach 1469) geeinigte Spanien war gerade das mittelalterlichste, sicher das katholischeste Land der katholischen Welt; der Gegensatz zum nahen Islam hatte seine Kirche frischer und einheitlicher erhalten als irgendeine sonst, und der Kreuzzug gegen Granada sie von Neuem mit allem Feuer der Ausschließlichkeit durchglüht. Erst nach der Austreibung der Mauren (1492) rückte diese so lange für sich lebende Kirche ein in ihre europäische Mission. Sie hatte, mit Kastilien als Quellgebiet, die Inquisition ausgebildet, ganz national und ganz königlich; sie war, als Landeskirche, dem Königtum eng verbunden, im Glauben ganz römisch, in Verfassung und Finanzen ganz spanisch und deshalb von Zorn und Gegensatz gegen eine ausbeutende Kurie ganz frei. Sie war national, aber unbedingt katholisch, elementar katholisch, von der Renaissance wenig, von der Reformation fast nicht berührt, scholastisch korrekt, von mystischer Inbrunst vielfach durchwärmt, rein in Lehre, Sittlichkeit, Organisation; in ihrer Entlegenheit eben und ihrem Glaubenskampfe hatte sie sich die ganze Kraft des Mittelalters bewahrt. Dann war Spanien durch Habsburg zur Weltmacht geworden, ritterlich, eroberungsdurstig: sein Ehrgeiz aber blieb völlig durchtränkt mit katholischer Leidenschaft. Von hier aus wuchs der Kurie die große politische Kraft zu: als Verbündete und Nebenbuhlerin in Gestalt

Der Papst spendet den Segen von der Loggia am Petersplatz. Kupferstich von Ambrosius Brambilla, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Im Hintergrund wird der Tambour der neuen im Bau befindlichen Peterskirche sichtbar, rechts der Vatikan

Karls V. und Philipps II., als Treiberin und Dienerin zugleich in Gestalt Ignatius' von Loyola: in dem katholischen, dem spanischen Gegenbilde Calvins.

Ein weltlich und höfisch und leicht gesinnter baskischer Edelmann und Offizier, aufgewachsen am aragonischen Hofe, wird, etwa 30jährig, 1521 schwer verwundet. Auf dem langen Schmerzenslager, das er zum Heeresdienste untauglich verließ, treten an Stelle der Ritterbücher als Nahrung seiner Phantasie und seines Ehrgeizes Heiligenlegenden: sie zeigen ihm ein neues Vorbild, und als sein Wanderziel Jerusalem. Aber sie stürzen ihn zugleich in Seelenkämpfe: am heiligen Berge Montserrat, als Eremiten, in harter Selbstprüfung und Askese, erschüttern ihn die Sünden seiner Vergangenheit und drohen ihn, in monatelangen Qualen, zu zerdrücken. Da faßt er den Entschluß, diese Anfechtungen des Gewissens ein für allemal abzuwerfen und frei in das neue Leben überzutreten. Er will ruhig werden und wird es. Und nun folgen weiche Empfindungen auf den überwundenen Kampf: Erleuchtungen, Verzückungen, Erscheinungen, die er deutet wie er es will, sie entschleiern ihm die Geheimnisse des Glaubens — eine Atmosphäre, in seinen späteren Bekenntnissen dargestellt, des Wunders und des Willens zugleich, menschlich zugleich und überirdisch, wohl von deutscher Mystik weich getränkt, dann aber hell und scharf durchweht von spanischem selbstbeherrschendem Willen. Er macht durch den Willen Schluß mit diesem Durchgangszustande und kehrt, geschult, gestählt, seiner selber Herr, zurück in die Welt, um zu wirken und zu streiten für die Kirche. Nicht an Calvins, wohl aber an Luthers Entwicklung gemahnt dieser Anfang: aber bei Luther hat die innere Zerbrechung zur Überwindung der Kirche und zu einem lebenslangen, immer neuen Ringen in sich geführt; bei dem Spanier ist das Ende Hingabe an die Autorität und unter alles innere Ringen der Strich des Willens: Ekstase und Selbsteinschläferung, verwertet und abgestreift im Entschluß. Und nun ein Lebenskampf von imposanter Einheit.

Auf eine Palästinafahrt folgt das Studium des Dreißigers daheim in Spanien: ein geistliches Leben mit frommen Frauen, das den Argwohn der Inquisition auf den Mystiker zieht und ihn in deren Kerker wirft; ein Lernen, mühsam und eisern, von den harten Anfangsgründen daheim empor zur Pariser Scholastik (1528). Lernend, darbend, vereinigt er dort schon Schüler um sich wie den baskischen Edelmann Xavier, den Judensprößling Lainez, sie wollen ihm folgen nach Palästina und in den Dienst für den Papst. In Venedig stockt die Pilgerfahrt und beginnt die Wirksamkeit. In Rom (seit 1537) steigt er auf an den Hof, besteht die neue Verfolgung der Inquisition, faßt Fuß inmitten der Gegensätze und Machthaber und beim Papste selbst. Der weltliche Politiker Paul III. sucht eben zwischen Milderern und Eiferern den Weg der Kirche; dieser spanische Edelmann bietet ihm seinen unbedingten Gehorsam und eine Vereinigung von Kirchlichkeit und Renaissance: Loyola, klug, geschmeidig und fest, erstürmt den Farnese, und Paul III. bestätigt (1539—43) die Verfassung des neuen Ordens, mit Loyola als herrschendem, der Kurie dienendem General. Hier ist Ignatius zum Gegenbilde Calvins geworden, des Organisators. Aber freilich, der eckigen, menschlich scharfen Schroffheit des Nordfranzosen gleicht die Mischung der Eigenschaften dieses baskischen Offiziers wenig. Ein Spanier, mit spanischer Mystik, und zugleich spanischem, soldatischem, staatlichem Weltehrgeize; voll des neuen spanischen Dranges auf spanische Eroberung und Weltherrschaft und auf Rettung und Erhöhung

Bestätigung der Gesellschaft Jesu durch Papst Paul III.
Kupferstich von C. de Mallery

der Kirche; Mystiker, Diplomat und Krieger auch künftig: mit den schneidenden spanischen Gegensätzen von Hitze und Kälte, von Phantasie, Willen und Verstand; die Persönlichkeit virtuos ausgebildet und alsbald völlig eingeordnet in das handelnde Ganze. Widersprüche also, ausgeglichen im südlichen Temperament; als letzter das Verhältnis zur Renaissance. Ihre ganze Bildung wird aufrechterhalten und eingearbeitet: aller formale Schliff des Humanismus ausgenutzt, ausgelöscht in der grenzenlosen Hingabe an die Kirche. Scholastisch, mystisch, spanisch der Glaube; eine Frömmigkeit, die keinerlei Wahl kennt; alles spanisch-katholisch eingesetzt für den Statthalter Christi. Der spanische Nationalismus geht auf im Universalismus Roms. Das gab die Ideale und die Eigenschaftsmischung der Gegenreformation.

Ignatius schulte seine Jünger nach seinem Bilde; seine geistlichen Übungen wendeten sein Erlebnis auf sie alle an und stellten ältere Erziehungsmittel der Mystik ganz in den Dienst der Stählung zum Wirken. Hölle und Himmel und Christi Erlebnisse werden dem Gläubigen plastisch vorgeführt, ergreifend vor das Auge und in die Seele gepreßt, begleitet und ausgewertet durch Zerknirschungen, Betrachtungen, Entschlüsse: das Ende soll, nach genauer wochenlanger Durchknetung der Seele, Ruhe, Selbstbeherrschung sein und Selbstbeugung, eine unbegrenzte Selbsthingabe an den Dienst. Es ist eine Durcharbeitung, Geschmeidigung und zugleich Brechung des Persönlichsten, am religiösen Erlebnis mit absichtsvoller psychologischer Klugheit ausgeführt, an der die Scheu des Protestantismus wie der humanistischen Persönlichkeitsbildung vor solcher Antastung und Ausnutzung des Innersten und Heiligsten sich immer unversöhnbar stoßen wird. Aber auch sie wird nicht nur das Ergebnis sehen: diese aus der Mystik klug herauserzogene scharfe Tatbereitschaft;

sondern auch den religiösen Quell all dieser raffinierten Erziehung zur kirchlichen Dienstbarkeit und zur irdischen Beweglichkeit. Auch der Probabilismus der jesuitischen Beichtpraxis löst die Einheitlichkeit der Sittlichkeit auf in klug geleitete, kasuistische Einzelvorschriften, die dem Gegner unsittlich sind. Die tiefe Verankerung aber dieser gesamten Organisationskunst im Grunde einer starken, katholischen, geleiteten, disziplinierten Religiosität ist deutlich; und ebenso die ungeheure Kraft dieser einheitlichen Zucht, in der alles fein eingestellte Weltliche sich dem geistlichen Ziele und seinem Gehorsam ohne Reste ausliefert und handelnd opfert. Eine starke historische Erscheinung, frisch aufstrebend, selbstüberzeugt und von ihrem Ideal beflügelt, begann ihren Weg. Die Wirkung ist weltgeschichtlich geworden.

Die Verfassung hat ihr Begründer logisch aufgebaut, die Stufenreihe der Grade, den Aufstieg der Beamtungen vom Rektor der Kollegien und der Schulen zum Provinzial in den Einzellanden und zum General empor; in diesem gipfelt alles, ein straffes absolutistisches System mit gegenseitiger Überwachung und ausgedehntem Schriftverkehr, eine Organisation ganz für sich, ein Priester-, nicht ein Mönchsorden, aktiv in die Welt hinein gekehrt, abhängig nur von General und Papst, militärisch im letzten Grundzuge, das Erzeugnis eines Offiziers. Den Inhalt wies Loyola und die lebendige Entwicklung: Volkspredigt und Volkspflege, die Beichte dort und in den höheren Kreisen, in die man mit nachsichtig zielbewußter Klugheit eindrang; Unterricht in Schulen und dann in den Universitäten: die zweiten beeinflußte und eroberte der Orden, als Stätten theologischen Kampfes und allgemeiner geistiger Durchtränkung; die ersten richtete er selber ein und verwandte eben dort die Renaissancebildung als abhängiges, der eigensten Seele beraubtes, formalistisches Mittel, mit glänzender pädagogischer Kunst. Über allem schwebte, die ursprünglichen Missionszwecke, die man nicht aufgab, hoch überragend, der Kampf wider die Ketzer in Europa. Loyola selber leitete das alles von Rom aus; dort entstanden seine Musterschulen; von dort aus lehrte er seine Boten, einzudringen an den Höfen, in die Höhen, mit diplomatischer Kunst. Italien öffnete sich, Portugal auch, sich und seine Kolonien; in Spanien und Frankreich widerstrebte der nationale Geist, der nationale Staat, und doch trafen sich das Spaniertum und sein Kind, das Jesuitentum. Schon nahm man, nach festem Plane, den Kampf auf um die Ketzerheimat Deutschland selbst. Als Loyola 1556 starb, war sein Orden, mit 13 Provinzen und tausend Mitgliedern, eine Weltmacht. Er wies ihr alle ihre Bahnen; der Orden lebte ihm nach. Er selber kämpfte in Rom, gegen einen feindlichen Papst, zeitweise um dessen Bestand; in den Parteikämpfen der Kurie vorsichtig nachgiebig und doch stets fortschreitend, Weltmann und Heiliger zugleich. Er regierte seine Gründung und hielt sie rein, er persönlich fast unsichtbar, in schriftlichem Verkehre, in allen großen sachlichen Entscheidungen (denn in sich, mit sich war er fertig) sich selber und seinen Gott befragend, buchführend über seine Erleuchtungen, auf seine eigne Bekehrungsgeschichte zurückblickend wie auf ein heiliges Erlebnis, das über seiner Persönlichkeit stünde. Die löschte er fast aus, und ein leichter Nebel von Weihrauch umzog noch den Lebenden. Wie weit wich dieses Emporschweben von der erdhaften, tiefmenschlichen, lebenslang innerlich ringenden Art seiner nordischen Gegner ab, des Wittenbergers zumal, aber auch des Genfers. Loyolas Züge verschwimmen fast; die Bildnisse lassen ein südliches Antlitz von undurchdringlicher Selbstbeherrschung ahnen.

Ignatius von Loyola heilt Besessene.
Gemälde von P. P. Rubens. Wien, Staatsgalerie

Sein Abbild blieb sein Orden, und seine Eigenschaften, die spanisch waren, Welteroberungsglut, Mystik und Tatenlust, gingen über in die gegenreformatorische Kirche.

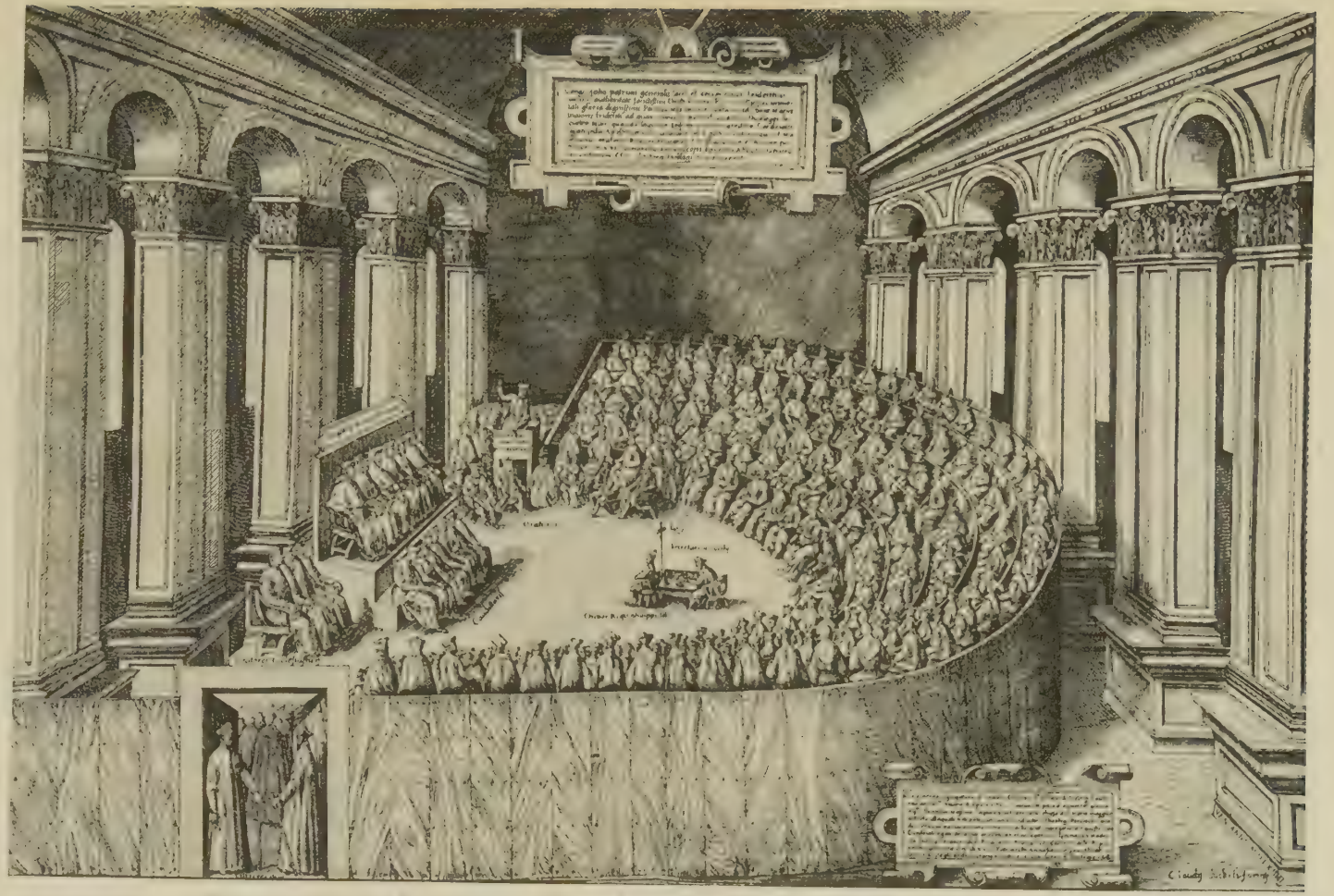
Das Jesuitentum wurde dieser bald zur Waffe und zum Stachel, es gab ihr Vorbild, Geist, Kräfte. Jesuitentum und Inquisition, spanischer und italienischer Zug klangen ineinander. Die Gesinnung war jetzt, 40 Jahre nach Luthers Eintritt, auf Kampf und Einheit gestellt. Noch immer drang sie unter Widerständen vor. 1555 bestieg Carafa den heiligen Stuhl: der Inquisitor. Aber er verbrauchte seine Energie die ersten Jahre lang im politischen Kampfe gegen das glaubensverbündete Spanien, das er haßte. Noch fehlte die unbedingte Einordnung unter das geistliche Ziel. Und überall in Europa klafften die ungeschlossenen Wunden. Italien und Spanien waren katholisch. In Frankreich, in Deutschland rangen 1560 die Glaubensparteien miteinander, und ein Teil der katholischen Regierenden dachte noch, die Abtrünnigen durch mancherlei kirchliche Zugeständnisse zurückzugewinnen, wie einst Karl V. Die Elemente katholischer Erstarkung waren nach langer Vorbereitung da, aber noch immer nicht zusammengefaßt in einheitlicher, die Welt überspannender Organisation weder der Kirche noch der katholischen Staatsgewalt. Es fehlte die Stoßkraft.

Ignatius von Loyola.
Gemälde von Sanchez Coello, Madrid

Da brachte diesen Abschluß und damit den Beginn einheitlich großen Vordringens, während der Boden überall bebte und die Glaubenskriege schon schwelten, dem Katholizismus das letzte Glied dieser gegenreformatorischen Kette: das Konzil von Trient. Man rief seit Jahrzehnten nach dem Konzil, damit es die Glaubenseinheit wieder herstelle, nach des Kaisers Wunsche durch entgegenkommende Reformen. Die Kurie fürchtete es

deshalb; sie fürchtete eine Neuerhebung des alten Konziliargeistes gegen die päpstliche Allgewalt, im Sinne national-kirchlicher und bischöflicher Selbständigkeit, und zugunsten der staatlichen Macht über die Kirche. Aber schon die Sitzungen von 1545 und 1551 hatten, dem Kaiser zum Trotze, nicht Reformen oder Versöhnung, sondern den grundsätzlichen, dogmatischen Abschluß gegen die Ketzer, die Behauptung des Vorranges der kirchlichen Tradition gegen deren biblisch-kritische Ansprüche vorangestellt. Der Gegenreformation wurde das Konzil zum Schilde der Abwehr und zum Banner der Sammlung und des Angriffes. Nun erzwangen von 1559 an die zwei katholischen Großmächte die dritte, vollendende Tagung. Paul IV. Carafa starb: er hatte die Gegenreformation vom Stuhle Petri aus zuletzt doch noch mit all seiner Leidenschaft eröffnet. Die Wahl seines Nachfolgers aber fiel, im Gegenschlage, auf einen Mann der Politik und der Weltlichkeit: indes die neue Flut riß Pius IV. mit. Er sträubte sich gegen das Konzil, er mußte es doch berufen. Freilich, Einberufung und Tagung geschah unter wirren Kämpfen. Die Staaten forderten auch jetzt Reformen, Frankreich und der neue Kaiser Ferdinand in jenem Sinne innerer Versöhnung, das orthodoxe, unnachgiebige Spanien im Sinne der Reinigung und Festigung, alle drei im Sinne des staatlichen Einflusses auf ihre Kirchen. Die spanischen und französischen Bischöfe wollten Anerkennung der bischöflichen Selbständigkeit; die Kurie geriet in ein schweres Kreuzfeuer. Sie wollte an die ersten zwei Sessionen anknüpfen und setzte das gegen die Milderen durch: das bedeutete den erneuten Bruch mit aller Annäherung an die dort schon verurteilten Ketzer. England und Deutschland blieben unvertreten; die Spanier drängten zur Schärfe, die Franzosen lange zur Diplomatie, die Regierungen umkämpften die geistliche Versammlung. Aber Rom wurde trotz steter Störungen und steter Steigerung all dieser Gegensätze Herr; es zog die eigentliche Leitung an sich, es ließ sich durch die italienische Mehrheit der Prälaten tragen, es setzte die Großmächte durch diplomatische Gegenzüge, durch Vereinzelung und Ermüdung lahm, es ließ die geistliche Arbeit unter seinen Legaten, mit Hilfe jesuitischer Theologen, durchdringen, es schloß mit den Episkopalisten ein Kompromiß. Und als nach zweijähriger Tagung, im Dezember 1563 die Versammlung, mit einem Fluche wider die Ketzer, geschlossen werden konnte, da atmeten die Politiker auf, den Wirrwarr verschwinden zu sehen: die Kirche aber hatte, in gespannter Arbeit, durch alle Nöte und viele Unreinheit hindurch, weltgeschichtliche Ergebnisse in ihre Scheuern gebracht.

Die drei Tagungen schufen ein einheitliches Werk, und die letzte, größte, krönte es vollends. Es war ein Werk nicht der Neugründung, sondern ganz der Wiederherstellung: der Wiederaufrichtung des mittelalterlichen Systems in seiner Vollständigkeit, ergänzt nicht durch Rücksichtnahme auf die Reformation, sondern nur durch Rüstung wider die Reformation; aber ein Werk der Reinigung und der Stärkung. Herstellung des Dogmas, des Thomismus, tatsächliche Abstoßung aller protestantischen Lehre, Abschluß und Krieg; Kampf gegen die sittlichen und organisatorischen Mängel, über die seit so langem und vollends seit dem lutherischen Abfall die Klage ging, gegen die sittlichen Gebrechen in Kirche und Gemeinde; eine strenge Festigung des kanonischen Rechtes, vor allem eine Reform der kirchlichen Verfassung und Praxis. Der Verfassung: da strafte der Ausgang alle Sorgen der Kurie Lügen. Der Absolutismus des Papsttums siegte von neuem und wurde fester angezogen; er hat sich nach Trient in Theorie und Praxis machtvoll ausgebaut.



Sitzung des Trienter Konzils. Zeitgenössischer Kupferstich aus dem Speculum romanae magnificentiae

Zucht und Geist wurden durch das Konzil verschärft, die Ausbildung der Geistlichkeit in den Diözesen neu geregelt, die Mißbräuche der Simonie und Pfründenhäufung verurteilt, die bischöfliche Aufsicht verstärkt. Es konnte sich nicht um Abschaffung des großen Finanzsystemes handeln, auf dem der Weltbau der Kurie ruhte, aber immerhin um seine Reinigung, und in derjenigen seiner Geistlichkeit um die des Katholizismus überhaupt, um die Befreiung seines gewaltigen Organismus von mancher Krankheit, die ihn befallen und gelähmt hatte. Die Hauptsache war Einigung und Schärfung des kirchlichen Gesamtgeistes, unter Kurie, Inquisition, Zensur, Jesuitentum, mit kriegerischem Antriebe und voller Zusammenfassung, eine neue, bewußte Schlagfertigkeit der kämpfenden Kirche, ihrer Führung und ihres Heeres. Die Völker und Staaten, die Nationalkirchen haben sich gegen die Zentralisation des Tridentinums gesträubt, unter staatskirchlichen Vorbehalten nahm Spanien es an, der Gallikanismus hat sich immer von neuem gewehrt, Deutschland fügte sich schrittweise ein; der innere Erfolg war trotz allem groß. Die Kirche hatte gesprochen; ihr Organismus und ihr Wille war geklärt und gestählt, ihre Stoßkraft unendlich erhöht, die neue Epoche sichtbar und einheitlich heraufgeführt. Das Werk von 1563 hat dem von 1870 in die Zukunft hinein die Hand gereicht; unmittelbar beherrschte es ein kämpfendes Jahrhundert.

Tridentinisch vor allem wurde die Spitze, die Kurie. Pius IV. führte, noch widerstrebend, die volle Gegenreformation herauf, sein Neffe Karl Borromeo wurde dann ihre tiefwirkende geistliche Verkörperung in seinem Erzbistum Mailand. Die Papstwahlen blieben von staatlichen Einflüssen umstritten, von spanischer, französischer, italienischer Diplomatie. Die von 1565 hob, weil man sich nicht einigen konnte, einen Greis auf den Thron, den mönchischen Großinquisitor Ghislieri: aber er lebte bis 1572 und setzte, als Pius V., die Idee der Strenge und des Kampfes in fanatisch unbarmherziger aber großartiger Reinheit durch; in gewissem Sinne wurde dieser ehrwürdige weißbärtige Mann, weltfremd in vielem, einfach, aber im Sinne seiner Ideale schöpferisch, zum persönlichen Gipfel der Entwicklung, die er vertrat. Sein Nachfolger Gregor XIII. (bis 1585), minder innerlich stark, setzte ihn doch fort und steigerte die Wirkung auf die Welt. Bis zum Ende des großen Verwalters Sixtus' V. (1590) blieb die Reihe ungebrochen: die Gegenreformation lebte sich einheitlich durch. Zuerst mit puritanischer Strenge, etwa gegenüber der Kunst; die frische Schärfe der Anfänge ließ später nach. Das Nepotentum, das unter Paul IV. noch einmal unheilvoll überwuchert hatte und das Pius V. ganz von sich stieß, kam, wenn auch mit verringerten Herrschaftsansprüchen, für eine lange Zukunft doch wieder, und die Finanzwirtschaft blieb unentbehrlich, die Weltlichkeit blieb dem heiligen Stuhle nahe und wuchs von neuem, Politik und Diplomatie ließ sich nicht abstellen. Die Idee blieb nicht ungetrübt. Geherrscht hat sie dennoch: das Papsttum der Gegenreformation, reineres und gefärbteres, hob sich nach Ziel und Wesen von der ungleich selbstischeren und sündigeren Reihe des Renaissancejahrhunderts unverkennbar und machtvoll ab.

In ganz Italien verblaßte die Renaissance. Staatlich wurde es jetzt vollends nichtig, von Spanien überragt wie es war in Süd und Nord; seine Fürsten sträubten sich, die klugen Medici in Toskana, die Päpste selbst; Venedig wahrte sich eine Art von Selbständigkeit und war für die Hasser der Fremdherrschaft ein Trost und eine Zuflucht; das weltlich-politische Denken erlosch in dem Lande Machiavellis nicht. Jedoch das Staatsleben selber

war abhängig und verdumpfte; politisch wie wirtschaftlich sank Italien aus der Zahl der lebendigen Völker immer tiefer in den Schatten. Uns geht das hier nur an im Zusammenhange von 1550 und 1600. Da spiegelte das italienische Dasein am klarsten die große Wandlung der Zeit. Die Renaissance hatte sich erschöpft; sie blieb, in ihrer Selbständigkeit und ihrer Idee, ihrem eigentlichen Seelenkerne zerbrochen, eine dienende Hilfskraft der Gegenreformation, sie wurde eingepflügt zugunsten fremder Frucht. Es blieben Schulung und Schliff, das reiche Erbe von Form und Glanz: der Inhalt aber floh. Die Humanisten starben; die Dichtung verflachte: geselliges Spiel blühte im Hirtendrama fort und wurde in der Oper zu einer neuen Macht Italiens über Europa hin. Aber in die Gegenreformation reihte sich, von Trient her gefordert, Palestrinas große geistliche Musik ein; in die Gegenreformation flüchtete sich, vom Erbe überfeinerter Vergangenheit seelisch zersetzt, der größte Dichter der Epoche, Torquato Tasso, und zermürbte sich an seiner Angst, ihr nicht genug zu tun — das geistlich-weltliche Epos, das er ihr darbrachte, die Befreiung Jerusalems, hat ja sein letzter Wille, da es ihm zu unfromm erschien, der Vernichtung überliefern gewollt. Durch eigene Entwicklung ging die Malerei Italiens hinüber in die Bewegungskunst des Barock, und Bildhauer und Baumeister mit ihr, aus der Ruhe in die Unruhe, aus dem Maße in die Steigerung, auch des Seelischen, hinüber. Auch sie jedoch erfaßte, kraft innerlicher Verwandtschaft, die neue Kirchlichkeit, und der neue religiöse Schwung: Michelangelos Erbin wurde die volle Gegenreformation. Diese schulte und kommandierte ihre Kunst, Gregor XIII. gründete die römische Akademie des heiligen Lukas, der ganze erregte Drang des kirchlichen Kampfes, des kirchlichen Triumphes, der kirchlichen Bewußtheit, der heiße Hauch der Mystik, der Ekstase, der Erotik und des Martyriums, dramatisch, heroisch, brennend und absichtsvoll zugleich, schlug in die bildenden Künste hinüber, durchdrang sie innerlich und machte sie zum Abbilde und zum Werkzeuge des Streites. Der weltliche Gedanke wich in Italien zurück; die Nachfolger der Renaissance in Philosophie und Naturforschung hoben ihn noch einmal hoch empor, aber sie stießen auf die Inquisition. Bruno und nach ihm Galilei bezahlten ihr den furchtbaren Zoll; sie trieb die Forschung zu den lebendigen Völkern der westlichen und nördlichen Welt, in die Luft geistiger Freiheit hinaus. Italien blieb reiches Kulturland, und seine Überlieferungen atmeten fort, aber sie verloren die Schöpferkraft. Das Land im ganzen, bei vielem Glanze und mancher Verderbnis, bei vielfacher Weitereinwirkung auf die Nachbarn, wurde im höchsten Sinne doch unfruchtbar. Das war nicht Folge erst der Gegenreformation, es hatte, von innen und von außen her, längst begonnen und entsprach der allgemeinen Schwerpunktsverschiebung von Mittel- nach Westeuropa, auf die schon hingewiesen worden ist: aber der Hergang wurde durch die Gegenreformation ergriffen, gefärbt, gefördert und in ihr vollendet — in manchem Sinne sicherlich auch geadelt. Stärker als in Italien war anderwärts das Licht. In Spanien war der Antrieb und ebenso dann das Ergebnis der Gegenreformation ursprünglicher und einheitlicher; in Frankreich waren die Gegenkräfte im nationalen Blute lebendiger; Spanien war deshalb großartiger, Frankreich innerlich bewegter als Italien. Überall war mehr eigenes Leben. Aber überall stand das Zeitalter, seit dem Konzile, unter den gleichen, alles Dasein umfassenden Einwirkungen.

Überallhin reichte doch wohl jene sittliche Auffrischung der Kirche und auch des Volkslebens; überallhin sicherlich jene Aufrüttelung der elementaren Kräfte der kirchlichen

Vergangenheit; und ganz gewiß die Aufstachelung der führenden kirchlichen Gewalten. Im ganzen katholischen Machtkreise treffen wir eine einheitliche gegenreformatorische Kultur. Der Anblick hat etwas Großartiges. Religion und Theologie stehen voran. Kirche und Tradition bleiben da unerschüttert, als eigentliches Quellbecken des Katholizismus, aller biblischen und historischen Kritik der Protestanten zum Trotz. Die Scholastik beherrscht die Universitäten. Der dogmatische Kampf, die theologische Kontroversliteratur beschäftigt auch die Gesellschaft; Hölle und Fegefeuer, Heiligenkulte und Wunder, Magie und Hexenwahn treten verstärkt hervor. Die religiöse Innerlichkeit der Mystik überzieht daneben, von Spanien her, die gläubige Welt und schmiegt sich der Kirche erwärmend an. Geschichte und Philosophie müssen Dienste tun; Baronius' kirchliche Jahrbücher bekämpfen die protestantische Geschichtschreibung. Die Philologie muß erziehen helfen, nach dem Gebote der Kirche. Selbständige geistige Wissenschaft duldet diese, wir sahen es, weder hier noch in der Naturforschung. Ihr Geist beseelt die lebende Dichtung: bei Spanien begegnen wir ihm noch einmal und näher. Für alle katholischen Länder gilt die Durchdringung von Barockgeist und Gegenreformation in den bildenden Künsten, die uns Italien darbot: sie sind Verwandte überall, und überall ergreift die zweite die Herrschaft. Das entfaltet sich, tiefer und reicher als in Italien, in der spanischen Kunst; das geht in den katholischen Norden hinauf und hat, noch im kommenden Jahrhundert, in dem Vlamen Rubens, mit all jenen Zügen, die wir nannten, mit Prunk und Pathos, mit shakespearisch glühender dramatischer Pracht, mit Verzückung und Inbrunst und ungeheurer künstlerischer Wucht, seinen leuchtendsten und fast bezeichnendsten Gipfel erreicht. So breit und lange fluteten diese Wellen. Geist und Kirche sind vereinigt — aber der Geist gehorcht. Staat und Kirche sind vereinigt, Herrschermacht und Gegenreformation, beide ausgeprägt im großen Barock — zuerst sind sie eng verbündet, dann freilich drängt ihr ewiger Widerstreit sich deutlicher durch. Ein großes Menschenalter indes, ja im wichtigsten zwei, leben unter dem einen überwiegenden Impulse. Ich wiederhole: nicht eigentlich Neues hat dieser geschaffen: Herstellung des Alten ist sein Ausgang und Ziel. Nicht restlos konnte er sich durchsetzen, auch wo er gebot: das Irdisch-Menschliche schwang immer mit. Da wo er siegte, hat er sich selber übertrieben: Völker, gerade die hingebenden, die dieser geistlich-politische Strom ganz mitriß, sind ihm geopfert worden und in ihm, für Jahrhunderte, versunken: Spanien, Polen, Belgien. Die Stärke des Stromes bezeugt auch das. Unter ihm, in der Tiefe der Erde, neben ihm, beiseitegeschoben und bedroht, blieben Kräfte lebendig, weltlichere, die das Werk der Renaissance weitertrugen, nicht nur äußerlich und als Dienerinnen der Gegenreformation. Nach dem steten Wechselspiele menschlicher Entwicklung reiften diese alt-neuen Ideen im stillen heran, um in neuen Gestalten die herrschenden der Gegenwart dereinst abzulösen. Vorerst herrschten die kirchlich-religiösen, mit vielerlei Verinnerlichung, ganz gewiß mit starkem Machtwillen, mit Macht und Mächtigkeit. Von 1550 ab sind sie in den beiden Weltlagern, die einander so offen widerstrebten, voneinander aufs tiefste abwichen und doch in Bewegung und Willen einander entsprachen, bereit, das Regiment anzutreten und auszuüben: bis etwa 1570 setzte sich das sichtbar und völlig durch. Die Zügel der europäischen Geschichte nahmen Gegenreformation und Calvinismus.

Die Linie der europäischen Politik von 1555–1585

Die geistig-geistlichen Gewalten traten vor; austragen mußten sie ihren Zweikampf auf dem Boden der Staatenwelt. Sein Schicksal erwies sich gebunden an die Kraft der Großmächte; seine obersten Träger wurden, in Europa und zumal in Westeuropa, Spanien und Frankreich. Nach deren Königen nennt und gliedert sich die Epoche bis 1610: erst Philipp II., der Spanier, dann Heinrich IV., der Franzose; die Grenze zwischen beiden zieht Philipps Tod 1598. Aber das Zeitalter Philipps selber spaltet sich noch einmal, das Jahr 1585 bildet eine innere, bedeutsame Scheide, für ihn und die allgemeine Glaubenspolitik gleichermaßen. Bis 1585 schürzt sich der weltgeschichtliche Knoten, dann folgt die Entscheidung. 1585 ist unserer Darstellung der natürliche Wendepunkt.

Habsburg und Frankreich waren seit dem Ausbruche ihres Streites um Burgund, seit 1477 das europäische Kämpferpaar. An Habsburg brach sich Frankreichs Vorstoß gen Osten, Habsburg umfaßte den festergegründeten, staatlich und national geschloßneren Nebenbuhler mit seiner zusammengesetzten Weltmacht, seinem Streubesitze in Österreich, am Oberrhein, in Burgund und dann auch in Spanien; sie rangen um Italien. Karl V. griff nach der europäischen Hegemonie, alle Selbständigkeiten verbanden sich seinem französischen Gegner, Papst und Sultan, die deutschen Fürsten und zeitweilig England; zuletzt fügte der Kaiser England durch eine Ehe ganz in sein eigenes System. Weltliche Machtpolitik war der Inhalt dieses langen Streites, die politische Renaissance gipfelte in ihm. Er vollendete sich und wendete sich in den letzten Jahren vor 1559. Karl V. hatte seinem Sohne Philipp II. Platz gemacht, der Kaiserkrone und Österreich nicht erbte, Franz I. seinem schwächeren Sohne Heinrich II.; Papst Paul IV. warf sich, unter weltlichsten Antrieben, im Kriege auf die Seite Frankreichs. Philipp besiegte ihn und den Franzosen — und ließ seinen Feldherrn Alba das Knie beugen vor seinem päpstlichen Feinde. Das war die Überwindung der Renaissance durch die Gegenreformation: der König von Spanien stellte seine Politik unter deren Zeichen. Den französischen Krieg aber beendete er 1559 zu Cateau Cambresis mit einem Frieden für lange Jahrzehnte. Spanien war der Gewinner, Spanien erhielt den Streitgegenstand Italien und seine niederländische Grenze; es opferte das verbündete England, aber es ging davon als die überlegene Weltmacht: mit Mailand, der Freigrafschaft und Niederland umfaßte es auch künftig den Franzosen, und der Tod Heinrichs II. verstärkte sein Übergewicht. Spanien ragte über den Weltteil hin. Die italienischen Einzelstaaten, auch der Papst, lagen in seiner Machtsphäre; Feind blieb ihm, auf Festland und Meer, der Sultan, in Spanien gipfelte um so mehr die Christenheit; es wurde deren einzige ganz große und ganz aktive Macht. Osten und Mitte Europas wirkten auf das Gesamtgetriebe wohl ein, aber niemals stark, Deutschland war aus der ersten Reihe in allem zurückgetreten; das Reich und die Schweiz wurden Gegenstände des politischen und religiösen Machtspiels und Werbeplätze für Soldaten, England schaltete sich für eine Weile aus. Dem Mächtigsten gegenüber blieben alle Kleineren natürliche Stützen für seinen Nebenbuhler, den Franzosen, mindestens der Möglichkeit nach; aber Frankreich selber

versank in Schwäche und bald in innere Wirren. Zuvor hatten beim Friedensschlusse die beiden katholischen Könige den unabhängigen, aber konzentrischen Vormarsch gegen die Ketzerei beschlossen: diese neue Bewegung trug nur den einen, den spanischen, auf ihren Wellen vorwärts. Sie wurde zur obersten Kraft; der Gegensatz Spaniens und Frankreichs blieb dahinter lebendig; im Geistlichen und Staatlichen aber überwog und führte Spanien. Das ist die Doppelsignatur der Zeiten seit 1559. Wir haben den Faden der Ereignisse bezeichnet.

Sie vollzogen sich in kleineren Perioden: wir scheiden sie nach den Jahren 1567, 1572 und 1585. In der ersten ergreift der Glaubensgegensatz schrittweise die westlichen Länder, Frankreich, die Niederlande, Britannien, am härtesten Frankreich; über sie alle erhebt sich, ungefesselt, einheitlich, katholisch die spanische Macht. Sie wird zur Führerin der katholischen Weltpartei; was in Frankreich unabhängig bleibt, sperrt sich gegen sie, aber mit steigender Not. Von 1567 an schlagen die Flammen des Religionskrieges, in Frankreich neuverstärkt, in den Niederlanden und in Britannien erst jetzt ganz frei gemacht, hell aus der Erde heraus und schlagen in Frankreich und Niederland zu gemeinsamem Brande ineinander. Das Hugenottentum sucht ihn zu leiten und auszunutzen, 1572 geht Colignys großer Schlag gegen Philipp II. fehl, Frankreich, das er Stirn gegen Stirn wider den Spanier stellen gewollt, stürzt schwer zu Boden. Von da ab bis 1585 hat sich der Calvinismus, dort und in Holland, behauptet, aber Philipp rückte immer weiter und immer drohender vor; Spanien überherrschte den zerrissenen Erdteil nun vollends, Spanien und Rom griffen in die Mitte, in den Osten hinüber, die Gegenreformation in Philipp II. und Gregor XIII. stieg und stieg — das Ende war der volle Niederbruch Frankreichs und das Ausholen seines Rivalen zum entscheidenden Schlage über Frankreich hinweg, gegen das letzte Hemmnis der Restauration, gegen England.

Bis dahin hatte in dem aufgelösten Frankreich jede Regierung doch immer wieder, in aller Ohnmacht und Not, ganz von selber den Widerstand gegen Spanien aufrechterhalten und für alle Gegner Spaniens wenigstens einen Halt gebildet, so gut sie vermochte; und wenigstens die Protestanten hatten diese nationale Überlieferung noch zu offener Größe gesteigert. Um 1585 schien das alles vergeblich und verloren, Spanien schien unwiderstehlich. Es war noch immer durch Frankreichs Dasein behindert und von dem höchsten seiner Ziele ferngehalten worden. Das lag jenseits von Frankreich im Norden. Spanien und England wurden notgedrungen zu dem europäischen Gegnerpaar, das Spanien und Frankreich nicht mehr geblieben waren. Spanien und England wurden, in Europa und darüber hinaus, politisch, kommerziell, religiös zu Feinden auf Leben und Tod; ihr Gegensatz griff schon, wenn auch immer noch nur nebenher, unmittelbar auf den Ozean hinaus und in die neue Welt hinüber, die der französisch-spanische zuvor nur eben angestrahlt hatte. Spanien und England wollten beide keinen Kampf; beide zwang die innere Notwendigkeit voran. Frankreichs Wegfall gab Philipp die Bahn frei. An Frankreichs Stelle rückte für eine Weile England; die beiden Grenzmächte Westeuropas in Nord und Süd trafen aufeinander, anstatt der zwei festländischen Nachbarn; der große Glaubens- und Vorrangsstreit wurde ausgetragen, über den ganzen Westen hin. Spanien und der Katholizismus stießen vor; die Entscheidung wurde, auch da, religiös-politisch und machtpolitisch zugleich. Sie wurde zum Inhalt der zweiten Hälfte unserer Epoche.

Der Escorial. Stich nach einem Holzschnitt des 16. Jahrhunderts

Spanien unter Philipp II.

Spanien steht billig voran, der Kern und Halt der Epoche in ihren Ursprüngen wie in ihrem Vollzuge; Spanien ist das Schicksal des gegenreformatorischen Zeitalters, und dieses das seine, für Spaniens Entfaltung, Höhe und Sturz. Spaniens Kirche und Religiosität, seine europäische Stellung, sein geistlich-weltlicher Eroberungsdrang sind uns begegnet. Wie war sein Gefüge, seine Betätigung, seine Seele, sein Geschick? In Loyola schon schien es uns verkörpert. Seine eigentliche Verkörperung ist jedoch Philipp II. Er war in Spanien geboren und aufgewachsen, zweimal hatte ihn sein Vater und Lehrer auf Jahre in den Norden geholt, und in dessen Kämpfen, als Gemahl der englischen Königin, als spanischer König zuletzt, hatte er sich, aufsteigend, geschickt und schließlich siegreich, bewährt. Er war jetzt, da er als 32jähriger nach Spanien heimkehrte, fertig; er war Spanier geblieben; er blieb die vier Jahrzehnte seines Lebensrestes (1559—98) in Spanien. Der blonde zarte Habsburger mit der schweren Unterlippe seines Geschlechts und den trüben blauen Augen unter der drohenden Stirne, nordisch wie er aussah, wurde zum Ausdrucke seines südlichen Volkes. Dessen streng beherrschte Vornehmheit durchdrang seine Haltung, sprach aus dem schwarzen Samte seiner Kleidung. Freilich die zufahrende Schärfe des Spaniertums fehlte ihm. Er war langsam, schweigsam, in sich zurückgezogen, der Mann der Schreibstube; in der arbeitete er, genau

bis zur Pedanterie; in der faßte und erließ er seine Entschlüsse, nicht im Austausche der Verhandlung; er war in der Audienz freundlich, aber verschlossen und entschied dann aus seiner Einsamkeit heraus. Und seine Entscheidungen brauchten Zeit — viel mehr Zeit, als die unendlich vielseitigen und stets wechselnden Aufgaben seines Weltreiches ertrugen. Er baute sich in der steinigen Hochebene Kastiliens angesichts der Berge seinen Mönchspalast, den Eskorial, feierlich groß, einförmig und stumm; da teilte er die Devotion seiner Mönche, da vergrub er sich in langer Andacht. Er war nicht ohne menschlich hellere Züge, weder ohne Liebenswürdigkeit noch ohne Willkür und Schwächen; er scherzte mit seinen Kindern, er pflegte die Kunst und huldigte den Frauen über die Schranken der Ehe hinaus; aber seine Frömmigkeit, die schwerlich im tiefsten lebensvoll war, ist zweifellos, und selbst die Mystik seines heißen Volkes blieb seiner Trübheit nicht fremd. Aus Philipp II. strahlte keine schöpferisch freie und keine freudig handelnde Genialität; seine Begabung war eng, sein Schritt „bleiern". Aber sein Weg war einheitlich lebenslang; er diente einer Idee: der spanisch-königlichen, der spanisch-katholischen. Die harte und großartige Treue, mit der er dies in einer ihr verwandten Zeit getan hat, hob ihn, allseits begrenzt wie sein Menschentum und seine Geisteskraft blieben, doch in weltgeschichtliche Wirkung empor. Er wehrte im Mittelmeer, an den italienischen, den spanischen, den afrikanischen Küsten, dem vorflutenden Islam und deckte die Christenheit; seine Flotte entsetzte Malta und siegte (1571) bei Lepanto. Er lieh auch dem Ketzerkampfe der Kirche seinen Arm und damit erst die ausführende Kraft. Er war König, und seine staatlichen Rechte über seine Landeskirche behauptete er auch gegen den Papst. Er war Spanier, und sein Machtkampf war ebenso spanisch wie kirchlich: er aber fühlte sich als den Träger des Glaubens, und ließ auch die Päpste sein Führerbewußtsein und seinen spanischen Hochmut spüren. Er glaubte, die Kirche gebietend leiten zu dürfen; jahrzehntelang gingen sein und ihr Dasein dieselbe Bahn. Ihr Innenleben meinte er dennoch nicht anzutasten; bei den Papstwahlen hielt er sich von tieferen Eingriffen, die er als simonistisch empfand, gewissenhafter zurück, als der staatliche und nationale Stolz seiner spanischen Diplomaten billigte. Er aber blieb gegen diese fest; er wollte der Glaubenssache in Reinheit dienen, und er konnte seine Sonderansprüche beschränken, solange die Lage ihm von selber die oberste Führung verlieh. Es war ein doktrinärer, sicher ein idealistischer Zug in dem vielgescholtenen Herrscher; unbeweglich, unschöpferisch wie ein Vierteljahrtausend später der ihm so wesensähnliche Nikolaus von Rußland hat er sein Dogma über Europa hinwegleuchten lassen und einer Weltpartei als ihr oberster und befehlender Herr den Rücken gestärkt und die Wege gewiesen, selbstisch und doch auch selbstlos, leer und doch wirksam, in Wahrheit einig mit seiner Welt, seinem Staatsgebote, einig vor allem mit seinem spanischen Volke.

Wer ihn umgab, das ist minder wichtig. Am wenigsten bezeichnend für Philipps Idee war das Trauerspiel des Don Carlos — denn da handelte es sich, von frühesten Jahren an bis zu dem harten Ende, um das Geschick eines Kranken, eines schwachsinnigen und deshalb zuchtlosen Knaben und Jünglings, den sein Vater, vollends als König, gar nicht gewähren lassen durfte; was er, nach langem vergeblichem väterlichem Bemühen gegen diesen Sohn tat, war schmerzliche Pflichterfüllung, und nur zuletzt (1568) gaben seine starre Art und die psychologische Unzulänglichkeit der Zeit seinem Verhalten gegen den Gefangenen das Gepräge einer Kälte, die auch den gerechten Beurteiler eisig anweht.

König Philipp II. von Spanien. Gemälde von Tizian. Madrid, Prado

Aber politisch war in seinen Ursprüngen dieser Konflikt, dieses Unglück nicht. Politischer natürlich die Gegensätze der höfischen Gruppen, die der König gern duldete, um desto sicherer Herr zu bleiben: die Schärferen, mit Alba an ihrer Spitze, die Milderen unter Eboli. Im Zusammenhange dieser Parteischwankungen stand der Aufstieg und der Sturz des Staatssekretärs Perez, in dessen mörderischem Ränkespiele auch der König verstrickt und belastet war, bis zur Blutschuld: er hat Perez, der ihn betrog, einen, wie er glaubte, politischen Mord gestattet, in dem er, der absolute Fürst, nach der Zeitanschauung freilich sein Königsrecht als Richter zu üben überzeugt war. In diesen Schwankungen vollzog sich auch Gnade und Kaltstellung und Sieg des bedeutendsten seiner Minister, Granvelas, des schärfsten Vertreters der spanischen Angriffspolitik in Kirche und Staat: nach langer Entfernung holte ihn Philipp 1579 an seinen Hof und gewährte ihm einige Jahre stärkerer Einwirkung; aber sie dauerte nicht an, und sie beherrschte ihn nicht; selbst er half nur in Philipp dessen eigenste Willensrichtung zu endgültigem Durchbruche zu bringen. Im Grunde war Philipp diese 40 Jahre lang, über Wartezeiten hinweg, und in allen Schranken seiner lahmen Geistesart, doch immer der gleiche und immer der eigentliche Regent. Er entfaltete sich langsam, aber folgerecht, bis auf die Höhe und bis ans Ende. Er war Absolutist; über allen persönlichen Wendungen stand seine Verfassungs- und seine Glaubenspolitik.

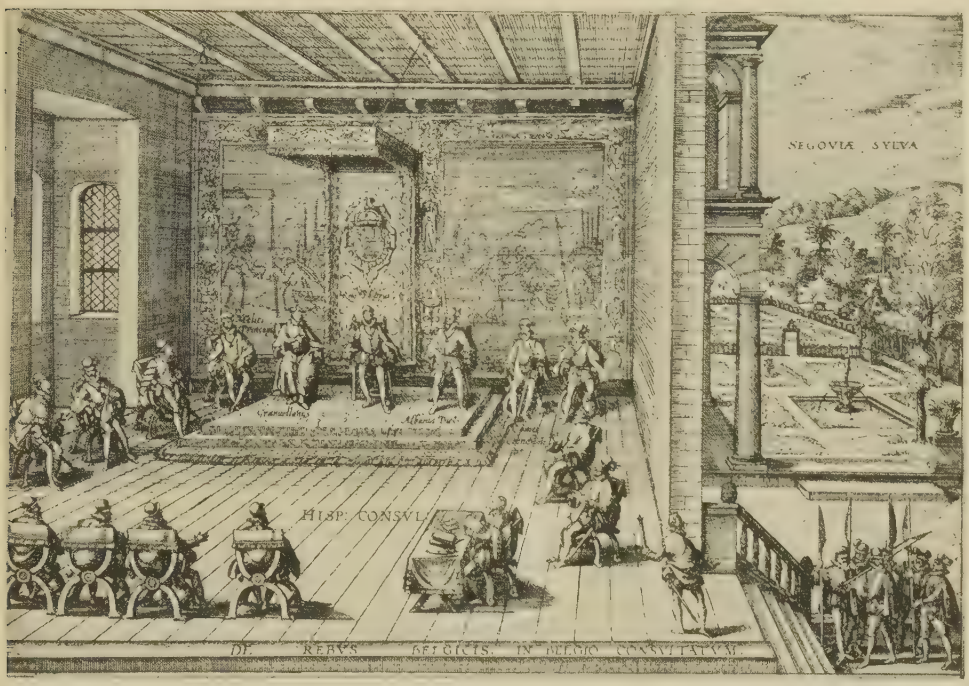
Er wollte königlich geleitete Einheit. 1580 hat er ihr Portugal eingefügt; sein Leben lang hatte er sie zu erstreben für sein eigenes ererbtes Reich. Denn da stand Aragon mit seinen nordostspanischen Nebenreichen, selbständig, mit starkem adligem Ständetum und einem keineswegs staatlich überlegenen, aristokratisch-landschaftlichen Trotze, der Erbschaft der alten Sonderstellung dieser Lande an der Grenze zu Frankreich und man kann sagen zu Europa hin, der gesamtspanischen Monarchie entgegen; 1591 hat Philipp mit Gewalt die Auswüchse dieses Trotzes gebrochen, im einzelnen aus häßlichem Anlasse, im ganzen mit besserem staatlichem Rechte und ohne Übertreibungen. Dieser Nordosten, Katalonien zumal, ist immer nur halbspanisch gewesen: was wir im intensiven Sinne Spanien nennen, das war Kastilien. Spaniens Größe und Schicksal kamen auch damals von Kastilien her. Und hier, in seinem Hauptlande, war Philipp absoluter Herr. Hier umgab ihn die Reihe klargegliederter oberster Regierungskörperschaften, „Räte", die den Charakter moderner Ministerien trugen, eine für jedes seiner Länder, auch für „Indien", die Neue Welt, oder für die wichtigsten Verwaltungszweige; ihr Personal überwiegend kastilisch; der Gipfel die hochpolitische Oberkörperschaft des Geheimen Staatsrats; sie alle aber nur mit beratender Befugnis. Hier bestand, als ein Wortführer des kastilischen Volkes, der Landtag der Cortes: nur eine Vertretung der Städte, seit Isabella schon im politischen Rückgange, der immer weiterging: denn der städtische Geist mangelte den Abgeordneten und ihren Gemeinden. Philipp hörte ihre Wünsche, aber nur als Wünsche, nicht als Bedingung ihrer Bewilligungen; sie waren mehr öffentliche Meinung als feste Verfassungsgewalt, aber sie tagten oft und sprachen sich aus. Und trotz mancher Mahnungen und Warnungen: in den Hauptsachen, wirtschaftspolitischen wie glaubenspolitischen, waren sie doch, in Irrtum und Schwung, dem Könige gleichgesinnt. Auch ihr Sinn, wie der ganz Spaniens, war nicht bürgerlich, sondern ritterlich. Ein starkes Wirtschaftsleben hatten diese Städte nie besessen, die Natur des abgeschlossenen, von Gebirgen und Hochebenen durchschnittenen Landes hielt es von selber zurück, die unablässigen Kriege mit den Mauren und in sich hatten das Spaniertum vollends auf den Kampf gestellt, seit den katholischen Königen wurde er, erst gegen Granada, dann gegen Europa, zur Seele alles spanischen Lebens, das sich aus der Zerspaltenheit so jäh zur Macht, zur Eroberung, zur Herrschaft erhob, zu jener Durchdringung von phantastischem Ehrgeize mit überzeugter Gläubigkeit. Die Städte sanken politisch und wirtschaftlich, das Land und seine Bevölkerung lag in den unlebendigen Händen des adligen Großbesitzes und der Geistlichkeit, die alte Selbstverwaltung der Bauern wich hinter die Grundherrschaft und die Patrimonialjustiz zurück, eine Weile lang strebte die bäuerliche Arbeit noch auf, dann legte sich, der Wolle, der Schafzucht zuliebe, der Herdenbetrieb, von mächtigen Gesellschaften geleitet, wieder erdrückend über den Ackerbau. Das Grandentum blieb bedeutend in sich, aber politisch gebrochen diente es der Krone. Der kleine Adel der Hidalgos dehnte sich durch Adelungen, gewann die städtischen Ämter, diente dem Königtume ganz, wurde, mit seiner Ritterlichkeit, der eigentliche Träger von Staat und Nation. Die Granden stellten Diplomatie und oberes Offizierkorps, die Hidalgos das niedere und die Soldaten, „meine Herren Soldaten" muß der Offizier seine Leute anrufen, und nur wer Hidalgo ist, ist etwas. Die großen geistlichen Ritterorden mit ihren Einkünften und Stellen sind königlich geworden, königlich die Kirche, der König bedient sich all dieser Mittel,

und das Ziel ist der königlich-katholische Kriegerstaat. Dessen Geist beseelte den spanischen Leib; er führte, mit der Inquisition verschwistert, den Kampf gegen jeden Unglauben wie draußen so drinnen fort, er glühte für die Reinheit des Bodens und des Bluts, er hatte die Juden vertrieben, er forderte, trotz dem Großgrundbesitze, das Vorgehen gegen die christlich, aber nicht christlich genug gewordenen Maurenabkömmlinge, die Morisken, die auf dem Lande werktätig arbeiteten, und erzwang 1566 ein Einschreiten, das sie in den Aufruhr und in die Niederlage stieß: es war eine neue Niederlage auch des wirtschaftlichen Triebes. Weder der Pflug noch das städtische Werkzeug, sondern nur Schwert und Kreuz gehörten in die Hand des Spaniers, der Ehre hatte und Ehre suchte. Das war der überkommene Lebenszug, die Siege, die Weltausdehnung steigerten ihn seit 1490 noch unablässig. Spanien gewann Amerika. Es hat die Riesengebiete erobert, nicht eigentlich besiedelt, aber durch Verwaltung und Gesetzgebung bedeutsam organisiert und vor allem sie beherrscht. Es blieb auch dort, entsprechend seinen Menschenzahlen und seinem Geiste, wirtschaftlich an der Oberfläche: es hat diese Lande dennoch mit seiner Kultur, seiner Kunst, seiner staatlich-geistlichen Form und mit der gesamten Farbe seiner Rasse durchdrungen und einer unabsehbaren Entwicklung die Wege eröffnet. Jedoch der Heimat wurde die Neue Welt nicht zum Segen. Sie entzog ihr manche lebendige Kraft, sie verstärkte den Abenteurer-, den Rittertrieb, für die spanische Wirtschaft kam sie zu früh. Für die Aufgaben, die Amerikas Versorgung und Ausnutzung ihr stellen konnte, war diese nicht reif, weder an Organen noch an Gesinnung. Der Indienrat wurde geschaffen, der Handel mit Amerika in Sevilla monopolistisch organisiert, Ackerbau, Gewerbe und Handel empfingen nach 1500 eine Anregung, aber keinen andauernden und lebenschaffenden Auftrieb. Um die Jahrhundertmitte stockte er; das Ausland drang, über Sevilla selber, in die Lieferung für die Kolonien ein, und das Silber, das in immer wachsender Flut von Peru nach Spanien strömte, befruchtete wohl die spanische Außenpolitik aber nicht die spanische Wirtschaft. Es steigerte alle Preise und floß, da die spanische

Don Carlos, Infant von Spanien.
Gemälde von Sanchez Coello, Wien

Stadt es nicht produktiv aufzufangen wußte, den Fremden zu, den Italienern, Deutschen, Niederländern: die spanische Arbeit ertränkte es durch seine Preiswirkungen, anstatt sie zu beleben. Spaniens Schicksal war, da ihm selber die gesunde Kraft und der gesunde Wille zur Arbeit fehlte, die steigende Abhängigkeit von seinen Nachbarn, ja von seinen Feinden, und seine eigne Produktion verdorrte. Alle Silberflotten halfen nicht einmal seinen Staatsfinanzen. Staat und Krieg kosteten gewaltig; der König wandte sich, seinem Vater folgend, an die Bankherren in Genua, Augsburg, Antwerpen; er verpfändete ihnen Produktivkräfte des spanischen Bodens, die Bergwerke voran. Dreimal hat er seit 1556, in Abständen von je 20 Jahren, Bankerott gemacht, seine Geldgeber auf bloße Rente gesetzt: sie kamen, da man sie brauchte, doch wieder zurück und in die Macht, nur Spaniens Kredit versank, und immer wieder verschlangen die Kriege alle Mittel und alle Ordnung. Die Wirtschaftspolitik der Krone, und der Cortes zudem, hat durch Eingriffe und Beschränkungen Übel nur immer übler gemacht, die Steuerpolitik alle Arbeit vollends erdrückt. Der eigentliche Quell alles Unheils saß doch in Spaniens Seele: diese Wirtschaft erlag dem Großstaate, ganz im Gegensatz zu dessen Wirkungen in Frankreich, England und anderwärts, nicht weil er Kraftleistungen forderte, sondern weil er sie von einem noch unreifen Körper forderte und weil er diesen Körper innerlich, nach kurzem Anlauf, nicht erziehend gekräftigt, sondern entkräftet hat, weil er die Einseitigkeit des spanischen Dranges nach außen hin in das maßlose immer nur steigerte. Spanien, das Glied der vorangeschrittenen westeuropäischen Welt der Machtstaaten, das Glied der neuen großen Kolonialwelt, wurde in Kräften und Zielen nicht überseeisch, es blieb ganz europäisch; und in Europa wurde es nur zur außenpolitischen Gewalt: zur „Kriegerkaste" über den Völkern.

Licht und Schatten dieser rätselhaft raschen und großen und rätselhaft zerstörerischen Entwicklung, in der sich natürlich eine Fülle von Faktoren betätigt hat, sind doch im Größten eine Einheit und stammen aus den innersten Tiefen der spanischen Eigenart: diese Hingabe bis zur einseitigsten Überspannung, dieser Niedergang bis in die Todesstarre hinein und diese Treue gegen sich selber, bis hinauf in die Erhabenheit und den Wahnwitz. Die letzten Gründe dieses erschütternden Schicksals einer hochgesinnten Nation sind sicherlich eben doch die geistigen. Wir sahen sie emporquellen aus Landesart und Geschichte; wer sie alle erschöpfen wollte, müßte von Rasse und Klima sprechen, von eingeborenen Trieben, die aller Mischung standhielten, von den Einflüssen dieser Mischung, den Einflüssen des bekämpften Islams und eben des Kampfes selbst; von denen jenes Aufeinanderpralles von Hitze und Kälte, die sich in das Volkstum hineingeprägt haben, den jähen Gegensätzen, die es sprengen und doch beseelen. Den Hauptstoß sicherlich für die großen und tragischen Menschenalter gab der späte Kreuzzug von 1490: leidenschaftlich mittelalterlich war diese Erhebung und blieb ihr geistiges Ergebnis. Die spanische Kultur des 16. Jahrhunderts, aus der das äußere Geschick emporsproß, ist merkwürdig einheitlich. Ritterlich und kirchlich, wir sahen es; beides in seinen Wurzeln von heißer Mystik genährt, die sich selber genoß, beobachtete und regelte und die Nation begeisterte und mit sich zwang: Loyola ist ihre Verwertung für die Tat, die heilige Teresa, in Philipps Tagen, ihre innerlichste, zarteste und glühendste, zugleich religiöse und literarische Verkörperung. Die Gemälde des zugewanderten Kreters, der in Toledo nach 1575



Spanischer Kronrat unter Philipp II. Radierung von F. Hogenberg

Jahrzehnte hindurch schuf und dem Spanien Philipps II. künstlerisch die vollste zeitgenössische Form gebildet hat, halten diese Religiosität gestaltend fest: die Gemälde des Greco, mit ihrer eisernen kirchlichen Autorität, ihrem zuckenden Seelenleben, das die Körper und die Gesichter gewaltsam streckt und verschiebt, alles in Inbrunst und Ausdruck löst, zum Himmel emporflammt in seinen brennenden schmalen Gestalten, in der tiefen und grellen Glut seiner Farben. Philipp liebte ihn nicht, er zog die Italiener und die Niederländer vor und bleibt doch mit ihm im Innersten verknüpft. Und gegenreformatorisch, wie sie hier war, mit stärkster Besonderheit und unvergleichlicher Triebkraft, blieb die spanische Kunst, in gleichmäßiger Fortsetzung, über das Jahrhundert des alten Königs hinaus. Sie hatte ganz das spanische Antlitz: bei allem Einflusse Italiens doch keine italienische und keine klassizistische Schönheit, sondern spanische Ausdruckskraft, mit schwerem Ernste, viel düsteres Schwarz in Tracht und Farbe, viel vornehme äußere Kühle bei innerer Glut. Die aber treibt alles empor; diese Malerei durchzieht, über Ribera und Zurbarán hin, bis zu Murillos Tode (1682) das 17. Jahrhundert und wiederholt in Murillo, dem Andalusier, bewegter und gefälliger, aber zugleich verzückt und entrückt wie je, noch einmal ihr ganzes Erlebnis. In ihm war daneben der Wirklichkeitszug, die Freude am Charakteristischen und auch am Derben des Alltags, die ebenfalls diese ganze Reihe begleitet, von der Präzision Coëllos über die durchdringende Klarheit des Velasquez hinweg, der hier den Höhepunkt bezeichnete, der größte Maler unter ihnen allen, seelisch kühl und doch auch ein spanischer Maler des Religiösen. Das gleiche Nebeneinander in der Literatur: Realismus und Aufschwung, Niederes und Höheres, Irdischestes und Ewiges,

beides dicht zusammen und ineinander überfließend, naiv empfunden als Einheit. Alle Gattungen hat die Literatur in diesem klassischen Zeitalter Spaniens entfaltet, in Prosa und Vers, in Satire und Roman, Idylle und Romanze, Epos und Drama, alle Einwirkungen von außen her eingeschmolzen im spanisch, im kastilisch Nationalen, ihr Volk gespiegelt und abgebildet in seiner ganzen Buntheit und seiner ganzen Konzentration. Die höchsten ihrer Werke aber gehören wieder zu Philipp II.: der Don Quijote, der gleich nach des alten Königs Ende in seinem wunderbaren Weltgemälde dieses Spanien malte, mit seiner Prosa und der Verstiegenheit seiner Phantastik, den irrenden Ritter, der den Geist spanischer Ritterlichkeit und Erdenferne in das Lächerliche und das Unsterbliche übersteigert, ein armer Geschlagener und doch ein Edler und ein Gläubiger, der tragikomisch, das heißt im Innersten tragisch, an seinem Ideal zugrunde geht, an der Verwechslung seines romantischen Traumes mit der Wirklichkeit. Der Nachwelt ist dieses Buch mit seinem schmerzhaften Humor zur Tragödie des großen Spaniertums geworden, sein Dichter Cervantes aber hatte unter Philipps Fahnen gefochten und trug dieses Spanien in seiner eigensten Seele. Auch Lope kämpfte, mindestens als Schriftsteller, in seiner Jugend den Kampf der Armada wider England noch mit: auch er kommt aus diesem Zeitalter her, und in der unbegrenzten, freiströmenden Fülle seiner Dramen, die alles spanische Dasein, alle Arten spanischer Wirklichkeit ernst und spielend umfassen, steht doch über allem das spanische Königsdrama, die spanische Geschichte, die heiße Mitempfindung des spanischen, weltlich-geistlichen Glaubens. Geistliche sind so viele dieser Dichter; in dem Priester Calderón gipfelte die bewußte Kunstübung der nationalen Dramatik, katholisch in jedem Nerv: er starb 1681, also gleichzeitig mit Murillo. So lebte auch in der Dichtung der Impuls des 16. sich im vollen 17. Jahrhundert aus; und auch hier und vollends hier in bewußter Verherrlichung Spaniens, seiner Rechtgläubigkeit, seiner Kirche, seiner Krone, seines Rittertums, seiner Ehre. Volkstümlich und tiefsinnig zugleich, ganz wurzelnd im Gesamtgefühle seiner Schichten, hat diese Poesie die gemeinsamen Ideale ihres Landes geformt; die allgemeinen Mächte erfüllen alles und thronen doch hoch und unbedingt über allem Reichtum des irdischen Lebens und Geschehens, als Gipfel das katholische Königtum. In diesen Schöpfungen der Maler und Dichter lebte das tiefbewegte Volk des habsburgischen Spaniens machtvoll weiter, als schon die Wirklichkeit seiner Macht, der seiner Wirtschaft nachsterbend, in Staub zerfiel; in ihnen bleibt es unsterblich, und sie erweisen die Echtheit der Gemeinschaft, die das Land Philipps II. in sich und mit seinen Führern zusammenhielt. Sie überdauerte ihn sogar in der Politik; erst 1609 erreichte die Moriskenverfolgung ihre entscheidende Höhe, und noch den 30jährigen Krieg führte Philipps Geist. Die nationale Kraft war damals längst verdorrt, nur die großstaatliche Überlieferung und die Inbrunst der Idee trugen ihr Scheinbild noch durch Europa. Gestorben aber war Spanien an jener Selbstübertreibung seines Wesens und seiner Ziele, die in der Gegenreformation von Spanien aus die Welt durchdrang; man kann sagen, es war an sich selber und es war an der Gegenreformation gestorben. In Philipps Lebzeiten vollzog sich der innerliche Hergang, der innerliche Niedergang; aber damals strahlte sein Land noch weltbewegende Wirkung aus und setzte noch, mit sich selber und seinem Herrscher völlig eins, in großartigem Anlaufe alles an alles.

Der Kardinal-Inquisitor Fernando Niño de Guevara.
Gemälde von El Greco. New York, Privatbesitz

Frankreich: Leben und Gegensätze bis 1567

Neben dem Bilde Spaniens das Frankreichs. Spanien war in der Welt von 1560 aktiv, Frankreich wurde passiv, es wurde Gegenstand und Schlachtfeld der von Spanien geleiteten Kämpfe. Und doch wurde sein Schicksal für die Zukunft Europas von höchster Bedeutung: welchem Bekenntnis würde Frankreich zufallen? Und doch war es zugleich von eigenen inneren Bewegungskräften angefüllt, die die Krise des Zeitalters überwunden haben. Es war das Land der damals streitend zerspaltenen, aber der in sich zukunftsvollen Entwicklung: während Spanien das der Höhe war und das des Stillstandes wurde. Man schätzt die Bevölkerung von Aragon-Kastilien für das 16. Jahrhundert auf 7, die Frankreichs auf 16 Millionen; jene 7 waren, über ihre Zahl hinaus, Etwas, weil sie das weitausstrahlende Zentrum eines Weltreichs bildeten; Frankreich lebte in sich, ebenfalls weiterdrängend, aber hauptsächlich mit innerer, arbeitender Geschlossenheit. Woher kam ihm der gewaltige Rückschlag dieser Tage?

Frankreich war größer und war doch einheitlicher als das Nachbarreich; in ganz Frankreich gab es nur Einen König, und die Krone hatte seit Jahrhunderten Staat und Volk um sich herum gebildet. Sie einte und deckte es und führte es hinaus gegen das Ausland, sie hatte die innere Einheit geschaffen und gestaltete sie unablässig weiter, sie drängte die Selbständigkeiten der Provinzen und des Adels zurück und ging gegen diese, gegen den germanischen Antrieb im französischen Volkskörper, mit dessen keltoromanischen Grundkräften zusammen, gegen die Sonderung mit dem Einigungsdrange des dritten Standes. Einer jeden Epoche der französischen Geschichte weist der Stand der Königsmacht, der Einheitsmacht ihre Stelle an. Vor 1550 lag ein Jahrhundert königlichen Aufstieges, ein Menschenalter königlicher Machthöhe und damit europäischer Stärke. Es gab kein tatsächliches Gegengewicht in der Verfassung; die Reichsstände galten als gutes Recht der Nation, aber sie schlummerten seit 1484, und vorher, in den Zeiten der Wirrnis, hatten sie zuletzt stets nur der Verwirrung gedient und nur die Monarchie der Ordnung und Kraft. Die Steuerbewilligung hatte aufgehört, nur in manchen Einzellandschaften wirkte sie fort, im ganzen war der König frei, seine Juristen formulierten und vollstreckten den sich auswachsenden Absolutismus. Sein Rat war eine wirkliche Zentralverwaltung, die sich arbeitsteilig immer klarer in Ministerien spaltete und in der die alten adligen Kronbeamten immer tiefer hinter die Juristen zurückwichen. Sein Beamtentum bildete sich durch, oben und unten, in immer schärferer Teilung von Justiz und Verwaltung; seine Finanzen, domaniale und staatlich-steuerliche Einkünfte, waren soeben zentralistisch neugeordnet und wurden bestimmt in Paris; sein Richtertum, in den Parlamenten, dem Pariser an der Spitze, organisiert, war gegen alle Sondergerichtsbarkeit einheitstreu und königlich, freilich in sich voller Ansprüche auf eine Kontrolle über das Königtum, und voll eigenen körperschaftlichen Machtgefühles neben der Krone. In der Hand des Königs lag das Heer, französische Lehenstruppen und Aushebungen, ausländische Werbetruppen; in seiner Hand seit 1516 die ganze Macht und der ganze Besitz der großen gallikanischen

Fest am Hofe Heinrichs II. von Frankreich und der Katharina von Medici. Flämischer Gobelin. Florenz, Galleria degli Arazzi

Kirche. Alles ein einheitlicher Bau mit einheitlicher Spitze; ausgefüllt durch rastlose Tätigkeit von Gesetzgebung und Verwaltung, durch Leitung und Unterstützung und Vereinheitlichung von Verkehr und Produktion, eine lebendige Industriepolitik, eine umfassende Wohlfahrtspolitik. Es war der in sich stärkste moderne Staat der Zeit; dem spanischen verwandt in Aufbau, Streben, Gesetzgebung, aber ungleich gesammelter auf innere Belebung der Volkskräfte: und diese, selbst in rastloser Arbeit, kamen ihm mitschaffend ganz anders als dort entgegen. Gesellschaft und Wirtschaft waren in Frankreich bewegter, der französische Geist nüchterner und realer als der kastilische, der Gesamtkörper gesunder und gefestigter. Nirgends gebot über so breite und tiefe, so arbeitsreiche Kräfte eine so starke und zusammenfassende Führung.

Aber dieser zukunftsstarken Einheitsgewalt standen noch sehr starke Reste der Vielheit, der alten Sonderung, gegenüber. Das Gewichtsverhältnis eben der beiden bezeichnete jede Zeit. Landschaftlichkeit und Adel waren politisch zurückgedrängt; beide aber waren sie noch lebendig, und miteinander durchdrungen. Der Adel hatte um 1400 mit dem feindlichen Auslande zusammengewirkt gegen die Königseinheit; das war in deren Eklipsen sein stetes Schicksal. Jetzt diente der französische Edelmann dem Könige, durchaus französisch-getreu, und ging seinen Weg von der Feudalität zur Noblesse weiter; er sträubte sich gegen Bürokratie und Stadt. Er wirtschaftete nicht selbst wie der ostdeutsche Junker, er ruhte auf Pachten und Abgaben, und das französische Landvolk war frei, wirtschaftlich in jahrhundertelangem stillem Aufstiege, es klagte nicht. Der Adel sank ganz langsam hinunter; beherrscht aber war sein Niedergang nicht so von wirtschaftlichen als von politischen Gründen. Die Krone sog ihn, im Machtkampfe, allgemach aus. Noch aber

Hinrichtung des protestantischen Rechtslehrers Anne du Bourg in Paris 1559.
Radierung von F. Hogenberg

Heinrich II. wird im Turnier tödlich verwundet, 10. Juli 1559.
Radierung von Tortorel und Périssin

lebten die Geschlechter des Großadels in ihren Landschaften wie kleine Fürsten, und um ihre Schlösser scharten sich dienend die ärmeren Standesgenossen. Noch war der Kleinadel standesbewußt und bewegt. Er diente dem höheren, und er diente der Krone, aber der König galt ihm dabei als der erste Edelmann, und Franz I. war es, so sehr er Absolutist blieb, in ritterlich gestimmten Zeiten, auch gewesen: mit ihm, unter ihm konnte der Adel sich in Liebe und Befriedigung abfinden. Er stieß sich wohl an der siegenden Geldwirtschaft; seine beiden Schichten waren voll mittelalterlichen Stolzes und rauher Kraft, in den Sitten manchmal derb, obwohl der Humanismus in die Schlösser eindrang. In ruhigen Tagen waren beide ruhig und königstreu; daß sie vom Beamten- und Richtertum enteignet waren und wurden, das vergaßen sie indessen nicht, und als ihren Lebenswunsch sprachen sie den aus, wieder recht Herren zu werden in ihrer Landschaft, den stillen Wunsch adliger Reaktion.

Das Bürgertum, der eigentliche „dritte Stand", hatte es besser. Das verwaltete sich in seinen Städten noch selbst, mit aristokratischer Verfassung, mit herrschender Oberschicht; es widerstrebte wohl auch der Zentralisation und hätte gern den Daumen gehalten auf den Beutel, es wurzelte auch noch in der Landschaft, und neben Paris bestanden Städte voll Selbstbewußtsein und eigner Kraft, voll körperschaftlicher Gliederung und Gesinnung in Menge. Jedoch das Bürgertum war im ganzen an die Krone gefesselt, es bedurfte der Einheit, der Ordnung, der Wirtschaftspolitik von oben, schon aus wirtschaftlichen Gründen, es trug diesen Geist der Einheit in seinen Überlieferungen, und aus ihm stiegen wie die Geldleute so die Beamten und die Juristen empor. Die Parlamente waren ähnlich gesinnt: noch körperschaftlich, aber im letzten

Grunde förderten auch sie den einheitlichen Ausgleich. Nur daß auch in diesen beiden Schichten, wenn einmal die Spannkraft der Krone nachließe, eine Menge von Sondertum sich wieder aufrichten mochte: Städte und Provinzen boten ihm die Form, der Adel den vornehmsten Inhalt. Und die Einzelprovinz, ganz königlich beherrscht, besaß doch ihre besondere Einheit: eigene Statthalter, vielorts Landstände, eigene Gerichts- und Finanzbezirke; Länder wie Languedoc und Bretagne schienen noch stark in sich. Der Reif des Gesamtstaates hielt alles zusammen; eine Reaktion aber konnte Anhalt genug finden. Das Gesamtreich, mit drei festschließenden Grenzen, offener nur an der nordöstlichen, innen konvergierend zu den großen zentralen Ebenen um Loire und Seine, neigte geographisch zur Einheit; der romanische Geist tat es längst; die Entwicklung wies durchaus auf sie hin, und jeder Gegenstoß war eine Schädigung des Ganzen und war in sich immer wieder ein Mißerfolg gewesen. Aber die vier großen Flußsysteme teilten dieses einheitliche Gebiet doch auch, Nord und Süd, Ost und West hatten noch der Verschiedenheiten und Gegensätze genug. Auf die absolutistische Richtung ist noch einmal eine große Gegenwirkung ständisch-landschaftlicher Art gefolgt. Allein deren Eintritt hing ab vom Aussetzen der zwingenden Königsmacht; unter Heinrich II. war diese, im Herrscher, in wuchernden Parteiungen seiner Umgebung, rostig geworden; gesprengt worden jedoch ist sie erst, indem in die Möglichkeiten von Gesellschaft und Staat die führende geistige Kraft des Zeitalters mit tatsächlich umgestaltender Naturgewalt hineinfuhr: die religiöse.

Die gallikanische Kirche war so national und so königlich wie die spanische; sie war von den „Mißbräuchen" des Spätmittelalters nicht ebenso frei geblieben; im Hoch- und Niederklerus wirkten, schon dank der engen Verbundenheit mit der Krone, die weltlichen Sünden der Zeit. Der Kern war gesund geblieben: keineswegs so einheitlich durchglüht wie in Kastilien, aber machtvoll in sich und mit dem Volkstum innig verbündet. Die Renaissance drang in Frankreich unvergleichlich tiefer als in Spanien; allmählich sollte sie den Genius des keltoromanischen Volkes mit seinem verwandten Drange nach Regel und Einheit ganz erobern. Das lag in weiterer Zukunft. Noch war das französische Dasein vielgestaltig und saftig; noch sprach ein Rabelais in gallischen Lauten das Neue aus, und die Frührenaissance blühte üppig und bunt aus dem gotischen Boden hervor. Italienischer Individualismus setzte sich noch kaum, humanistische Wissenschaft und Schule reicher durch; man wünschte auch kirchliche Reformen und wurde von religiösen Trieben erregt. Jedoch, aus alten Mißständen und neuer Opposition ist in Frankreich keine eigne, sprengende Revolution hervorgegangen: sie ist erst eingeführt worden, vom deutschen Boden her, und weder eine tiefe Erregung der Massen, in Religion und Gesellschaft, noch ein starkes Bedürfnis des Staates nach Einfluß auf seine Kirche kam ihr entgegen. Diese Kirche war gedeckt gegen Rom und hing innerlich mit allem Dasein des romanischen Volkes zusammen. Weder humanistische Reform noch lutherische Reformation, so vielfältig, in Wissenschafts- oder Handelsstätten, ihre Keime herüberflogen, wurzelten sich in Frankreich wahrhaft fest. Erst seit der Jahrhundertmitte gab es eine starke protestantische Agitation: sie kam von Genf, in romanischer, in französischer Gestalt, und stürmte mit gesammelter Wucht ein gerade auf das Heimatland Calvins. Franzosen beherrschten Genf und strömten von da zurück; seit 1555 hieß man sie, zuerst scheltend, „Calvinisten". Bis dahin hatte der französische Protestantismus weder ein soziales noch ein politisches

Katharina von Medici.
Relief von Germain Pilon. Paris, Nationalbibliothek

Gesicht: er bestand aus Einzelnen, die der Geist trieb. Jetzt hatte er feste Losung und gewann feste Form, französische Form, geschlossen in der Verfassung, glühend im Dogma und im Empfinden, eisern gefügt durch den Willen Calvins. Die Propaganda strömte ein, der Krieg der 50er Jahre hemmte den Staat, seit 1555 bildeten sich Gemeinden nach Genfer Art, die Zahlen der Gläubigen wuchsen: noch immer nicht von sozialen oder politischen Gründen her; aber durch Dasein und organisierte Kraft wurden diese Gemeinden eine Art von Macht, und die Ansteckung von Genf ergriff hohe Schichten, Edelleute und Prinzen am Königshof. Die neue Organisation entwuchs zuletzt dem Leiter in Genf, dessen Energie sie durchpulste, aber auch über ihn selber hinaus weitertrieb; sie begann sich, nach ihren eigenen Bedingungen, in einem feindlichen Staate, gegen eine feindliche Staatsgewalt auszugestalten. Sie wagte 1559 eine Generalsynode, mitten in Paris, sie gab sich ihr „gallikanisches Bekenntnis" mit Prädestination und Abendmahl, sie gab sich ihre Verfassung, die aus der Enge von Genf naturgemäß in die Breite des Großstaates hinauswuchs: Einzelgemeinde mit Prediger und Ältesten, darüber ein stufenweiser Aufstieg zu Colloquien, Provinzialsynoden, Generalsynode — französisch logisch, französisch

organisatorisch wie der Staat, wie Calvin; aristokratisch in Wahlen und Regierungsart, eine kämpfende, festgeschlossene Gemeinschaft im Kriegsgebiete. Sie scheint vorbestimmt zur Opposition gegen den katholischen Königsstaat, der sie verfolgte; bisher war sie ganz unpolitisch; mußte sie nicht politisch werden? Calvin erlaubte ihr aktive Opposition nur in Anlehnung an berechtigte staatliche Verfassungsgewalten wie Stände oder Provinzen. Mußte sie nicht der absolutistischen Entwicklung gegenüber zu einer Hilfskraft des zurückstrebenden, ständisch-landschaftlichen Dranges werden? Sie ist es geworden; sie war es noch nicht, und wollte es keineswegs sein. Das Schicksal hat sie in diese Negation hineingetrieben; noch aber konnte sie hoffen, positiv zu wirken, d. h. die positive Gewalt des französischen Staatslebens, das Königtum, und damit Legitimität und Zukunft auf ihre Seite zu bringen. Noch war sie in unaufgehaltenem Aufstreben, so katholisch die Mehrheit der Nation sicherlich war; aber diese Minderheit glühte von Vertrauen in ihre neue Sache, als die Sache ihres Gottes. Daß der König der Landeskirche und ihren Mitteln schon — ohne Umsturz! — gebot und also durch Reformation nicht allzuviel gewinnen konnte, war kein unbedingtes Hindernis: in England hat er es übersprungen; er mußte sich nur anschließen und nur wollen. Die Hoffnung und der Wunsch mußten sein, den König mitzureißen und so alles zu werden. Die Schwierigkeit sicherlich war in diesem altkatholischen Lande und seiner Staatskirche ganz besonders groß; der Mißerfolg aber bedeutete geschichtlich in dem Lande der Einheit den Untergang des Neuen, in isolierender, zerstörender Opposition. Der Calvinismus und sein kommender politischer Führer hat heroisch mit dieser Gefahr gerungen und den König umworben. Das wurde für Frankreich zum höchsten Kampfesinhalt der nächsten anderthalb Jahrzehnte.

Heinrich II. (1547—59) ließ das Wesen der Macht an seine Günstlinge fallen, hinter denen, Montmorency, den Guisen, reihten sich allmählich Massen des französischen Adels auf, neben ihnen standen, als dritte Gruppe, die weggedrängten Prinzen von königlichem Geblüt, die Bourbonen: sie rückten zum Protestantismus hinüber, und Edelleute, wie Montmorencys Neffen, die drei Coligny, gingen den gleichen Weg. Heinrich II. starb jäh im Turniere, eben als er im äußeren Frieden all seine Kraft wider die Ketzer zu kehren begann, den Calvinisten war es ein Gottesurteil. Unter seinem knabenhaften Sohne Franz II. (Juli 1559) regierten die lothringischen Guisen, die Oheime des jungen Königs, der stürmisch blitzende Kriegsmann Franz, der kluge Kardinal Karl: ragende Gestalten von hohem Ehrgeiz. Die Gegenpartei, die der alte Konnetabel Montmorency verkörperte, empfand sie als Landfremde, als Unberechtigte, und der ihnen opponierende Adel sah in sich selber den eigentlichen Halt einer französischen Regierung, in den Prinzen deren geborene Träger: er bestritt dem 15jährigen Könige das Recht, sich selber die Vertreter zu bestellen, und verkündete als „Grundgesetz" ein Recht der Prinzen. Die Guisen waren streng katholisch; gegen sie brandete von der einen Seite der seit einem Jahrzehnt durch Schwäche des Monarchen vorbereitete, jetzt jäh hervorbrechende ständische Anspruch des Adels, von der anderen der Widerstand der verfolgten Calvinisten. Ganz von selber wendeten beide Wogen sich wider die Lothringer, nicht dank einem ausdrücklichen Bunde; und ganz von selber ergriff die ständische Ansicht die Calvinisten. Sie gab ihnen die Handhabe zum Kampfe gegen die illegitim gescholtene Regierung, zum Aufruf für das bessere Recht der ihnen selber zuneigenden Bourbonen, Calvin band ihre Opposition mahnend an diese

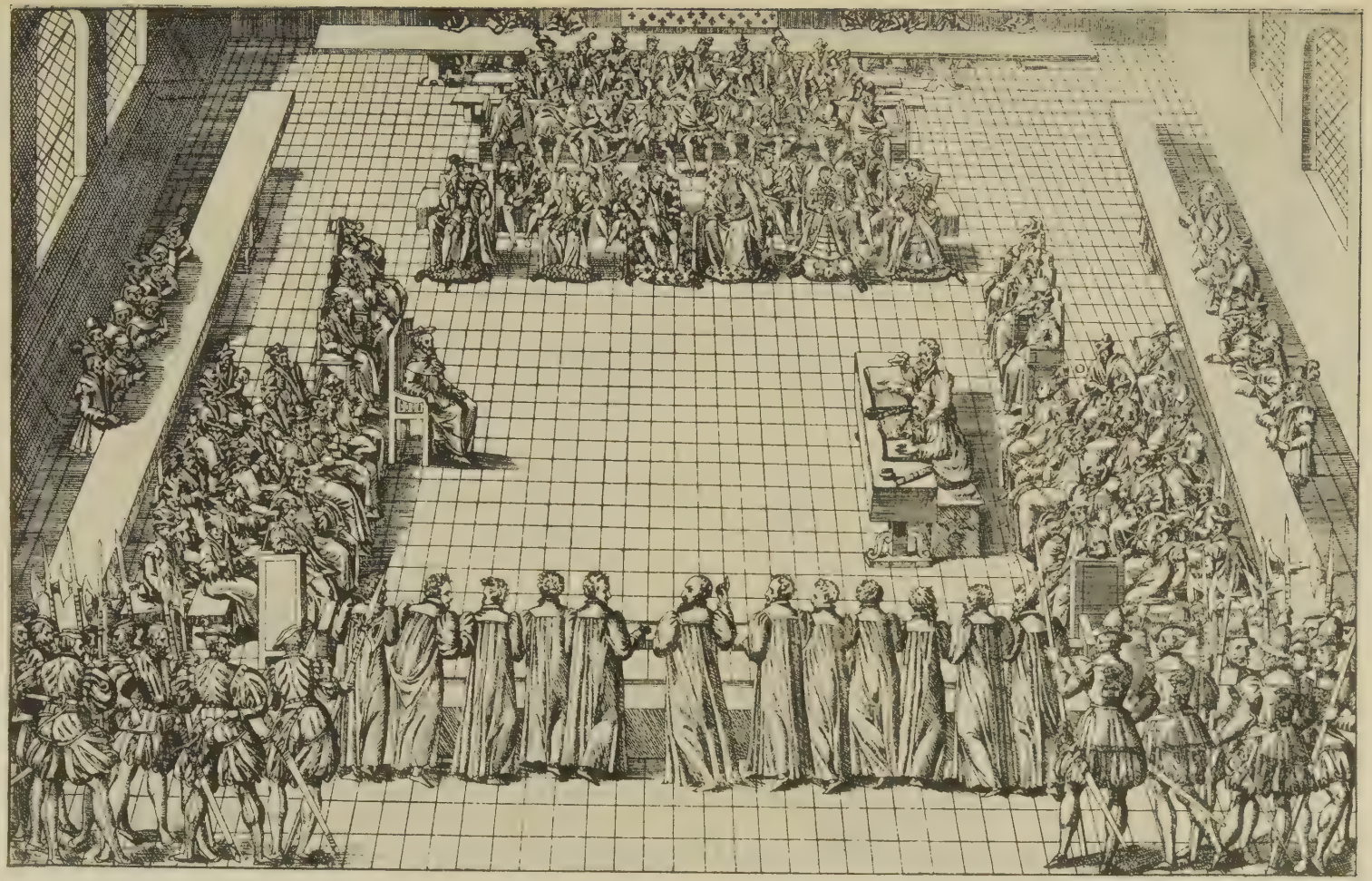
Legitimität. So taten sie den Schritt zum ständischen Programm; ihr Führer, Coligny, verlangte auf einer Notabelnversammlung, die die Guisen berufen gemußt, religiöse Duldung und gleichzeitig Reichsstände: die Ereignisse brachten das von selber mit. Zweimal schloß sich an die Bourbonen, König Anton von Navarra und seinen Bruder Condé, der Anlauf zur Gewalt: im März 1560 ein ordnungslos wirrer Überfall, den Calvin und Coligny wußten, aber nicht unterstützten, im Herbste der Plan einer großen südfranzösischen Erhebung unter dem ersten Prinzen, jenem Könige von Navarra; diesen Plan, als das Unternehmen einer berechtigten Verfassungsgewalt, billigte auch Calvin. Aber Franz Guise zersprengte ihn mit Waffenmacht. Und in Orleans, wohin die Reichsstände wirklich einberufen waren, wollten die guisischen Brüder das Netz über all ihren Feinden zusammen ziehen: den adligen wie den ihnen zugewachsenen protestantischen, die man seit diesem Jahre als Eidgenossen, als Hugenotten, zuerst wieder scheltend, bezeichnete. Die Guisen waren im Begriffe, in der Geschichte des gefährdeten Königtums die Rolle Richelieus vorwegzunehmen, fatalistisch fand auch ihr Gegner Coligny sich in der Falle Orleans ein. Da fuhr, im Dezember 1560, der zweite Blitzstrahl auf einen verfolgenden König hernieder: Franz II. starb nach kurzer Krankheit, Calvin begrüßte dankbar jubelnd die Hand seines Gottes und alle Widerstände erhoben sich neu; der hugenottische, durch diese zwei Jahre zur irdischen Macht geworden, stand in der Vorderreihe der Geschicke.

Admiral Gaspard Coligny. Zeitgenössisches Gemälde

Das Jahr 1561 hat diesen die Krise gebracht. Ein Land im Aufruhr, alle alten Gegengewalten plötzlich oben, neben der Monarchie; Guisen, Montmorencys und Calvinisten umwerben sie; die Mutter des unmündigen Königs, die kluge Mediceerin Katharina, bisher immer zurückgedrängt durch weibliche oder männliche Nebenbuhlerschaft, in Sorge, durch die Guisen hier, durch Anton dort von neuem enteignet zu werden, sie selber entschlossen, die Macht zu erfassen und zu behalten, greift nach der Hand des einzigen Parteiführers, der

sie nicht ausschalten zu wollen scheint, des Hugenotten Coligny. Eine Frau von florentiner Geist, Königin von Frankreich, stets willens, sich selber und ihren Söhnen das Regiment zu bewahren, die natürliche Trägerin der Krone und wirklich auch des Königtums, das sie nach innen und außen verteidigt hat; aber klein, ohne jeden großen Sinn, ohne ein Verhältnis zu allen sachlichen Gewalten der Zeit, selbstisch und schlau, kein Dämon des Verbrechens, aber wahllos, in ihren Zielen verständlich, in Wesen und Taten unrein, nur Hinhalterin, niemals Bezwingerin der großen Aufgaben ringsum. Sie sucht das Bündnis des größten Staatsmannes des französischen Calvinismus. Gaspard von Coligny-Châtillon (1519 — 1572) war Neffe des Konnetabels, ein Edelmann, der im Königsdienste, in den Spanierkriegen bis zu dem hohen Kronamte des Admirals von Frankreich emporgekommen war, ein ausgezeichneter Offizier; die höfischen Parteikämpfe hatten ihn gepackt und in sich selber zurückgetrieben; seine ernste, verschlossene, calvinische Natur hatte sich langsam, Schritt für Schritt, dem wesensverwandten Glauben genähert, die Not der letzten Jahre ihn vorwärtsgestoßen, der Tod des zweiten Königs ihm Leben und Aufgabe zurückgegeben. Er hat die Tragik, er hat die schwere Art dieser Glaubenspartei verkörpert: schweigsam, seinem Gotte und seiner Sache fraglos getreu, kein Sieger, ein mühsam Ringender und Überwindender, die Züge hager, streng, nach innen gewendet, sein Dasein gezeichnet vom Schicksal, gegen das er stritt, solange ein Lebenshauch in ihm war: ein Mann des Charakters und des Vertrauens. Sein politischer Gedanke aber war, mit der Krone gehen zu können, das Königtum bei sich zu halten und, vielleicht, für seine Partei zu gewinnen, und — so wird es seit 1561 unausgesprochen und doch überzeugend sichtbar — den alten nationalen Streit gegen Spanien, den Streit seiner Jugend zu erneuern, in ihm Frankreich befriedend zu einigen und durch ihn den französischen König, das lag darin, zu heben an die Spitze der Spanierfeinde, d. h. der Protestanten, in Frankreich und in Europa. Den König so mit sich zu ziehen, ihn so zu sich und seinem Bekenntnisse herüberzuziehen, das muß im Hintergrunde seines Planes gestanden haben; im Vordergrunde die Erfassung des entscheidenden Hebels für jeden großen Gewinn, des Kriegs.

In diesem Jahre stieß alles aufeinander: die Parteien am Hofe, im Lande, in den Kirchen; zweimal tagten die Reichsstände, die in der Ausnahmelage alsbald neben die zurückweichende Krongewalt getreten waren, und in ihren Sitzungen zu Orleans und Pontoise wurden die weitesten Reformgedanken laut, eine Fülle radikaler Ideen brach plötzlich heraus, der Protestantismus schien in Pontoise durchzudringen, man forderte finanzielle Herstellung durch Säkularisation alles Kirchengutes; daneben rechneten im Religionsgespräche zu Poissy die Glaubensparteien in großem theologischem Zweikampfe miteinander ab. Alles schien neu zu werden, die Königin ließ die Ketzer zu, die katholischen Parteien gingen in die Opposition, Guisen wie Montmorency; und alle Schleusen schienen aufgetan. Die Flut des Calvinismus, siegreich über alle Verfolgungen, geistig unbezwinglich, werbend, stürmend, selbstgewiß, voll heißer Hoffnungen, drängte vor. War ihr Durchbruch denkbar? ihre Eroberung des Königtums? Katharina, religiös gleichgültig, eher katholisch, gewiß nicht protestantisch, scheint die Möglichkeit erwogen zu haben: sie wartete ab; sie erlebte, daß die stärkere Kraft doch bei den Katholiken war. Der Gegensatz griff über Westeuropa hin, nach England hinauf, das den Hugenotten freund schien, nach Spanien hinunter, das den Guisen den festen Rückhalt bot; Parteien und Groß-



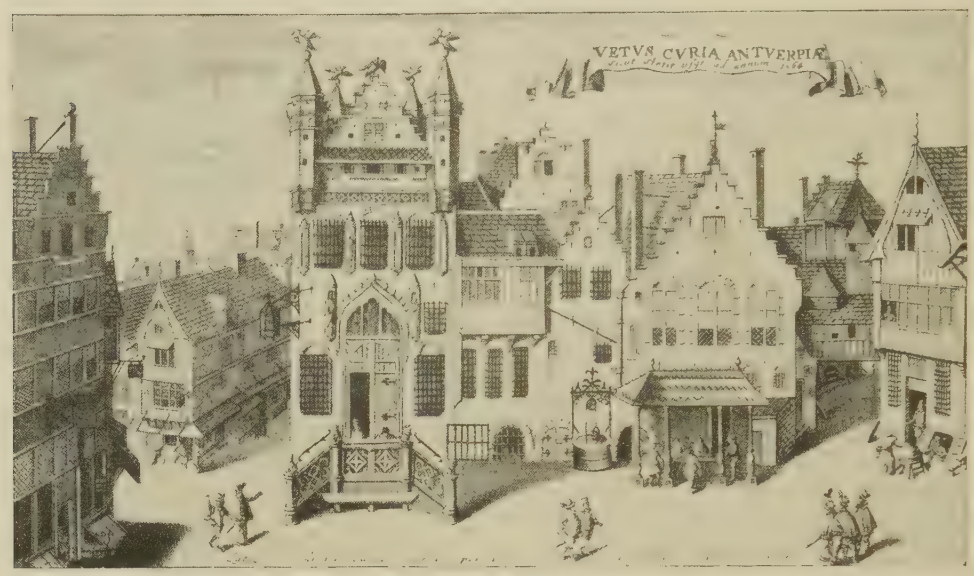
Das Religionsgespräch von Poissy, 1561. Radierung von Tortorel und Périssin

mächte rüsteten sich zur Tat, und den Ausschlag gab Philipp II. Sein Gesandter und Franz Guise arbeiteten zusammen; Coligny nahm seine Front ganz gegen den spanischen König — übrigens auch mit überseeischen Nebenplänen des Admirals auf Nord-Amerika; Politik und Religion führten, von beiden Seiten her, zum Zusammenstoß. Katharina lavierte, sie kam den Hugenotten lange und weit entgegen, obwohl England und die Deutschen lau zurückhielten; die Katholiken wichen vom Hofe, Philipp drohte und drückte; zuletzt (im März 1562) entzündete Guise, spanischem Rate entsprechend, den Bürgerkrieg, zwang Katharina und König Karl IX. gewaltsam an sich, fesselte so die Legitimität an seine Partei. Die Hugenotten entschlossen sich schwer zu dem furchtbaren Bruch; als sie es doch tun mußten, war der König in den Händen der Gegner. Und nun begann der erste Religionskrieg von unten her — der verstärkte, westeuropäische Nachfolger des deutschen von 1546; lange Verhandlungen, vergebliche Vermittlungen der Königin, ein Aufmarsch der europäischen Parteien: Spanien, Italien, das Papsttum für die Guisen, einige mattere, teuer politisch erkaufte Hilfe für die Hugenotten bei England, späte und ungewisse bei den deutschen Protestanten. Endlich, im Dezember, in der Normandie die Schlacht, ein Sieg Guises; nur er und sein alter Jugendgenosse und gegenwärtiger Todfeind Coligny blieben aufrecht. Guise legte sich vor die gegnerische Hauptstadt Orleans: da traf ihn die Kugel eines hugenottischen Mörders, und Gaspard von Coligny nahm in herben, erschütternd aufrichtigen Erklärungen — nicht die Anstiftung, aber eine Mitwisserschaft auf sich. Er habe den Mordplan nicht ernst genommen; hätte er es aber getan, er würde ihn doch nicht verhindert haben und freue sich des Ausgangs: denn Guise habe gleiche Pläne betrieben, er habe den Tod verdient als Feind Gottes, des Königs und aller guten Franzosen. Das wurde der Klang der Zeit: Blutrache und Vernichtung, die volle Ausschließlichkeit des Gefühls und Willens und der Mittel, gepredigt durch die Lippen der Reinsten.

Das Ende war, dank Katharina (zu Amboise, März 1563) ein Friede, in Wahrheit Waffenstillstand, eine begrenzte Anerkennung des Calvinismus, der sich behauptet hatte gegen die katholische Welt; diese sah es mit knirschendem Zorne. Aber auch Katharinas Bündnis mit Coligny war zerbrochen: auch seine Macht war ihr unbequem geworden, und gesiegt hatte er ja nicht. Sie erstrebte (1563—66) die Wiederaufrichtung der Königsmacht über den Parteien, das Gleichgewicht der beiden Lager; sie führte ihren Sohn auf jahrelanger Reise durch ganz Frankreich und arbeitete für seine Befestigung, nicht ohne Erfolg. Eine Versöhnung der Abgefallenen durch ernsthafte kirchliche Reformen hat sie auch damals wohl gewünscht, aber schwerlich mit voller Kraft umstritten. Sie glich oberflächlich aus. Und sie bemühte sich, wie ihre inneren so den äußeren Nebenbuhler durch Diplomatie matt zu setzen. Sie warb um eine Begegnung mit ihrem Schwiegersohne, Philipp II.; sie wollte so die französischen Katholiken beruhigen und herüberziehen, ihn selber, den stillen Gegner, in Frankreich und Europa durch diese Demonstration neuer Freundschaft bloßstellen und lähmen, den Hugenotten imponieren, zudem Heiraten gewinnen für ihre Kinder. Ein feiner, vielseitig deutbarer Plan, dem Philipp sich lange entzog; aber seine Gemahlin und Alba mußte er schließlich an die Grenze senden, nach Bayonne. Dort hat (im Juni 1565) der eiserne Herzog mit der glatten Florentinerin in virtuoser Verhandlungskunst gerungen: er forderte gewaltsames Einschreiten gegen die

Ketzer, Katharina wand sich, diesem Zwange, der sie dem Spanier ausliefern mußte, zu entgehen. Zuletzt hat sie es ihm dennoch zugestanden: aus Diplomatie, um nicht mit einem Mißtone zu scheiden. Zu halten vermeinte sie das mörderische Versprechen keineswegs; sie ging in den Norden zurück und wollte fortfahren, zwischen den Parteien ihr altes Spiel zu behaupten. Da geschah ihr, daß die Protestanten das Gerücht einer Bayonner Verschwörung ernst nahmen und Coligny ihr bedrohlich an der Loire in den Weg trat; sie mußte vor ihm flüchten. Seit 1566 hat sie versucht, alle Parteien wieder am Hofe zu balancieren. Vergeblich, Bayonne trug ihr Früchte unstillbaren Argwohns und neu aufsteigender Kämpfe. Spaniens hatte sie sich nicht versichern gekonnt, in Amerika stießen Spanier und protestantische Franzosen blutig aufeinander; in die benachbarten Niederlande zog bald mit einem spanischen Heere Herzog Alba. Von neuem wollte die Kriegswoge, von neuem die Politik Colignys wider Spanien sie mit sich reißen; Versöhnung gab es nirgend, die hugenottische Partei hatte sich in den Jahren der Königsreise fester organisiert und bewaffnet und bot ihr die Spitze. Das französische Königtum stand, das war das Ergebnis dieser acht Jahre, schwer umdrängt, zwischen selbständig gewordenen Gruppen: die alte Einheit seines Staates krachte auseinander. Die Hugenotten waren, wollend oder nicht, wieder und immer mehr, zur Sondergruppe, zur ständischen Opposition geworden. Coligny erkannte es noch nicht an; aber 1566—67 war dies, für ihn und Frankreich, die sichtbare Frucht. Und aus den Niederlanden flogen die Funken herüber und zündeten den erneuten und erweiterten Brand.

Einzug des Herzogs Alba in Brüssel, 1567. Radierung von F. Hogenberg



Rathaus und Gildehäuser von Antwerpen. Kupferstich nach einem Gemälde von Mostaert, 1564

Die Niederlande: Leben und Gegensätze bis 1567

Durch die Niederlande hing Spanien mit dem Norden und mit dem Welthandel zusammen. Es waren seine wichtigsten Besitzungen; nur etwa drei Millionen Einwohner, aber auf engem Boden vielartig, und überaus lebendig bewegt. Sie standen Deutschland nahe und gehörten Nordwesteuropa zu, von Spanien trennte sie ihre Lage, ihre Wirtschaft, ihre Volksart, ihr geistiges Leben, ihre staatliche Gewöhnung und vollends nun die katholisch-königliche Gleichmäßigkeit, die Philipps II. Ziel war. Nord und Süd in einem Großreiche, beide scharf geprägt, ineinandergepreßt — würde sich das vertragen? Es kam zum Bruche; Niederland wurde, mit Frankreich, zum Hauptstreiter und zum Hauptkampfplatz der Epoche, deren eine, fast stärkste, protestantische Großmacht hat sich hier gebildet. Ihr Kampf ist ein Stück der westeuropäischen Gegenreformation.

Ausgegangen vom deutschen Lebenskreise, aber, an der Grenze dreier Nationen, früh auf sich selber und auf den internationalen Verkehr gestellt, ganz überwiegend germanisch, ein Musterbild deutschen Sonderungstriebes, auseinandergefaltet in eine Fülle von Einzelstaaten: so hatten diese Lande an Schelde, Maas und Rhein ein vielgestaltiges Übergangsgebiet ausgebildet, mit romanischen Teilen, mit germanischen, in die — wie Flandern und Brabant — französischer Einfluß von Staat und Kultur stärker, oder in die er — wie Seeland und Holland — schwächer hineingewirkt hatte. Die romanische, künstlich große, Staatsbildung von Burgund hatte sie erfaßt, jedes für sich, schrittweise, und über den 17 Sonderstaaten und ihren Sonderprivilegien, ihren Sonderständen die Einheit nach dem Vorbilde der französischen Monarchie zu erhöhen gestrebt, mit burgundischem Staatssinne, herzoglichem Heere, zentralen herzoglichen Oberhöfen in Gericht und Verwaltung;

sie hatte auch über den Einzellandtagen den Gesamtlandtag, die Generalstände (oder „staaten") aufgerichtet als ein Hilfsmittel des einigenden und gebietenden Fürstentums, und hatte den Adel und die alten stolzen Städte sich immer innerlicher eingefügt. Sinkende Selbständigkeit und überlegene Staatsgewalt standen noch nebeneinander: da fiel Burgund, und seine habsburgischen Erben mußten der Selbständigkeit lange eine freiere Bahn gewähren. Dann zog Karl V., der Genter, die Zügel doch wieder einheitlicher an, wieder traten Beamtenräte für Recht und Finanzen, ein hochadliger Staatsrat als politische Oberkörperschaft zentral neben den Statthalter des Monarchen, wieder nützte er neben, über den Einzelständen die Generalstaaten fürstlich aus, und seine Großmacht schützte, hegte, erweiterte den Handel und versöhnte so mit mancherlei Druck von Kriegen und Steuern: der niederländische Kaiser verstand und schonte, still fortschreitend, doch die niederländischen Empfindungen. In das Handelsland drangen, ihm zu Leide, ketzerische Einflüsse ein, vorbereitet durch alten weiten Verkehr, durch religiöse Innerlichkeit und erasmische Aufklärung der Vergangenheit, durch bleibende, stark religiöse Antriebe also, die dieser niederdeutsche Boden barg, und zugleich durch dessen starken Unabhängigkeitssinn, der Duldung wollte. Karl V. hat Luthertum und Täufertum blutig bekämpft und doch nicht auszurotten vermocht; die Vielgestaltigkeit und jene Überlieferung seiner Lande

Advokat in seinem Büro.
Gemälde von M. v. Roymerswalen. München, Pinakothek

schützte sie, und nach 1540 folgte und wuchs die Einwirkung von Genf. Von Deutschland hatte der Kaiser 1548 diese Gebiete abgelöst: ganz seiner Hausmacht wollte er sie vorbehalten; sie und auch er waren doch mit dem deutschen Dasein vielfältig verbunden. Jetzt aber waren sie völlig an Spanien gegeben, und dessen König erbte die Gegensätze, die sie durchwalteten.

In der Tat, tiefe Spalte durchzogen den locker durch seinen Oberherrn zusammengebundenen Staat in sich selber. Die Stammesverschiedenheit voran: im Südosten das ausgeprägte Romanentum der Wallonen, im Norden das reine Germanentum, dazwischen, germanisch, aber mit jenen französischen Einflüssen, Flandern und, stärker gemischt, Brabant mit Brüssel: Unterschiede, die bedeutsam werden sollten. Ein zweiter, noch unmittelbarer wirkender Spalt kam aus dem wirtschaftlich-sozialen Leben her: er trennte Binnen- und Küstenlande, wesentlich agrarische von wesentlich städtischen. Den ersten gehörte der Süd- und der Nordosten, von den Ardennen hier bis zu Groningen und Friesland dort: über die Städte überwogen, sei es Adel, sei es Adel und Bauern. Auch in Flandern und Holland bestand der Adel, aber das große Leben gehörte den Städten. Der Adel überall war lebendig, durch die Fürstenhöfe neu gehoben, freilich auch eingespannt und, wie er klagte, ausgenutzt; die Wirtschaftsbewegung war, wie letztlich in Frankreich, gegen ihn, aber er wehrte sich, er war, trotz mancher höfisch-aristokratischen Üppigkeit und mancher Verschuldung oder dank ihr, zu politischer Opposition gestimmt, er trug den alten Stolz der Eingesessenen, des Sonderlebens und der landschaftlichen Vorrechte mit elementarer Derbheit in der Seele und war nicht gewillt, in einem Fürstenstaate dienend aufzugehen. Kräftig stand, im Norden sogar innerhalb der Landstände, das Bauerntum aufrecht; die Entwicklung vorwärtszutragen war es nicht imstande. Das taten, über das Ganze hin, und in den Küstenlanden ganz unmittelbar, die Städte. Sie blühten auch in Brabant: die Hofstadt Brüssel, die Universitätsstadt Löwen, die Kirchen- und Regierungsstadt Mecheln; aber ihre Heimat war Flandern und wurde Holland. Flandern mit seinen alten Führerinnen in Gewerbe und Handel: Ypern, Brügge, Gent, deren Dome und Rathäuser, Hallen und Belfriede von hoher bürgerlicher Vergangenheit kündeten und künden, auch da, wo sie zurückgesunken war, in Ypern und dem versandeten, verarmenden Brügge; an Flandern angeschlossen im Norden die lebendige Stadt des 16. Jahrhunderts, Antwerpen. Das ragte über sie alle hinweg, auch über das industriellere Gent: Antwerpen, das eigentliche Spiegelbild der habsburgischen Tage, mit seiner Schelde, die den Seehandel der Nationen an sich zog, mit seiner Börse, die den Kredit der Großstaaten beherrschte und befriedigte und es an die Spitze Europas stellte, mit der späten Gotik seiner Kathedrale, der schweren Spätrenaissance seines wuchtigen Rathauses, den hohen Giebelhäusern der heute erstorbenen Straßen ringsum, in denen damals die Speicher und Kontore der Handelsherren atmeten, dem tiefen Strome mit seinen Staden und Stadtmauern, seinen Becken und Kanälen. Das Mittelmeer, die iberischen Länder trafen sich hier im Austausche mit Frankreich und England und der Ostsee, es war die Stadt der ganzen Völkerwelt, die Erbin und Vollenderin dieser Weltstellung der Niederlande, und die Jahrhundertmitte sah sie auf ihrem Gipfel. Weit standen hinter ihr die Städte Seelands und Hollands zurück, auch hier alte und neue nebeneinander, auch hier, in Holland, die Wanderung des Lebens von innen an die See und vom Süden nach Norden; neben Dordrecht, dem älteren,

Inneres einer Küche um die Mitte des 16. Jahrhunderts.
Gemälde von Ludger tom Ring d. J. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

Das Meir, die Hauptstraße von Antwerpen. Gemälde eines unbekannten Künstlers. Brüssel, Museum

die erlauchte Reihe von Rotterdam über Delft und Haag hinauf zu Leiden und Haarlem und Amsterdam. Noch hatte selbst dieses Antwerpen keineswegs erreicht: es war neben der Weltstadt die Stadt Hollands, mit ihrer Eigenflotte (die dem Austauschplatze an der Schelde fehlte), ihrem Ostsee-, ihrem Kornhandel; es rückte nach und empor, und es blieb eigener, niederländischer, nordischer als Antwerpen. Alles zusammen eine hinreißend große städtische Welt: die deutsche Reichsstadt von 1400 und 1500 hat, wie man bemerkt hat, in diesen niederländischen Kommunen, mit ihrer städtischen Selbständigkeit und ihrer eigentümlichen Weltbedeutung, mit ihrer Wirtschaft, ihrer Gesellschaft, ihrer Kunst, und mit ihren Gegensätzen, da sie selber seit 1550 abstarb, die historische Fortsetzung gefunden.

Auch ihren Gegensätzen! Da war der Riß, der hier — wie dort — Stadt und Land, das Interesse der Gewerbe und Handel monopolisierenden Stadt von dem ihrer Umgebung, ihrer Nachbarlande trennte: Adels- und Bauernland wich auch hier in Zuständen und Politik von dem Städtelande ab. Da war auch der innere Riß in der Stadt selber: Klassenscheidungen, erst zwischen Patriziat und Gemeinde, jetzt, innerhalb von Verfassungen, die im Norden oligarchischer, im Süden demokratischer aussahen, mehr zwischen Wohlhabenderen und Ärmeren, zwischen Handels- und Gewerbeherren und Rechtsgelehrten hier, die die Verwaltungen, die Wahlen ganz beherrschten, und kleinbürgerlichen Zünften dort. Die einen herrschten, tätig, tüchtig, aufgeklärt, Träger des siegenden Wohlstandes; die anderen schalten über Vetternwirtschaft und Mißbrauch, drängten empor, und hinter ihnen grollten noch tiefere Schichten proletarischer Art. In beiden Gruppen fanden auch die religiösen Bewegungen der neuen Zeit ihren Boden, im höheren Bürgertume mit erasmischer Überlieferung, im niederen, zuerst besonders dem vlämischen, mit der Leidenschaft und Ausschließlichkeit Genfs.

Also Gegensätze in Fülle! in den Niederlanden: völkische, wirtschaftlich-soziale, kulturelle; zwischen den Niederlanden und Spanien: Unabhängigkeitsdrang überall, im Adel elementar, im Bürgertum überdies getrieben von finanziellen Beschwerden über Kriegslasten, von besonderen Empfindlichkeiten des Handels: wird die spanische Politik diesen schonen und schützen? Wird sie ihn nicht schädigen, etwa in dem Friedensbedürfnisse seiner englischen Beziehungen? Der Wille Philipps II. mußte die Einheit erstreben, die Niederländer, selbständig, steif, widerstandsgewohnt, ihre Eigenart dem Spanier gegenüber schroffer entfalten als dem verwandteren Vater. Dieser Fürst war fern, und war ihnen fremd; die Verfassungsgewalten der Zeit, Monarchie und Aristokratie, Einheitsstaat und Landschaftsstaat, traten einander in charakteristischer Schärfe entgegen. Und auch hier nahm, fortschreitend, die Führung all dieser Gegensätze der eigentliche Leiter der Zeit, der kirchlich-religiöse Geist.

In diesen Voraussetzungen lagen alle künftigen *Hergänge* begründet, insbesondere der erste Bruch. Nach Philipps Weggang (1559) verkörperten sich die Gegensätze sofort. Er hinterließ seine Halbschwester Margarete als Statthalterin, gebunden durch seinen wahren Vertreter, den gegenreformatorisch-

Der „Geusenpfennig", Berlin, Münzkabinett

königlichen Granvela. Er hinterließ spanisch gesinnte Beamte in den Räten, im natürlichen Ringen mit den eingeborenen Großen im Staatsrat: dem Admiral Hoorne, dem glänzenden Reiterführer Egmont, gut

Bilderſturm der Calviniſten in den Niederlanden. Radierung von F. Hogenberg

königlich und zugleich gut ſtändiſch, aber kein politiſcher Kopf, und dem wahrhaft politiſchen Haupte dieſer adlig-niederländiſchen Gruppe, dem Fürſten Wilhelm von Oranien. Deutſcher Naſſauer, in Frankreich Erbe des kleinen Fürſtentums Orange, gegenüber Philipp Fürſt gegen Fürſt, Schüler Karls V., Proteſtant, dann Katholik, aber mit proteſtantiſchem Rückhalte und, ſoviel wir erkennen, mit wenig religiöſem Sinn, ſo begann dieſer 26jährige jetzt ſeine Bahn: ein großer Herr, reich, genußfreudig und ſittlich leicht, in ſteten Schulden, die er achſelzuckend hinnahm, ſtattlich und ſchön, im Geſichte einen verſchloſſenen und lauernden Zug. Er ſuchte in ſicherem Aufſtreben vor allem ſich ſelbſt: betätigungsbedürftig und ehrgeizig. Die großen Gedanken der Zeit haben ihn wohl allmählich berührt, von Hauſe aus ſchwerlich; er war undurchdringlich und iſt unter den europäiſchen Staatsmännern der geſamten Kampfeszeit wohl der undurchſichtigſte noch für uns, aber der klügſte, feinſte, zäheſte, von unermeßlichen Plänen und unermeßlichen inneren Hilfsquellen. Er und die Seinen ſtanden wider Granvela; die Statthalterin, eiferſüchtig, wohl auch ſelbſtſüchtig, und ausgleichend zugleich, ſtand zu ihnen. Die niederländiſche Oppoſition drang auf Erſparniſſe, verweigerte in den Ständen Gelder, zwang zur Abſtoßung der ſpaniſchen Garniſonen, wehrte ſich gegen Philipps Plan einer Neuregelung der Bistümer gemäß den Staatsgrenzen und den Staatsbedürfniſſen: aber die neuen Biſchöfe ſollten ihm zugleich politiſch dienen und ihm helfen im Ketzerſtreite. Die öffentliche Meinung ſah in dieſen Biſchöfen, nicht ohne Recht, mit tiefem Mißtrauen die Arme der Inquiſition. Philipp wollte 1562 eine bewaffnete Unterſtützung der franzöſiſchen Katholiken. Die drei Großen hinderten ſie und arbeiteten für die Generalſtaaten: aber jetzt

als ein einheitliches und stärkeres Organ des ständischen Widerstandes, nicht mehr, wie früher, der Königsgewalt. Sie kämpften bei Philipp gegen Granvela, sie mieden den Staatsrat, und der König gab 1564 nach und berief seinen bedeutendsten Minister ab. Alle Gewalten hatten sich bereits in dieser ersten Phase des Ringens betätigt.

In der zweiten führten die siegreichen Großen ebenfalls; aber hinter ihnen entfalteten sich wachsende Massenkräfte. Die stärkste war religiöser Art. Seit Jahren griff der Calvinismus um sich: seine Streitbarkeit paßte in diese steigenden Gegensätze hinein; seine Energie erfaßte den Selbständigkeitstrotz überall, die Hitze der Wallonen, die Bewegtheit der flandrischen Städte, allmählich auch, langsamer und tiefer, die Schwere der Nordprovinzen. Kommunal von Hause aus, drang er in die Kommunen ein, vornehmlich offenbar in die leidenschaftliche Derbheit der Unterschichten, der Mehrzahl der großen Kaufleute war er zu hart und scharf. Er trieb seine Werbung mit Todesverachtung, in erregenden, waffenbeschirmten, nächtlichen Predigtversammlungen auf Wald und Heide; er hatte an der französischen Grenze mit ersten aufrührerischen Wirren begonnen, er schloß sich seit 1563 in Dogma und Verfassung klar zusammen, in Synoden; er wurde auf diesem Boden, anders als in Genf und in Frankreich, demokratischer, und er stürmte in den Kampf mit der Inquisition. Die Hugenottenmacht drüben gab ihm eine Deckung; die niederländische Regierung wandte sich gegen die Verfolgung, Margarete und die Großen des Staatsrats sandten 1565 Egmont deshalb nach Madrid. Philipp hielt Egmonts Einspruch freundlich hin und entschied sich schließlich für das Gegenteil. Man hat dem Könige gern vorgeworfen, daß er den Kampf, den er nahen sah, dennoch nicht persönlich, nicht an Ort und Stelle aufnahm. Das entsprach seiner verschlossenen und trüben Art: aber er konnte Spanien auch schwer verlassen, die Türken drohten gerade, und er war der Herr eines Weltreichs. Freilich, die Wunden brachen auf; die Niederländer grollten; ein Konflikt Spaniens mit England führte 1564 zum Handelskriege und zu schwerem Nachteile für Antwerpen; jetzt veröffentlichten (Dezember 1565) die drei Großen das neue, feindselige Religionsedikt des Königs und erklärten, Oranien voran, von den Provinzialstatthaltern gefolgt, ihren Protest. Es war der offene Streit.

Margarete von Parma, Statthalterin der Niederlande. Gemälde von A. Mor. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

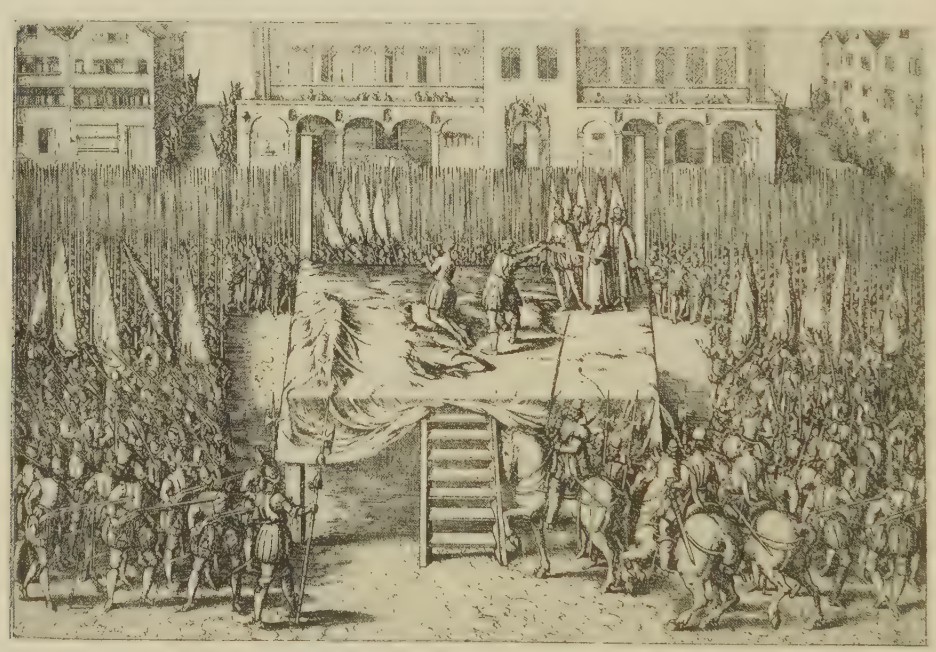
Ihm stellten sich — das ist die dritte Stufe — neue politische Kräfte zur Verfügung: der Kleinadel stand auf. Seine Stimmung war durch die Luft der Jahre, die allgemeine Erregung erhitzt, seine Klagen lebhafter geworden; er war in seiner Mehrheit katholisch, aber nicht gegenreformatorisch und nicht spanisch gesinnt, er schloß sich seit 1565 zusammen zu unruhiger Aktion. Protestantische Edelleute verknüpften ihn mit den Konsistorien der Calvinisten; am 5. April 1566 heischte er, in einer berühmten Massenpetition, deren demonstrativer Tracht der Parteiname der Bettler, der Geusen, entstammte, von der Statthalterin Reichsstände und Religionsfreiheit. Schon rückte der versteckte Oranien dem Protestantismus, vorerst dem lutherisch-maßvollen, näher; er leitete im stillen die Gesamtbewegung, und eine Verständigung all ihrer Gruppen gelang im Juli. Da aber überflutete die populäre Leidenschaft der calvinistischen Eiferer die Dämme, die der Diplomat an der Spitze fein und vorsichtig aufgebaut hatte: es ist die vierte Phase, daß, nicht nach einem angelegten Plane der Konsistorien, wohl aber unter Mitwirkung von Predigern und Konsistorialen, der Bildersturm wild und zerstörend (August 1566) über Klöster und Kirchen, ihre Kunstwerke, Archive und Kellereien hereinbrach, in Flandern, Brabant, Holland und so fort. Das war die Niederlage; Margarete richtete sich auf, die Aufständischen wurden geschlagen, Oranien entwich (April 1567) nach Nassau, und Philipp schickte den Herzog von Alba. Das Ende der Vorgeschichte des niederländischen Aufruhrs war erreicht: der König gedachte ein Ende überhaupt zu machen. Er tat, was er mußte: er mußte Glauben und Herrschaft wahren; wieder tat er es nur durch einen anderen, immerhin durch den Stärksten und Besten, den er besaß. Auch Alba tat, was ihm unvermeidlich war, als Diener seines Herrn, als Katholik und als Spanier. Diese von der Ketzerei mißbrauchte Freiheit sollte gebeugt werden, ein für allemal, die spanischen staatlichen und finanziellen Forderungen ebenso durchgedrückt werden wie die kirchlichen: es war die natürliche Folgerung aus allem Geschehenen. Margarete trat zurück, der eiserne Herzog zog ein, mit Schwert und Beil und Flammenstoß, mit allem Drucke und aller Härte seines Veteranenheeres, mit diktatorischem Regimente und Gerichte, und Tausende trieb man aus. Im September wurden Egmont, der Harmlose, und Hoorne verhaftet. Ein kleines Heer, in weiter Ferne, mit

Herzog Alba. Kupferstich von F. Hogenberg

stärkstem Willen, sollte die Gleichmachung, den Anspruch der Weltmonarchie vollstrecken, in einem fremden, erregten, von unsicheren Nachbarn umgebenen, aber ungerüsteten, noch unzusammengefaßten Volke. Die Schicksalsfrage, unvermeidbar, war gestellt. Ein Zurück gab es von nun an nicht mehr.

Und Albas Zug vollendete auch die Schicksalsgemeinschaft der Geusen und der Hugenotten. Sein Marsch an der französischen Ostgrenze entlang erregte Katharina und Coligny gleichermaßen; wir sahen: zum zweiten Male hat Coligny damals daran gearbeitet, das Königtum gegen Spanien in die Waffen zu bringen; er hoffte wohl eine Weile auf Erfolg. Die Königin dachte nicht daran, sich zu ergeben; sie deckte sich durch Schweizertruppen gegen ihren spanischen Rivalen, aber gegen ihre protestantischen Untertanen zugleich. Und so stieß diese Zurückhaltung, die Bedrohung durch Alba, die Sorge vor der anscheinend hereinbrechenden Abrede von Bayonne, die Hugenotten in den neuen Krieg, den Notwehrkrieg. Sie versuchten durch einen wohlvorbereiteten Überfall König und Königinmutter in ihre Hand zu bringen, wie 1562 Guise. Der Anschlag scheiterte im letzten Augenblicke an den Schweizern (September 1567).

Der neue Kampf wurde zum Weltkampf. Schon war Maria Stuart geschlagen, Westeuropa eine Kette flammender Glieder. Der Kontinent stand zunächst voran. An Frankreich und Niederland gemeinsam entwickelte der allgemeine Gegensatz sich fort. Unsere Erzählung wird insbesondere die inneren Bahnen dieser Entwicklung in den zwei Ländern aufzudecken haben.

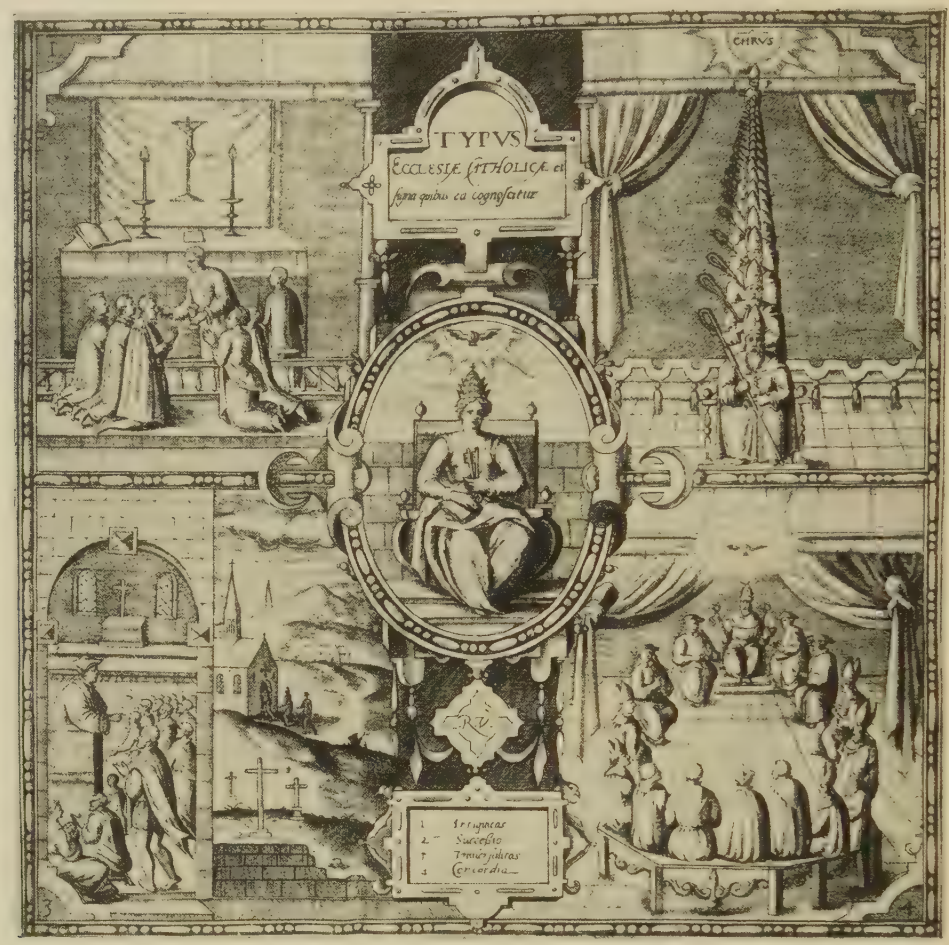


Die Hinrichtung Egmonts und Hoornes in Brüssel am 5. Juni 1568.
Radierung von F. Hogenberg

Frankreich und die Niederlande 1567—1585

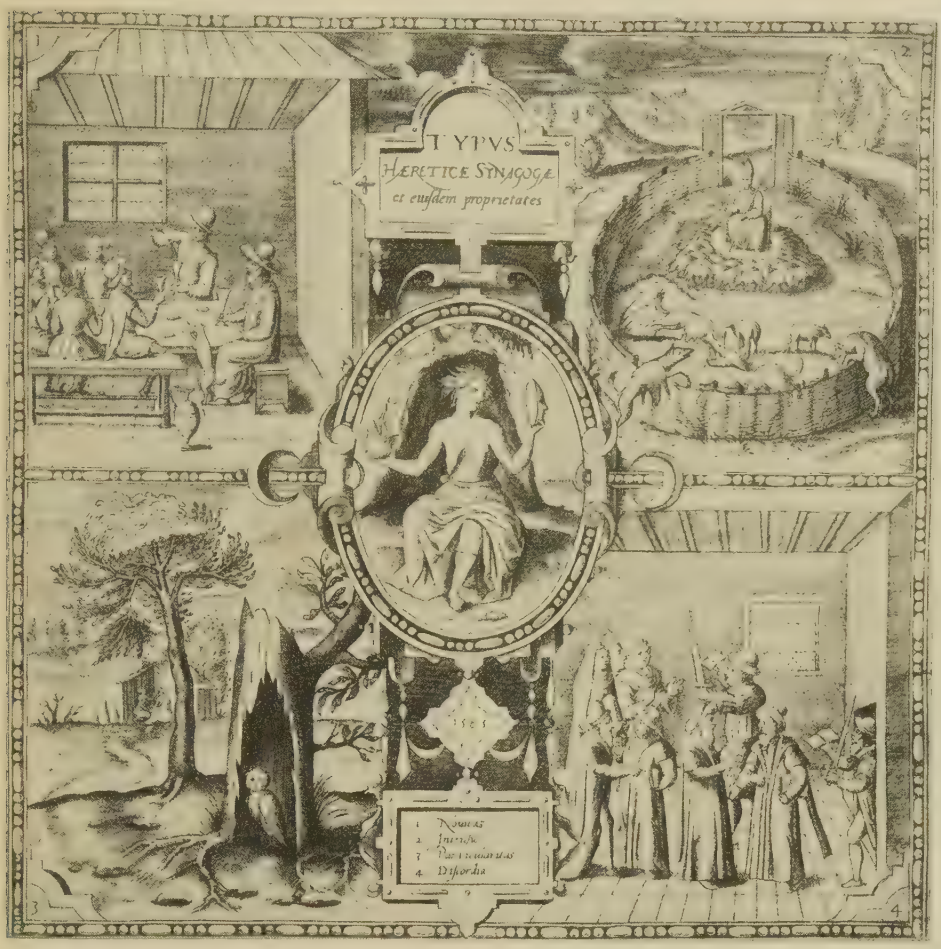
Das erste Jahrfünft war entscheidend, für den Gesamtkampf und für die innere Zukunft, insbesondere die Frankreichs. Frankreich war sein Schauplatz. Zuerst drei Jahre Krieg, dessen Neuheit eben in seinem europäischen Charakter lag: englisches Geld, oranische und deutsche Truppen halfen den Hugenotten; am wenigsten wirksam der Oranier. Er hat 1568 die Niederlande durch einen Doppelangriff von außen, von Osten her, der Eisenfaust Albas entreißen wollen: das Land regte sich noch nicht, und den Stoß der zwei nassauer Brüder, Wilhelms und Ludwigs, wies Alba siegreich ab. 1569 zog Oranien nach Frankreich, viel geleistet hat er, der Diplomat, seinen Verbündeten im Kriege nicht. Wohl aber wirkte dort der Zuzug deutscher, pfälzischer Fürsten und Reiter. Das Schwergewicht des Hugenottentums freilich verschob sich in diesem Kriege in den Westen: die weiße Stadt la Rochelle, die Meeresstadt auf flachem Steinufer, durch Salzsümpfe an ihrer Landseite gedeckt, mit England als sicherndem Rückhalt, bürgerstolz und glaubensfest, das Denkmal dieser Zeiten für weite Nachwelt, wurde zur Zuflucht und Hauptstadt. Die Witwe Antons von Navarra, die tapfere Johanna von Albret, traf sich da mit den Coligny und Condé, die Verlandschaftung der Partei nahm zu. Der Krieg vollzog sich in drei großen Schlachten: alle drei verloren die Protestanten. Ihre bunteren Heere waren den festeren der Katholiken, die das Königsbanner führten, doch nicht gewachsen, und Coligny war kein Schlachtensieger. Dennoch blieb er unbesiegt; stets hielt er sich und seine Sache aufrecht, sein zusammengewürfeltes Heer in Zucht und Leistungskraft: sein Charakter, seine Hingabe, sein unbrechbarer Wille, sein bezwingender Einfluß auf Menschen ersetzten den Sieg und gaben seiner strengen Zähigkeit zuletzt den Erfolg. Zwei Friedensschlüsse wurden ihm zuteil; den ersten zerriß ein vergeblicher Überfall der Königlichen auf die hugenottischen Führer, den zweiten erstritt ein weiter kühner Reiterzug des geschlagenen Admirals nach Südfrankreich. Katharina, selber sieglos, der Abhängigkeit von den Katholiken und von deren spanischer Vormacht müde, reichte Coligny (August 1570) zum Frieden von St. Germain die Hand: den Hugenotten fielen, außer der Duldung, Bürgschaften an den Obergerichtshöfen und vier Sicherheitsplätze zu; sie wurden anerkannt als Sondergewalt. Der Admiral fuhr fort, sie aus la Rochelle, aus seinem Renaissanceschlosse zu Châtillon, das jetzt der Ernst des Calvinismus und die Arbeit des Staatsmannes erfüllte, zu lenken; er war, neben der Krone, über Europa hin eine eigene Macht. Er wollte anderes: er wollte die alte Stellung am Hofe, die alte Politik wiederaufnehmen. Katharina, deren Friedensschluß hauptsächlich eine Selbstbefreiung von Spanien und ein Bruch mit Spanien gewesen war, rief ihn zurück. Seit dem September 1571, das war die Krönung, lebte er am Königshofe, und alsbald gewann die Wendung wider Spanien an Kraft.

Wieder handelten Oranier und Hugenotten zusammen. In den Niederlanden reiften die Früchte von Albas Regiment. Der Herzog ließ auf die Niederwerfung der Gegner die logische Ausnutzung seines Sieges folgen, die Zurückschiebung der Verfassungsprivilegien, die Auferlegung spanisch-königlicher Steuern, derselben Verkehrssteuern, die die spanische



Die katholische und die protestantische Kirche.
Links: Heilige Kommunion, Tradition durch ununterbrochene Papstfolge, die allumfassende Kirche, Lehrer, Sektiererei, Zwietracht der Reformer.

Wirtschaft zerpressen halfen; 1571 erreichte seine Forderung ihren Gipfel. Schon wirkte neben allem politisch-religiösen dieser wirtschaftliche Druck, eine neue Handelssperre gegen England, die Störung aller Rechts- und Besitzverhältnisse, die Störung aller Arbeit durch die Flucht von Tausenden, atemberaubend. Schon führten die Wassergeusen ihren Piratenkrieg gegen die Spanier, von Emden aus, durch Franzosen und Engländer gestützt, wilde Gesellen mit Raub und Rache, und hielten alle Wunden offen; allmählich gelangte Oranien dazu, sie zielvoller zu leiten. Niederland bebte; sein verbannter Führer gewann erst jetzt seine eigentümliche Größe: er erlahmte nie, unter keinem Mißerfolge, so wenig wie Coligny. Die beiden reichten sich die Hand, der feurige Ludwig von Nassau erschien als Verbündeter des Admirals am französischen Hofe. Und am 1. April 1572 fiel Briel an der Maasmündung den Geusen zu, Vlissingen und andere see- und holländische Städte folgten nach, und Herzog Alba war ohne Flotte. Colignys großer Anschlag trat hervor.



Flugblatt mit antiprotestantischer Tendenz.
Einmütigkeit der Glaubensmeinungen. — Rechts: Abendmahl der Neuerer, Einbruch der ketzerischen
Kupferstich von Richard Verstegen, 1585

Sicher hatte er nie aufgehört, ihn zu erstreben. Er hatte als Admiral und Parteiführer in Amerika gegen die Spanier gekriegt; er wollte es vor allem daheim, und jetzt zog er die Niederlande in seinen Lebensplan hinein. Er nahm die Fäden von 1561 und 1567 auf, sobald er es nur konnte. Die Tragweite haben wir bestimmt: hier, in entscheidendster Stunde, zwingt sie sich von neuem und entscheidend auf und will noch einmal erwogen sein. Der gemeinsame Krieg aller Franzosen gegen Spanien bedeutete, ganz unmittelbar, die Ableitung und Überwindung des Bürgerkrieges, den der Franzose und der Königsdiener Coligny mit Widerstreben und Schmerzen getragen hatte; er konnte den vollen Frieden mit der Krone, er konnte Ausgleich und Einigung der Glaubensparteien im Inneren heraufführen, und das war sehr viel. Er führte aber zugleich die Protestanten an die Spitze Frankreichs, denn er war an sich ein hugenottischer Erfolg; er war deren Sache, er verband den König mit den maßgebenden Treibern dieses Krieges, mit ihnen;

und die Möglichkeit einer Gewinnung des Königs muß die rechnenden Gedanken des calvinistischen Staatsmannes beschäftigt und gepackt haben. Er wirkte mit der Stärke seines mannhaften und reinen Wesens auf die vereinsamte und verirrte Seele des jugendlichen Karls IX.; die Folgen konnten unendlich weit gehen. Coligny rang um diesen Krieg mit dem deutlichen Einsatz seines Lebens, er setzte heldenhaft an bedrohtester Stelle alles an alles. Er kämpfte bei Katharina um sie und ihren Sohn; Johanna von Albret stand ihm bei, Ludwig von Nassau drängte mit. Der französische Hof wurde zum Entscheidungsplatze der europäischen Politik. Der spanische Botschafter Alava führte die eine Seite, der Papst, die italienischen Fürsten griffen mahnend ein; der englische Gesandte Walsingham verkörperte die Gegengruppe, ein rückhaltloser Verfechter calvinistischer Weltparteipolitik. Der Plan Colignys war, diese um Frankreich zu scharen, er warb um England, er bot England ein Stück Niederlande an; den großen Gewinn dort, das Ziel der französischen Eroberungssehnsucht früher und später, je und je, erstrebte er für sein Vaterland. England hat den waghalsigen Schritt nicht getan; Lord Burghley trieb, als englischer Politiker, seine kühle Königin zur Vorsicht. Sollte man Frankreich die Niederlande verschaffen helfen, der näheren Großmacht? Und sollte man den Krieg mit der Weltmacht Spaniens auf sich laden? Burghley verlangte mindestens die Sicherheit deutsch-protestantischer Hilfe. Und die deutschen Fürsten rafften sich zu großen Dingen nicht auf. Philipp II. war kein geringer Gegner; alle Fragen waren bitterschwer, die Lage ungewiß, die Aussichten Colignys vielleicht niemals stark; aber die Möglichkeiten bestanden, und die Entscheidung war für sein Land, für seine Partei, für seinen Glauben und somit für sein eigenstes Dasein riesengroß; sie war für den schweigsamen Admiral Lebens und Sterbens wert.

Johanna von Albret, Königin von Navarra.
Anonyme Zeichnung. Paris, Kupferstichkabinett

Der Kampf um das Übergewicht schloß sich an die Heirat zwischen Katharinas Tochter Margarete und dem jungen Sohne Johannas von Albret, dem Bourbonen Heinrich von Navarra. Sie wurde heiß umstritten, im März—April 1572 setzten die Protestanten sie durch. Gleichzeitig bewilligte Elisabeth, mit Philipp zerfallen, einen englischen Schutz-

vertrag; gleichzeitig fiel Briel, und nun brachen die Oranier in die Niederlande ein, von Deutschland und Frankreich aus, hier von den Hugenotten kriegerisch gestützt. Am französischen Hofe erstieg der Kampf seine Höhe, im Mai schien er für Coligny gewonnen, eine französische Flotte sammelte sich gegen Spanien. Aber England fiel wieder ab, die Deutschen blieben fern; bis zum Juli ging das Ringen fort, eine Niederlage des Hugenottenführers Genlis, der mit Ludwig von Nassau zusammenwirkte, stellte die Partei, stellte Frankreich selber bloß und erzwang die letzte Krise. Einige Tage lang, seit Ende Juli, hatte Coligny den jungen König allein und, wie es schien, den Sieg. Jedoch die Königin-Mutter kehrte zurück, der Staatsrat verwarf den Krieg; wer würde sich durchsetzen? Am 18. August wurde, ohne päpstlichen Dispens, die Hochzeit mit dem Ketzerprinzen von Navarra vollzogen. Da aber war schon der Bruch und die Umkehr entschieden. Katharina von Medici erhob die Waffe gegen den Mann, der seit 12 Jahren als erster ihr die Herrschaft über ihren Sohn und damit die Herrschaft über Frankreich bestritt. Seit 1570 ging ihr Kurs einheitlich wider Spanien; sie warf herum, weil sie fürchten mußte, das Steuer sonst aus den Händen zu verlieren, und ihr Mittel war der Mord an ihrem Gegner. Erst im August 1572 ist dieser Mord als politische Tat erwogen und beschlossen worden. Daß sich die Tochter der Medici ein solches Mittel für Fälle der Not immer innerlich offen, innerlich bewußt gehalten habe, ist möglich; gehandelt und gewollt hat sie bis dahin unzweifelhaft nicht in diesem Sinne. Der Plan taucht jetzt auf bei Katharina; die Führung der Katholiken, die Blutrache der Guisen ergreift ihn und wünscht ihn zu erweitern; der Nuntius erfährt ihn; den Papst hat erst die fertige Tat überrascht. Als persönliches Auskunftsmittel hat Katharina sie (22. August) vollbracht. Und daß der Schuß ihres Bravos den Admiral nur verwundete, das hat die Ausdehnung zum Gesamtblutbade der Bartholomäusnacht erst herbeigezogen. Jetzt war der Admiral da, verletzt, aber lebend, sein königlicher Zögling betäubt vor Schmerz, aber die Urheberin deutlich, ein Gegenschlag der erregten Protestanten unausweichlich, der innere und der äußere Krieg

Karl IX. von Frankreich.
Zeichnung von François Clouet. Paris, Louvre

eröffnet. Katharina sah es; sie hatte von der Hochzeit her die Blüte des protestantischen Adels zu Paris im Netze. Sie war aufgewachsen in der Mordatmosphäre der heimatlichen Renaissance; der politische Mord war die Gewohnheit der Zeit und dem Herrscher beinahe grundsätzlich erlaubt. Und nun sprang das Ereignis jäh aus der Luft der Renaissance in die der Gegenreformation hinüber. Konfessionelle Bluttaten, Blutbäder waren von beiden Lagern her vollzogen worden; der französische, keltische Boden war immer heiß und war neu erhitzt, nirgend so glühend erhitzt wie in der katholischen Hauptstadt, der Bürgerstadt Paris, nach all den Kriegen, angesichts dieses verhaßten adlig-ketzerischen Gegnertums. Nach dem 22. hat Katharina den Entschluß gefaßt, diese Kräfte der katholischen Masse in Bewegung zu setzen; der König wurde mitgerissen, die Stadtverwaltung gewonnen, die Lunte an das Pulver gelegt, und in der Nacht des 23./24. rief die Sturmglocke zum Morde. Coligny fiel, die Tausende seiner Standes-, seiner Glaubensgenossen fielen, das Blutbad ergoß sich über die Provinzen. Das Hugenottentum ist geblieben, der Krieg brach wieder aus, und Katharina glaubte weiterlavieren zu können wie zuvor! Daß sie dem Gegner für die Gegenwart die Unversöhnlichkeit und für die Zukunft die Todeswunde ins Herz gedrückt hatte, wußte sie nicht. In den Niederlanden schlug Alba die Geusen aufs Haupt, aber die holländischen Städte blieben ihm feind. Jedoch hier wie dort war der Protestantismus in die Notwehr zurückgeworfen, mit Coligny war sein großer Plan erschlagen, der gewaltige festländische Vorstoß der Calvinisten gebrochen. Die katholische Welt jubelte; in Rom beging der Papst das Dankesfest. Die Höhe des größten Aufstrebens, in gewissem Sinne die universale Gipfelhöhe der neugläubigen Mächte überhaupt war überschritten. Allein der Kampf ging fort; und die Ergebnisse blieben bedeutungsvoll.

In Frankreich gehört für die Jahre von 1572—1585 der äußere Anblick dem oft unterbrochenen, stets wiederkehrenden Bürgerkriege. Es waren die alten Waffen, französische, deutsche, la Rochelle deckte die Überfallenen, an seinen Mauern und an ihrem Grimme erlahmte der uneinige katholische Stoß. Eine neue Generation trat an die Spitze, neben dem Könige, der an seinem Frevel hinstarb, seine Brüder, Heinrich von Anjou und der intrigierend vermittelnde Franz von Alençon, katholisch der junge Heinrich Guise, bei den Calvinisten, nach einer katholischen Schwankung, Heinrich von Navarra und Heinrich Condé; von dem Kriege der drei Heinriche sprach man weiterhin. Über den Lagern wollte sich die Königin halten, und deshalb war sie für Frieden, wie zuvor; 1576 schloß sie ihn, anscheinend als ein Begräbnis für die Bartholomäusnacht. Er war kein Ende; und das persönliche Spiel ehrgeiziger Führer füllte den Vordergrund. Dahinter wirkten größere sachliche Gewalten.

Die Monarchie zunächst, in den Händen der Katharina und, seit 1574, ihres Lieblingssohnes Heinrichs III., des Führers in der Mordnacht. Äußerlich stellt er den Tiefstand der französischen Königsgeschichte in vier Jahrhunderten dar: weichlich, hysterisch-pervers, schwankend zwischen anstößigster Ausschweifung und anstößigster Zerknirschung, alles raffiniert und alles ohne Kraft: sein Regiment war das Ende von Heinrichs II. einander tückisch befehdender, verfaulter Brut, und die Strafe für seine Mutter. Dennoch hatte diese ihn vorher (1573), im uralten Gegensatze zu Habsburg, den sie nie vergaß, auf den polnischen Thron gehoben und Kaiserhoffnungen für ihn gehegt, für die freilich die

Die „Bartholomäusnacht", 24. Auguſt 1572. Zeitgenöſſiſcher Holzſchnitt

deutſchen Proteſtanten nicht zu gewinnen waren. Und dennoch führten, bei aller Ohnmacht und Erbärmlichkeit der Krone, deren juriſtiſche Träger in Geſetzgebung und Organiſation den Aufſtieg der Königsmacht und Einheit im ſtillen weiter und klammerte auch Heinrich III. ſelber ſich in zäher, geſchmeidiger und mordbereiter Paſſivität an ſeine abſolute Gewalt; und mitten in deren Niedergange, im Reichsſtändejahr 1576, ſelber teilnehmend an der Oppoſition, ließ Jean Bodin, der große Staatslehrer, ſeine klare Stimme für das Recht und die ſtaatliche Notwendigkeit dieſer abſoluten Gewalt zeugen, die er moraliſch und ſtändiſch einzuhegen ſuchte und doch über alles franzöſiſche Leben hoch und zukunftsvoll emporhob. Sie iſt trotz allem das eigentlich Dauernde geweſen. In der Gegenwart aber drangen, von überallher, die ſtändiſchen Kräfte hervor, feindſelig gegen ſie und gegeneinander, ſiegreich und zerſetzend. Die verfaſſungsgeſchichtliche Reaktion entfaltete ſich ganz.

Vor allem bei den Hugenotten. Ihre Tragödie vollzog ſich. Die Reinheit der Glaubensbewegung war längſt, da ſie ſich in der Wirklichkeit durchſetzen ſollte, von deren Flecken trübend beſpritzt worden, von Aufruhr und Blut, immer deutlicher, immer zwangsmäßiger war ſie zur irdiſch belaſteten Partei und zur Partei des Widerſtandes gegen die Monarchie geworden. Coligny hatte gerungen, ſie zur Königspartei zu machen. Der ungeheure Frevel der Bartholomäusnacht machte ſie, ihre Edelleute voran, endgültig zur Todfeindin dieſes Königtums der Valois, eine Flut leidenſchaftlichen Haſſes ſtrömte durch die Pamphlete, die die Mordnacht anklagten, und aus dem Haſſe wurde die grund-

sätzliche Bekämpfung der Tyrannei und alsbald der Königsmacht als solcher. Die Lehre der Monarchomachen erstand, die eine Beschränkung des Königtums durch Rechte und Vertreter des Volkes forderte und behauptete, mit biblischer und klassischer, mit historischer und juristischer Polemik, alles aber geleitet vom Geiste des Calvinismus. Calvin hatte den legitimen ständischen Gewalten den Widerstand erlaubt: jetzt baute man diese Hinweise aus, ins weiteste hinein, jetzt faßte (1574, erschienen 1579) Colignys Mitarbeiter du Plessis-Mornay die Lehre in einer großen Kampfesschrift zusammen, die das Rechtsverhältnis von Fürst und Volk in allseitiger Darlegung ganz radikal bestimmte, es auf den Vertrag der beiden Gewalten miteinander und mit Gott selber begründete, den Unterobrigkeiten den Kampf gegen die von der Gottespflicht abtrünnigen Oberobrigkeiten zur gebieterischen Aufgabe machte, in Frankreich den Sondergewalten, Statthaltern, Ständen, Städten, über die Landesgrenzen hinweg aber den Glaubensverwandten die gegenseitige Unterstützung auferlegte; ein Manifest, das der Weltgeschichte der politischen Ideen angehört, selber aber ganz im Boden der Zeit wurzelte, in religiöser Weltparteiung, in politischem Ständetume. Das gab den Hugenotten ein Dogma, ein Recht, eine eisern schroffe theoretische Festigung ihrer Praxis: aber diese Praxis bedeutete ihren künftigen Untergang. Der französische Protestantismus wurde jetzt wirklich ganz zu einer Kraft ständischer Reaktion. Er hatte, mit der Krone, alles werden wollen; er wurde, gegen Einheit und Staat, zur Sondergewalt und damit, in dieser Volksgeschichte einer unbedingten Konzentration, zur Gewalt der Hemmung, der Zersplitterung, der Vergangenheit, des Todes. Politisch, aber dann auch geistig sollte er, edelster Kräfte voll wie er war und immer blieb, aufgefressen oder ausgestoßen werden von der einheitlichen Logik der französischen Entwicklung.

Neben den Hugenotten standen in den gleichen Jahren zwei andere Parteien auf. Die eine, die der Politiker, als Gegenwirkung gegen den Auseinanderbruch, die Partei der Mitte, der Sammlung, der Nation: für die Zukunft die staatsgesinnte Partei Heinrichs IV. und Richelieus, für die Gegenwart zum Widerstande gegen Katharina von Medici und zur opponierenden Sonderstellung auch ihrerseits gezwungen. Sie lehnte sich an das Haus Montmorency, dessen Statthalterschaft, das große Languedoc, wurde ihr Territorium, das Bündnis der maßvollen Katholiken mit den Hugenotten zunächst ihre Richtung. Bei ihr wie bei den Hugenotten führte der Adel. Die dritte Partei war, bei starken adligen Elementen, im bezeichnenden Kerne städtisch: die katholische Mehrheit Frankreichs, zwischen Guisen und Valois lange in der Schwebe, durch den Protestantismus, den Bürgerkrieg, die Gegenreformation gestachelt, nahm erst jetzt, da alles sich sonderte und der König (1576) unzuverlässig blieb, ihre eigene Stellung. Vom Norden ging die Bildung der Bünde, der Ligen aus, von der harten Heimat Calvins, vom picardischen Städtelande. In diesen Ligen, die nun den Norden und Osten überzogen, war ein demokratischer Zug, ein Zug des gegenreformatorischen Zornes auch gegen die feige Krone, ein Zug von katholischem Monarchomachentum. Sie forderten beschränkende Reichsstände; sie fußten in den Gebieten der Guisenmacht; Ost und Nord stellte sich gegen Süden und Westen, Statthalterschaft gegen Statthalterschaft, Gruppe gegen Gruppe. Politiker und Ligisten mochten dereinst die Einheit herstellen, vom staatlichen Gesichtspunkt her jene, vom kirchlichen diese; zunächst waren sie alle Parteien und alle ständisch. Würde das Ständetum sich in Frankreich bewähren?

Margarete von Valois | Heinrich von Guise | König Heinrich III. | Katharina v. Medici | Luise von Frankreich | Margarete von Lothringen | Anne, Herzog von Joyeuse

Ball am Hofe Heinrichs III. von Frankreich und seiner Mutter Katharina von Medici, 1581. Zeitgenössisches Gemälde. Paris, Louvre

Das Ergebnis war zunächst nichts als Zerreißung, überall. Heinrich III. suchte die Ligen durch eigene Fügsamkeit unschädlich zu machen, aber das unehrliche Bündnis des Absolutisten mit der katholischen Ständegewalt führte (auf den Reichsständen zu Blois 1576) doch nur zu Zwist und zu neuer Behauptung der Hugenotten, zu neuen Sicherheitsplätzen für sie, zu steigender Landschaftlichkeit (1577). Dann eine Ruhepause, mit stetem ehrgeizigem Ränkespiele des letzten der Valoisprinzen, Alençon, um persönliche Macht, um diplomatische Gewinnung der Niederlande und Englands für den Königssohn. Er starb 1584, Heinrich III. war kinderlos, Heinrich von Navarra, der Bourbone, längst wieder Ketzer und Ketzerführer, ward der legitime Thronerbe: ein protestantischer König? eine Verwirklichung von Colignys großem Traume? Aber zu spät! Der Katholizismus war längst erwacht und lehnte den Hugenotten, den vielberufenen Hahnrei und Ehebrecher, mit Hohn und Ingrimm ab. Die Liga schäumte auf, die Volksmassen glühten, die Guisen, „Karolinger" von Ursprung, konnten an die Krone des allerchristlichsten Königs für ihr eigenes Haupt denken, Frankreich brach vollends auseinander, und Philipp II. reckte über das gefallene Land seine Hand aus. Liga und Spanien verbündeten sich im Januar 1585. Die internationale Abrechnung wurde, nach einem Jahrzehnte mehr innerer Kämpfe, für Frankreich und den Westen reif. Auch die Niederlande wurden hineingezogen, auch sie nach 13 Jahren wesentlich innerer Entscheidung.

Deren Inhalt bildeten hier die innere Aussonderung des Nordens, der Versuch Oraniens, Nord und Süd dennoch zusammenzuhalten, das Scheitern dieses Versuches, die endgültige Trennung der beiden Teile und die Geburt der Republik.

1572 setzte der siegreiche Alba alles an die Niederwerfung der abgefallenen holländischen Städte; Stadt auf Stadt erlag ihm, nach siebenmonatiger Gegenwehr 1573 auch Haarlem, aber vor Alkmar erlahmte die spanische Kraft, die Soldaten wollten nicht mehr, Alba zog zurück, im Dezember 1573 rief Philipp ihn ab. Die sechs Jahre seiner Herrschaft hatten — in Pflichterfüllung und innerer Folgerichtigkeit — den Gegensatz unheilbar gemacht. Das war die Lehre seiner letzten Feldzüge. Der Schwerpunkt hatte sich nach Holland verschoben, und Holland hielt von nun an unbeugsam fest: Holland und Oranien. Holland und Seeland gingen zusammen und bildeten eine besondere Gruppe sämtlicher Nordprovinzen vor und durch, die beiden Lande des Handels, der aus dem gefesselten Antwerpen allmählich entwich, die Lande zumal des Calvinismus. Der durchdrang diese streng germanischen Gebiete jetzt tief und ganz und vermählte seine Eigenheit mit der ihren, Innerlichkeit mit Innerlichkeit, Freiheit mit Freiheit, Trotz mit Trotz, ein städtischer, ein demokratischer Calvinismus, geleitet von seiner eisernen Lehre. Er hielt seine ersten regelrechten Synoden und krönte sie in dem alten Dordrecht 1574, er baute seine niederländische Kirche auf, in unbedingter Schärfe, mit dem Verbote nicht des persönlichen, wohl aber des kultischen Katholizismus; den persönlichen duldete dieser Handelsboden, die fremde Kirche stieß er in härtester Feindseligkeit verfolgend aus. Oranien und die höhere Bildung wären duldsamer gewesen, die Massen und die Prediger waren fanatisch groß und setzten sich durch. Und Oranien ging mit; er und Holland haben in der höchsten Not, im Juli 1572, ihren Bund geschlossen, als „Königlicher Statthalter" blieb der Gegner Philipps fortan in Holland, und aus dem Lutheraner wurde 1573 der Calvinist. Volk und Führer wurden jetzt und hier eins, die Wucht dieser Niederdeutschen und die federnde

Der Geldwechsler mit seiner Frau.

Gemälde von Marinus von Roymerswaelen. Dresden, Gemäldegalerie

Abzug der Spanier aus Brabant, 1577. Radierung von F. Hogenberg

Spannkraft des Rheinländers. Er brachte, kein Feldherr, die höchste diplomatische Kunst hinzu, eine Unerschöpflichkeit, die immer wieder rings in allen Landen Hilfe flüssig zu machen verstand und doch selbständig blieb, die Unerschöpflichkeit eines großen politischen Kopfes und eine Zähigkeit ohnegleichen, für die es keine Aussöhnung mehr gab, eine geniale Stärke, die sich selber behaupten wollte, den höchsten persönlichen Ehrgeiz und die Macht einer großen Aufgabe ineinander verschmelzend. Nur miteinander haben Oranien und Holland gesiegt; und ihn selber muß dabei etwas von den Kräften dieses Bodens, etwas auch von der Gewalt des Glaubens ergriffen und über sich hinausgehoben, der große Staatsmann muß, über seine Anfänge weit hinaus, irgendwie doch sein inneres Bündnis mit der Idee der Epoche geschlossen haben: seine fatalistische Ausdauer hatte mit dem Calvinismus eine Verwandtschaft; in den schwersten Stunden sprechen die Briefe des kühlen Rechners ergreifend von seinem Gotte. Er nahm im Kampfe seiner Zeit gegen Philipp II. als Staatsmann seinen Platz zwischen Coligny, Heinrich IV. und Elisabeth; auch in den Krieg wuchs er künftig glücklicher hinein. Und er und Holland leisteten ihr Meisterstück: nach doppelter vielmonatiger Belagerung befreite die Durchstechung der Dämme mit ungeheurem, siegreichem Opfer das tödlich bedrängte Leiden. Lieber türkisch als spanisch! Alle riesige Duldenskraft dieses von Zorn und Glauben und Willen gehämmerten Bürgertumes brach da hervor, heroisch hielt Bürgermeister van der Werff seine Stadt; als der entsetzende Admiral in die Kirche trat, erstarb das Danklied der Gemeinde in Schluchzen. Und 1575 dankte Holland und sein Statthalter der Heldenstadt „im Namen des Königs" für ihr Ausharren durch die Gründung der Universität, die zum Wahrzeichen werden sollte für alle geistigen Kräfte dieses Bodens.

Der Geschlagene von Leiden war Albas Nachfolger Requesens. Philipp hatte geglaubt, durch Erleichterung der Diktatur Holland zurückgewinnen zu können; dazu war es, wenn es jemals möglich gewesen war, zu spät. Requesens mußte kämpfen; er siegte in der Schlacht, aber das Wasser trug die holländischen Schiffe. Und sein Tod 1576 gab einem Zwischenregimente und dann einem unsicheren Nachfolger Raum, und gab Oranien Raum für den letzten großartigen Anlauf zur Erhaltung der niederländischen Einheit. Wir sahen, wie durchsetzt von Spalten sie seit jeher war; jetzt war der Norden seiner Sonderart ganz bewußt geworden und glühte sie im Calvinismus durch. Der Adel der südlichen und der Mittelprovinzen hatte seine Privilegien und die Landesfreiheit unwirsch verteidigt, aber er wollte nicht eigentlich los von der spanischen Herrschaft selbst, und er blieb adlig und blieb katholisch. Überall regte sich der alte Provinzialismus; die wallonischen, die binnenländischen Südprovinzen hatten mit den Erregungen der Seeprovinzen, der Städtelande wenig gemein. Im Gegenteil, die demokratische Flut, die durch jene hinging, beängstigte und bedrohte den Süden. Der Calvinismus verband sich in Flandern und Brabant, in Brüssel, Gent, Antwerpen, mit der Auflehnung des Kleinbürgertums und Arbeitertums gegen die Räte; er ging den Flamen nicht so innerlich ins Blut wie den Holländern, er war hier wohl mehr Form für politisch-soziale Leidenschaften. Da hat Oranien gerade diese feurigen, flüssigen Kräfte dieser demokratischen Massen mit der Diplomatie seiner Staatsmannschaft zu packen und zu verwerten gesucht: von 1576—1579 hat er sie ausgespielt gegen die Aristokratie, gegen die spanischen Statthalter; eine geniale Demagogie von oben her, Züge demokratischer Tyrannis. Es sei nur angegeben, wie ihm das Aussetzen der spanischen Verwaltung den Platz freigab, wie ihm rohe Ausbrüche der zeitweise ungelenkten spanischen Soldateska auch die erschreckten Stände in die Arme trieben, wie er die Generalstaaten ausrief und durch Parteigewalt im Volkssturme erzwang; wie er dort im November 1576 Nord und Süd noch einmal zusammenband. Gegen den neuen Statthalter, Philipps II. unruhig flackernden Bruder Don Juan, hat er sein Spiel wechselnd fortgesetzt; in neuen Wirren ließ er sich durch die Generalstaaten nach Brüssel rufen, und seine Verbündeten, die Massen, trugen ihn wider Adel und Spanier. Dann aber entglitten die Zügel dem klugen Leiter, die Volksleidenschaft wurde 1578, wie einst 1566, zum Bildersturm und zur Pöbelherrschaft, und in diesen trüben Fluten versank die mühselige, erkünstelte Einheit. Die wallonischen Provinzen, tief erschreckt, schwenkten ganz zu Spanien ab; militärisch blieb Oranien ungefestigt, so viel er immer aufs neue die Nachbarn lockte und ausnutzte; und Don Juans klügerer Nachfolger Alessandro Farnese von Parma griff in die Spaltungen hinein und zog mit Waffen und Verhandlungen Provinz auf Provinz zu Spanien zurück; bis zum Mai 1579 waren die Wallonen von ihm gewonnen. Der Anlauf Oraniens war gescheitert, Nord und Süd brachen doch auseinander, dieses Jahr entschied die Trennung zugleich und den Neuaufbau des Nordens. Denn dort hatte Oranien sich stets ein engeres Herrschaftsgebiet gewahrt; dort ließ er im Januar 1579 durch seinen Bruder Johann Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Groningen zu einem Sonderkriegsbund zusammenschließen. Die Utrechter Union mit ihren Generalstaaten, locker gefügt aus lauter Einzellanden und Einzelprivilegien, ein Kriegsbündnis mehr als ein Verfassungsbund, ohne feste institutionelle Einheit: sie wurde doch dank dem eisernen Zwange der Not und des Freiheitswillens, des Krieges, zur Grundlage

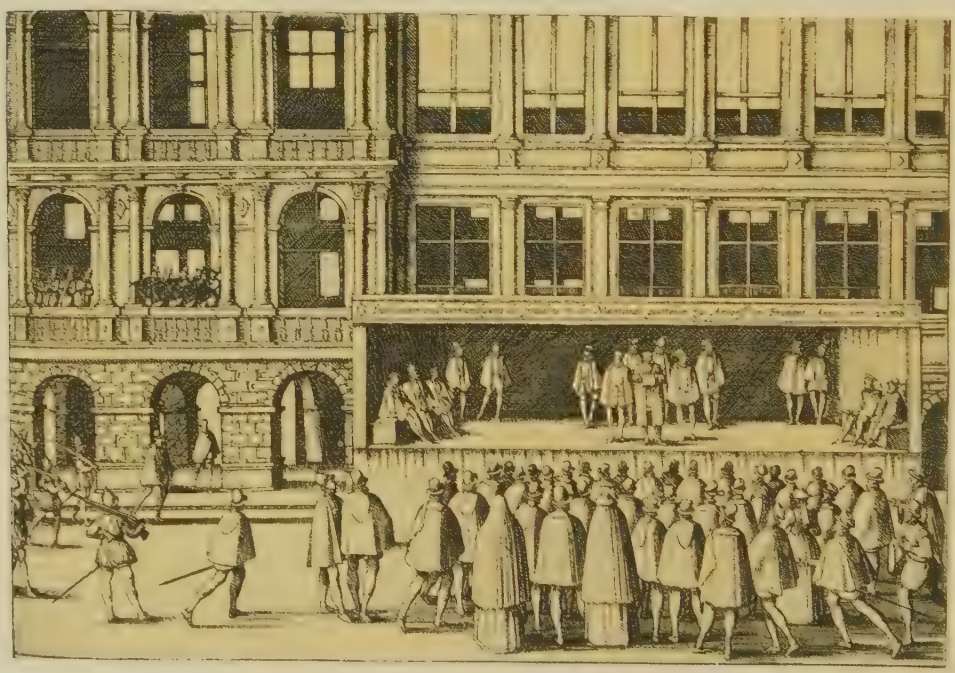
eines künftigen Großstaats. Overyssel und Friesland kamen dazu, zeitweilig auch Mittelniederland: Brabant und Flandern; Holland und Seeland bildeten religiös und kirchlich den Kern, die anderen wuchsen ihm an.

Das war der Verlust des Südens und der Abschluß des Nordens. Parma umzog diesen mit fortschreitender militärischer Bedrängung, Oranien trennte ihn, von 1579—81, immer ausdrücklicher von Spanien und ließ nach starkem publizistischem Kampfe Philipp II. 1581 seiner Herrschaft über die Union entsetzen. Französische Hilfe, die er heranholte, verflüchtigte sich ihm zuletzt; die Weltlage bedrohte ihn; Wilhelm blieb aufrecht und spannkräftig wie stets. Da tötete den durch seinen König Verurteilten und Geächteten ein burgundischer Mörder im Juli 1584; sein Wegfall schien dem Widerstande die Seele auszubrechen. Flandern und Brabant gingen noch 1584, in innerer Reaktion, verloren, und der Städteeroberer Parma bezwang, in einer berühmten langen Belagerung, die alle Technik der Zeit entfaltete, im Jahre danach die alte Hauptstadt des niederländischen Lebens, Antwerpen. Auch der Rest der Union schien damit von schwerer Gefahr bedroht. Er ist dennoch erhalten geblieben. Der Stand von 1584 hat sich weiterhin behauptet, der Rücktritt von Süd und Mitte, aber auch die Freiheit Nordniederlands. Wer hat es gedeckt?

Wilhelm von Oranien.
Gemälde von Mierevelt. Haag, Museum

Zuvor: was hatte zu diesem Ziele hinaufgeführt? Keine Schlachtensiege, keine militärische Eigenkraft, keine fraglose Einigkeit der vielen, vielgeteilten, kleinen Lande; mit Spanien hatte die Hälfte sich doch wieder versöhnt: auch germanische Gebiete. Weshalb Holland nicht? Politische und persönliche Gründe entschieden den Hergang und den Erfolg, Philipps II. unnachgiebige und doch schwunglose Starrheit und Langsamkeit gehörten dazu, sein Mißtrauen gegen die meisten seiner eigenen Organe, seine persönliche

Fernhaltung. Manche Möglichkeit mochte, wenigstens anfangs, für ihn bestehen: nachgeben freilich konnte er gar nicht, nur die Vernichtung seiner Gegner hätte ihm genugtun können. Und daran hinderte ihn immer wieder seine Weltmacht, mit ihren Kämpfen, die ihn im Süden fesselten, mit der Neigung aller seiner Nachbarn überall, seine Schwierigkeiten nachschürend zu mehren, mit der Begrenztheit auch seiner militärischen, der inneren Unlebendigkeit seiner finanziellen Mittel. Indessen dies alles wirkte doch nur, weil sich der Mann fand, der es ergriff und verwertete, und weil sich dem großen Führer dies niederdeutsche Volk gesellte, das er und das der Calvinismus mit wunderbarer Weckung und Stärkung all seiner zähen und tiefen Kräfte durchdrang: ein Volk, für das es seit 1572 nur noch Sieg oder Tod gab. Die Weltlage hatte die Aufständischen gedeckt. Jetzt aber schien gerade diese sie zu erdrücken. Parmas Heer und Person war ihnen überlegen; in Frankreich, in dem gespaltenen, gelähmten, dann langsam von der Gegenreformation überzogenen Deutschland hatte Philipp II. die Oberhand; seine Stunde nahte, für ganz Westeuropa. Ob sich Niederland dennoch hätte halten können, wenn er es fest gepackt hätte, weiß niemand; die Erfahrungen der letzten 20 Jahre lassen die Möglichkeit offen. Aber gerettet worden ist es durch die große Politik gerade des spanischen Königs. Er ließ diese sicherer scheinende Beute vorerst lockerer, um sie von außen, über Frankreich und England fort, später mit zu erdrücken: die allgemeine Krise schützte das bedrohte Einzelland. Diese trat in den Vordergrund; wir sahen, England rückte neben Spanien, und ihr universaler Zweikampf entschied über alles europäische Dasein.



Verkündung des „Ewigen Edikts" in Antwerpen, 1577. Radierung von F. Hogenberg

Katholikenverfolgungen zur Zeit der Königin Elisabeth. Zeitgenössischer Kupferstich

Entscheidungskampf und Abschluß, 1585–1610

England unter Elisabeth

Englands Einwohnerzahl unter Elisabeth schätzt man auf 3 bis über 4 Millionen, es war neben Frankreich und Spanien ein kleines Land, gehoben durch seine Lage und seine Entlegenheit. Es stieg im 16. Jahrhundert zu innerer und äußerer Stärke empor; unter königlicher Leitung, am entschiedensten unter Elisabeth, der Vollenderin des Werkes der Tudors. Monarchie und Ständetum standen sich auch hier gegenüber, und die Monarchie entsprach, nicht nach ihren Organen, aber nach Anspruch und Leistung, der festländischen, das Ständetum wich vom Festlande ab. Es hat später die Monarchie überwältigt, unter den Tudors gehorchte es ihr, aber sein Gefüge und seine Kraft war von besonderer Art. Es darf hier nur gesagt und nicht begründet werden: das englische Parlament ruhte auf dem ländlichen Mitteladel, dem sich das höhere Bürgertum anfügte, und dieser Adel, die Gentry, überwog in Land und Stadt zugleich. Er war nicht feudal, nicht abgeschlossen, Grunderwerb konnte in ihn hineinführen, und er selber zahlte Steuern und war mit der Stadt verbunden und nicht in Nebenbuhlerschaft zu ihr wie auf dem Festlande. Er trug wie das Parlament, so auch arbeitend, d. h. verwaltend und richtend, im Ehrenamte die Selbstverwaltung der Grafschaften; er und das Bürgertum, also ein doppelter Mittelstand, rückten vor. Sie waren im Gegensatz zum Hochadel groß geworden, und die

Monarchie war gegen dessen Wirren, die das 15. Jahrhundert zerrissen hatten, Verbündete, Beauftragte und Führerin dieser Mittelstände: sie übte, in deren Sinne, die deckende und entwickelnde Diktatur. Sie hat diese so lange geübt und ihre Macht so lange genossen, bis jene Mittelklassen, die sie schirmte, stark genug geworden waren, die Leitung selbst zu ergreifen; vorerst aber war diese beim Königtum. Nur daß Selbstverwaltung und Parlament dessen Dauergewalt einhegten, so stark die persönliche Gewalt der Könige auch war; Beamtentum und Heer im festländischen Maße, die zwei Hebel also des dortigen Absolutismus, standen dem englischen nicht zur Verfügung, und die Aufgaben der Krone waren hier nicht so groß und zwingend wie dort. Die Einheit des Gesamtgebietes, die dort einen starken König forderte, stand hier ohnehin fest. Das Bauerntum war rechtlich gut gestellt, wirtschaftlich begann es seit 1500 zurückzugehen, im Südosten drängten in der ersten Jahrhunderthälfte die Großbesitzer mit ihren Schafherden das ackerbauende Landvolk zurück und weg. Diesen Hergang hat die Krone, trotz einiger Versuche, nicht hindern können, sie mußte ihn in den betroffenen Landschaften ablaufen lassen. Ländliche soziale Zuckungen gingen aufrührerisch durch das Land; kirchliche schlossen sich ihnen an. Die Kirchenpolitik freilich war ein Hauptmittel und Hauptfeld der Königsmacht geworden, seit Heinrich VIII. die volle Verstaatlichung der Landeskirche und den Abfall von Rom mit schmutziger Gewalttat durchzwang: die stärkste Institution im Reiche diente seitdem der Krone. Auch den Adel bereicherte und stärkte die Säkularisation; er hielt an ihr fest. Die Wirren unter Eduard VI. und Maria der Katholischen, agrarisch und kirchlich zugleich, schienen die Trennung von der Weltkirche in Frage zu stellen, und der englische Boden wurde politisch, konfessionell und sittlich tief und schmerzhaft durch sie aufgewühlt. Was Marias Reaktion noch hätte erreichen können, ist unentscheidbar; erreicht hat ihr kurzes Regiment nur die Vertiefung des Neuen. Aber mit seelischer wie äußerer Unsicherheit hatte das Hin und Her des Jahrzehnts nach 1547 Land und Volk bedeckt; die Königin hatte England der kontinentalen Politik ihres Gatten Philipps II. ausgeliefert und seine mühsam hergestellte internationale Selbständigkeit geopfert; England stand abhängig zwischen Spanien und Frankreich, und Frankreich umfaßte es durch das von französischen Fürstinnen regierte Schottland. Alle Zukunft des einst durch Heinrich VII. und VIII. auf sich selber gestellten, in sich emporgepflegten und dann in sich zerrissenen Volkes war wankend geworden. Marias Tod hat 1558 Elisabeth den Platz frei gemacht: sie hat in vier Jahrzehnten mühseliger, in vielem kleinlicher und doch als Ganzes großartiger Arbeit England geheilt, neu geeinigt, verstärkt und hinausgeführt in die Welt.

Die Tochter Heinrichs VIII. und der Frau, um derentwillen er mit Rom gebrochen hatte, war auf den Protestantismus angewiesen, der über Werk und Willen ihres Vaters hinaus das Ergebnis von dessen Neuerung geworden war. Sie war durch die Schule einer schlimmen Jugend hindurchgegangen, argwöhnisch umspäht, in die gefahrvollen Parteiungen dieses wechselnden Hofes hineingezerrt, selber politisch und auch sittlich schwer belastet und schwer bedroht, gerettet zuletzt durch eigene Schlauheit und durch den Schutz ihres Schwagers Philipps II., der mit ihrer Zukunft rechnete. Sie selbst eine Tudor, sinnlich heißen Blutes von beiden Eltern her, und vom Vater her die Erbin aller Härte der Herrschsucht und des Willens; als Frau hineingeworfen in alle erbarmungslosen Kämpfe einer männischen Zeit, ihrerseits männlich in Verstand und Empfindung, aber

ohne die Größe schöpferischen Mutes und schöpferischer Leidenschaft, in vielem klein, knauserig, ängstlich, unwahr und eitel, eine Feindin starker Entschlüsse und doch so klug, noch immer in letzter Stunde sich zu entscheiden; eine Schülerin der Renaissance, religiös kühl, ja gleichgültig, und doch durch Geburt und Schicksal dem neuen Glauben verschrieben; selbstisch in allem, doch durch eben dieses Schicksal mit jeder Kraft verbunden, die in England Selbständigkeit und Einheit und Nation bedeutete. Daß sie diese Aufgaben, wie zögernd auch immer, ergriffen hat und sie zu lösen verstand, gab ihrer Kleinheit Größe und historische Wucht. Ihr Minister Cecil-Burghley vertrat alles Sachliche englischer Politik neben ihr und bei ihr selbst: ruhig, maßvoll, kühl und klar, ganz Engländer, mehr Protestant als sie, aber kein Parteimann, ein Staatsmann durchaus. Sie hat seine Überlegung durch ihren weiblichen Instinkt gestört und unterstützt; sie wurde durch ihren eigensten Belang zur Trägerin aller Belange ihres Landes. Sie zog England aus der europäischen Verstrickung heraus, stellte es wieder auf sich allein, entzog sich der Ehewerbung Philipps von Spanien und blieb doch, Frankreich gegenüber, mit diesem in längerer taktischer Gemeinschaft; sie stellte sich aber, in Handelspolitik und Politik, auch Spanien, dem bedrohlich nahen Herrn der Niederlande, alsbald vorsichtig entgegen. Sie behauptete ihre Eheloſigkeit und damit ihre und ihres Volkes Freiheit gegen die europäischen Dynastien, so gern und so grotesk sie mit hundert Werbungen und Werbern kokettierte. Sie neigte sich wohl mit allen sinnlichen Kräften ihrem englischen Liebhaber, dem schönen, leeren Dudley-Leicester, zu und blieb doch auch da schließlich Herrin ihrer Macht. Sie fügte sich der neuen anglikanischen Kirche ein, die sie selber und auch Englands nationale Selbständigkeit trug, und bildete sie gleich in den ersten Jahren klug und maßvoll durch: als Königskirche, trotz aller Anlehnung an die Überlieferung doch dem protestantischen

Königin Elisabeth von England.
Gemälde von Zucchero. London, Hampton Court

Weltlager und Glauben zugehörig; sie führte Geistliche und Volk möglichst leise und ohne Stöße in diese Kirche über und legte damit der eigenen und der englischen Zukunft den entscheidenden Grund. Sie ordnete, von den Verhältnissen gefördert, mit Klugheit und Vorsicht die wirtschaftlichen Fragen, die sozialen Erregungen hatten sich erschöpft und ebbten ab, sie schuf Ordnung allerwege und gab dem durchrüttelten und unsteten England Ruhe und Vertrauen zurück. Sie hat, mit Cecil vereint, in diesen Jahren ein großes Werk der Befriedung begründet: es entsprach ihrer, die Gefahren meidenden, Natur. Das Schicksal aber führte sie darüber hinaus zur Größe: in den Kampf der Gegenreformation hinein.

Die Gegenreformation war für sie zunächst und unmittelbar Maria Stuart: die Verwandte aus legitimerem Tudorblute, die Erbin Schottlands und französische Königin, seit Ende 1560 Witwe, 1561 heimgekehrt in ihr schottisches Reich, Nachbarin und Nebenbuhlerin für sie selber, mit der Gefahr ihrer Erbansprüche auf England und ihrer Verkörperung des universalen Katholizismus. Schottland war für England der alte Grenzfeind, das alte Organ zugleich Frankreichs: es aufzusaugen wurde längst ein englisches Wunschbild. Es war in sich, mit seinen drei Schichten, südlichem Hügelland, mittlerer Ebene und nördlichem Bergland, mit dem keltischen Stammes- und Adelsleben seiner Hochlande, mit der düsteren Leidenschaft und Gewaltsamkeit wie seiner Landschaft so seiner Triebe und inneren Kämpfe ein Schlachtgebiet des Parteienstreits; über der Macht dieser zügellosen Aristokratie ein schwaches Königtum, das Land arm und wild. Seit Jahren hatte Johann Knox es für den Calvinismus erobert; gegen die guisische Königinmutter setzte sich, 1559—60, dieser und zugleich die Selbständigkeit der Lords durch. Die Kirche Calvins, in ihrer ganzen Strenge, in ihrer Organisationskraft, ihrem gestuften Verfassungsaufbau, ihrer inneren Ausschließlichkeit aufgerichtet, mit ihren Geistlichen und Laienältesten, der Aristokratie als aristokratisch geformte Gewalt befreundet, hat in diesem verwilderten Volke ein staunenswertes Werk sittlich-religiöser Erziehung begonnen und sich und den Volksgeist ganz miteinander durchtränkt. Zunächst aber ward diese neue Gewalt zum Mittelstücke alles Widerstandes gegen die junge Königin. Maria trat in diese nordische, düster herbe, ihr fremde Welt ein, eine Tochter Frankreichs, Schülerin von Renaissance und Gegenreformation, Guisin an Glut und Kraft des Geblüts, hochstrebend, wahllos und rücksichtslos wie ihr Haus, ehrgeizig und klug, aber durch die heiße Leidenschaft immer wieder mitgerissen zu Unklugheit, Genuß, Hingabe, Sünde und Selbstverderb: ungleich schöner, natürlicher, liebenswerter, aber auch ungleich wilder und verwundbarer als ihre englische Schwester und geborene Feindin. Sie rang alsbald um die Macht daheim und erfüllte sich mit gegenreformatorischem Bestreben, sie suchte das Bündnis der katholischen Vormächte und wurde in jedem Belange für Elisabeth Gegenstück und Gefahr. Sie heiratete einen schottischen Edelmann, einen Lennox, und überwarf sich mit dessen ehrgeizigem Vorstreben; ihre Politik wurde durch den gewaltsamen Zusammenstoß mit ihrem Gatten 1566 gebrochen: die Ermordung ihres katholischen Beraters Riccio im düsteren Schlosse zu Holyrood, durch Lennox-Darnley veranlaßt, wurde für ihren Aufstieg gegen die protestantischen Großen zum Wendepunkte. Sie ist seitdem von den Parteiungen religiöser, politischer und persönlicher Art ganz fortgerissen worden, eine Art Rachefehde gegen die Lennox griff in ihr staatliches Ringen hinein, und ganz persönliche Triebe wurden Herr über sie. Es ist kein Zweifel, daß sie ihren verhaßten

Gemahl, unter persönlichen Antrieben schlimmer Art und mit kalter und verschlagener Grausamkeit in den Tod gelockt hat, den ihr Geliebter, der stark und brutal sie mitzwingende Bothwell, an ihm vollstreckte, daß sie ihre Würde als Königin und als Frau dieser gewaltsamen Leidenschaft geopfert hat; daß sie Volk und Adel fast dazu aufrief, ihren unwürdig gewordenen Händen die Königskrone zu entwinden. Das geschah im Bürgerkriege 1567 und 1568: die Schwierigkeit ihrer politischen und religiösen Stellung wurde zum Verderben erst durch ihre persönliche Schuld; in wilder Umgebung gab sie sich, menschlich gepackt und packend, der eigenen Wildheit bewußtlos hin. Das Ergebnis war, geschichtlich, die Niederlage ihrer Monarchie und ihres Glaubens. Sie aber floh 1568 nach England; die Königin, von ihren Untertanen geschlagen, zur Königin. Elisabeth hatte die schottische Opposition, die ihre eigene Deckung war, mehr als einmal unterstützt, niemals mit voller politischer Sammlung, immer mit einem fürstlichen Widerwillen gegen die Revolution; jetzt warf Maria ihr die Frucht ihrerseits in den Schoß. In den Niederlanden stand Alba. Elisabeth hatte die Nebenbuhlerin nicht gerufen; die Flüchtige, die Katholikin, konnte ja, mußte für ihr eigenes, religiös noch zerspaltenes England zum Feuerbrande werden. Elisabeth tat, was sie mußte: sie verhaftete die Hilfesuchende und setzte sie fest und lahm.

Robert Dudley, Graf Leicester.
Zeitgenössisches Gemälde. London

William Cecil, Lord Burghley.
Zeitgenössisches Gemälde. London

Damit aber wurde sie selber aus einer abwartenden Haltung zwischen den europäischen Gruppen herausgerissen. Von 1568 an wurde sie für die katholische Welt zur Feindin und Philipp II. zum Schirmherrn ihrer Gefangenen: ob Elisabeth und

Philipp das wollten oder nicht. Sie haben es beide nicht anerkennen wollen; beiden war ein offener Kampf unbequem, Alba widerriet ihn, die Weltlage verbot ihn noch lange. Auch für Elisabeth blieb Frankreich, wie für Philipp, Nebenbuhler und Gefahr. Jedoch in die Niederlande still einzugreifen lag für sie allzu nahe: auch die spanische Weltmacht durfte, an den Kanalküsten, nicht allmächtig werden. Wir sahen, wie sie den Handelskrieg, die Unterstützung der Geusen aufnahm, wie sie die Werbung Colignys gegen Spanien erwog, aber doch zuletzt abwies. Sie blieb bei einer mehr unterirdischen Gegnerschaft. Allein daheim erhob sich in den Jahren nach 1568 eine katholische Gruppe gegen sie für Maria Stuart, sie mußte, im Norden, den Aufruhr und seine Träger vernichten. Und in diesen Jahren bannte sie der Papst; auch den Mord gegen sie hat die Kurie gerechtfertigt. Und Philipp war an einem abenteuerlichen, weiten Anschlage beteiligt, in dem die katholische Welt die Ketzerfürstin durch List und Gewalt, durch einen Bravo zu beseitigen wünschte. Cecil aber deckte ihn auf. Das englische Volk wurde jetzt von dem heißen Glaubensgegensatze gepackt, den Elisabeth zu dämpfen trachtete; ihm wurde Philipp II. zum Todfeinde und die protestantische Sache zur nationalen. Das Parlament zwang eine katholikenfeindliche Gesetzgebung durch; seit 1560 war die große Mehrheit der Engländer allmählich von der alten zu der neuen Kirche hinübergekommen, mehr durch Gewöhnung als durch Kampf; jetzt wurde die Gleichbedeutung dieser Kirche und der Königin mit dem Dasein Englands grell offenbar, und das englische Gefühl wurde kriegerisch-protestantisch. Seit 1571 ging der stille Krieg der Katholiken in den offeneren über, ein erster spanischer Gesandter, der Leiter der elisabethfeindlichen Agitation, wurde aus England verwiesen, es schien der Bruch. Eigentlich vollzogen haben ihn beide Gewalten noch immer nicht: keine fühlte sich frei genug. Cecil-Burghley blieb Staatsmann; sein Amtsgenosse Walsingham betrieb neben ihm, als leidenschaftlicher Anhänger der protestantischen Weltpartei, den Kampf, er deckte mit seiner Geheimpolizei, schroff und schlau, wie es der Zeit entsprach, das Leben der Königin und befehdete die gefangene, still wirksame Maria Stuart. Auch Leicester neigte der Bewegungsgruppe zu. Der Katholizismus faßte unter Gregor XIII. die Wiedereroberung Englands fester ins Auge; in Rom, in Douai und Reims entstanden Pflanzschulen für die Mission, und ihre furchtlosen Zöglinge arbeiteten unter der katholischen Minderheit der Insel. Sie war klein geworden, es scheint, daß sie die Zahl von 100—140 000 nicht überstieg, und deren Mehrzahl wieder blieb der Nation treu. Aber die Sendboten wühlten doch auch den politischen Grund auf; die Verfolgung traf sie mit blutigen Streichen, und die Erregung blieb lebendig. Auch zwischen England und Spanien blieb jener halbe Kriegszustand. Ein zweiter spanischer Botschafter, der glühende Bernardino Mendoza, kehrte 1578 nach London zurück und nahm sofort wieder alle Fäden innerer Verschwörung in seine Hände; in Irland flammte 1579—83 ein Aufstand auf, um den jungen König Jakob von Schottland rangen in den gleichen Jahren die Weltparteien, ein Sendling der Gegenreformation schien ihn herüberzuziehen und erst durch Gewalt befreiten sich die protestantischen Lords, von England wieder unterstützt. Alle katholischen Gewalten nahmen an diesem Kampfe gegen die Jesabel des Nordens ihren Anteil. 1583 deckte Walsinghams Späherdienst das Gewebe der Verschwörungen auf, und auch Mendoza wurde 1584 ausgewiesen. Stets hatte Elisabeth die Holländer gestärkt; schon gingen die englischen Freibeuter in die spanischen

Meere und Kolonien hinaus und führten, beuteluſtig und gewaltluſtig, national und proteſtantiſch zugleich in ihren Trieben, den offenen Krieg; 1580 kam Francis Drake, beladen mit Schätzen und Ruhm, aus der ſpaniſchen Welt zurück und Eliſabeth feierte ihn ebenſo ſichtbar wie ihr Volk. Im Jahre 1584, dem Jahre der neuen franzöſiſchen Kriſe, der Ermordung Oraniens, des kölniſchen Krieges, der ſpaniſchen Welterfolge alſo, die Philipp II. vorwärtsſtießen, ſpitzten ſich auch für Eliſabeth die Gegenſätze übermächtig zu; ihr Cecil hielt ihr vor, Philipp werde ihre Todesgefahr: zähmen könne ſie den Löwen nicht länger, ſie müſſe ihn feſſeln, ehe er unbezwinglich werde. Die Daſeinsfrage war ihr geſtellt.

Maria Stuart.
Gemälde von François Clouet. Leningrad, Eremitage

Damals regierte Eliſabeth ein Vierteljahrhundert. England war unter ihr zu einer Macht in der Welt geworden, in ſich geeint, in ſich beſonders, und in ſich ſtark. Es hatte, unter dem Schutze des Friedens, ſich geſammelt, und die Hauptleiſtung dieſer Zeiten lag in der inneren Arbeit. Königtum und Parlament wirkten zuſammen, das Königtum leitete, Eliſabeth bog die parlamentariſche Gewalt leiſe um und ab, aber ließ ſie beſtehen und gewähren. Die Kirche lebte ſich ein und durch; eine ſchmalere, radikaler proteſtantiſche, puritaniſche Strömung ging neben ihr und gegen ſie ihre Bahnen und drückte auf die allzu vorſichtige Herrin. Über Allem waltete doch die neue nationale Einigkeit. Und die Hauptſache war Wirtſchaftsſtärkung. Der Ackerbau erholte ſich und die Regierung half ihm durch Erleichterung zumal des Kornabſatzes nach; das Bauerntum blieb in ihm ſtark, der Adel aber an der Spitze. Vornehmlich Gewerbe und Handel traten ſichtbar voran und genoſſen der ſtaatlichen Stützung. Der Staat regelte, einheitlich von oben her, die gewerbliche Arbeit, die Güte der Ware ebenſo wie die Arbeitsverfaſſung. Durch Lehrlingsordnung (1563) und Armengeſetz (—1601) verteilte Eliſabeth die Arbeitskräfte an die Berufszweige, ſicherte ſie und ſicherte die Arbeitgeber, ordnete die Löhne, den

Arbeitszwang und die Wohltätigkeit durch die Organe der Selbstverwaltung, die Friedensrichter der Grafschaften, und errichtete durch Einheitlichkeit und örtliche Anpassung ein System, das jahrhundertelang gedauert hat. Der Staat beherrscht und berät die Industrie, damit sie hinausgehen kann in die Welt. Und vornehmlich dorthin blickt er: er schützt und lenkt den Handel. Die ersten Tudors hatten die erdrückenden Vorrechte der fremden Kaufleute durch Staatsgewalt zu erleichtern begonnen, diese Kampfes- und Befreiungsarbeit führte Elisabeth zu Ende. Der Staat hob und deckte den englischen Kaufmannsstand; die Hansen, denen die Macht eines Staates fehlte, mußten weichen; die Befreiung Englands von der Vorherrschaft Antwerpens lehrte und leitete Thomas Gresham, der große Kaufmann, Elisabeths Generalkonsul in der Weltstadt an der Schelde, dann so zu sagen ihr Handelsminister daheim. Sein Plan wurde Wirklichkeit: England sprengte den fesselnden Ring, sein Tuchstapel wurde von Antwerpen nach Hamburg verlegt, sein Handel begann den Absatz in Ost- und Nordsee für sich zu erobern, eine Reihe von Kompanien wurde, die Jahrzehnte hindurch, geschaffen, für Ost- und Nordsee und Mittelmeer, für Afrika und Indien, bis zu der zukunftsgroßen Ostindischen Kompanie hinauf. In ihnen arbeitete der Kaufmann, selbständig, aber unter Schirm und Aufsicht der Gesellschaft. Daheim begründete Gresham die Londoner Börse und Elisabeth erhob sie zur königlichen. England rückte ein in die selbständige Kapitalwirtschaft, die Ostindische Gesellschaft war die erste seiner Aktiengesellschaften; Individualität und Organisation gingen überall miteinander, und der englische Kaufmannstand folgte der Führung Greshams und der Krone und nahm die Nachteile von Handelskriegen verständnisvoll auf sich. Die Krone gab der englischen Schiffahrt Freiheit und Schutz; eine Handelsflotte, zum Kriege verwendbar, wuchs auf, eine Kriegsflotte trat daneben, der Seeraub bildete zwischen beiden die Brücke und drang über die nahen und die fernen Meere hinaus gegen Spanien. Hinter der inneren Entwicklung erhob sich die Wirkung in die ozeanische, in die politische Welt, und schon dachten Ehrgeiz, Nationalstolz, Tatendrang an die Gewinnung nordamerikanischen Bodens. Inneres und Äußeres floß aus gleicher Quelle und in die gleiche Richtung.

Hier hatte sich, von älteren Fesseln befreit, durch einen starken Staat ermöglicht und beschützt, jetzt erst ganz auf die Bedingung seiner Meereslage gestellt, ein neues Wesen entwickelt: gegründet auf lebendigen wirtschaftlichen Trieb, auf die entscheidende Mitarbeit der Einzelnen, deren Wille und Wirkung sich loslösten und dehnten, und doch zusammengefaßt und vorwärtsgetragen durch eine erleuchtete Regierung. Dieser Merkantilismus vereinigte die beiden Kräfte von Persönlichkeit und Gesamtheit, eine gesundete agrarische Grundlage und den Oberbau der in die Welt hinausstrebenden städtischen Kräfte. Diese Nation rüstete sich innerlich zum Eintritte in den Wettlauf der Weltvölker, geschirmt durch die See, beflügelt durch Einheit und Glauben an sich selbst; Nationalgefühl und Protestantismus wiesen auf dieselben Bahnen der Selbständigkeit und der Größe. Es war eine starke Bewegung, genährt von unten auf, von oben geleitet und verteidigt, gipfelnd nun auch hier in dem konfessionellen Kampfe der Zeit. Hier wurde er, für ein Volksganzes, schöpferisch auf weite Zukunft.

Der große Vorstoß Philipps II. und der Gegenreformation

Nord und Süd reiften, über die hilflose Mitte Westeuropas hinweg, der Abrechnung zu, seit 1584 rief diese Weltlage Philipp II. zum Angriff, nach drei Jahrzehnten der Vorbereitung zum endlichen Vollzuge seiner Persönlichkeit, seiner Idee, seiner Geschichte. Erst nach neuen drei Jahren hat der 60jährige ihn gewagt: das wurde die große allgemeine Entscheidung. Seit 1584 stieg sie unabweisbar herauf. Zwei Vorspiele füllen den Zwischenraum: in Frankreich das eine, in England das andere.

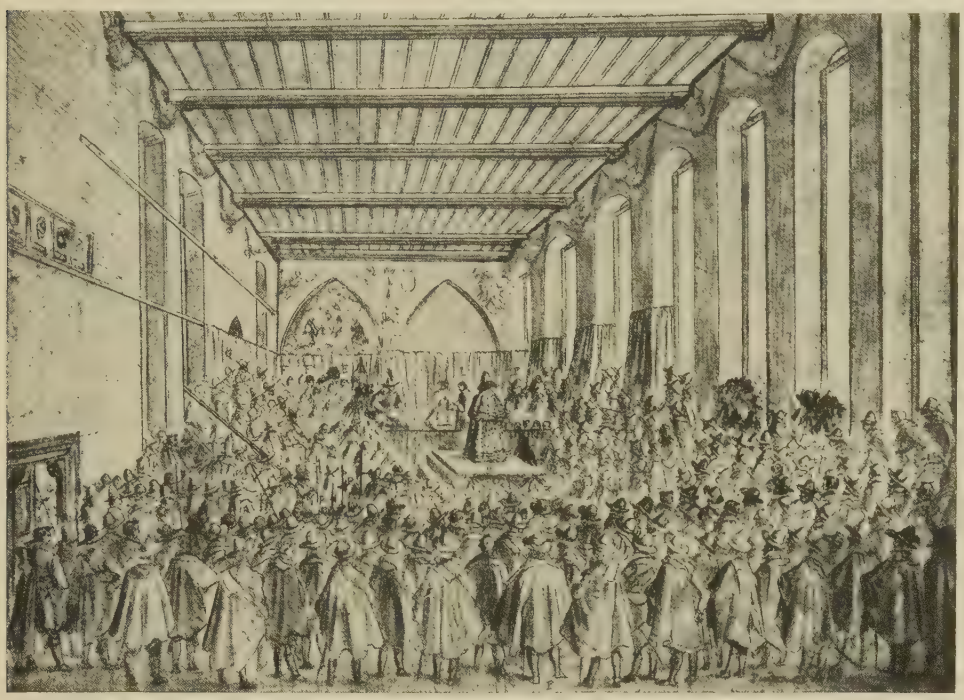
In Frankreich war das Thronrecht des protestantischen Bourbonen der erneute, verschärfte Bürgerkrieg. Die demokratischen Ligen, glühend vor Zorn gegen die Hugenotten und den unzuverlässigen König, führte der glänzende Heinrich von Guise, der genialste seines Geschlechts, ein fürstlicher Demagog, von höchstem Ehrgeize, ständisch im Programme, souverän im eigensten Streben, zuversichtlich und kühn. Der regierende König, im Herzen antiguisisch, lavierend wie seine Mutter, wurde widerstrebend mitgerissen. Der Thronfolger, der Navarrese, aus Liebeleien und Kleinkrieg jetzt aufgestiegen zum großen Ziele und zu großer Art, gestützt auf Hugenotten, Politiker und Deutsche, führte den Südwesten gegen den Nordosten; er gewann 1587 den ersten hugenottischen Schlachtensieg, aber den Feldzug noch nicht. So zwangen die Ligisten Heinrich III. sich nach, sie vergewaltigten ihn in dem demokratisch-revolutionären Paris am Barrikadentage des Mai 1588, sie drängten ihm als echte Monarchomachen neue Reichsstände auf, und dort, zu Blois, schnürte Heinrich Guise ihm vollends die Brust ein. Da raffte der feige und tückische König, Monarch nach seiner Überzeugung, auch er genährt mit der Lehre des monarchischen Urteilsrechtes über den widerspenstigen Untertan, sich auf zum Gerichte, zum Morde: Guise fiel, stolz und verachtungsvoll, Alles an Alles wagend, wie einst Coligny, den er in Blutrache ermordet hatte. Er und sein Bruder fielen im Dezember 1588, ein Kardinal und ein Herzog, der Herzog in des Königs Zimmer, in dem hellen

Heinrich von Guise.
Gemälde von François Clouet. Versailles, Museum

Schlosse von Blois, vor der Nische in der farbigen Wand, in der des Königs Bett stand; Katharina von Medici starb ihnen alsbald nach, an der Zukunft ihres letzten und liebsten Sohnes verzweifelnd. Und nun der Todeskampf zwischen der wild erbitterten Liga und dem königlichen Mörder; er zog mit Navarra wider Paris, da traf den Verfehmten und Abgesetzten das Messer eines fanatischen Mönches, am 2. August 1589 starb der letzte der Valois. Der erste Bourbone war König von Frankreich: aber die Krone mußte er sich erst im Bürgerkriege, im Spanierkriege erobern.

Das war ein Jahr nach der Armadaschlacht. Philipp II. gaben all diese französischen Wirren erst ganz die Arme frei: die Guisen, seine Verbündeten und still beargwohnten Nebenbuhler, konnten nicht mehr zwischen ihn und Britannien treten. In England aber war von 1584—87 der Bruch unwiderruflich geworden. Wieder drängte das Parlament; Elisabeth folgte bereits weit: 1585 schickte sie den bedrohten Niederländern Geld und Truppen, ihr Günstling Leicester durfte sie führen. Er trieb eine monarchische Politik, im Bunde mit der calvinistischen Demokratie, gegen das Großbürgertum. Aber er war nicht der Mann großer Taten, weder im Inneren noch gegen die Spanier; die Aristokraten hielten ihn in Schranken und spielten den jungen Oranier Moritz gegen ihn aus. Immerhin, bis Leicester 1587 in offenem Zwiste heimkehrte, hatte er doch zwei Jahre lang die Lande militärisch gedeckt. Dann verschlang der große Krieg den kleineren. Und dieser große kam von Schottland her. Nach langen Schwankungen fesselte Elisabeth 1586 den jungen König Jakob durch einen Vertrag an England, und im Jahre darauf fiel das Haupt seiner Mutter Maria Stuart. Die Gefangene hatte immer wieder die Möglichkeit gefunden, gegen ihre Feindin zu wühlen, sie verband dabei tiefe Heimlichkeit mit der zufahrenden Leidenschaft ihrer Natur. Sie war zum Kampfe sicherlich berechtigt, aber sie führte ihn in Wahrheit mit allen wahllosen Mitteln der Zeit, mit Verschwörung und Mordanschlägen, und zwischen ihr und Elisabeth, zwischen ihr und dem protestantisch-nationalen England, war es ein Kampf auf Leben und Tod. Walsinghams Geheimpolizei lockte sie arglistig in das Netz eines neuen Mordplanes hinein, jedoch Maria hat ihn, nach Allem was wir erkennen, dann ebenso gebilligt wie der vertriebene Mendoza. Sie machte sich, in folgerechter Führung ihres Krieges, des Todes schuldig, Walsingham zog seine Fäden zusammen, und das Gericht verurteilte sie zum Schafott. Elisabeth scheute vor der Verantwortlichkeit für Fällung eines gekrönten Hauptes zurück, sie hätte eine stillere Beseitigung vorgezogen und wälzte in häßlichem Heuchelspiele die Last auf ihre Diener ab. Maria starb mit königlicher Würde (Februar 1587); sie hatte anstatt ihres abtrünnigen Sohnes Philipp II. zum Erben ihres Thrones erklärt. Ihr Tod war die letzte Kriegserklärung Englands an die katholische Welt. Im selben Jahre überfiel Drake den Hauptwaffenplatz der spanischen Flotte: er „versengte" in Cadiz „dem katholischen Könige den Bart".

Trotz allem bleibt es erstaunlich, wie zögernd noch immer der schwer Gereizte und jetzt durch so viel Gunst der Weltlage und durch die Aussicht auf so viel neuen britannischen Gewinn Vorwärtsgerufene zur wirklichen Tat schritt. In ganz Europa überall beteiligt sammelte er sich schwer zu dem einen notwendigen Stoße; seine persönliche Langsamkeit gab den Ausschlag; mit ingrimmiger Ungeduld trieb ihn der große Papst Sixtus V. voran, gewährte ihm Gelder, versprach ihm neue, reichere erst beim Vollzuge und Erfolge. Aber er versprach zugleich dem Herrscher über Britannien, den Philipp ihm



Maria Stuart vor ihren Richtern in Fotheringhay.
Anonyme Zeichnung in Windsor Castle

vorschlagen würde, die Belehnung: auch die Kurie griff nach dem weitesten Ziele, und ihre moralische und diplomatische Hilfe setzte sie sofort ein. Der Krieg war sichtlich der große Krieg der Gegenreformation; tragen mußte ihn Spanien. Auch sein bester Admiral stachelte den langsamen König; er selber starb und wurde schlecht ersetzt. Aber die „große Flotte" kam 1588 endlich zustande: nach allem Zögern doch das Staunen der Zeit, die größte Machtentfaltung des Weltreiches und der Weltpartei. Alexander von Parma sollte, mit seinen Schiffen und Regimentern, vom Festlande her mit ihr zusammenwirken; die Holländer strebten tatkräftig, ihn zu binden. Auch Elisabeth mußte nun in das so scheu gemiedene helle Licht der Entscheidung treten. Gegen eine kühne Offensive an den spanischen Küsten, wie sie Drake, aus dem Freibeuter zum Strategen des Seekrieges emporwachsend, ihr anriet, hat sie sich lange gesträubt; Stürme hielten erst die Spanier, dann die Engländer zurück, im Juli aber drang die Armada des Herzogs von Medina Sidonia auf die feindliche Insel los. Parmas Landungsheer bestand aus spanischen Veteranen, geführt von einem großen Feldherrn. Elisabeths Milizen sammelten sich an der Themse und jubelten der Königin zu, die sie im Harnisch, mit kriegerischer Ansprache, durchritt. Waren sie Parma gewachsen? Alles hing an der Verhinderung der Invasion, an der Flotte. Manche Säumnis der Vergangenheit konnte jetzt für Elisabeth das Verhängnis bringen. Aber eine Kriegsflotte hatte sie geschaffen; die wurde der Kern der Gesamtflotte, Freibeuter, Kauffahrer, wechselnde Leistungen der Küstengebiete ergänzten sie, alle Schulung und Betätigung auf der See, in allen Vorkämpfen des letzten Menschenalters, kamen dem

Entscheidungskampfe zu gute, und alle diese Vorbereitung war doch Elisabeths Werk. Das Ringen von Nord und Süd, das sich seit Ende Juli 1588 im Kanale entlud, hat die volle weltgeschichtliche Größe. Frankreich, Niederland, Westdeutschland wurden von ihm umfaßt, ein Kampf um den Osten und Norden begleitete es. Dort schlossen sich grenzenlos weite Pläne der Gegenreformation, Hoffnungen, die längst nach Rußland hinaus und über die Ostsee hinüber schweiften, an das „Hispanien des Ostens", an Polen an; gerade 1587 wurde der schwedische Thronfolger Sigismund auf den polnischen Thron erhoben, er sollte sein lutherisches Heimatland der alten Kirche zurückerobern, der Papst und die Gesellschaft Jesu arbeiteten, wie Spanien zuvor, an diesen majestätischen Aussichten, in Ost- und Westeuropa waren die Zangen angesetzt zur Umklammerung und Erdrückung der Ketzerwelt, in Philipps Vorstoße gipfelte alles, mußte sich Alles entscheiden. Es war die Höhe des Zeitalters, die erste ganz große internationale Abrechnung, der später die zweite, wieder vom Hause Habsburg, von Spanien getragene des 30jährigen Krieges gefolgt ist, diese erste universaler noch als jene, eine Sturmflut ungeheurer allgemeiner Kräfte, die die Länder- und Völkergrenzen überflutete und aus dem Erdteil eine kämpfende Einheit machte, nach der größten Art seiner allgewaltigen Gesamtentscheidungen. Noch war der Ansturm und die Selbstzuversicht der Gegenreformation nicht erschüttert. Alles erschien ihr noch möglich. Alle Kräfte waren gespannt, alle Lehren der beiden Weltlager hell und stark ausgebildet, kirchliche und monarchische Lehre wie die Gegenlehre des Widerstandsrechts, und in beiden Lagern brannte die Leidenschaft und verkündete man das Gericht des Krieges und des Mordes. Sixtus V. erhob seine Fackel über alle Welt; an Philipps II. Tat hing das Schicksal. Auf die lebendigen Kräfte, die nun aufeinander prallten, auf die Kriegführung selber, kam alles an. Und in den zwei Flotten verkörperten sich die beiden Weltgruppen, Staat und Volk, Rasse und Religion. Die spanische wuchtig: 120 Schiffe, 60 erster Klasse, mit schwerem Geschütz, mit starker Soldatenbesatzung, schwerbeweglich nach alter Art, alles gesammelt, einheitlich, gestellt auf die Masse, den Nahkampf, das Entern. Die englische bunter und lockerer zusammengesetzt, zufälliger fast, 200 Schiffe, 34 königliche, 34 Handelsschiffe unter Drake, in der Besatzung überwogen die Matrosen, in der Taktik die Beweglichkeit und die Artillerie, in der Führung standen neben dem Kronadmiral die Freibeuter, als der Erste Drake. Ordnung, Regel und Staat in mächtiger Gebundenheit dort, die körperschaftlich-persönlicheren, freieren Gewalten mit ihrem Eigendrange hier; Spanien und England, Süd und Nord, romanisches und germanisches Wesen, alte Kirche und neuer Glaube: so schlugen sie, in harter und lebendiger Selbstbetätigung, aufeinander.

Den Spaniern lag daran, rasch zu Parma zu gelangen und dennoch den andringenden Feind schon unterwegs zu packen und zu vernichten; den Engländern, widerspruchsloser, den Feind von ihrer Küste und auch von Parma mit allen Mitteln schleunigst abzudrängen. Sie haben es in den Schlachttagen, vom 30. Juli bis 8. August, erreicht. Ihre flinkeren Schiffe und ihr Geschütz zerzausten den schwerfälligen Gegner, mit rastloser Offensive; sie ließen sich nirgends fassen, sie zerstörten ihm Schiffe und, vor allem, Sicherheit und Mut; sie trieben ihn, unter stetem Kampfe und steten Einzelsiegen, von Plymouth bis Calais, sie jagten ihn dort aus der Zuflucht, wo er auf Parma warten wollte, durch ihre Brander verwirrend aufs hohe Meer, sie schlugen ihn in der

Angriff der englischen Flotte auf die spanische Armada 1588.
Kupferstich von A. Rythet nach Robert Adams

Entscheidungsschlacht vor Gravelingen, sie drängten ihn weiter. Er suchte noch immer die Vereinigung mit Farnese; da drohte den noch nicht Vernichteten aber tief Erschütterten der Sturm erst auf die Sandbänke von Seeland zu werfen, und warf ihn dann, nach Nordosten gewandt, in die Nordsee hinauf, in die Zersplitterung und Zerstörung, den Untergang zuletzt an den irischen Küsten. Es war der Sieg der freieren Tatkraft und der Jugend.

Die katholische Welt empfand ihn als Donnerschlag. Philipp und sein Volk rafften, in heroischer Gelassenheit, aber schwer getroffen, alle Kräfte zusammen zu neuem Anlauf. England jubelte über den Sieg seines Gottes, es führte den Abwehrkampf im Bunde mit Holländern und Franzosen weiter und trug ihn, den eignen Mitteln entsprechend, seinesteils vom Festlande auf die Meere hinaus. Elisabeth hat den Krieg nicht mehr abstreifen können, bis an ihr Ende. Das Parlament wünschte den Angriff auf Spanien, ein jüngeres Geschlecht drängte zuversichtlich zum Weitesten und Höchsten hin und träumte vom Ozean und von Amerika. Die alternde Königin hat den Schwung dieser Eroberer sorgsam niedergezogen, sie war froh, Irland vom Aufruhr, den Spanien dort erregte und unterstützte, leidlich zu reinigen, sie ließ Vorstöße gegen die spanischen Küsten, gegen Cadiz zu, aber sie grenzte alles ein und blieb in ihren Geleisen. Ein großer Gegenstoß einer neuen Armada ist 1597 am Sturme zerbrochen; erst damit erlosch die letzte eigentliche Gefahr. Aber die wahre Entscheidung blieb doch die von 1588. Damals „lagen die Geschicke der Menschheit auf der Waagschale" und schnellte Philipps und seiner Sache Gewicht in die Höhe. Was er noch unternahm, das Schicksal hat er nicht mehr zu wenden vermocht.

Großartig blieb sein Verzweiflungskampf. Erst damals (1591) hat er Aragon niedergebeugt; und noch einmal hat er die Hand ausgestreckt sogar nach der französischen Krone. Es war in denselben Jahren, in denen der katholische Wasa Sigismund Polen und Schweden in seiner Hand zu vereinigen strebte: diesem östlichen Anlaufe warf sich seit 1593 der letzte Sohn des großen Gustav Wasa, auf Heer und Bauern gestützt, mit steigender Wucht entgegen. In Frankreich stand der erbberechtigte König, Heinrich IV., mit seinen Hugenotten und Politikern und Legitimisten der katholischen Liga und sicherlich der Mehrheit des Volkes gegenüber; in der Liga standen Großadel und Radikale mit innerer Abweichung nebeneinander, beide zunächst gegen die Ketzerei unter sich und mit den Spaniern einig. Philipp führte sie. Heinrich stützte sich auf englischen Rückhalt und schlug sich im Norden — stets glücklicher in der Schlacht, aber umhegt von feindlicher Übermacht. Philipp sendete Alexander von Parma gegen ihn ab, der ungern die Niederlande freigab: dort rückte Moritz von Oranien schrittweise vor, in Frankreich drängte Parma den Navarresen von Paris zurück, er selber zerrieb sich an dem weitgespannten Kriege und fiel 1592 durch frühen Tod hinweg. Aber in Paris geboten die Spanier; sie besetzten es, sie wirkten mit der Pariser terroristischen Gewalt der demokratischen Ligisten zusammen, sie schoben sich zwischen die Guisen und die Volkspartei und ihr Botschafter verhandelte mit dieser. Sie bot dem alten Landesfeinde in Madrid für seine Tochter, die Enkelin Heinrichs II., die französische Krone an; sie bedang sich Grenzerweiterung und periodische Reichstage aus: der spanische Absolutismus und diese demokratisch-ständische Revolution reichten sich, unter dem Zeichen der internationalen Glaubensgemeinschaft, gegen die Selbständigkeit der Nation, in erstaunlichem Bunde die Hand. Es war ein unmögliches Bündnis: aber noch einmal bezeichnete es einen Höhepunkt der gegenreformatorisch-universalen Flut. Freilich, Guisen und Radikale stießen sich; das Pariser Parlament wehrte sich; das Bürgertum wurde irre; die Satire schnellte ihre spitzigsten und gefährlichsten Pfeile wider die Heuchelei der spanischen Selbstsucht und ihrer Freunde. Die Sonderstände der Liga, zu Paris 1593, machten den Versuch, alle diese Gegenkräfte zu überrennen, und gelangten doch, in tausend inneren Hemmnissen, nicht zur neuen Königswahl. Da riß Heinrich IV. diesen Plänen des katholischen Königs, gefährlich wie sie blieben, zersetzend für Frankreich wie sie waren, das Herz aus. Er war Parteikönig und seine Partei nur eine Minderheit. Die Gegenreformation durchdrang längst das französische Wesen; der protestantische König Colignys war längst eine Unmöglichkeit geworden. Heinrich war kein Mann des Glaubens; König von Frankreich wollte er werden, und die nationale Geschichte schrie nach Wiedervereinigung des auseinanderbrechenden Volkes. Er tat, was er politisch mußte und was er, nach seiner Persönlichkeit, konnte. Er trat (Juli 1593) zur alten Kirche zurück, der gallikanische Erzbischof erteilte ihm die Absolution, die Ligastände lösten sich auf, Ruhesehnsucht und nationales Gewissen eilten ihm entgegen, alle Hauptstädte der Liga — vor einem Menschenalter solche des Hugenottentums! — Lyon, Orleans, Rouen, schlossen sich ihm an, Einheit und Monarchie entfalteten den alten Zauber, im März 1594 fiel Paris zu ihm ab, 1595 erklärte er, mit allen Feinden Philipps im Bunde, dem Spanier den Krieg, offiziell, als Träger Frankreichs. Der Gedanke Colignys wurde Wirklichkeit; aber nicht mehr im Sinne des Protestantismus. Ganz Frankreich focht unter den königlichen Fahnen gegen den alten Nebenbuhler

und Philipp II. erlahmte. Er hat in diesem Jahrzehnte das Schlimmste erfahren: auch das Papsttum kehrte sich von seinem getreuen Vorfechter ab. Der Papst reichte dem bekehrten Franzosen die Hand: er war froh, Frankreich zurückzugewinnen, und froh, der unbequemen Einseitigkeit der spanischen Hilfe, der spanischen Großmacht, zu entgehen, die doch von selbst zur Herrschaft Philipps auch über Rom geneigt hatte, mindestens zum Übergewichte. Jetzt mußte der katholische König, widerstrebend, dem Drängen seiner kastilischen Staatsmänner nachgeben und vor allem Spaniens Interesse wahrnehmen, das sich ihm, in seinen Höhezeiten, mit dem der Weltkirche gedeckt hatte, er mußte jene spanisch-staatlichen Eingriffe in die Papstwahlen billigen, die er früher hatte vermeiden können. Die Niederlage zwang ihn, von seinem kirchlichen Grundsatze einen Schritt hinwegzutun, und seinen Staat über die Kirche zu stellen. Er tat es mit blutendem Herzen; er ist sich selber nicht untreu geworden; aber er konnte die Reinheit seiner Lebensziele im Unglück nicht mehr aufrecht halten. Spanien und der Katholizismus deckten sich nicht mehr ganz.

Und in allem mußte sich der Alternde bescheiden. Er schloß mit Heinrich IV. Frieden — nicht mit den Ketzern, nicht mit England, nicht mit den Niederlanden; auch diese zwar mußte er bestehen lassen, und Belgien ihnen gegenüberstellen als sein Restgebiet, als ein Land für sich, regiert von Tochter und Schwiegersohn. Er ordnete sein Haus; er erkannte, daß sein Volk in so viel Unheil begann ihm zu zürnen; er hatte seinen dritten Bankerott vollzogen; er zuckte die Achseln und blieb auf seiner Bahn. Mit Frankreich aber mußte er abschließen. 1598 zu Vervins bestätigte er das Königtum Heinrichs IV. und seinen eigenen Rückzug von den Ansprüchen der Ligazeit, ja von der Höhe von Cateau Cambresis. Seine nordostfranzösischen Grenzeroberungen gab Spanien heraus. Es wich nicht hinter seinen älteren Bestand zurück, aber aller äußere und innere Gewinn von 40 Jahren ungeheurer Anspannung war verloren, und der Gegner im Vorrücken. Die Epoche von 1559 wurde durch die von 1598 abgelöst. Ihr Träger starb, ein Einundsiebziger, im selben Jahre. Er starb als ein Besiegter, im Kummer. Gerade warf in Schweden der lutherische Karl Wasa den polnischen Neffen in offener Feldschlacht zurück und strebte unaufhaltsam zum Throne auf: König Karl IX., der Vater Gustav Adolfs. In Ost und West war der Ansturm gebrochen, die Zeit Philipps II. begraben, sein Tod war dafür das Symbol. Er hinterließ ein zerrüttetes Land und Reich: und dennoch eine Erbschaft, die fortlebte. Sein Spanien gab sie nicht verloren und sich nicht geschlagen; der Gegenreformation hatte er selber in Ost und West den Schild vorgehalten, in Deutschland, Belgien, Frankreich die alte Kirche entscheidungsvoll gestützt und neuerweckt. In alle Geschichte dieser Völker ging auch seine Nachwirkung mit ein, und in Spanien, wir sahen es, blühte sie geistig erst vollends auf. Jedoch für Westeuropa endete mit seinem Ausscheiden der eigentlich entscheidende Kampf der Gegenreformation. Ihr stärkster Vorstoß war abgewiesen; ein Gegenstoß, protestantisch hier, national dort, war ihm, in den 90ern, gefolgt; dann traten die Ergebnisse des abgelaufenen Zeitalters hervor, in Staat und Kultur, in Britannien und auf dem Festlande, protestantische Neubildungen, und katholischer Neuausbau. Sie schlossen das Halbjahrhundert ab und wiesen in das neue Jahrhundert hinüber. Ihrer Entfaltung gilt, für diesen Teil weltgeschichtlicher Darstellung, der letzte Umblick.

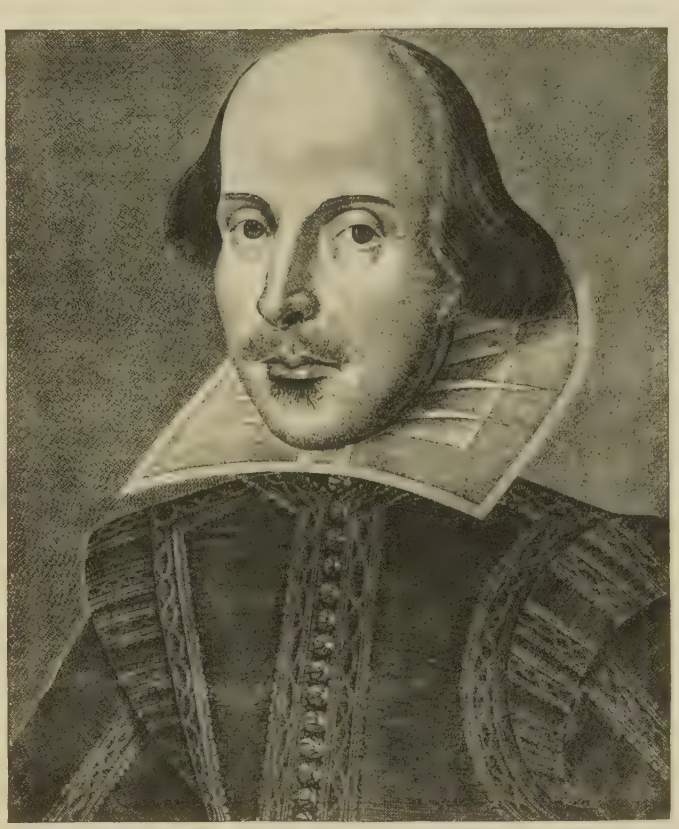
Ergebnisse: England und die Niederlande

Der Armadasieg hob England auf die Höhe der Elisabeth- und der Tudorzeit. Es war in die Reihe der großen modernen Völker eingerückt, es blickte mit stolzestem Selbstgefühle in Nähe und Fernen hinaus: seine große Zukunft, noch unvollzogen, meldete sich doch an, voll Ruhm und Weltdrang. Auch im inneren Verfassungsleben schwoll ein neues Selbstbewußtsein auf, das Parlament erhob Forderungen und Einsprüche gegen die Allgewalt der gefeierten Herrscherin, und diese gab in manchem nach. Am Ende des 16. Jahrhunderts stand das Königtum hoch, aber Gentry und Stadt waren, wirtschaftlich und sozial, ebenfalls gestiegen, und mit deren Ansprüchen klangen im Parlamente die selbstherrlichen des Puritanertumes bedrohlich zusammen. Noch einigten sich alle Kräfte in Elisabeths Führung, aber sie wiesen doch schon über Elisabeth hinaus. Vorläufig indes überstrahlte der Glanz der Taten und der Erfolge jeden sich anmeldenden Schatten. England blieb ein Gebilde für sich, die heftigen Verfassungsgegensätze des Festlandes blieben ihm noch ebenso erspart wie die deutliche Vorgewalt eines, alle anderen Kräfte leugnenden und auffaugenden Absolutismus.

Und auch geistig und religiös nahm dieses England inmitten der Epoche seinen besonderen Platz ein. Renaissance und Protestantismus waren im 16. Jahrhundert eingeströmt, die Reformation hatte sich durchgesetzt, und die anglikanische Kirche sich immer vollständiger eingelebt, gereinigt, durchgebildet, in ihrer Verfassung, ihrem Leben, ihrer — wesentlich calvinistischen — Lehre. Kein Zweifel: in ihr wirkten, nach all den früheren Störungen, feste und lebendige religiöse Kräfte. Radikalere gingen, in immer klarerer Absonderung und Gegensätzlichkeit, über sie hinaus: das Puritanertum ließ sich nicht ersticken, mit seinem schrofferen Protestantismus, seinem Drange zugleich auf Selbstregierung der Kirche, ja bereits auch auf die der Gemeinden, mit seinen stärksten, individualistischen, eifervollen Ausläufern, den Vorboten der religiösen Revolution. Der Reformationszeit gehörte das England von 1580 und 1600 schon an, wenngleich die volle, innerlichere, glühendere Durchsetzung des religiös Neuen erst noch kommen und das Gesamtzeitalter der Reformation auf englischem Boden seine stärkste und höchste Blüte erst nach 1640 erleben sollte. Die Gegenreformation hatte Britannien in ihre Kämpfe verstrickt und es durch ihren Anstoß, von außen her, richtunggebend auf das Mächtigste beeinflußt und belebt; aber das ganze Innendasein Englands war von den kämpfenden religiösen Gewalten mit der Ausschließlichkeit, wie sie die Epoche gerade der Gegenreformation sonst seelisch, sozial und politisch bezeichnete, bis 1600 noch nicht durchdrungen worden. Eine energische Minderheit trug diese religiösen Flammen bereits in sich und sollte einer nahen Zukunft ihre Gluten einprägen; aber vorerst trug die entscheidende Minderheit Englands, über alles Reformatorische, das in ihm stark war, hinweg, eine andere Farbe: die Spitzen des englischen Lebens und der englischen Bildung unter Elisabeth lagen im Abendscheine noch der Renaissance.

Das gewaltig durchschüttelte Zeitalter hat unter der jungfräulichen Königin seine

höchste Dichtung entwickelt; diese genoß den Einstrom südlicher und antiker Anregungen, und nahm auch die religiösen Inhalte an bedeutsamer Stelle in sich auf: Edmund Spensers Poesie spiegelte, in absichtsvollen Allegorien, den Kampf der Kirchen, der Religionen, der Königinnen und pries in der idealisierten Elisabeth die protestantisch-nationale Idee. Jedoch den obersten Gipfel dieser Dichtung bestrahlt ein anderes Licht. Im elisabethischen Drama, im Drama vor allem William Shakespeares lebt dieses Zeitalter sein eigentlich unsterbliches Dasein: das aber ist nicht religiös und nicht im engeren, nicht in einem positiven Sinne protestantisch. Shakespeare spiegelt alle Lebensfülle der Elisabethzeit, das saftige Treiben von Land und Stadt und Haus, Wildheit und Derbheit und Zartheit in ungebrochener Naturgewalt. Er spiegelt den nationalen Sieg und Stolz, das englische Staatsgefühl, die englischen Verfassungskräfte seiner Tage; er preist in seinen Historien eine feste, innen und außen gebietende, aber innen maßvolle Königsmacht, lebend in selbstbewußten fürstlichen Personen, mit aristokratischer Umgebung, hoch erhaben über die zucht- und sinnlose Masse; er fühlt und denkt monarchisch-adlig, wie die Renaissance. Und ihr gehört der Geist der Weltlichkeit und der Persönlichkeit zu, der seine Kunst und seine Weltansicht trägt. Menschliche Kraft und menschliches Verständnis, nicht religiöse Vertiefung, durchwalten sie. Die zwei Menschenalter seit 1530 hatten die alte Kirche gesprengt, den englischen Geist von den Banden befreit, die anderwärts die Gegenreformation von neuem anzog, aber sie hatten ihn mit neuen religiösen Kräften noch nicht beherrschend durchdrungen, und gerade die Stärksten, die Lebensvollsten, die Führenden blieben ungebunden. Was hatten sie erlebt an kirchlichem Wechsel, an Willkür und Gewaltsamkeit gerade auf dem Gebiete des Heiligen! Und dann erlebt an Erhebung aller inneren und auswärtigen Kraft, an politischem Kampfe, an



William Shakespeare.
Kupferstich von Martin Droeshout in der Folioausgabe der Werke 1623

wirtschaftlicher Erstarkung, an siegreicher Hinauswendung in alle Weiten, an einflutendem Wohlstande, an ungefesselter Durchsetzung all dieses Neuen, all dieses Englischen! Unten breitete sich die religiöse Erneuerung aus, oben, an der Spitze dieses wechselvollen, derben, mächtig aufdrängenden Wesens stand ein weltliches Geschlecht. Dieses England schuf sich in Francis Bacon, dem in die Welt Gekehrten, dem skrupellosen Staatsmanne, dem Denker des Greifbaren, dem Realisten, seine Wissenschaftslehre, den Ausdruck seiner empirisch selbstbewußten Weltlichkeit. Dieses England gipfelte in dem Welttreiben Londons, in dem Hofe, in der Person der Elisabeth: Menschen voll Saft und Leidenschaft, hinausblickend, auf Genuß, Macht, Kampf, Eroberung, Wirklichkeit, ruhend in sich selber, in ihrer persönlichen Souveränität, Menschen, allseitig und gewaltsam, von feiner Bildung und derber Tatenlust, Schüler italienischer Lebenskunst und heimatlicher Härte, Menschen der Hochrenaissance. Die Religion beherrscht die Welt Shakespeares nicht; seine Menschen sind stark und triebhaft, selbstherrlich und wild, aus festem Eichenholze, mächtig und riesenhaft in Willen, Ziel, Verbrechen. Die Wirklichkeit mit all ihrem Widersinn und ihrer Grausamkeit, nicht die sittliche und nicht die religiöse Idee ist der Keimboden seiner Tragik. Seine Welt, nach Empfinden und Gegenständen, ist die englische Welt seiner Tage. Er ragt, als Menschheitsgenius, über diese Bedingtheiten in das Ewige empor und ist unendlich mehr als das Spiegelbild seiner Epoche, seine Feinheit und Tiefe ruhen zu allerletzt in sich selbst und weisen über seine Zeit weit in Vorzeit und Nachwelt hinaus: aber er atmet doch die Luft um ihn her, und ist erfüllt von ihren Kräften. Es ist nordische Hochrenaissance, durchweht von dem Erdgeruche eben doch dieser englischen Tage. Und hier wieder, und hier am stärksten, prägt sich die ganze Eigenart dieses englischen Wesens angesichts des spanischen Gegenbildes aus, das uns früher vor das Auge trat: volkstümlich, greifbar, wirklichkeitsvoll alle beide, aber die spanische Dichtung gipfelt in den mystisch gesteigerten, mystisch vom Weihrauche umwallten allgemeinsten Ideen, Glaube, Königtum, Rittertum, die englische bleibt irdisch, und ihre höchsten Entscheidungskräfte sind, gerade wo es um Staat und Macht und Vaterland geht, nicht die allgemeinen, sondern die persönlichen, die Fehler und Kräfte starker Einzelner, nicht der Institutionen, nicht der Ideale, triebhaft nicht glaubenshaft, und bis in die Höhen hinauf umgeben von scharfer, derber, irdisch-menschlicher Klarheit. Das war, nicht nach der Mächtigkeit, aber nach den Einseitigkeiten ihrer Person und nach den Grundlagen ihrer Weltanschauung, auch Elisabeths Art: sie verkörperte diese Renaissance, sie fand sich in dem Werke ihrer Dichter wieder, in ihr gipfelte dieser Geist und mit ihm zusammen überwand eine neue Epoche auch sie. Das Puritanertum klopfte, ehe sie starb, an ihren Thron und meldete eine verwandelte Zukunft an. Sie aber und ihr England, über alle seine wachsenden religiösen Inhalte hinweg, wurzelten in der Renaissance und blieben in deren Form und deren Bann.

Elisabeth erlebte es, daß ein neues Geschlecht, auch im Politischen, über sie hinauswollte: sie hielt die Stürmer und Dränger des Eroberungskrieges, wie Raleigh und Essex, in den Schranken ihrer bedachtsamen politischen Kunst und sicherte sich den glänzenden Essex durch die Kunst ihres persönlichen Liebesspiels. Sie hat doch wohl auch, alternd, eine Sechzigerin, ihr Herz noch einmal an diesen Jugendlichen verloren; er wollte die Monarchin mit sich reißen und bedrohte ihre Souveränität, sie mußte ihn als Aufrührer

auf das Blutgerüst schicken. Sie ist doch wohl innerlich an dieser Tragödie mitverblutet. Burghley und Walsingham waren ihr vorausgestorben; sieggekrönt, umjubelt und doch persönlich und politisch in bitter gefühlter Einsamkeit, des Lebens müde starb sie 1603, fünf Jahre nach ihrem Lebensgegner in Madrid. Die innerlichste Zukunft wandte sich von ihr: aber die Stärke dieses neuen Englands blieb ihr Erbe, auch für eine veränderte Zeit, und diese Stärke bleibt, bei aller Wesensmacht der Renaissance, politisch das Ergebnis des gegenreformatorischen Weltkampfs.

Johann von Oldenbarneveldt.
Gemälde von Mierevelt. Amsterdam, Rijksmuseum

Weit unmittelbarer, bis in das tiefste hinein, war dies die andere protestantische Großmacht des Westens, die Republik der Vereinigten Niederlande: das Kind durchaus jenes Kampfes, beseelt durch den Calvinismus. Von 1585 an hat der Weltkrieg die Niederlande gedeckt, sie selber beteiligten sich an ihm, Moritz von Oranien führte, ein Künstler des Krieges, des Festungskrieges wie Parma, zäh, langsam und sicher ihre Waffen, spanische Generäle und er haben noch lange und ruhmreich miteinander gerungen; das Ergebnis blieb die Behauptung der 7 Provinzen, aber auch nur ihrer. Die eigentliche Erbschaft des ersten Oraniers trug gleichzeitig Johann von Oldenbarneveldt weiter: er nächst jenem der wahre Gründer des neuen Staates. Ein bürgerlich-aristokratischer Jurist, Syndikus der holländischen Stände, stieg als solcher, als Ratspensionär von Holland, auf zum leitenden Staatsmanne der Union: Mierevelts berühmtes Bildnis hat diesen kraftvollen Kopf mit der breiten Stirn, dem langen blonden Barte, den festen, klaren, kühlen blauen Augen festgehalten. Er wurde Regent und Diplomat und blieb Parteimann, er stellte die Macht des holländischen Großbürgertumes, der Stände in sich dar und stellte sie an die Spitze des niederländischen Staates. Er leitete die Durchbildung der Union in den Jahren nach dem Mißerfolge Leicesters. Sie gründete sich, nach einem verfehlten Versuche mit anderen Formen, völlig auf den Generalstaaten als regierender Gewalt, der Summe also der Stände der 7 Provinzen, sie blieb locker wie 1579 zu Utrecht, der Zwang des Krieges und die Vormacht Hollands band sie zusammen,

und diese Vormacht verkörperte der Pensionär. Die Einzelstaaten blieben frei darunter, mit souveränem Einspruchsrecht, Bundessteuern gab es nicht, nur Staatenbeiträge, ein Bundesheer auch nicht, nach der Art dieses niederdeutschen Bodens war Sonderung und Selbständigkeit alles. Nur eine zentrale Gewalt half der städtisch-holländischen nach und hielt ihr gleichzeitig das Gegengewicht: der Krieg, das hieß der Oranier, und hinter ihm der Calvinismus, der Calvinismus der Prediger und der von ihnen beseelten Massen in Stadt und Land, in den Großstädten und ebenso in den Binnenprovinzen. Es waren die alten Gegensätze des gesamtniederländischen Lebens, die jetzt diesen Norden durchzogen; auseinanderzubrechen jedoch hinderte ihn, über allem, der Schwung des Kampfeswillens in Kirche und Volk, und die eigene nordische Steifheit. Nur daß der Fortgang der Außenpolitik diese Kampfkräfte doch abzuspannen drohte; in steten Schwankungen haben sich diese inneren Mächte, Demokratie und Aristokratie, hier Calvinismus und Krieg, Duldsamkeit und Friede dort, bewegt, sich und das Leben dieser Verfassung. Der Krieg wandelte allmählich, seitdem die Gefahr für die Freiheit sank und der Bürger auch im Ernstfalle nicht mehr sein eigenes Leben einzusetzen brauchte, seine Formen, er wurde daheim zum langwierigen Grenzkampfe eines Soldheeres, er verlor allmählich seine unmittelbar stachelnde Kraft. Sein wichtigstes Feld wurden die Meere, die Kolonien die man den Spaniern und Portugiesen in Ost- und Westindien wegnahm, seine Großtaten die Taten der Seeräuber und der Flotte; die machten Holland reich und stolz. Aber die Sicherheit und der Gewinn weckten die Friedenssehnsucht, das höhere Bürgertum in seiner Mehrheit fiel dieser anheim, zwischen dem Ratspensionär und dem oranischen Feldherrn entstanden Reibungen, Frankreich stellte sich ehrgeizig als Vermittler zwischen Spanien und Niederland. Das Ergebnis war nach jahrelangem diplomatischem Ringen 1609 ein Waffenstillstand, der Selbständigkeit und Glauben der Union vorläufig anerkannte und ihre Selbständigkeit auch wahrte gegen den französischen Freund. Es war 50 Jahre nach Philipps II. Weggang, 40 nach dem Ausbruch des Freiheitskrieges: er hatte in den kleinen Tieflanden um die Rheinmündungen eine Großmacht geschaffen, in Volk, Geist und Staat. Eine Großmacht blieb sie in der Welt; auf dem Festlande, durch die nahenden neuen Weltwirren hindurch, eine Vormacht des Protestantismus; vornehmlich aber auf dem Meere: ihre Eroberungen und ihr Handel gingen fort. Die Oranier blieben ihre Kriegskünstler und wiesen ihrer Diplomatie die Ziele, sie erschienen wie die Fürsten dieser Lande und waren die Fortsetzer der Aufstiegsjahrzehnte. Darunter aber, als deren vornehmste Frucht, entfaltete sich eine sonderbare, lebenerfüllte Größe.

In diesem Staate blieben Buntheit und Zusammenhalt auch weiterhin nebeneinander und im Kampfe, Holländertum und Oraniertum; es blieben alle Züge dieses germanischen Sonderlebens. Die Grundlage des Ganzen blieb der Calvinismus. Er blieb Staatsreligion und blieb ausschließlich und scharf; er prägte allem Leben seinen Stempel auf, den Stempel der Strenge, des eifrigen Ernstes, der Kahlheit; so sprechen in Amsterdam seine hellen, nüchternen Kirchen, farblos, weite Massenkirchen, in denen aber die Grabdenkmäler von Helden vom Kampfe und Ruhme großer Tage zeugen. Er durchdrang das Volksleben und stritt mit dessen saftiger Derbheit; er sammelte die lebensfrohen Massen, die er nicht eigentlich zu ändern vermochte, um seine Unbedingtheit und grub sein Wesen schließlich doch tief in alles ein. Auf diesem Boden, den er befreit und gestaltet hatte,

Familienbild.

Gemälde von Jan van Scorel. Kassel, Gemäldegalerie

Rubens mit seiner ersten Gemahlin Isabella Brant.
Gemälde um 1609. München, Alte Pinakothek

reifte nun die Ernte der gesamtniederländischen Geschichte von 1560 ab. Ein Aus- und Vorblick auf die Kultur, die hier aufging, und die in dieser Vorgeschichte wurzelte, gebührt, als Abschluß, auch unserer Darstellung ihrer Entstehungszeit. Es war die Kultur eines großen Handelsstaates, mit seinen Kolonien, mit der Macht seiner Börse, alles geschlossen um Amsterdam, als die Erbin Antwerpens. Ostsee, Mittelmeer, Ozean, Amerika, Ostindien waren ihre Arbeits- und Herrschaftsgebiete, eine Reihe von Industrien blühte daheim auf, aber die Handelsgroßmacht war das Entscheidende: Holland war in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die erste der Erde, längst vor Frankreich, hoch über dem England der Stuarts. Es forderte Freiheit für seinen Handel und zerdrückte den der anderen. Es erwürgte den belgischen. Belgien und Niederland standen, seit 1579, seit 1598 abgelöst nebeneinander, Belgien durch Philipps Tochter und deren Gatten den Erzherzog regiert, unter spanischer Suprematie, mit Anerkennung des Sonderlebens und der Privilegien seiner Landschaften, ohne stärkere innere Konflikte, unbedingt nur in der Einheit des katholischen Glaubens. Es erlebte damals eine Nachblüte seines Gewerbes, seines Wohlstandes, dann welkte sie und wurde Antwerpens Handel durch Holland erstickt. Belgien trug in dieser Jahrhunderthälfte den Glanz des großen Rubens: des Malers, wir sahen es (S. 238), der germanischen Gegenreformation; das war sein stärkster geistiger Lebenstrieb — und auch in diesem überwog die strahlende Pracht der kirchlichen Hingabe über die seelische Innerlichkeit. Die Druckerei, der Verlag der Antwerpener Plantins, ehedem eine Stätte humanistischen Forschens, blieb reich, aber nur, weil sie das Privileg der Andachtsbücher für die spanische Monarchie behielt. Die Südniederlande sanken in langen Schlummer.

Das treibende Leben ging längst in den Norden hinüber: seine Einseitigkeit, seine Selbstsucht und seine schöpferische Freiheit. Hier setzte sich jetzt jene Geschichte der deutschen Städteherrlichkeit fort, die zuvor Antwerpen weitergetragen hatte, mit all ihrer Größe, mit allen jenen inneren Spaltungen, mit aller Triebkraft, die hier in Holland erst ganz in das Gewaltige emporwuchs. Aus städtischem, germanischem, protestantischem Geiste erwuchs ihre große bildende Kunst, die Gipfelkunst des neueren Germanentums, und in ihr, über alle Frische und Buntheit der Architektur hinaus, aus dem farbigen Dasein der Städte empor, ihr höchstes Erbe: die holländische Malerei. Schon ging ihr Genius Rembrandt durch diese Welt dahin, riesenhaft überlegen wie Shakespeare durch sein England, und dennoch, gleich jenem, mit dieser seiner Umwelt, dieser protestantisch-deutschen Welt durchwachsen bis in die Tiefe seiner Innerlichkeit und seines Schöpfertumes hinab. Er stellte ihr Bestes und Eigenstes in sich dar, wie Rubens das des romanisierten katholischen Flamentumes, über den Gewaltigen seelisch nach allen Seiten hin weit hinausragend, in grenzenlosem Reichtum. Die beiden Großen — gestorben 1640 der erste, 1669 der zweite — stehen am Ausgange des Zeitalters von Gegenreformation und Calvinismus; seine streitenden Kräfte werden in ihnen, den Söhnen dichter Nachbarschaft, zu ewiger Erscheinung. Sie weisen über die zeitlichen Grenzen hinaus, die seiner Darstellung hier gezogen sind, und gehören doch, wie die Gesamtentfaltung dieser niederländischen Welt, unablösbar in diese weltgeschichtliche Epoche, in das Bild ihrer bedeutsamsten Wirkungen hinein.

Die Epoche selber schließt für uns, in Holland, mit einem anderen Bilde, das ihr Wesen noch einmal ganz unmittelbar, gewaltsam und greifbar betätigt. Alsbald auf den Waffenstillstand von 1609 folgte eine entscheidungsvolle innere Krise: ein seltsam bezeichnender

Die Predigt Christi. Radierung von Rembrandt

Gipfel des Zeitalters von 1550. Den niederländischen Staat erfüllten ja die allgemeinen Gegensätze von Monarchie und Aristokratie in besonderer Form, die Aristokratie vorwiegend städtisch, die Monarchie der Oranier lange an voller Entfaltung ihrer Ansprüche gehemmt, aber von Natur auf die demokratische Hilfe des Calvinismus angewiesen. Dieser wiederum seinem Wesen nach unduldsam und dogmatisch, das Großbürgertum nach Bildungserbe und menschlicher Stimmung toleranter, und dem Großbürgertum gehörte der Staat zumal in Holland. Er verlangte, wie einst in der Heimatstadt Genf, Macht über die Kirche, die aber wies den Anspruch leidenschaftlich ab. Duldung für den einzelnen sahen wir durch die Vielfältigkeit der niederländischen Selbständigkeiten und die Forderungen des Außenhandels von jeher gewährleistet, das galt auch für die fertige Union. Jedoch Duldung für ganze kirchlich abweichende Richtungen versagte der Calvinismus auch jetzt, zumal wenn diese aus seiner eigenen Mitte stammten; und hielt dann die religiöse Milde und zugleich die Selbständigkeit eines Einzelstaates den Schild über solch eine Richtung, so wallten die tiefsten Gegensätze des Glaubens, der sozialen Schichten, der Bundeskräfte zornig auf, und die Gefahr der Sprengung des lockeren Gesamtstaates durch den Einzelstaat konnte diesen wie jenen unter die Waffen rufen. Das ist der Ursprung der Tragödie der Remonstranten und des Oldenbarneveldt. Eine theologische Partei, von einem Leidener Professor, Arminius, geführt, lehnt sich auf gegen das Dogma der Prädestination und verlangt 1610, durch eine Remonstranz, öffentliche Anerkennung. Das ist ein Schlachtruf, der die Herzen trifft: die Gegenpartei, unter entsprechender Führung (Gomarus), springt vor, um durch eine Kontraremonstranz den in seinem Kerne gefährdeten Calvinismus zu verteidigen, das theologische Jahrhundert bäumt sich kriegerisch empor. Den Milderen treten die Staaten von Holland und Utrecht (und dazu Overyssel) bei, deren Stände wollen die Duldung erzwingen, verfolgen und verbannen die widerspenstigen Gomaristen, vertreten das Recht provinzialer Regelung; die Strengeren verlangen eine Generalsynode; der Gegensatz ergreift die Verfassung. Oldenbarneveldt erhob sich für den Sonderstaat und dessen Zwang zur Toleranz; staatsrechtlich hatte er nicht unrecht; der größte Staatsdenker der Union, Hugo Grotius, stimmte dem Führer der Optimaten in Kampfschriften zu. Die Rechtsfrage aber wurde sofort zur Machtfrage; Moritz von Oranien, in sich weder kirchlicher Eiferer noch politischer Tyrann, wurde durch den aufkommenden Kampf gezwungen, für sein calvinisches Gefolge und für die Einheit das Wort zu nehmen. Er sprach für den Entscheid durch eine geistliche Synode, Oldenbarneveldt blieb bei staatlicher und sonderstaatlicher Regelung (1617). So erwuchs, aus den Tiefen der niederländischen Zustände heraus, zwischen den beiden Parteien, deren jede tat, was ihres Wesens und ihrer Notwendigkeit war, ungesucht der härteste Zusammenstoß. Der Sonderstaat Holland unter Oldenbarneveldt beschließt Verwendung seiner Truppen gegen die Kontraremonstranten, der oranische Statthalter sieht das Heer aus seiner Hand genommen, tatsächlich sich selber abgesetzt: Monarchie und Aristokratie, Einheit und Vielheit, die beide da waren, prallten aufeinander. Hie Generalstaaten und Generalsynode, dort der Gegenbund der drei remonstrantischen Einzelstaaten. Moritz, ungern, ergreift das Schwert, wirft Utrecht und wirft Holland nieder, und der Begründer des niederländischen Staatswesens, vor das Gericht gefordert, stirbt, 72jährig, auf dem Schaffott. Die großen Gegensätze überfluteten das Recht; es war ein politischer Prozeß,

also Gewalt; es war ein Staatsstreich; und es war die Tragödie aufeinandertreffender Weltanschauungen und Lebensmächte, zwischen denen in dieser Verfassung kein Dritter richten konnte. Den Abschluß aber bildete (1618—19) eine Generalsynode, ja Weltsynode der Calvinisten zu Dordrecht: sie verurteilte die Remonstranten, stieß 200 Prediger aus der niederländischen Kirche, richtete die Lehre von der Gnadenwahl von neuem zwingend auf. Moritz von Oranien war Soldat und gründete auf seinen Sieg keine durchgreifende Verfassungsänderung, der Konflikt zwischen Ratspensionär und Oranier blieb für die Zukunft ungelöst. Aber aus der alten Calvinistenhauptstadt an der Maas leuchtete noch einmal die ganze Unbedingtheit des Zeitalters, die Unbedingtheit Johann Calvins, über Europa hin. Diese religiösen Kräfte saßen im Herzen dieser Zeit, sie hatten sie gestaltet und fuhren fort, ihre Lebenswärme zu erhalten und zu bestimmen. Die nördlichen Niederlande blieben, trotz aller einströmenden, ergänzenden Weltlichkeit, noch lange vornehmlich ihr Erzeugnis, ihr Wahrzeichen und ihre Waffe.

Die Synode von Dordrecht, 1618. Kupferstich von Visscher

Ergebnisse: Heinrich IV.; Frankreich und die katholische Welt

Englands und Hollands mächtiger Verbündeter errichtete neben ihnen zur gleichen Zeit seinen französischen Staat: gegen Spanien wie sie, aber katholisch, ganz festländisch und ganz romanisch, und das heißt viel einseitiger staatlich als sie, rein monarchisch, ja absolutistisch, das Urbild aller großen festländischen Staatenbildung der Zukunft, den stärksten Vertreter der neubelebten katholischen Welt; neben dem Universalismus Philipps II. völlig national, Träger und Ausdruck eines lebensvollen und gesund emporstrebenden Volkstums.

Frankreich war in den Wirren eines Menschenalters fast zerschmolzen, in religiöser und ständischer Parteiung, landschaftlicher Zersplitterung, ausländischer Beteiligung. Alle seine Parteien waren daran mitschuldig, alle souverän geworden. Heinrich IV. hatte es wieder zusammenerobert; er fügte, als König, die Parteien wieder dem Ganzen ein. Die Hugenotten waren die seinen gewesen: er blieb ihnen befreundet und war doch von ihnen abtrünnig und durch sie beargwohnt, er hob sich über sie. Er schloß 1598 mit ihnen zu Nantes den Vertrag, der ihren Kult und ihre Macht als starke Tatsache voller als je zuvor anerkannte, sie bestehen ließ, mit nicht weniger als 200 Sicherheitsplätzen deckte und doch der Königsgewalt und sogar der alten Staatskirche, der sie den Zehnten zahlen mußten, unterstellte. Es war inmitten eines lebendigen Staates eine unerhört weitgehende Duldung, und in der politischen Machtstellung des Protestantismus lag die Gefahr des parteihaften Mißbrauches. Freilich die inneren Grenzen der hugenottischen Bewegung ließen sich nicht mehr vorrücken: sie blieb zur Beschränkung und zum Absterben verurteilt. Jedoch zunächst schuf das Edikt innere und äußere Ruhe. Zur Ruhe bequemte sich auch der ligistische Katholizismus. Seine sprengende Einseitigkeit mußte auch er und er vor allen abstellen; die alte Kirche, durch die Gegenreformation beflügelt, hatte den Sieg, aber er lebte sich aus in der gallikanischen Form. Diese wehrte sich gegen die Trienter Kirchenverfassung; der König wies die Gesellschaft Jesu aus, er ließ sie 1603 wieder ein und bekannte sich zur vorherrschenden Kirche, aber zur nationalen. Dasselbe taten seine besten Verbündeten, die „Politiker", die den Glaubensspalt von jeher staatlich und völklich überwölben gewollt und die mit Heinrich siegten. Sie stumpften den Gegensatz der Bekenntnisse ab. Für den aufsteigenden König sprach in den 90er Jahren Jean Bodin, der Staatslehrer, ehedem fast Ligist, der Mann dennoch der Toleranz und vor allem der königlichen Selbständigkeit und des königlichen Zusammenschlusses; den Hader des Religionskrieges überwand, kühl katholisch, aber vor allem Humanist und Skeptiker, schon vorher der französischeste Geist der Kampfesepoche, Michel de Montaigne; nach 1600 schrieb die Geschichte dieser vergangenen Kämpfe im großen Sinne königlicher Versöhnung, ruhig und staatlich, als Lehrer der Zukunft, der Jurist und Politiker Jacques Auguste de Thou.

Die Glaubensparteien traten in den Schatten. Die politischen Gewalten, die sich so heftig übersteigert hatten, zähmte der Monarch. Die Statthalter so mancher Provinz, fast zu Reichsfürsten im deutschen Sinne entartet, überwachte er und verringerte ihre

Gefährlichkeit Schritt um Schritt; die Provinzialstände beließ er, aber ohne politische Ansprüche; die Reichsstände, in denen alle Unruhe, aber auch alle politische Unfruchtbarkeit des französischen Ständetums gegipfelt hatte, hat er, nach einer ergebnislosen Notabelnversammlung von 1597, nicht wieder einberufen. Den Adel behandelte der Herrscher, der so lange an der Spitze seiner Edelleute ins Feld geritten war, mit Wohlwollen, er wünschte ihm ein gesundes, aber unpolitisches Fortleben in der Einzellandschaft und unterstützte seine Wirtschaft, aber das Heer löste er vom Adel los und zog es ganz an sich, die Adelsreaktion dieser 40 Jahre schloß er ab. Dem höheren Bürgertume galt seine Gunst: ligistische Demokratie aber und so auch die Selbständigkeit der Stadt gegen die Krone löschte er ganz aus. Der König nahm die Zügel völlig in seine Hand; wo ein Mann des Hochadels, ein Krieger und Parteiführer, sich ihm mit Gewalt aufzwingen wollte, ob nun Katholik oder Protestant, da griff Heinrich vernichtend durch, und im Lande fanden diese Funken keinen Brennstoff mehr. Er verkörperte Frankreich in sich; er trug den nationalen Gegensatz gegen Spanien, der ihn emporgeführt hatte, auch in den Friedensjahren seit 1598 still weiter, und seine Diplomatie arbeitete stets für diesen: in Italien, in Deutschland, in den Niederlanden, in England. Als er zuletzt offener den protestantischen Weltbund um das katholische Frankreich zu schließen trachtete und 1610 in den Krieg gegen den Erbfeind wieder einlenkte, als natürlicher Führer aller antispanischen Kräfte, da flammten die Gluten der Vergangenheit noch einmal um den alten Hugenotten auf und traf ihn der Mordstahl des katholischen Fanatikers. Seine Politik aber war stets französisch gewesen. Der auswärtige Gegensatz war die stärkste Wurzel von Heinrichs nationaler Stellung auch daheim; zur Entscheidung hat er ihn nicht mehr bringen dürfen. Seine positive Leistung hat sich, von 1598 bis 1610, auf das Innere beschränken müssen. Dort war sie tief und groß.

König Heinrich IV. von Frankreich.
Kupferstich von Hendrik Goltzius

Haupt und Seele Frankreichs war in Heinrich IV. endlich wieder ein echter König. Der Sohn der Pyrenäen, hart und geschmeidig von Körper, tapfer und wild in der Schlacht, hindurchgegangen durch hundert Abenteuer und hundert Liebeleien, verspottet und gehaßt, aufgestiegen durch den wachsenden Ernst von Gegnerschaft und Aufgaben, aber Franzose und Gascogner in allen Wesenszügen, immer wieder vom Augenblicke verschlungen, sinnlich bis zu schwerer Vergessenheit seiner Königspflicht, witzig und frisch, von blitzend lebensvollen Augen, funkelnd von Ironie, von Leichtsinn und Geist, schlau, hitzig und berechnend: dieses Abbild seines Volkes war doch zugleich im sachlichen Sinne ein großer Regent. Er nahm sich seine Minister aus beiden Lagern, ließ alle für sich arbeiten und beherrschte sie spielend mit leichter und fester Hand. Er lernte von allen, ging selber ins Volk und entschied allein — nicht wie Philipp II. von den Papiermassen des Schreibtisches her, sondern aus müheloser genialer Souveränität, mit dem Handgriffe des Soldaten und des Praktikers, den doch ein starkes königliches Selbstgefühl zur wahren Majestät emporhob. So wurde er vor allem zum großen Verwalter. Er hat den reichen französischen Boden nach den Verwüstungen der Jahrzehnte wieder fruchtbar gemacht: insbesondere indem er die Sicherheit herstellte, darüber hinaus durch eine emporpflegende, allseitig belebende Arbeit der Staatseinheit und der Wirtschaftseinheit. Sein Minister Sully, dessen Eitelkeit das Bild dieser Regierung erzählend verzerrt hat, diente ihm wertvoll durch strenge und sparsame Reinigung der Finanzen. Justiz und Heer wurden hergestellt. Die produktive Verwaltung, in der der König über den Minister hinaus das Beste tat, galt vornehmlich noch dem flachen Lande: Kornhandel, innerer Austausch, Ausfuhr, und die landwirtschaftliche Technik wurden befördert, Musteranstalten durch den König begründet. Die Industrie trat noch nicht vor den Ackerbau; aber auch ihr wurden die Wege geebnet, neue Betriebe angefügt und der Boden erweitert. Dem Handel dienten Straßen, Kanäle, Häfen, Handelsverträge, politischer Schutz, im Mittelmeergebiete zumal, das der König von Marseille aus planvoll ergriff; aber auch in Amerika, in Kanada, faßte Frankreich Fuß, die koloniale Ausdehnung des Jahrhunderts meldete sich an. Es ist derselbe Eintritt in das neue Jahrhundert wie bei England und Niederland. Spanien war bei all seinem Weltbesitze nicht innerlich überseeisch geworden; die drei anderen Westvölker rüsteten sich, es zu werden, Holland am klarsten und frühesten, England, das in Elisabeths Kampfeszeit schon einmal Miene gemacht hatte voranzugehen, mit erneutem Zaudern, auch Frankreich noch mit mancherlei kommenden Rückschlägen. Sie alle aber schritten doch der zukünftigen, weiteren Bahn entgegen. Deren volle Eröffnung war in unserem Zeitalter, nach langer Vorgeschichte, deutlicher herangerückt; den eigentlichen Übergang der Völker in die ozeanische Epoche sollte erst der Fortgang des 17. Jahrhunderts bringen. Auch dieser allgemeine Ausblick gehört in die Ergebnisse unserer Periode hinein.

Für Frankreich war dies ihr nächster Ertrag: überall Arbeit, wirtschaftliche Kräfte, aufgerufen, erzogen, gelenkt durch den erleuchteten Königsstaat; unmittelbar nach Heinrich IV. hat ein Franzose dem französischen Königtume das erste große Lehrbuch staatlich-merkantilistischer Wirtschaftsleitung vorgelegt. Ein gesunder, rasch wieder gesundeter, Organismus drängte unter solcher Führung zur schaffenden Betätigung, der Klang des den Franzosen „großen" Jahrhunderts war angeschlagen, der Klang der Symphonie des Königtums. Noch lebten die Gegenkräfte, die die Zeit von 1560 an mit der

Das Rathaus von Paris. Kupferstich von Silvestre

Reaktion gegen Einheit, Staat und Krone erfüllt hatten, und sollten noch wieder hervorbrechen. Aber die Aktion wurde in Heinrich IV. über sie wieder in großem Sinne und zukunftssicher zur Herrin: nach tiefem Tale erreichte sie in diesem Herrscher wieder eine ragende geschichtliche Höhe. Und der Geist war wieder königlich geworden: die Literatur, wir sahen es, diente über manche Stimme des hugenottischen Ingrimms hinweg mit siegreicher Lautheit dem königlichen Gedanken, Rubens verherrlichte die absolute Gewalt in tönenden Gemälden und feierte Heinrich in der Sprache der Zeit als klassischen Gott. Französischer noch und klassischer tat es die einheimische Hofpoesie Malherbes. Denn auch mit Dichtung und Gelehrsamkeit verbündete sich die Krone. Sie pflegte das Bildungswesen, die Universität, das klassische Gymnasium: sie ordnete dieses, die formale Bildung an den Alten, dem Systeme ihrer Mittel ein. Auch in Frankreich durchdrangen sich dieser Humanismus und die Gegenreformation, auch hier diente er und herrschte sie.

Die französische Gegenreformation trieb die eigenartige Blüte ihrer „katholischen Wiedergeburt". Sie hat sie später geformt als Italien und Spanien; erst jetzt entfaltete sie sie ganz, da der Kampf vorüber war. Er hatte die gallikanische Geistlichkeit gereinigt und gehoben, das geistliche Leben und Empfinden, die Liebestätigkeit erwärmt und bereichert. Jetzt erfaßte den französischen Katholizismus so manche Anregung insbesondere der Mystik von Süden her, aber er schmolz sie zu etwas Besonderem ein. Sie wurde in Frankreich vor und nach 1600 in Erscheinungen wie dem frommen und „eleganten" Seelenleiter Franz von Sales reifer und ruhiger, aber auch zahmer, glatter und gesellschaftlicher als in ihrer spanischen Heimat. Immer wieder hat ja, tief in das 17. Jahrhundert hinein, der spanische Geist mit seiner Romantik, seiner Phantastik und farbigen Glut den französischen zu erobern getrachtet und immer wieder aufwühlende und vertiefende Wirkungen auf ihn ausgeübt; immer aber hat die eigentlich führende Bewegung in Frankreich sich von ihm befreit. In Frankreich wurde alles klassizistischer, regelmäßiger, kühler. Die spätmittelalterliche Fülle der „Frührenaissance" war in Frankreich schon seit

der Jahrhundertmitte deutlich eingetrocknet: die antike Regel siegte über die nordisch-christliche Willkür und Buntheit; um 1600 schritt dieser Vorgang fort, bis 1650 sollte er sich ganz vollenden. Der französische Geist hat die Renaissance jetzt unbedingter verarbeitet und festgehalten nicht nur als der spanische, auch als der erregtere, barockere des zeitgenössischen Italiens. Frankreich wurde das Land der Nüchternheit, der bezwungenen, gedämpfteren Form, des souveränen Verstandes, des Klassizismus, in Sprache, Syntax, Stil, in redender und bildender Kunst, das eigentlich klassizistische, romanische, lateinische Land: weil der logische Grundzug der französischen Entwicklung der antiken Regel so ganz entgegenkam, weil Absolutismus und Zentralismus der Staatsbildung und „klassischer Geist" sich hier vereinten und deckten. In Malherbes klarer Regelhaftigkeit fanden sie beide ihren Ausdruck, nach Vers und Ideal. Diese Gesinnung des neuen Jahrhunderts war ganz katholisch und auch die Gegenreformation triumphierte in ihr, jedoch sie war noch mehr französisch und königlich.

Und noch etwas anderes, Verwandtes, aber in noch anderem Sinne Neues blickte hier durch den Schleier der siegreichen Gegenreformation hindurch: die skeptisch-weltliche Gesinnung des Gascogners Montaigne (gest. 1592) begegnete uns schon; einen Schritt weiter, und aus dem katholischen Lager heraus kam, mitten im 30jährigen Kriege, mit seiner Vernunftwissenschaft der Bannerträger des Rationalismus Descartes. Er flüchtete sich aus der Gegenreformation, den Galilei stieß diese aus, aus der nordischen Renaissance stammte Bacon. Sie alle leiten die säkulare Entwicklung von der Renaissance her über die Gegenreformation und den Calvinismus hinüber zu einem neuen Zeitalter des kritisch forschenden Geistes. Das der Gegenreformation hat sich in sich vollendet; es hatte Westeuropa durchdrungen. Seine Grenzen bestimmten wir eingangs: wenigstens auf katholischem Boden war es nicht so Neuschöpfung als Wiederherstellung. Gewaltig gewirkt hat es auch so: Kirche und Staat in Einem, der Weltkampf als seine stärkste Erscheinung und höchste Kraft. Keines der Völker unserer Welt ist seine tiefen Spuren losgeworden. In den Weltkampf der Glaubensmächte sind die westeuropäischen Völker noch einmal, zum Teil von außen her, hineingerissen worden. An Spanien-Österreich schloß sich eine neue Abrechnung, und Frankreich und Niederland folgten in sie hinein. In England fand das religiöse Kampfeszeitalter gleichzeitig eigene Formen letzter steilster Erhebung, und der Calvinismus eine neue, vertiefte und dann weltweit ausströmende Wirkungsgewalt — er war ja nicht Restauration, sondern Neubildung, und hat sich neuschöpferisch weiter in die Geschichte ergossen. Dies alles folgte noch nach. Jedoch der europäische Hauptkampfplatz der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde Mitteleuropa. Das Zeitalter gemeinsam der Gegenreformation und des Calvinismus in Westeuropa, dasjenige, in dem dort im Westen die großen Geschicke der Völker durchgestritten und entschieden wurden, ist in den zwölf Jahren, in denen Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. starben, und mit dem Abschlußjahre 1610 zu seinem Ende gekommen.

Die Gegenreformation in Deutschland

Von Walter Goetz

„Die Hoffnung", Zeichnung von Pieter Bruegel aus einer Flugblattfolge der Tugenden 1559. Berlin, Kupferstichkabinett

Nach dem Augsburger Religionsfrieden

Der Augsburger Religionsfriede von 1555 hatte versucht, den neuen kirchlich-politischen Verhältnissen Deutschlands einen gesetzlichen Untergrund zu geben. Die beiden christlichen Bekenntnisse sollten gleichberechtigt nebeneinander leben, weil keins von beiden die Macht besaß, das andere sich unterzuordnen. Aber dieser Religionsfriede kam noch zu früh, als daß er einen dauerhaften Zustand begründen konnte. Die Auseinanderreißung der abendländischen Christenheit war den Menschen jener Zeit zum guten Teil unfaßbar — der katholische Teil sah in der lutherischen Bewegung nur den Abfall, den Irrtum, die Ketzerei, und es erschien unbegreiflich, daß man sich von der alten Einheit der Kirche, die die Wahrheit bedeutete, trennen konnte. Das Luthertum aber und was sich ihm im Widerstand gegen die katholische Kirche angeschlossen hatte, gab den Glauben an den einen Hirten und die eine Herde ebenfalls nicht auf — nur war die Meinung hier, daß die Einheit auf dem Boden der Reformation hergestellt werden müsse. Je tiefer dieser Grundsatz von der Einheit der christlichen Kirche in den Gemütern saß, um so mehr hoffte man auf die Wiedervereinigung, und die gesetzlich geschaffene Gleichberechtigung konnte deshalb nur ein Übergangszustand bis zur neuen Einheit sein. Da aber ein jeder Teil die Wiedervereinigung auf *seinem* Boden wünschte, so konnte der Religionsfrieden den Drang zur Propaganda für die eigene Sache nicht aufheben — es war ein Waffenstillstand, den im Grunde keine der beiden Parteien einzuhalten gewillt war. Die protestantische Seite besaß in ihrem zwinglisch-calvinistischen Flügel eine rastlos vorwärtsdrängende Macht, während

Kölner Ratsherr

das Luthertum geneigt war, auch ohne eigene Tat dem schließlichen Sieg des Geistes zu vertrauen. Doch war auch das Luthertum gern bereit, auch nach dem Religionsfrieden für sich zu behalten, was ihm durch den Übertritt katholischer Fürsten oder Domkapitel zugeführt wurde — der Religionsfrieden sollte keinerlei Schranke bei der Ausbreitung der lutherischen Wahrheit sein. Der siegreich kämpfende Geist des ersten Luthertums war zwar verflogen, doch was die Zeit noch an Erfolgen bot, nahm man bereitwillig an. Der Katholizismus aber begann aus seiner Lähmung zu erwachen, seine Kräfte wieder zu sammeln, die Verteidigung seiner Gebiete zu organisieren und zunächst innerhalb dieser die alte kirchliche Geschlossenheit durch Bekämpfung der Abtrünnigen wiederherzustellen. Während man miteinander den Religionsfrieden abschloß, marschierten die Geister schon zu neuem Kampfe auf.

Trotzdem vollzog sich bereits eine gewisse Umstellung der Nation: eine Gewöhnung an die Spaltung der abendländischen christlichen Kirche, und zudem hatte man aus dreißigjährigen Kämpfen gelernt, daß fortan jede kirchliche Frage zugleich eine politische war. Das Reich war in eine doppelte Spaltung hineingerissen worden, und die Altgläubigen erhoben seitdem und bis zu den Romantikern des 19. Jahrhunderts die Anklage, daß die Ohnmacht des deutschen Reiches der kirchlichen Spaltung zu verdanken sei. Aber war dieses Reich nicht seit dem Interregnum zerspalten und seiner einstmaligen Weltgeltung verlustig gegangen? Waren es nicht die deutschen Landesfürsten gewesen, die vom 10. Jahrhundert an das deutsche Königtum um seine Rechte und seine Macht gebracht und seit dem 13. Jahrhundert über das Königtum triumphiert hatten? Schon im 14. und 15. Jahrhundert war Deutschland ein ohnmächtiger Staat geworden, in dem der reli-

Schweizer Fuhrmann.
Holzschnitte von Jost Amman
in dem Weigelschen Trachtenbuch 1577

giöse Kitt nichts mehr für die politische Einheit und die Macht nach außen bedeutete. Auch ohne die religiöse Spaltung war Deutschland zur weiteren Zersetzung verurteilt. Hatte Karl V. nicht alle deutschen Fürsten gegen sich, als er nach der alten kaiserlichen Gewalt über das Reich strebte? Die „viehische Servitut", die den deutschen Landesfürsten jede Erstarkung des Kaisertums bedeutete, war ihnen unerträglich, und sie hatten die Macht, sich ihr mit Erfolg zu widersetzen. Man vermag nicht zu sagen, wie Karl V. ohne die Glaubensspaltung mit seinen absolutistischen Plänen hätte besser fahren sollen. Und hätten die deutschen Landesfürsten, die gegenüber den kaiserlichen Oberherren schon alle möglichen Leistungen der Illoyalität und Treulosigkeit begangen hatten, in dem mit dem 16. Jahrhundert kommenden Zeitalter europäischer Kämpfe sich etwa nicht mit dem Ausland gegen den Kaiser verbunden, wenn sie ohne

Vornehme Nürnbergerin

Handwerkerfrau aus Schlesien.
Holzschnitte von Jost Amman
in dem Weigelschen Trachtenbuch 1577

Glaubensspaltung in der alten Kirche verharrt wären? Das Landesfürstentum schwankte nicht hinsichtlich seines Weges.

Es bleibt nur das eine als haltbar übrig, daß die kirchliche Spaltung die inneren Gegensätze im deutschen Reich vermehrte und dem Partikularismus der Landesfürsten neue Gründe an die Hand gab. Und was bisher nur eine Sache der Fürsten gegen den Kaiser gewesen war, wurde jetzt zu einer Volkssache: die protestantischen Bevölkerungen standen hinter den Fürsten gegenüber dem katholischen Kaiser, die Gegensätze der deutschen Länder untereinander mehrten sich jetzt aus konfessionellen Gründen — der Württemberger haßte den Baiern nicht nur als Nachbarn (ein altes Recht alles Partikularismus!), sondern er haßte als Protestant auch den katholischen Baiern, und so entwickelte sich das gleiche überall innerhalb des Reiches — politischer und konfessioneller Partikularismus vereinten sich zu einer kaum überbrückbaren Kluft.

Seit Jahrhunderten schon war das Verhältnis der einzelnen Territorien zueinander immer schroffer geworden — mit der steigenden Souveränität der Landesfürsten und der Reichsstädte wuchs auch die gegenseitige Absperrung durch Zollschranken und durch die überhebliche Abneigung der Untertanen gegen die Nachbarn. Es tat den Augsburgern wohl, daß Hans Holbein d. Ä. auf seinem Gemälde von der Marter des hl. Sebastian dem einen der rohen Kriegsknechte ein aus den bairischen Farben zusammengesetztes Wams gab — es war eine künstlerische Rache für die ewigen Reibungen, die zwischen der Reichsstadt und dem Herzogtum Baiern bestanden. Keine Reichsgewalt glich diese Reibungen aus oder unterdrückte sie mit höherer Macht, keine Reichsgewalt öffnete dem Wirtschaftsleben des Reiches, das unter den Zöllen, Schikanen und Sonderrechten der massenhaften Territorien litt, die Wege. Wie die Hanse es zu ihrem unaufhaltsamen Schaden gespürt hatte und weiterhin spürte, daß ihr im Ausland das Reich nirgends schützend zur Seite stand, so war auch im Inland der deutsche Handel mit ungezählten Schranken und Belastungen beschwert, die seinen Wettbewerb mit dem Ausland fast unmöglich machten.

Das alles waren Zustände, die sich längst vor der Reformation entwickelt und die Ohnmacht des Reiches besiegelt hatten. Die verbindende Kraft des Handels stieß sich nicht an den neuen konfessionellen Gegensätzen, sondern nur an den ihm längst auferlegten landesfürstlichen Hindernissen. Aber auf das gesamte Leben der Nation wirkte es doch ein, daß man seit einem Menschenalter beinahe alle Kraft in die religiösen Kämpfe gesteckt hatte — je stärker man noch von dieser religiösen Ideenwelt als dem Letzten und Höchsten des Lebens beherrscht war, um so tiefer ergriff der religiöse Gegensatz die Gemüter, um so leidenschaftlicher setzte der Einzelne sich dafür ein und um so einseitiger betrachtete er die Dinge dieser Welt unter religiösen Gesichtspunkten. Das deutsche Volk hatte nach der Mitte des Jahrhunderts seine Kräfte an diesem einen Problem so stark verbraucht, daß eine passivere Zeit, ein unschöpferisches Dasein notwendig folgen mußte. Noch flauen die religiösen Gegensätze nicht ab, noch beherrschen sie jahrzehntelang die Bevölkerungen und die große Politik, aber ihre Energien haben abgenommen, der Kampf geht jetzt um die Erhaltung des Vorhandenen und nicht mehr um neue Ideen. Die Zahl der führenden Persönlichkeiten ist bis zum Ende des Jahrhunderts, ja bis zum Dreißigjährigen Krieg nur gering, und zwar auf allen Gebieten des Lebens — eine weitgehende Erschöpfung lagert über dem gesamten Dasein der Nation. Von dem einen Fischart abgesehen, ist die schöne Literatur der Zeit nur dürftig, und in der bildenden Kunst ist in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts nur die Porträtmalerei in lebhafterer Tätigkeit.

Kaiser Ferdinand I, der am Anfang dieses Zeitalters an der Spitze des Reiches steht, ist für diese neue Generation ebenso bezeichnend wie sein Nachfolger Maximilian II. — keiner von ihnen besaß etwas von der zähen Tatkraft Karls V., von der Weite seines politischen Blicks, von seiner Beschäftigung mit weltumspannenden Plänen. Von Ferdinand I. an fügen sich die deutschen Kaiser bis zum Dreißigjährigen Krieg in die gegebenen Tatsachen hinein, und keiner strebt politisch oder religiös über sie hinaus. Einst war auch Ferdinand I. von stärkeren Akzenten beherrscht gewesen — er setzte nicht nur jeweilig seine ganze Kraft für den von Deutschland abwesenden Bruder ein, sondern stand in religiösen Dingen auf einem strengen, durch keine politischen Gesichtspunkte zu erschütternden Standpunkt, wie er es vor allem in den 20er Jahren des Jahrhunderts gezeigt hatte.

Kaiser Ferdinand I. Kupferstich von Hans Sebald Lautensack 1556

Mit der Zeit hatte er gelernt, und der drohende Ausschluß der deutschen Linie von der Nachfolge im Reich zugunsten Philipps II., der noch weit spanischer als sein Vater Karl V. war, hatte ihn sogar zum stillen Bundesgenossen der deutschen Fürsten gemacht — der Aufstand der protestantischen Fürsten unter der Führung des Kurfürsten Moritz hatte ihm und seinen Nachkommen die deutsche Krone gerettet. Als er durch den Verzicht Karls V. 1556 zur alleinigen Regierung in Deutschland kam, war er ein beinahe paritätisch gesinnter Fürst; er hatte den Augsburger Religionsfrieden von 1555 vermittelt, er hatte den

protestantischen Fürsten die sog. Declaratio abgegeben: die heimliche Erklärung, daß evangelische Untertanen geistlicher, also katholischer Reichsfürsten in der Ausübung ihres Religionsbekenntnisses geschützt sein sollten — er wollte das friedliche Nebeneinanderleben der Konfessionen gesetzlich verbriefen. Er gab nach vergeblichen Verhandlungen mit Rom es auf, sich die Kaiserwürde vom Papste durch die Krönung verleihen zu lassen, und so wurde es ein bleibendes Ergebnis der Glaubensspaltung, daß fortan die Wahl der deutschen Fürsten ohne weiteres das Kaisertum mit sich brachte. Ferdinand hat noch bis 1562 bei der Neuberufung des Trienter Konzils weitgehende Rücksichten auf die Protestanten genommen und es auf einen hitzigen Streit mit der Kurie ankommen lassen, indem er im Sinne der Protestanten eine Neuberufung, nicht eine Wiedereinberufung des einst vertagten Konzils forderte, indem er eine deutsche Stadt als Tagungsort vorschlug und sich für Laienkelch und Priesterehe einsetzte. Im Lager der strengen Katholiken, also auch bei der Kurie in Rom, sah man dies alles als Schwäche Ferdinands an; aber er hatte in die deutschen Dinge die bessere Einsicht und wußte die Zwecklosigkeit scharfen Vorgehens richtig einzuschätzen. Auch drängte ihn die Türkengefahr dazu, neuen Zwist unter den deutschen Fürsten zu vermeiden und sich den Anspruch auf ihre Hilfe nicht zu verscherzen. Sein ausgeprägtes Pflichtgefühl galt nicht nur der Kirche, der er mit voller Treue anhing, sondern auch Deutschland — noch waren die Gegensätze so zugespitzt, daß nur zu leicht ein neuer Kampf entstehen konnte, bei dem die katholische Partei unzweifelhaft der schwächere Teil gewesen wäre. So suchte er auszugleichen und sich das Vertrauen der deutschen Fürsten beider Bekenntnisse zu erwerben — er schützte damit das Reich am besten vor neuem inneren Krieg. In der Tat wurde ihm auch das Vertrauen der maßgebenden Fürsten zuteil. Es war nichts Geniales an ihm — aber vielleicht war er gerade deshalb ein Gutes wirkender Regent. Ein großer Fleiß kam zu seiner geklärten und ehrlichen Gesinnung hinzu — er hat darin einen großen Teil seiner fürstlichen Zeitgenossen überragt. Daß er im Bereiche seiner Macht tatkräftig zu wirken vermochte, zeigte sein Vorgehen gegen seinen ältesten Sohn Maximilian, als dieser dem Protestantismus zuzuneigen schien: er nahm ihm nicht nur die Hofprediger, die der neuen Lehre verdächtig erschienen, und gab ihm dafür einwandfrei katholische, er bedrängte ihn nicht nur jahraus, jahrein in dieser Glaubensfrage, sondern stellte ihn zuletzt vor die entscheidende Frage, ob er durch den Übergang zum Protestantismus seine Wahl zum Kaiser erschweren oder verhindern und ob er auf die eventuelle Erbschaft der spanischen Krone verzichten wolle. Denn die Krankheit von Philipps einzigem Sohn Don Carlos gab damals den deutschen Habsburgern die Aussicht, das gesamte habsburgische Reich noch einmal in ihrer Hand zu vereinen. Maximilian entschied sich Ende 1561 für die dynastischen Interessen unter Preisgabe seiner religiösen Überzeugungen — er versprach seinem Vater, beim katholischen Bekenntnis zu bleiben, und er hat bald nachher seine beiden ältesten Söhne — im Alter von zwölf und zehn Jahren — zur Erziehung für sechs Jahre an den spanischen Hof geschickt, und so gab er sich selber und die deutsche Zukunft aus seiner Hand. Es ist freilich auch richtig, daß ihm das Luthertum jener Tage keinen ausreichenden Rückhalt zu bieten vermochte, sondern ihm nur tröstliche Worte gab — weder der sächsische noch der brandenburgische Kurfürst waren Männer der Tat, und der pfälzische war ob seines Calvinismus sowohl für die Lutheraner wie für Maximilian in so starkem Maße ein religiöses Ärgernis,

daß eine Verbindung mit ihm unmöglich erschien. Er setzte zwar noch während seiner gesamten Regierung (1564—1576) das Doppelspiel fort, bei den Protestanten als Protestant, bei den Katholiken als Katholik zu gelten (wobei er die katholische Seite wohl mehr täuschte als die protestantische), aber das deutsche Schicksal war entschieden, seit Maximilian auf den offenen Übertritt zum Protestantismus verzichtet hatte und seit sein Schwanken der katholischen Seite mehr zugute kam als der andern.

Es ist für Maximilian II. kennzeichnend, daß er diese Wege ging. Seine innerste religiöse Einstellung galt dem Protestantismus, aber er besaß nicht die Kraft, den Wagemut, sich mit seinen Überzeugungen durchzusetzen oder wenigstens für die Zukunft zu arbeiten. Dynastische Rücksichten, Pietät gegenüber dem Vater, die alten Bindungen an Rom und seine hierarchische Macht überwältigten die Wünsche seines Innern. Er hatte eine Weile die Zukunft Deutschlands in seiner Hand: neun Zehntel des Reiches waren bei Beginn seiner Regierung protestantisch, und der katholische Rest war dem Absterben geweiht, wenn der Kaiser sich auf die andere Seite stellte und vor allem in seinen Erblanden das Vordringen des Protestantismus gestattete. Aber das endgültige Übergewicht des Protestantismus in Deutschland wurde den dynastischen Interessen des Hauses Habsburg geopfert. Mit dem im spanischen Katholizismus erzogenen Kaiser Rudolf II. (1576—1612) fand die Machtgruppierung im Reiche ihren Abschluß: das Kaisertum und alle habsburgischen Gebiete wurden zusammen mit Baiern der widerstandswillige und leistungsfähige Komplex des katholischen Deutschland.

Kaiser Maximilian II.
Kolorierter Holzschnitt von Michael Peterle

Der Protestantismus nach der Mitte des 16. Jahrhunderts

In der Tat war der Protestantismus um 1560 noch im siegreichen Vordringen. Der Augsburger Religionsfriede hemmte ihn nur wenig; die nord- und mitteldeutschen Bistümer, in ihren Bevölkerungen schon der neuen Lehre gewonnen, fielen eins nach dem andern in die Hände der benachbarten protestantischen Fürsten, so daß um die Mitte der 60er Jahre östlich der Weser außer Hildesheim kein katholisches Bistum mehr vorhanden war. Das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel wurde 1568, nach dem Tode Herzog Heinrichs d. J., von seinem Nachfolger der Reformation zugeführt, was allerdings nur noch das Siegel unter eine von der Bevölkerung schon so gut wie vollzogene Tatsache war. Die Reste der alten Kirche, die sich in den protestantischen Gebieten noch hatten erhalten können, verschwanden mit dem Absterben der älteren Generation. Es kam der neuen Lehre zugute, daß die Volksstimmung überall mit der alten Kirche zerfallen war — hier hatten religiöse und nationale Gründe längst die alten Zusammenhänge zerschlagen. Gewiß hatte sich bei der Kritik an den Mißständen der alten Kirche oft das Wissen über ihre eigentlichen Lehren verflüchtigt, aber es handelte sich zuletzt um Empfindungen, die nicht mehr mit der Belehrung über den Sinn der kirchlichen Dogmen und Kultusformen gebannt werden konnten, sondern die bewußt und unbewußt nach einem neuen Ausdruck drängten — im Verlauf der religiösen Entwicklung des Abendlandes war diese neue Gestaltung unaufhaltsam geworden und schon auf das tiefste in den Gemütern verankert. Es blieben wohl überall noch einzelne übrig, die dem neuen Geist widerstrebten, die sich im Schutze der Autoritätsreligion wohler und sicherer fühlten, die im Neuen nur ein Chaos und einen Abfall vom rechten Wege sahen, aber diese wenigen wurden nur dort bedeutungsvoll, wo sich der Herr des Landes mit gleicher Gesinnung hinter sie stellte und den Geist der Mehrheit unterdrückte. Nur zwei weltliche Fürstenhäuser Deutschlands handelten so: die Wittelsbacher und die Habsburger, und dazu dann die geistlichen Fürsten des Rheinlandes, Westfalens und des Südens, soweit ihnen ein Rückhalt durch jene weltlichen Fürsten zuteil wurde.

Dem Protestantismus war es nach dem Religionsfrieden nicht so sehr darum zu tun, sein Lebensrecht zu erkämpfen, als vielmehr ganz Deutschland für seine Anschauungen zu erobern. Bedeutungsvoll war es, daß vor allem das reichsstädtische Bürgertum, der eigentliche Kulturträger der Nation, fast ausnahmslos zur neuen Lehre übergegangen war. Einige wenige Städte, wie z. B. Augsburg und Ravensburg, waren paritätisch; katholisch blieben nur Aachen und Köln, nachdem dort die protestantischen Minderheiten beiseite gedrängt waren. Aber sonst waren alle größeren geistigen und wirtschaftlichen Zentren des Reichs protestantisch. Es war ein unersetzlicher Verlust für die alte Kirche, daß ihr diese Kreise verloren gegangen waren — das fortschreitende Leben der Nation stand fortan zum größten Teile auf der Seite des Protestantismus, und es bedurfte der äußersten Anspannung aller Kräfte und der Zuhilfenahme staatlicher Machtmittel, um sich vor dem Untergang zu behaupten. Auch in den Landstädten Baierns und der habsburgischen

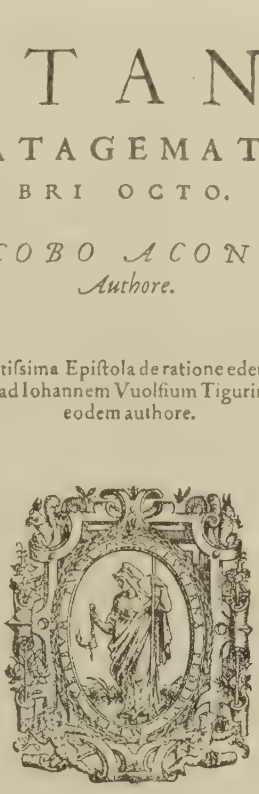
Predigt des päpstlichen Nuntius Cornelius Musso in der Augustinerkirche zu Wien 1560.
(In einer Loge Kaiser Ferdinand I. und die Erzherzöge Maximilian und Karl von Steiermark.)
Gemälde von Jakob Seisenegger. Wien, Gräfl. Harrachsche Galerie

Erblande war das Bürgertum überall zum endgültigen Abfall von der alten Kirche bereit, und selbst der Adel war in gleicher Entwicklung, wenn auch in Baiern weniger stark als in Österreich; die katholische Geistlichkeit war zumeist in trostlosem Zustand, und viele Priester hatten sich dem neuen Glauben angeschlossen, der Rest war, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zersetzt und in theologischem Wissen und sittlichem Wandel gleichmäßig unvollkommen.

Auch wo die katholische Kirche sich noch erhalten hatte, fehlte es an zuverlässigen Führern, die den Kampf gegenüber der Zuversicht und dem Glaubenseifer der Neuerer hätten aufnehmen können. Zwar hatte es ja nicht an schlagfertigen Gegnern der Reformation gefehlt, aber sie gehörten der dünnen Schicht der scholastischen Universitätsgelehrten an, die wissenschaftlich dem Humanismus, religiös dem Protestantismus mehr und mehr zum Opfer zu fallen drohten. Trotz seiner inneren Spaltungen war der neue Glaube dem alten um 1560 noch weit überlegen — schon daß die Mehrzahl der deutschen Hochschulen im Lager des Protestantismus stand, bedeutete einen weiten geistigen Vorsprung, der freilich zunächst durch die theologischen Zwistigkeiten der protestantischen Richtungen gemindert wurde, für eine spätere Zukunft aber Entscheidendes bedeuten sollte.

Für spätere Geschlechter ist es eine schwer begreifliche Tatsache, daß sich die Theologen jenes Jahrhunderts nicht nur über die großen Fragen der Religion, sondern auch über die kleinsten der Bibelauslegung und der Kultusformen mit einer Leidenschaft streiten konnten, die alles Verbindende zurückdrängte und überall Gefahr für den rechten Glauben und das Seelenheil witterte. Luther und seine Gegner hatten diesen Kämpfen von Anfang an den Charakter unerbittlicher Schroffheit gegeben, und Luther hatte durch sein Verhalten gegenüber Zwingli die Unversöhnlichkeit auch in die protestantischen Lehrmeinungen hineingetragen; jetzt weiteten sich die ersten Gegensätze selbst innerhalb des Protestantismus zu einer wahren Heerschau: nicht nur Lutheraner und Calvinisten bekämpften sich, sondern das Luthertum erhielt nach Luthers Tod seine strengen und milderen Parteigänger, seine Philippisten (nach Philipp Melanchthon genannt) und Kryptocalvinisten, und sie alle standen zugleich im Kampfe gegen die zahlreichen Sekten, die sich das neue Christentum nach ihren besonderen Wünschen zu gestalten strebten. Kirchlich und politisch verhängnisvoll war freilich nur der Kampf der beiden großen Gemeinschaften, der Lutheraner und der Calvinisten, denn er zerstörte die Front, die allein dem Katholizismus hätte lebensgefährlich werden können. Er nahm den Protestanten das von den Reformatoren verkündete Gefühl des einzig richtigen Glaubens und gab dem Katholizismus die Möglichkeit, auf diese Spaltungen als Beweis der baldigen Auflösung und des offenbaren Ketzertums hinzuweisen. Es war doch ein böses Zeichen, daß die Universität Wittenberg, der Hort der Reformation, infolge der Streitigkeiten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf die Hälfte ihrer früheren Studentenzahl sank und daß auch die meisten andern protestantischen Hochschulen von solchen Kämpfen um die Rechtgläubigkeit tief erschüttert wurden. In Sachsen und in Schlesien, in Braunschweig und in Hessen tobten diese Zwistigkeiten, und der jeweils obsiegende Teil vertrieb die Andersgläubigen aus Amt und Heimat. Geistliche und Lehrer, Hofprediger und Rektoren wurden in Massen die Opfer dieser Leidenschaften. Wohl bemühten sich einzelne um eine Verständigung, aber nicht einmal innerhalb

des Luthertums gelang es, mit einer Konkordienformel von 1580 zu einer Sammlung auf der Grundlage der Augsburger Konfession zu kommen; was Luthers Autorität einst zusammengehalten hatte, zerriß in den Händen glaubenseifriger Epigonen. Die Duldung anderer Meinungen auf religiösem Gebiete war diesen Streitern Gottes noch völlig fremd. Diese Wut der Theologen — „rabies theologorum", wie Melanchthon sie damals nannte — geriet aber nicht nur mit den Andersgläubigen in Gegensatz, sondern sie bedrängte auch die rein wissenschaftlichen Studien auf dem Gebiete des Humanismus und vor allem der Philosophie. Die streng lutherisch Gesinnten teilten mit der katholischen Kirche die Anschauung, daß die Wissenschaft die Magd der Theologie zu sein habe, und so verwarfen auch sie in Glaubenssachen jede Berufung auf die Vernunft — die Bibel in lutherischer Auslegung galt ihnen als die Quelle aller Erkenntnis und als letzte Autorität. In Wittenberg und Tübingen, auch an der 1607 neugegründeten Gießener Hochschule wurden deshalb die humanistisch-philosophischen Studien zurückgedrängt, Kepler wurde in Tübingen von den Theologen „seines Fürwitzes halber" verwarnt. Der Weg bis zur katholischen Verurteilung Galileis war nicht allzu weit.


SATANAE
STRATAGEMATA LI-
BRI OCTO.
IACOBO ACONTIO
Authore.
Accesit eruditissima Epistola de ratione edendorum librorum, ad Iohannem Vuolfium Tigurinum eodem authore.
BASILEAE
APVD PETRVM PERNAM
M. D. LXV.

Titelblatt der „Kriegslisten des Satans" von Jakob Acontius, Basel 1565

Auch der Calvinismus war, wie die Verbrennung Servets in Genf gezeigt hatte, ursprünglich weit vom Standpunkt der Duldung entfernt. Aber in Deutschland und Holland und später in England war er gezwungen, für das Recht der religiösen Minderheiten zu kämpfen, zu denen er selber gehörte. Und diese Minderheiten, die Sektierer und Philosophen — auch sie zuletzt Kinder Luthers — trugen naturgemäß den Toleranzgedanken in sich, denn er war der einzige Schutz ihres Daseins; ihnen Gleichberechtigung zu verleihen, war für die „Rechtgläubigen" ein unfaßbarer Gedanke. Weiterblickend als das Luthertum versuchte der deutsche Calvinismus die trennenden Schranken zu überwinden:

er erkannte die politische und religiöse Gefahr der Zwiespältigkeit, und nur er war noch vom Geiste religiöser Propaganda durchdrungen. Aber wer so in tiefer Sorge die Einheit des Protestantismus um seiner Erhaltung und Ausbreitung willen predigte, wie es die pfälzischen Kurfürsten Friedrich der Fromme (gestorben 1576) und Johann Casimir (gestorben 1592), wie es auch Herzog Christoph von Württemberg trotz seines Luthertums getan hatte, stieß bei den strengen Lutheranern, vor allem in Kursachsen, auf unüberwindlichen Widerstand. Jakob Acontius schrieb 1565 vergeblich seine acht Bücher von den „Kriegslisten des Satan", um zur Einigkeit aufzurufen. Auf dem Augsburger Reichstag von 1566 war es nahe daran, daß Katholiken und Lutheraner gemeinsam die verhaßten Calvinisten vom Religionsfrieden ausschlossen. Was nützten alle Fortschritte des Protestantismus in den Bevölkerungen, wenn er sich durch solchen inneren Kampf gleichzeitig aufrieb? Es war eine starke Waffe für den katholischen Gegner, daß er auf diese Uneinigkeit der Protestanten hinweisen und seine eigene Glaubensgewißheit als das deutliche Zeugnis des rechten Glaubens ausspielen konnte. Es war eine durch ihre Geschlossenheit und ihren Glaubenseifer machtvolle Bewegung, die sich nun auf katholischer Seite erhob.

Zeitgenössisches Flugblatt
auf den Streit zwischen Luther, Calvin und dem Papst

Die katholische Bewegung

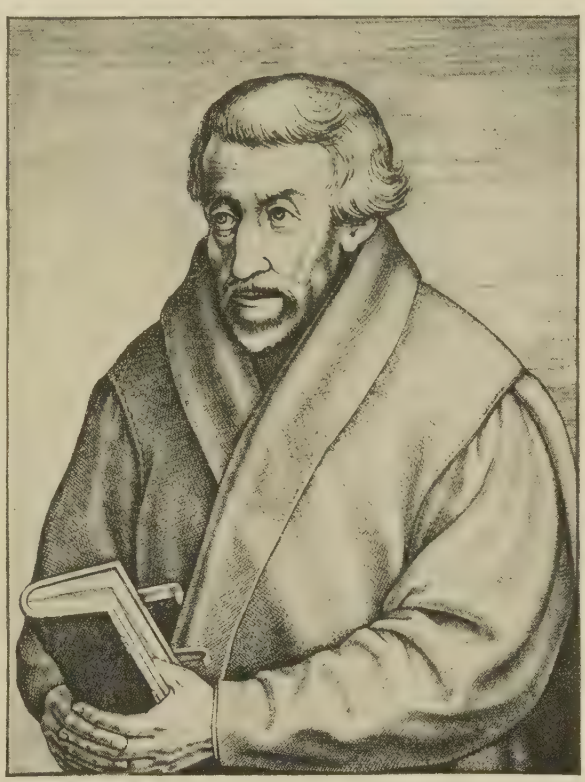
Wäre der Katholizismus so durchaus eine romanische Erscheinung, wie man oft zu sagen pflegt, so wäre es schwer verständlich, daß gerade in Deutschland der Entscheidungskampf zugunsten der Gegenreformation sich abspielte und daß sich deutsche Seelen dem katholischen Glauben und Kirchentum mit so heißer Leidenschaft hingaben, wie es nun geschah. Was immer die Gegenreformation durch Gewalt gesündigt haben mag — ihre Vorkämpfer in geistlichen Ämtern, in den Arbeitsstätten der Gelehrten, auf den Fürstenthronen waren genau so gute Deutsche wie die Vorkämpfer des Protestantismus. Der religiöse Unterschied läßt sich auf keine nationale Formel bringen. Auch in seiner romanischen Verfassung rührte der Katholizismus so sehr an letzte religiöse Bedürfnisse, daß er sich über Volkstum und Rasse erhob — in vielfacher Hinsicht jedenfalls, und dieses letzte Religiöse erschien auch deutschen Gemütern wichtiger als die romanischen Bestandteile der katholischen Kirche in Lehre und Verfassung. Der Protestantismus war eine stürmische religiöse Freiheitsbewegung aus dem Hafen des Autoritätsglaubens hinaus auf das hohe Meer, das sowohl Freiheit als auch Untergang bedeuten konnte. Wie weit man sich damit von jeder Art von Autorität entfernte und nur auf das einzelne Gewissen stellte, sollte freilich erst die Zukunft lehren. Aber es lag über diesem so rasch in Parteiungen zerfallenden Protestantismus eine so weite Abkehr von der Einheit der Kirche und ihrer Lehre, daß sich der alte religiöse Idealismus noch einmal neu erheben mußte — lehrte das Christentum nicht von Anfang an den einen Hirten und die eine Herde, die eine christliche Kirche, die Gemeinschaft des Glaubens, die Einheit des geoffenbarten Glaubens? Hatte die Kirche nicht eine Geschichte von 1500 Jahren, eine Geschichte von Märtyrern und Heiligen, von Wundern und Offenbarungen? Sollte dies alles unter dem Ansturm revolutionärer und auseinandergehender Geister mit einem Schlage versinken? In der Vergangenheit der katholischen Kirche, in ihrem Selbstbewußtsein, in ihrem Offenbarungsglauben lag es beschlossen, daß sie sich neu erheben mußte und daß sie ihren Idealismus von neuem in Abwehr und Angriff entwickelte.

Die geistigen Grundlagen der katholischen Gegenreformation sind die alten Gedanken der mittelalterlichen Kirche — sie konnten nichts Neues sein, weil die Kirche ja auf ihren alten Grundlagen beharren wollte. Nur die Menschen, die die alten Grundlagen wieder fanden und neu festigten, sind bei Beginn der Bewegung eine neue Erscheinung. Denn ganz anders als früher sind sie jetzt alle in den Kampf um den Glauben hineingestellt — war früher die Ketzerbekämpfung eine Sache der kirchlichen Organe, vor allem des Dominikanerordens und der Inquisition, so trat jetzt an jeden einzelnen die Entscheidung heran: ob Gelehrter oder Ungelehrter, ob Theolog oder Laie, ob Adliger, Bürger oder Bauer — ein jeder war in Glaubenssachen zum Richter geworden, denn ringsumher, in alle Kreise, in alle Familien hinein, war das Neue mit dem Anspruch auf Alleingültigkeit gedrungen! Viele verzichteten auf den Kampf — sie gingen mit der Mehrheit. Einzelne versuchten den Kampf aufzunehmen — sie unterlagen überall, wo die neue Lehre zur Herrschaft gelangt

war. Wieder andere, in günstigerer Umgebung, unter dem Schutze eines altgläubigen Landesherrn, vermochten sich nicht nur zu behaupten, sondern den literarischen Kampf gegen Luther und seine Mitstreiter aufzunehmen. Schon bei diesen Vorkämpfern des alten Glaubens sind die Anfänge einer Reaktionsbewegung in Deutschland festzustellen. Aber wichtiger war doch, daß es schon jahrzehntelang vor der Reformation eine Reformbewegung innerhalb der Kirche gegeben hatte: in Italien, in Spanien, in England, in Böhmen und in Deutschland hatten ihre wirksamsten Vorkämpfer gelebt. In der Persönlichkeit des Erasmus hatte sie am Anfang des 16. Jahrhunderts vielleicht ihre stärkste Kraft gewonnen; aber seine Reformgedanken galten den Bedürfnissen der Bildungsschicht, und es schwebte ihm neben einer stark vergeistigten Kirche der Gelehrten und Gebildeten eine Volkskirche mit gröberen religiösen Begriffen vor. Erasmus verwarf deshalb die lutherische Reform, die solchen Unterschied nicht kannte; aber sein Beharren bei der alten Kirche gab seinen Gedanken keine bessere Wirkungsmöglichkeit, ebensowenig wie die italienischen Reformer (Contarini, Morone, Ochino, Poole, Michelangelo, Vittoria Colonna, Giulia Gonzaga usw.) mit ihren tief religiösen Anschauungen zu Erfolgen kommen konnten. Denn es gab sehr bald nur noch zwei Möglichkeiten: mit der alten Kirche auf dem Alten beharren oder zu dem Neuen übertreten. Es ist schon zu bezweifeln, ob jemals die reformatorische Bewegung durch einzelne Zugeständnisse hätte aufgehalten werden können; nachdem sich aber festgeschlossene protestantische Kirchen und zahlreiche Sekten entwickelt hatten, war ein Zugeständnis in der Frage der Priesterehe oder des Laienkelchs nicht mehr ausreichend. Noch schlummerten in der Tiefe die wahren Gegensätze protestantischer und katholischer Religiosität, aber selbst die Gegner von damals fühlten, daß es sich um mehr als um das eine oder andere Zugeständnis handle. Es gab trotzdem um die Mitte des 16. Jahrhunderts, noch ehe die Gedankengänge der katholischen Gegenbewegung sich klar entwickelt hatten, in Deutschland und in Italien Befürworter solcher Zugeständnisse — vor allem Kaiser Ferdinand und Herzog Albrecht von Baiern samt ihren Räten gehörten dazu —, aber sie fanden bei der letzten Tagung des Konzils von Trient (1562—1563) den unbeugsamen Widerstand derer, die nur noch ein Biegen oder Brechen kannten. Denn aus den katholischen Reformern der letzten hundert Jahre hatte sich jetzt ein Geschlecht entwickelt, das in jedem Zugeständnis nur Schwäche sah und das an den Lehren der alten Kirche nicht das geringste geändert sehen wollte. Beseitigung aller Mißstände, aber Erhaltung alles dessen, was die Kirche in Jahrhunderten ausgebildet hatte — das war die Losung dieses neuen Geschlechts. Und ihm war, im Gegensatz zu den Verzweifelnden oder nur Abwehrenden, ein Geist der Offensive eingeboren, der die Abtrünnigen zum alten Glauben zurückführen oder sie vernichten wollte — der Glaube an die eine Wahrheit wurde zum Idealismus und zum Fanatismus.

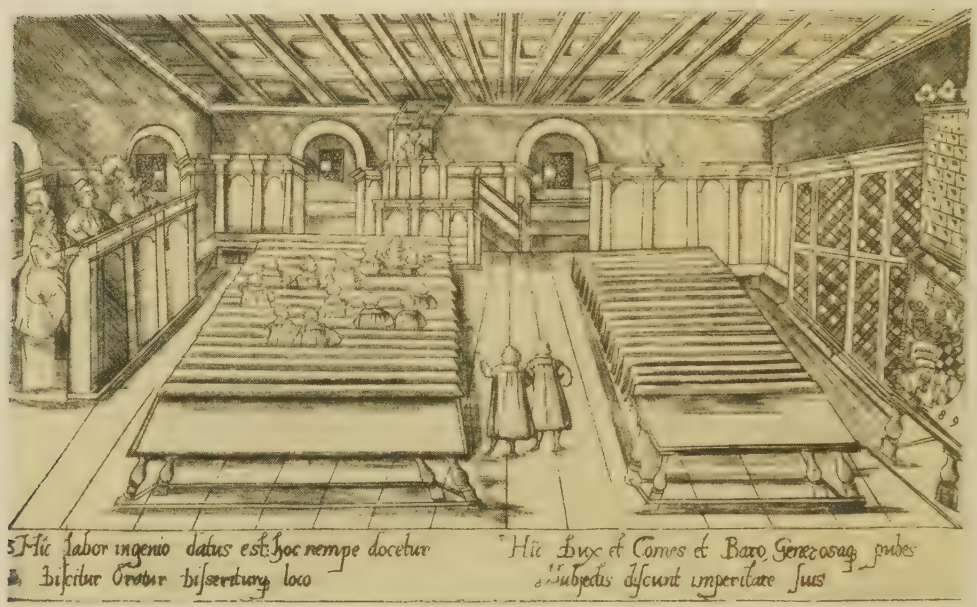
Wappen der Gesellschaft Jesu
Aus Adam Contz, De pace Germaniae
Mainz 1616

In der Gesellschaft Jesu, im Papsttum der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, im Kapuzinerorden und in vielen Einzelnen ist dieser streng katholische Geist verkörpert. Die Ideale der mittelalterlichen Kirche, von den Reformatoren verachtet und verworfen, erwachten zu neuem Leben: wieder sollte alles Irdische gering geachtet werden, sollten Weltverachtung und Askese, Gebet und Meditation, die mystische Verbindung mit Jesus und Gott das Leben beherrschen, und alles und jedes sollte mit dem Maßstab der Kirche gemessen werden; das Leben wurde wieder zum Kampf gegen die Sünde, die Überwindung des Irdischen wurde wiederum das Ziel. Die Kultusformen der Kirche, der Aufbau ihrer Einrichtungen, die Hierarchie mit dem Papsttum an der Spitze wurden über alles Leben erhoben — in ihnen war der göttliche Geist und der göttliche Wille lebendig, und sie anzutasten wurde zum Frevel am Heiligen. War der Protestantismus aus der Bevormundung alles Lebens durch die Kirche herausgetreten, so wurde es in dieser Gegenbewegung von neuem zum Gesetz, daß die Kirche alles Leben zu bestimmen habe. So wurde — zum mindesten in der Theorie — der Staat wieder ein Werkzeug der Kirche, die Wissenschaft wieder Scholastik, die Kunst in erster Linie kirchlich, und dem kirchlichen Gesetze zu gehorchen wurde die erste und letzte Aufgabe des wahren Christen. Drei Jahrhunderte nach seinem Tode begann Thomas von Aquino der maßgebende Lehrer der Kirche zu werden, denn er hatte ja die Wissenschaft von Kirche und Leben zu ihrer letzten Zusammenfassung geführt.



Petrus Canisius,
der Vorkämpfer des Jesuitismus in Deutschland.
Kupferstich von H. Wierix

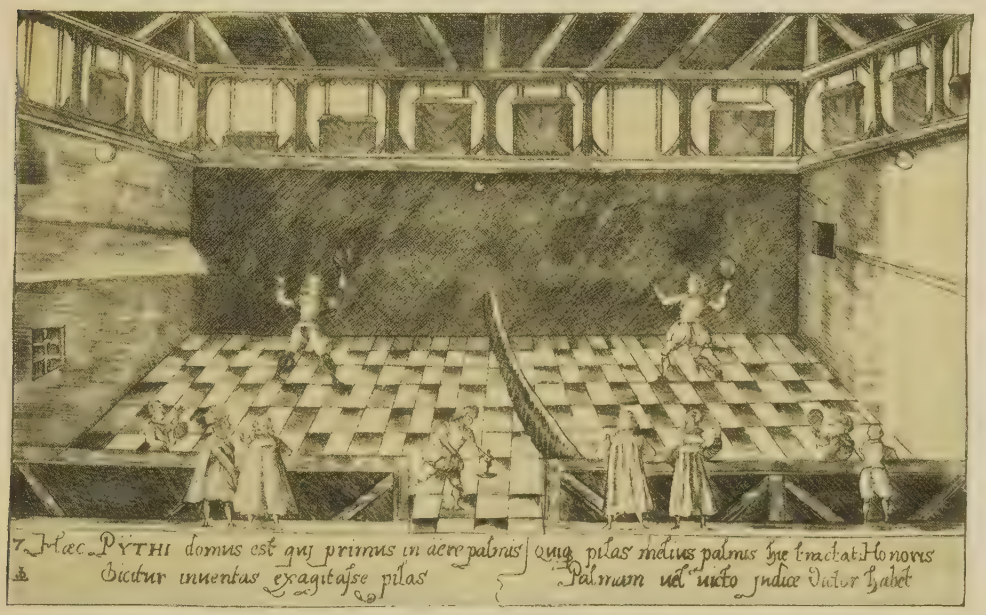
Petrus Canisius war der erste Vorkämpfer dieses neuerwachenden Katholizismus auf deutschem Boden. Vom Niederrhein gebürtig und von Kind auf in den religiösen Kämpfen des Zeitalters stehend, zeigt er aufs deutlichste, daß es sich bei der Entscheidung für das Alte oder das Neue um religiöse Veranlagung, nicht um das Eindringen volksfremden Geistes handelt. Denn schon in seiner Kindheit ist er ausschließlich auf das Religiöse eingestellt: er trägt zur Kasteiung ein rauhes Untergewand, und er sieht das Leben nur unter dem Gesichtspunkt der Sünde. Der erste Brief, den wir von ihm als



Disputation in einem Hörsaal der Universität Tübingen. Kupferstich von L. Ditzinger nach Neyffer 1589

zwanzigjährigem Studenten besitzen und der an seine Schwester gerichtet ist, spricht nur davon, wie man sich von den Ketten der Welt befreien und den himmlischen Bräutigam umarmen könne, und er tadelt die Schwester, daß sie sich den religiösen Übungen nicht genügend hingebe. Das war der Boden, auf dem das spezifisch katholische Glaubensgebäude stand. Nicht nur aus freier Entschließung, sondern aus tiefstem inneren Drang hat sich Canisius als erster Deutscher dem Jesuitenorden (1543) angeschlossen. Die Deutschen vor dem religiösen Untergang — denn so stellte sich ihm alles Nichtkatholische dar — zu bewahren, fühlte er als heilige Verpflichtung. Daß es nur eine Wahrheit gebe und daß die katholische Kirche sie besitze, war ihm so selbstverständlich, daß schon um deswillen irgendeine andre Anschauung nicht vor ihm bestehen konnte. Und dieser abgeschlossene, der Wahrheit völlig gewisse Geist ist allen eigen, die sich wie Canisius der Sturmflut entgegenstellten, und deshalb ist ihnen auch Zwang und stärkste Gewalt nicht ein Unrecht, sondern vielmehr eine Wohltat an Irrenden, die den rechten Weg verloren haben. Es ist oft eine düstere fanatische Anschauung, aber doch ein Idealismus von ähnlicher Kraft, wie ihn zuvor die Reformatoren entfaltet hatten — jetzt erwachte die andere Seite zu zäher Verteidigung und zu aussichtsvollem Angriff. Der kirchliche Universalismus erfüllte sie — das nationale Element stand ihnen, zum mindesten in kirchlicher Hinsicht, an zweiter Stelle, sie wußten nur von dem einen Hirten und der einen Herde und von der göttlichen Einsetzung der allgemeinen christlichen Kirche.

Seit Beginn der 50er Jahre sammeln sich in Deutschland die ersten, noch kleinen Kreise dieser katholischen Wiederherstellungspartei. Karl V. hatte schon beim Interim den Nachdruck auf Reformen in der Kirche gelegt, unter Zurückdrängung der dogmatischen Fragen; in der Kölner Diözese waren Männer wie Gropper und Billick und Erzbischof



Tübinger Studenten beim Ballspiel. Kupferstich von L. Ditzinger nach Chr. Neyffer 1589

Adolf III. von Schaumburg mit solchen Absichten tätig geworden. Aber wenn es auch hie und da geistliche Fürsten mit Reformgedanken gab — Kardinal Otto von Truchseß in Augsburg gehörte dazu —, so wurden sie doch nicht die Träger der Bewegung. Zuerst waren es nur einzelne wie Canisius, der bald nach seinem Eintritt in den Jesuitenorden in der Einrichtung von Schulen zur Heranbildung von geeigneten Priestern ein wichtiges Mittel der Erneuerung sah — sein Wirken an der Universität Ingolstadt seit 1549, seine Tätigkeit in Wien seit 1552, dann 1556 in Prag und noch im selben Jahr wieder in Ingolstadt führte zur Gründung der ersten Jesuiten-Kollegien auf deutschem Boden, die sehr bald die Mittelpunkte eines neuen, strengkirchlichen Unterrichts und einer planmäßig geleiteten Propaganda wurden. Canisius hatte sehr klar den wesentlichen Punkt erkannt: ohne eine geeignete, sicher geschulte und glaubensstarke Geistlichkeit blieben alle andern Versuche zwecklos. Der Protestantismus hatte nicht nur die meisten Klöster zersprengt, sondern auch die niedere Geistlichkeit an sich gezogen; ein völliger Mangel an brauchbaren Kräften war auch dort eingetreten, wo die Landesfürsten ihre Untertanen bei der alten Kirche hielten. Die theologische Ausbildung der Geistlichen war verfallen, seit die meisten Hochschulen sich der neuen Lehre eröffnet hatten, die geistlichen Vorgesetzten versagten bei der Beaufsichtigung des niederen Klerus, beinahe überall waren neben den kirchlichen Mängeln auch sittliche eingerissen. Das Zölibat wurde vergessen, das kirchliche Gut an Frauen und Kinder der Geistlichen verschleudert, die Gemeinde vernachlässigt — jede Visitation lieferte die drastischsten Beispiele für den Verfall des kirchlichen Lebens. Die alten großen Klöster, längst schon ein Ärgernis für die Landesherren und für die Gläubigen, boten abschreckende Beispiele: so etwa das altberühmte Kloster Weingarten in Oberschwaben, wo Abt Gerwig Blarer ein rein weltliches, genußfrohes Leben führte, die Zucht unter den

Mönchen vollständig verfallen ließ, wie er denn auch selbst ein schlechtes sittliches Vorbild gab und stärker beim Trunk als bei seinen kirchlichen Verpflichtungen war; er verschleuderte das Klostergut durch kostspieliges Leben zu Haus und auf Reichstagen, zu denen ihn seine politischen Neigungen zogen — schon 1560, sieben Jahre vor seinem Tode, hatte das Kloster 60 000 Gulden Schulden. Er wollte von Luthers Lehre nichts wissen, aber auch die Reform der alten Kirche war ihm gleichgültig: die Jesuiten behagten ihm nicht, und der strenge Papst Paul IV. fand in Weingarten keine Sympathie. Es war für Abt Gerwig eine weit bequemere Anschauung, daß der Protestantismus von selber wieder vergehen werde, so daß man sich über seine Bekämpfung keine Gedanken zu machen brauche. Wie in Weingarten, so stand es fast überall — Gleichgültigkeit, Unwissenheit und Hingabe an die Freuden des Lebens stellten sich einer Erneuerung des katholischen Lebens entgegen. Von der Geistlichkeit verlassen, gingen auch die Bevölkerungen ihren eigenen Weg: der Besitz an Glaubenslehren verfiel, und die Hinneigung zu den neuen Lehren wurde überall es zu Beginn der 60er Jahre: die Bevölkerungen waren überall zum letzten Abfall reif, und die übriggebliebenen Inseln des Katholizismus hätten kaum standzuhalten vermocht.

Gerwig Blarer,
Abt von Weingarten.
Medaille von M. Gebel

in Wort und Schrift von geeigneten und ungeeigneten Propheten, von Predigern ohne Approbation und von umherziehenden Agitatoren genährt. Nicht nur der Drang der Zeit, sondern diese innere Lage der alten Kirche hatte den Boden für das Vordringen der neuen Lehre geebnet und Deutschland zu neun Zehnteln protestantisch gemacht. Denn so stand

Auch die Tätigkeit der Einzelnen, die vom Geist der alten Kirche erfüllt waren, ihr dienen und sie erneuern wollten, wäre nicht imstande gewesen, den reißenden Strom aufzuhalten, wenn sich nicht schon in den Anfängen des Jesuitenordens auf deutschem Boden landesherrliche Gewalten zu ihm gesellt und mit ihm den Kampf gegen die neuen Lehren aufgenommen hätten. Das landesherrliche Kirchenregiment, das sich im Ausgang des Mittelalters entwickelt hatte, bot genug Handhabe, den weltlichen Arm auch auf geistlichem Gebiete wirksam zu machen. Die fürstlichen Landesherren haben auf der alten und auf der neuen Seite ihren Vorteil gefunden — im einen Fall nahmen sie die Kirchengüter im ganzen, im andern stärkten sie sich durch Zehnten und andere Vorrechte, die ihnen der Papst für ihre Treue bewilligte. Es wäre jedoch unrecht, wenn man ihnen den inneren Anteil an den religiösen Entscheidungen absprechen wollte — gerade auf katholischer Seite wuchs die Anhänglichkeit an die Kirche aus konservativen Grundstimmungen heraus, die sich aus persönlicher und dynastischer Veranlagung zusammensetzten. Die Natur des ersten fürstlichen Vorkämpfers auf deutschem Boden, des Herzogs Albrecht V. von Baiern, war von Haus aus gegen Neuerungen — sie konnten nur zu leicht auch zur Zersetzung der landesherrlichen Autorität führen. Die alte Kirche war ihm etwas Unantastbares, Heiliges, Göttliches, und da der Landesherr seit dem Augsburger Religions-

Pfäffische Weinsuchts Lust/

Nach dem gemeinen Sprichwort:

Bub hol Wein / Wirth schenck ein/ Pfaff trinck auß/ Bawer gibs Gelt herauß.

Buob hohl Wein | Wirt schenck ein. | Pfaff trinckt auß | Bawr gib gelt herauß.

Der Jung.

Ich bin ein Jung / ohn allen sorgn/
Hol Wein den Abend als den Morgen.
Ich trag den Gästen weidlich zu/
Deß Tags hab ich gar wenig ruh.
Das sauffen wehrt biß in Mitternacht/
Darob mein Herr sich lustig macht.
Dann es tregt jhm auch stadtlich ein/
Ich hohl/trag zu den besten Wein.
Alt vnd New/welchn man haben wil/
Auch mach ich nicht deß gaffens viel.
Sondern geh gar geschwindt von stadt/
Weil man noch lust zu trincken hat.
Mein Herr kompt wol der Rechnung zu/
Er macht ein X. offt für ein V.
Vnd bringt darvon ein gutten schmauß/
Schenckt gern ein vnd seufft willig auß.
Insonderheit mit Münch vnd Pfaffn/
Hat er so leiden gern zuschaffn.
Dann sie haben so gut Alt geld/
Darumb es auch meim Herrn gefeldt.
Ich muß eylen vnd lauffen sehr/
Dort macht der Pfaff das Gläßlein lehr.
Mein Herr/ muß wiederumb schencken ein/
Herr/ich bring hier ein gutten Wein.

Der Wirth.

Das du sehr eylest/thustu recht/
Solst mir drumb sein ein lieber knecht.
Deß Pfaffen Seckel mir nicht leugt/
Trag Wein her/ das der Tisch nur beugt.
Ein Dutzet Wachteln zu der stundt/
Die können sein nicht vngesundt.
Die las frisch bratten in der Kuchn/
Der Pfaff zahlts/die Fraw darff nit fluchn.
Der gute Herr ist zwar versoffn/
Sih/ dortten steht sein Tasch noch offn.
Er muß bezahlen / ohne wanckn/
Solts jhm ein spitzig Hölzlin danckn.
Dann seine Viereckichte schlapp/
Wunderbar stücklein in sich hat.
Holla/ Guraschi/ Herrlein mein/
Laßt vns ein klein weil lustig sein.
Laßts auff der Post herumber gehn/
Das Glaß muß nicht lang stille stehn.
Saufft weidtlich auß / den besten Wein
Schenck ich euch gar baldt wiedrumb ein.
Ich bin der Wirth/ jhr seydt der Gast/
Den ich mit sauffen liebe fast.
Mein Jung tregt zu/vnd ich schenck ein/
Das Guthlein muß versoffen sein.

Der Pfaff.

Ich sauff den Abend als den Morgn/
Vnd las die klein Waldvöglein sorgn.
Der Bawr / so wohl vorm Jahr als Hewr/
Muß mir dran geben wol zu stewr.
Der Wein schmeckt mir so trefflich wol/
Vnd macht mich Somer vnd Winter voll.
Drumb hab ich so ein dicken Bauch/
Ich bin fürwahr ein rechter Weinschlauch.
Ich freß vnd sauff in meinen Kropff/
Das sicht man an meim dicken Kopff.
Der kompt mir vom Studieren nicht/
Wenn man schon lang in Bücher sicht.
Das gibt gar klein vnd schlechte krafft/
Ich lob den Edlen Rebensafft.
Derselbige schlägt jmmer zu
Mir besser als die Bibel zu.
Drumb lob ich offt denselbn Donat/
Welcher so feine Reifflein hat.
Drauß man ein Pomrischn Soff kan thun/
Ich wil mich weidtlich brauchen nun.
Wil fressen/ sauffen/ panckethirn/
Vnd dieses Jahr also hnauß führn.
Ich Schlem vnd Tem/ recht nach der pauß/
Der Bauwr muß Gelt geben hrauß.

Der Bawer.

Ich Armer Bawr vnd guter Tropff/
Ich kratz mich hier in meinen Kopff.
Jederman wil nur fressn vnd sauffn/
Vns arme Bawern vberlauffn.
Vnd bey vns stets abfordern Gelt/
Das ist der brauch jetzt in der Welt.
Vnser Pfaff der versoffne Brudr/
Der ligt doch Tag vnd Nacht im Ludr.
Spielt / frist vnd seufft den besten Wein/
Vnd fragt nichts nach der gantzn Gemein.
Wir arme Bawern auch darnebn/
Müssen nur jmmer Gelt hergebn.
Wann wir vermeinen vnser Pfaff
Sey in der Kirch/sein Ampt recht schaff.
So ist er drinnen im Wirthshauß/
Vnd thut die Gläser lehren auß.
Rühmbt sich darneben freventlich/
Spricht: Hui/Pfaff/wacker dummel dich.
Sauff auß vnd hab ein guttes lebn/
Der Bawer muß wol Gelt hergebn.
Ich wolt das ding hett schier ein Endt/
Vnd den Pfaffen Box Martter schendt.
Das er einmahl hett gsoffen auß:
Weil er spricht: Bawer gibs Gelt hrauß.

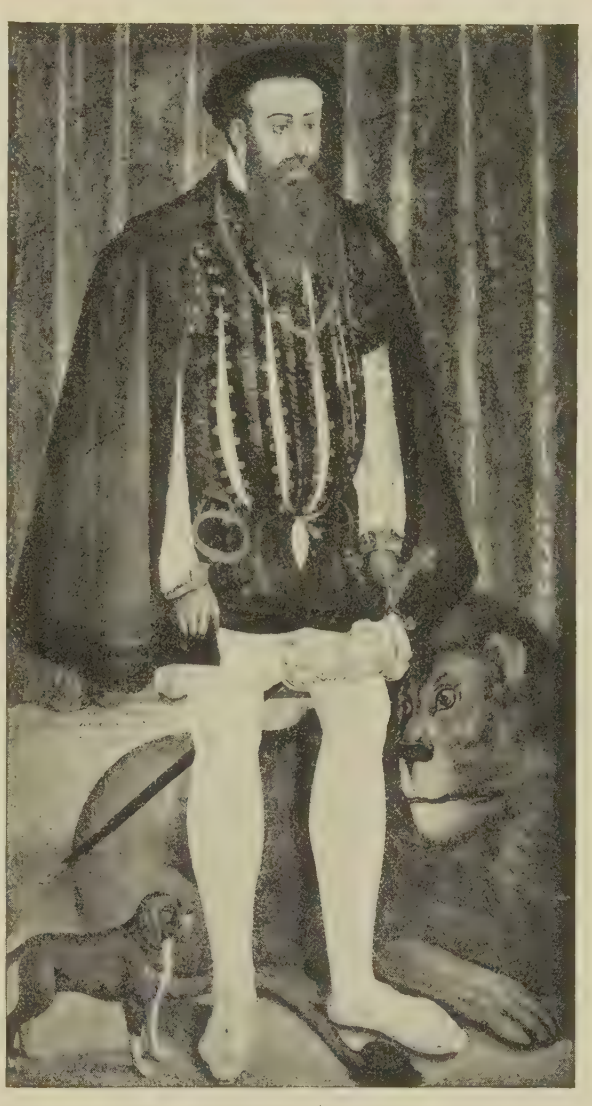
Gedruckt zu Speyr bey Mattheus Buschweiler/ Anno 1620.

Satirisches Flugblatt auf das genußfrohe Leben der katholischen Geistlichen.
Gotha, Kupferstichkabinett

frieden das Bekenntnis seines Landes zu bestimmen hatte, so war der Abfall von der alten Kirche zugleich ein Abfall vom Landesherrn. „Wer nicht mit mir glaubt, darf nicht mit mir essen" — mit diesem Satz wurden die Adligen, die sich dem neuen Glauben angeschlossen hatten, vom Münchner Hofe verbannt. Es wurde in Baiern die Legende von einer Adelsverschwörung gegen den Herzog erfunden, um den Kampf gegen die protestantischen Adligen mit gewalttätigem Gericht durchzuführen; in Wahrheit hat es sich dabei um nichts anderes als um den versuchten Schutz der religiösen Überzeugungen dieser Adligen gehandelt, die sich wohl zu bitteren Bemerkungen über den Herzog als Gegner der Reformation, niemals aber zu einer irgendwie politischen Verschwörung verstiegen haben. Unentwirrbar verbinden sich hier die religiösen Überzeugungen und die politischen Interessen des katholischen Landesfürstentums: in diesem protestantischen Adel (der doch in Baiern viel weniger zahlreich als in den habsburgischen Erblanden war) traf man zu gleicher Zeit die Stände, die nur zu gern dem Landesfürsten ihren Willen aufgezwungen hätten. In Baiern und in Österreich ist zugleich mit dem Protestantismus auch die Macht der Stände für immer gebrochen worden. So belohnte sich von einer andern Seite her der Zusammenhalt mit dem alten Glauben — aus Reformation und Gegenreformation zog gleichmäßig der kommende fürstliche Absolutismus seine Kräfte. Die fürstliche Bürokratie stand begreiflicherweise ganz mit dem Landesherrn zusammen: ursprünglich milder gesinnt und zu Zugeständnissen an die Neuerer noch 1562, bei Wiederbeginn des Trienter Konzils, geneigt, wurde sie seitdem zur Partei der schärfsten Maßnahmen, und gerade unter den bairischen Räten finden sich die ausgesprochensten Freunde der Gesellschaft Jesu. Diese aber erkannte die Gunst der Lage: sie stützte sich auf diese Freundschaft und schickte zudem ihre Mitglieder als Beichtväter in die fürstlichen Familien — auf ihrer höfischen Stellung beruhte ein großer Teil ihres Einflusses. Der Orden erzog seine Mitglieder geflissentlich für solche Aufgaben: hochgebildet, weltgewandt, mit der höfischen Diplomatie in gleichem Maße vertraut wie mit den Schwächen der fürstlichen Personen, wußten die Jesuiten sich ihren Platz an den katholischen Höfen zu bereiten und zu sichern. Indem sie von oben begannen: beim Landesherrn und seiner Regierung, beim Adel und der hohen Geistlichkeit, hatten sie bereits eine entscheidende Macht in ihren Händen, ehe sie sich dem Volke selber zuwandten. Hier aber waren ihre Mittel nicht minder eindrucksvoll: Predigten mit überlegenem Wissen gegenüber allen Irrtümern der Ketzer, Gottesdienste mit neuem feierlichen Pomp und seiner Wirkung auf die Sinne, zielbewußt angelegte Volksmissionen, und zuletzt ihr höchstes Mittel: die das ganze Sein der Menschen mit religiöser Bewußtheit und Mystik erfassenden Exerzitien — die Kirche trat unter solcher Führung in neuer, eindrucksvollerer und zwingenderer Gestalt vor Gläubige, Schwankende und Abgefallene hin: die Sinne ergreifend, die Herrlichkeiten des Himmelreichs mit Sicherheit verheißend und die Strafen der Hölle mit furchtbarer Zudringlichkeit androhend. Das Erziehungssystem aber, das nun auch auf deutschem Boden in den Kollegien des Ordens den geistlichen und den adligen Nachwuchs schulen sollte, kannte nichts anderes als die eine Wahrheit der Kirche, jede Kritik ausschließend, jeden Zweifel widerlegend, nur den einen Glauben vermittelnd, an dem Leben und Sterben hing, ihn steigernd zu religiösem Enthusiasmus und Fanatismus, kampfbereit bis zum Märtyrertum, und in der Propaganda die tägliche religiöse Pflicht jedes Einzelnen sehend.

Gnadenstuhl (Die heilige Dreifaltigkeit)
Kalksteinrelief von Hans Morinck 1612. Karlsruhe, Landesmuseum

Die späteren Aufgaben waren bestimmend für die Auswahl der Zöglinge und die Art der Erziehung; nur die fähigen Köpfe fanden hier Aufnahme, soweit man Geistliche heranziehen wollte, und die Weltgewandtheit war so notwendig wie die Kenntnis aller menschlichen Schwächen und Neigungen, deren Beherrschung und Leitung die Aufgabe des künftigen Priesters sein sollte. Es fehlte nicht die humanistische Richtung der Zeit, ja, sie wurde hier zu dem schönsten Scheine einer Hingabe an das Altertum, indem die alten Sprachen intensiv gelehrt, antike Komödien zur Freude der Schüler aufgeführt, alte und neue Wissenschaft in öffentlichen Schauspielen von Rede und Gegenrede gepflegt wurden — freilich in so fester christlicher Umrahmung, daß die Wissenschaft als Magd der Theologie selbst in der Scholastik nicht zu so völliger Bindung gekommen war. Traten dann die Zöglinge dieser Kollegien ins Leben hinaus, so waren sie allen Aufgaben und jeder Gegnerschaft gewachsen — die alte Kirche hatte ihre überzeugten Streiter wiedergefunden, und eine rasch wachsende große Literatur zeigte sehr bald ihre unermüdliche Schlagfertigkeit.



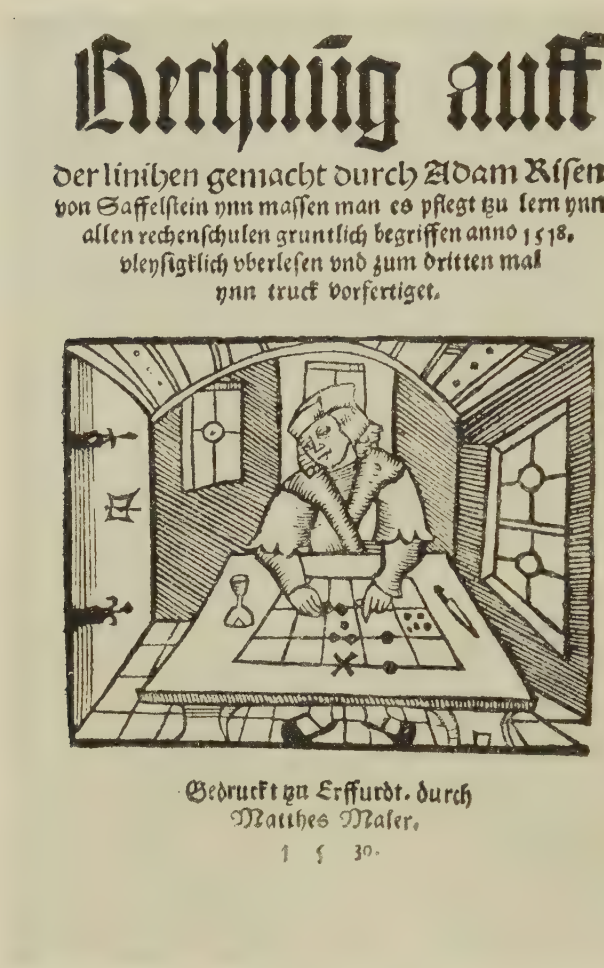
Herzog Albrecht V. von Baiern.
Gemälde von Hans Muelich.
Wien, Kunsthistorisches Museum

Schon im Laufe eines Jahrzehnts wurden die Kollegien in Ingolstadt, Wien, Prag, Augsburg und München zu Trutzburgen des Ordens gegenüber allem Ketzertum; die Universitäten in Ingolstadt und Dillingen (1563), Wien und Prag gingen in seine Hände über und stiegen zu neuem Leben empor, und bald waren die Mitglieder der Gesellschaft Jesu überall, wo der Boden gefährdet war und wo sich der Landesherr hinter sie stellte. Doch bedurfte es zum vollen Erfolge noch der inneren Sammlung der katholischen Kirche, wie das Konzil von Trient in seiner dritten Phase sie brachte. Was auf den beiden früheren Tagungen 1545—1547 und 1551—1552 nicht gelungen war, kam 1562—1563 unter dem Druck eines neuen Geistes zu raschem

Abschluß: Lehre und Disziplin der Kirche wurden im alten Sinne ohne jedes Zugeständnis an die Protestanten erneuert, die Theologie wurde auf den Boden des Thomismus, der Lehre des Thomas von Aquino, gestellt, und die Zentralisation innerhalb der Kirche fand in neuer Stärkung der päpstlichen Allgewalt ihren vorläufigen Abschluß: das Papsttum hatte diese letzte Tagung des Konzils ausschließlich berufen und geleitet, und jede Regung älterer konziliarer Gedanken war mit dem Hinweis auf die der Kirche drohende Gefahr und durch die tatsächliche Übermacht der Kurie erstickt worden. Deutlich hob sich die Entwicklung des päpstlichen Absolutismus von ihrem Untergrunde ab: die Ausbildung einer Theorie vom Papsttum, wie sie Thomas von Aquino im 13. Jahrhundert schon zum Abschluß gebracht hatte, ging Hand in Hand mit der tatsächlichen Entwicklung: jeder äußeren Bedrohung der Macht der Kirche folgte eine Verstärkung des römischen Zentralismus, weil die Gefahr eine immer einheitlichere Zusammenfassung aller Machtmittel erforderte. Der Jesuitenorden hatte diese Zusammenhänge von Anfang an erkannt; er wurde deshalb zum Vorkämpfer des Zentralismus und Absolutismus, der nie versagende Helfer gegen alle rückläufigen Bewegungen in der Kirche, Feind der Ketzer wie der im Kampfe Bedenklichen.

Die zweite Phase des Trienter Konzils war 1552 durch das Vordringen der deutschen Gegner Karls V. gestört worden. Zehn Jahre später stand der deutsche Protestantismus zwar nicht so drohend mit den Waffen in der Hand im Felde, aber seine Fortschritte waren offensichtlich und bedrohlich genug. Bei Kaiser Ferdinand und bei Herzog Albrecht von Baiern regte sich der Gedanke, die Protestanten durch Zugeständnisse für das Konzil zu gewinnen: Priesterehe und Laienkelch sollten, wie schon berichtet wurde, die Mittel zu einer Verständigung bieten. Aber wie es unmöglich war, die Protestanten zum Besuch des Konzils zu bewegen, so war es auch unmöglich, bei den Mitgliedern des Konzils noch Zugeständnisse durchzusetzen — wie konnte man die Priesterehe gestatten, da doch der Priester mehr als je das Organ der Kirche sein sollte und seine Abgesondertheit von der Gemeinde auch in dem Vorbehalt des Kelches für den Priester zum Ausdruck kam? Zwischen dem neuen protestantischen Pastorenbegriff und dem katholischen Priester war ein Unterschied von unausfüllbarer Tiefe — der Unterschied der Kirchen prägte sich im Wesen ihrer Beamten so deutlich aus, daß der Gedanke an eine Wiedervereinigung nur denen noch eine Hoffnung sein konnte, die den wahren Sinn der Verschiedenheit nicht erkannten. Die in Trient versammelten Konzilsväter hatten auch gar nicht die Absicht, diese Unterschiede zu erkennen und zu erwägen — für sie gab es nur die katholische Lehre und ihre verbindliche Allgemeingültigkeit. Man erwog nicht die alten und die neuen Lehren, ihre Unterschiede und ihre Rechte, sondern man wünschte nur, den alten Lehren die klarste und wirksamste Fassung zu geben. Es sollte kein Konzil der Verständigung sein, sondern einer Erneuerung der katholischen Kirche auf allen ihren Gebieten. So bedenklich manchen deutschen Katholiken dieses katholische Extrem erschien, so wirksam erwies es sich doch; die innere Festigung des Systems bedeutete Klarheit und Kraft zur Tat, während Lockerungen des Systems als Unsicherheit und Mangel an Tatkraft empfunden worden wären. Die katholische Kirche ging auf dem längst betretenen Wege weiter, ihre Lehre und Organisation zu straffen und jedes Zugeständnis an andere Anschauungen zu verwerfen. Indem in Trient die päpstliche Autorität noch weiter gesteigert und alle Beschlüsse nach dem Willen der päpstlichen Kurie gefaßt wurden, war der Unterschied der Autoritäts-

Hochaltar im Münster zu Überlingen, Holzschnitzerei von Jörg Zürn 1613—19.
Eines der frühesten Werke kirchlicher Barockkunst auf deutschem Boden


Rechnung auff
der linihen gemacht durch Adam Riſen
von Staffelſtein ynn maſſen man es pflegt tzu lern ynn
allen rechenſchulen gruntlich begriffen anno 1518.
vleyſſiglich vberleſen vnd zum dritten mal
ynn truck vorfertiget.
Gedruckt tzu Erffurdt. durch
Matthes Maler.
1 5 30.

Titelblatt einer Ausgabe von Adam Rieſes „Rechenbuch"

kirche von jeder andern Art von Religion deutlicher und trennender als je aufgerichtet. Zwar fand die von dem Jesuiten Lainez geforderte päpstliche Unfehlbarkeit in Trient noch keine Annahme, aber das Papsttum hatte tatsächlich die letzten Widerstände in der Kirche überwunden und seine absolutistische Stellung endgültig durchgesetzt. Jede Möglichkeit zu einer Wiedervereinigung mit den protestantischen Kirchen war damit abgeschnitten. So blieb nur schiedliche Abgrenzung der Macht oder der Kampf um den Besitzstand übrig. Gegenüber dem Vordringen des Protestantismus in allen deutschen Gebieten wählte die katholische Kirche den Kampf, unter Zuhilfenahme aller Machtmittel, die ihr geblieben waren. Die Kirche und ihre Vorkämpfer fühlten nach Beendigung des Konzils wieder festen Boden unter den Füßen, und was bisher nur Aufgabe des Jesuitenordens und seiner fürstlichen Freunde gewesen war, wurde jetzt die Sache der Gesamtkirche. Der Kampf zur Wiederherstellung des Katholizismus in Deutschland wurde aus Einzelvorstößen zu einem planmäßigen Vorgehen, wobei für eine lange Weile die Fäden alles Handelns stärker in München als bei den Habsburgern in Wien zusammenliefen. Die Seele alles Kampfes war jetzt aber der Jesuitenorden, der die geistigen Kräfte stellte und um kein Mittel verlegen war, das dem Gegner Abbruch tun konnte — das religiöse Ziel verband sich ohne Bedenken mit geistigem Zwang und rücksichtsloser Gewalt.

Die Arbeit der Wiederherstellung wird in Baiern und den ihm benachbarten Bistümern und Abteien — in Salzburg, Passau, Eichstätt, Augsburg, Kempten und Ellwangen — schon in den 60er Jahren so weit durchgeführt, daß jede protestantische Regung unmöglich

gemacht ist; wer sich nicht fügt, muß auswandern oder verfällt andern zermürbenden Strafen. Die Bewegung setzt sich in den geistlichen Gebieten des westlichen Mitteldeutschlands und des Südwestens bis in die Schweiz hinein fort und steigert sich schließlich am Niederrhein zur militärischen Auseinandersetzung des Hauses Wittelsbach mit den deutschen Calvinisten um das Erzbistum Köln und findet ihren Ausklang in der Wiederherstellung des Katholizismus in den habsburgischen Gebieten von den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts bis in die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, der den letzten Kampf der Bekenntnisse um die Macht in Deutschland bringt. Der Westfälische Frieden von 1648 schafft nach ergebnislosen Kämpfen die Gleichberechtigung der Bekenntnisse, er bestätigt aber damit zugleich, was die katholische Kirche seit den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts im südlichen und westlichen Deutschland wieder an Boden gewonnen hatte. Dieser Gewinn war nicht gering: er gab der katholischen Seite große geschlossene Gebiete zurück, sicherte ihr eine noch immer stattliche Hierarchie von Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten und erhielt ihr die politische Macht der Häuser Wittelsbach und Habsburg, die allen andern deutschen Fürsten ein volles Gegengewicht zu bieten vermochten.

Im einzelnen vollzog sich die Wiederherstellung überall genau nach den Grundsätzen, die der Jesuitenorden aufgestellt und bereits erprobt hatte; er fehlt deshalb auch nirgends, wo der Kampf begonnen wurde. Zwar dauerte es zunächst eine Weile, bis die Beschlüsse

Schulstube der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.
Holzschnitt vom Meister AE

Ansicht der Stadt Fulda im 17. Jahrhundert.

des Trienter Konzils überall durchgeführt werden konnten — ihre Strenge traf naturgemäß alle diejenigen, die bisher sich nur an den Vorteilen hoher geistlicher Ämter gesättigt hatten. Abt Gerwig Blarer von Weingarten — ein hervorragendes Beispiel der Widerstrebenden — mußte erst sterben, ehe 1569 die tridentinischen Vorschriften in der alten Reichsabtei Eingang fanden. Und so war es noch an vielen andern Orten — die ältere Generation der Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte trennte sich nur schwer von dem sorglosen Dahinleben, das man trotz des erschreckenden Abfalls von der alten Kirche weitergeführt hatte. Auch erforderte die Heranbildung eines besser geschulten niederen Klerus naturgemäß eine ganze Reihe von Jahren. Aber dann wurde doch ein katholisches Gebiet nach dem andern erfaßt, von den Andersgläubigen gereinigt und mit dem neuen katholischen Geiste erfüllt. Das Hochstift Fulda wird zumeist und mit Recht als das erste der schwer gefährdeten Gebiete genannt, in denen die Kämpfe gegen die protestantischen Lehren und zur Erneuerung des Katholizismus erfolgreich aufgenommen wurden. Denn hier waren die Anhänger der alten Kirche in fast hoffnungsloser Minderheit, die Nachbarschaft Hessens und Sachsens begünstigte den Übergang zum Protestantismus, von den Ständen des Stifts war der Adel zum Teil, die Städte ganz protestantisch. Bis 1570 ließen die Äbte des Stifts den Zustand zunehmender Protestantisierung ruhig vor sich gehen. Aber der in diesem Jahre gewählte neue Abt Balthasar von Dernbach nahm, obwohl er erst 20 Jahre zählte, sofort den Kampf auf — einen Kampf, der sich auch hier gegen die Stände des Landes richtete, denn in ihren Ansprüchen auf Mitregierung waren die drei

Kupferstich von Mattheus Merian

Stände — das Kapitel des Stifts, die Ritterschaft und die Städte — sich einig. 1571 berief Abt Balthasar die Jesuiten nach Fulda; sie gründeten eine Schule und im nächsten Jahre ein Kolleg — auch hier bauten sie planmäßig von unten auf, nachdem sie sich der Zustimmung des Landesherrn sicher wußten. Sie predigten gegen die verweltlichten Kapitularen des Stiftes, Balthasar führte die Regel des Benediktinerordens wieder in ihrer vollen Strenge für alle Kapitularen durch, die Konkubinen wurden abgeschafft, katholische Beamte wurden im Lande eingesetzt, der niedere Klerus gereinigt, Beugung unter die Kirchenzucht von der Bevölkerung verlangt und jede protestantische Forderung nach Geistlichen der Augsburger Konfession oder nach protestantischen Schulen abgewiesen. Trotz des Widerstandes der Stände und trotz der Einmischungsversuche protestantischer Fürsten, vor allem des Landgrafen von Hessen, blieb Abt Balthasar fest, und es zeigte sich, daß er mit seinem unbeugsamen Willen stärker war als seine Stände und Nachbarn — auf Betreiben der Kurie und Herzog Albrechts von Baiern verwies Kaiser Maximilian II. 1574 den Gegnern ihren Kampf gegen den Abt als unstatthaft. Das nächste Ergebnis war, daß sich die Kapitularen mit dem Abt verständigten und ihn fortan gewähren ließen, dieser aber forderte nunmehr die allgemeine Rückkehr zur katholischen Kirche unter Androhung der Landesverweisung. Da er jedoch neben den kirchlichen Befehlen auch seine landesherrlichen Befugnisse in bisher unbekannter Art zur Geltung bringen wollte, kam es 1576 nochmals zu einem Bündnis der drei Stände: das Ziel war die Absetzung des Abtes. Durch einen Gewaltstreich gelang diese Absetzung, und Bischof

Julius von Würzburg, der den Ständen alle Rechte und Freiheiten, der Ritterschaft freie Religionsübung versprach, wurde als Administrator des Stifts eingesetzt. Aber Balthasar entfloh aus der Haft, widerrief alle erzwungenen Zugeständnisse und gewann sofort alle katholischen Fürsten und die Kurie für sich — Bischof Julius wurde wegen seines zweideutigen Verhaltens allgemein verurteilt, und selbst die protestantischen Fürsten trauten ihm nicht genugsam, um sich seiner tatkräftig anzunehmen. Es kam zu einem Rechtsstreit vor dem Reichskammergericht, der erst 1602 zugunsten Balthasars entschieden wurde. Aber in dieser langen Zeit verwaltete ein kaiserlicher Kommissar das Stift, und er nahm nach einer kurzen Pause 1579 die Rekatholisierung des Stifts wieder auf — die Jesuiten vor allem waren es, die in unermüdlicher Tätigkeit, unterstützt von dem auf Schloß Bieberstein bei Fulda wohnenden und die Rechtsentscheidung abwartenden Balthasar, das Stift der katholischen Kirche zurückeroberten. 1584 wurde in Fulda mit päpstlichen Mitteln ein Seminar gegründet, das 40 Freiplätze für junge Adlige und — etwas später — auch noch 60 für Bürgerliche enthielt. Auch Protestanten vertrauten ihre Söhne dem ausgezeichnet geleiteten Seminar an. So wuchs eine junge Generation heran, die vom Jesuitenorden gebildet und der katholischen Kirche restlos ergeben war. Als Abt Balthasar 1602 im Rechtsstreit gesiegt hatte, konnte er in den letzten vier Jahren seiner Regierung das Werk vollenden — nur die Ritterschaft ließ sich ihre Religionsfreiheit nicht nehmen, aber im übrigen wurden die Spuren des Protestantismus nunmehr endgültig beseitigt.

Balthasar von Dernbach, Fürstabt des Hochstifts Fulda. Zeitgenössisches Gemälde. Fulda, Landesbibliothek

Die Vorgänge in Fulda erregten deshalb im Reich so großes Aufsehen, weil hier ein fast verlorenes Gebiet der katholischen Kirche wiedergewonnen war, allein durch die Tatkraft eines einzelnen Mannes. Das Vertrauen der Katholiken stieg, daß man Deutschland für die alte Kirche zurückerobern könne; die erprobten Methoden wurden nun überall angewendet, wo sich die Aussichten auf Erfolg boten. Ob es sich um Wiederherstellung der Kirche im Bistum Basel, in den schweizerischen Urkantonen, ob in Mainz und auf dem

mainzischen Eichsfeld, in Trier, Köln, Würzburg oder in den habsburgischen Gebieten handelte — überall mußte der Jesuitenorden unter dem Schutz des katholischen Landesherrn wirken, mußte Schulen gründen und neben einer neuen Geistlichkeit auch den jungen Adel und den bürgerlichen Nachwuchs in streng katholischem Sinne erziehen. Durch Visitationen, Missionspredigten und Exerzitien wird die Bevölkerung beeinflußt, bis sie sich überzeugen läßt — das übrige besorgen Quälereien, Verhaftungen und Landesverweisungen.

Nur in den habsburgischen Ländern gelang die Rekatholisierung nicht so rasch und glatt, weil sich hier wiederholt persönliche und politische Umstände hindernd in den Weg stellten. Daß Kaiser Rudolf II. die volle Wiederherstellung der katholischen Kirche wünschte, ist gewiß — seit seiner Erziehung in Spanien war er auf die strengste Richtung des Katholizismus eingestellt. Aber er fand Zugeständnisse vor, die sein Vater, Maximilian II., gemacht hatte: dem Adel in Niederösterreich war für sich und seine Untertanen Religionsfreiheit gewährt worden, und der oberösterreichische Adel hatte daraufhin stillschweigend das gleiche für sich in Anspruch genommen; auch dem böhmischen Adel hatte Maximilian 1575 dasselbe Zugeständnis gemacht. In Steiermark, Kärnten und Krain hatte Maximilians jüngerer Bruder, Erzherzog Karl, dem Adel die Augsburgische Konfession bewilligt und Duldung der vorhandenen Schulen und Kirchen zugesagt — zwar nicht aus irgendwelcher Hinneigung zum Protestantismus, sondern nur aus Geldnot und um der Türkengefahr willen. Das Ergebnis war, daß in allen diesen habsburgischen Ländern die neue Lehre alle Kreise der Bevölkerung ergriff, obwohl den anderen Ständen keinerlei Zugeständnisse gemacht waren; aber Bürgertum und Bauern gingen auch ohne das gleichen Schritt mit dem Adel. In Tirol freilich und in den sogenannten vorderösterreichischen Gebieten (im Elsaß, Breisgau und in Oberschwaben) griff die Landesregierung von Anfang an hemmend und strafend ein, so daß nur kleinere Kreise vom Protestantismus erfaßt wurden, die man zu unterdrücken vermochte. Aber die allgemeine katholische Bewegung rief seit den 70er Jahren auch in den habsburgischen Ländern ihre Vorkämpfer auf — Jesuitenkollegien bestanden ja schon seit der Mitte des Jahrhunderts in Wien und

Kardinal Melchior Khlesl, Bischof von Wien.
Zeitgenössischer Kupferstich

Prag, 1572 folgte Graz, und die 1586 gegründete Universität Graz wurde den Jesuiten im ganzen übertragen. Nach allen Richtungen entfaltete der Orden seine Tätigkeit; er gründete Schulen, um die protestantischen Schulen mattzusetzen, er sammelte den katholisch gebliebenen Adel um sich, so daß auf den Landtagen aus Geistlichkeit und katholischem Adel festgeschlossene Gruppen entstanden; er erzog einen besseren geistlichen Nachwuchs, er gewann Konvertiten, er leitete im stillen die Maßnahmen des Fürstenhauses. Unter den jungen Konvertiten war wohl der wichtigste der Niederösterreicher Melchior Khlesl, der später, bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein, drei Jahrzehnte lang die habsburgische Politik vorwiegend leitete und sie im strengsten katholischen Sinne beeinflußte — die Kirche dankte ihm mit der Kardinalswürde, die unterdrückten Protestanten aber brachten ihm den leidenschaftlichsten Haß entgegen. Er fand in Kaiser Rudolf II. und in seinem Nachfolger Mathias, in Erzherzog Karl (dem jüngeren Bruder Maximilians II.) und vor allem in dessen Sohn Ferdinand, dem späteren Kaiser Ferdinand II., eine Generation, die weit unduldsamer als Ferdinand I. und Maximilian II. gesinnt war — für sie alle war die volle Wiederherstellung der katholischen Kirche das Ziel. Rudolf vertrieb schon 1578 die protestantischen Prediger aus Wien, 1579 kam es in München, in den letzten Lebenstagen Herzog Albrechts V., zu geheimen Abmachungen mit Erzherzog Karl: ein fester Plan zur Bekämpfung des steiermärkischen Protestantismus wurde aufgestellt und zum Teil dann in den 80er Jahren schon durchgeführt; die volle Gegenreformation aber setzte ein, als Karls Sohn Ferdinand, der in Ingolstadt von den Jesuiten erzogen war, 1595 die Regierung in Graz übernahm: die protestantischen Kirchen wurden geschlossen, die Prediger und Lehrer vertrieben und jedermann vor die Entscheidung gestellt: Rücktritt zur katholischen Kirche oder Auswanderung. Der Besuch auswärtiger Schulen wurde verboten, nur auf den Jesuitenschulen des Inlands war eine Ausbildung möglich. „Reformationskommissionen" sorgten für Durchführung dieser Maßnahmen. Der Adel wurde zwar zunächst noch verschont, wenn ihm auch die öffentliche Ausübung seines Bekenntnisses verboten wurde; als Ferdinand 1628 als Kaiser auf der Höhe seiner Erfolge stand, wurde auch dem Adel die Rückkehr zur alten Kirche innerhalb Jahresfrist befohlen. Achthundert sollen daraufhin ausgewandert sein. Aber bei der übrigen Bevölkerung war schon 1602 das Werk der Gegenreformation zu Ende geführt.

In den andern habsburgischen Gebieten, in Ober- und Niederösterreich, in Schlesien, Böhmen und Ungarn, gelang das Werk nicht so vollkommen wie in der Steiermark. Zwar wurde den Protestanten Ober- und Niederösterreichs eine Kirche nach der andern abgenommen und durch Einsetzung katholischer Stadträte die städtische Vertretung auf den Landtagen mit der Zeit katholisiert; auch arbeiteten Reformationskommissionen im Lande. Aber als nach der geistigen Erkrankung Rudolfs II. der Kampf um die Thronfolge zu schwerem Bruderzwist im Hause Habsburg führte, schaffte sich der Protestantismus wieder Raum, und überall gelang es, von dem um die Krone kämpfenden Erzherzog Mathias Religionsfreiheit zu gewinnen. Rudolf II. wurde zu gleichen Zugeständnissen genötigt, wenn er dem Bruder gegenüber nicht allen Boden verlieren wollte; so gab er den Böhmen im sogenannten böhmischen Majestätsbrief 1609 die begehrte Religionsfreiheit. Beim Regierungsantritt des Kaisers Mathias im Jahre 1612 stand es infolgedessen für die habsburgischen Erblande noch einmal so günstig wie unter Maximilian II.

Das alles aber vernichtete dann der große Krieg: in Böhmen siegte die Gegenreformation nach der Niederwerfung des Aufstandes; in Oberösterreich, Niederösterreich, Mähren, Schlesien war bis gegen das Ende der 20er Jahre das gleiche geschehen, nachdem überall Tausende die Auswanderung der Unterwerfung vorgezogen hatten. Die Macht der Stände war zugleich gebrochen.

Es war ein furchtbares System, mit dem hier Tausende und aber Tausende um ihren Glauben gebracht wurden. Zwar sei es wiederholt, daß auch protestantische Landesherren ihre nicht „rechtgläubigen" Untertanen des Landes verwiesen haben, aber da handelte es sich um einzelne, zumeist um Geistliche; in den habsburgischen Ländern aber wurde die übergroße Mehrzahl der Bewohner mit Gewalt gezwungen, den Glauben des Landesherrn anzunehmen. Wäre es nicht die Zeit, in der auch die Hexenprozesse Zeugnis von grausamen Qualen Unschuldiger ablegten, so möchte man dieses System der Gewalt unter dem Deckmantel der christlichen Religion laut anklagen — wieviel friedliches Glück wurde zertreten, wieviel ehrliche Überzeugung vergewaltigt, wieviel Unehrlichkeit in Sachen der Religion herangezogen! Aber erfüllt von dem Gesichtspunkt, daß der Landesherr die Religion der Untertanen zu bestimmen habe, war jenes Zeitalter noch weit von Gewissensfreiheit und Duldung entfernt — erst die Verfolgungen öffneten schließlich den Blick für die Notwendigkeit der religiösen Freiheit.

Einzug des Kaisers Mathias in Nürnberg 1612.
Zeitgenössische Miniatur. Berlin, Staatsbibliothek

Aber das Ziel war erreicht: der Siegeszug des Protestantismus war nicht nur aufgehalten, sondern die Hälfte Deutschlands war für den alten Glauben gerettet. Das Kaisertum blieb katholisch, und die wenigen weltlichen Fürsten, die nicht zur neuen Lehre übergegangen waren, fanden in den zahlreichen geistlichen Fürsten eine solche Verstärkung, daß der deutsche Reichstag gewiß nicht gegen die katholische Kirche ausgespielt werden konnte.

Aber diese Erfolge bei der Wiedergewinnung kleinerer geistlicher Gebiete wären doch wohl für die große Auseinandersetzung zwischen Altem und Neuem bedeutungslos

gewesen, wenn nicht Wittelsbacher und Habsburger ihre Machtmittel weit über ihr engeres Gebiet hinaus zugunsten der alten Kirche eingesetzt hätten. Die Ausmerzung der neuen Lehren aus dem Herzogtum Baiern war in wenigen Jahren restlos durchgeführt, und nur der von dem bairischen Gebiet umschlossene reichsunmittelbare Graf Joachim von Ortenburg rettete sein kleines Land trotz aller Bedrängnisse für die Reformation, so daß noch heute die seit 1803 zu Baiern gehörige Grafschaft Ortenburg (südwestlich von Passau) einen protestantischen Einschub in ringsum katholischem Lande bildet. Aber im übrigen war das Herzogtum Baiern seit den 60er Jahren gegenüber jedem protestantischen Einfluß hermetisch abgeschlossen — hier durfte nur der katholische Glaube bekannt, kein unkatholisches Buch gelesen oder eingeführt werden: das Ideal der Glaubenseinheit war durchgeführt. Aber es genügte dem bairischen Herzog nicht, ein streng katholisches Land zu regieren, sondern vornehmlich von seinem Hofe gingen die Pläne aus, den Katholizismus in Deutschland neu zu befestigen und verlorene Gebiete ihm wieder zu gewinnen. Während sich die Politik Kaiser Maximilians II. solchen Gedanken versagte, versuchte man von München aus, die Parteigänger des Katholizismus politisch zu sammeln. Der Landsberger Bund, den Herzog Albrecht V. gegründet hatte und der neben Baiern die benachbarten geistlichen Fürstentümer umfaßte, hätte nur durch den Beitritt der deutschen Habsburger und der spanischen Niederlande (die ja noch nominell zum Reich gehörten) zu einer wirklichen Macht werden können; angesichts der Haltung Kaiser Maximilians richteten sich die Blicke der bairischen Politiker wiederholt nach Brüssel — aber man wußte freilich, in wie starkem Maße der Beitritt der spanischen Niederlande für den gesamten deutschen Protestantismus ein Kampfsignal sein würde, und so versuchte man auch den kampfunlustigsten der protestantischen Fürsten, den Kurfürsten August von Sachsen, für den Bund zu gewinnen — die dadurch im protestantischen Lager hervorgerufene Spaltung hätte allein schon genügt, dem deutschen Katholizismus, mit dem gleichzeitigen Rückhalt an Spanien, eine unangreifbare Stellung zu geben. Der Kurfürst von Sachsen war zu vorsichtig, als daß er sich auf solche Pläne eingelassen hätte, und so unterblieb auch der Beitritt der spanischen Niederlande — zuletzt war man des spanischen Beistands in der Stunde der Not auch ohne formelles Bündnis versichert. Denn die spanische Politik Philipps II. stand ja genau so zähe und tatbereit im Dienste der Wiederherstellung des Katholizismus wie die bairische, und man wußte in Brüssel und in Madrid gut genug, was Deutschland für die endgültige Auseinandersetzung zwischen dem alten und dem neuen Kirchentum bedeutete. Aber die spanischen Kräfte waren vielfach gebunden, und gerade in den Niederlanden fanden sie Widerstände, die sie zögern ließen, den allgemeinen Kampf in Deutschland zu entfesseln. So tastete die Politik der katholischen Staaten sich auf deutschem Boden nur langsam vorwärts, und erst der Eintritt der deutschen Habsburger in die katholische Kampfesfront gab bei Ausbruch des großen Glaubenskrieges der katholischen Seite die Hoffnung auf Erfolge. Aber selbst noch im Dreißigjährigen Kriege wahrte sich Baiern den Rang der deutschen Vormacht des Katholizismus, womit sich durch die Verbindung mit Rom und Spanien und zuletzt mit Frankreich eine europäische Stellung ergab. Nur durch seine katholische Einstellung erwarb sich das Haus Wittelsbach diese Bedeutung einer Großmacht — man begreift, wie tief sich infolgedessen katholische und europäische, den deutschen Landesfürsten weit hinter sich lassende Tendenzen in

Hexenverbrennung im Jahre 1555. Holzschnitt von einem gleichzeitigen Flugblatt

Baiern miteinander verbanden. Was später die Hohenzollern mit größerem Erfolge auf protestantischer Seite durchführten, war in der wittelsbachischen Politik des 16. und 17. Jahrhunderts eine in späteren Zeiten unvergeßliche Periode des Aufstiegs, bei der es nur das eine Verhängnis gab: daß nämlich das Haus Habsburg seit dem Dreißigjährigen Kriege die Rolle einer katholischen Vormacht mit weit stärkeren Einsätzen zu spielen vermochte. Aber es bleibt gewiß, daß Baiern bis in den großen Krieg hinein die politische Führung bei der Wiederherstellung des Katholizismus in Deutschland besaß und daß ohne Baiern schwerlich so große Ergebnisse für die katholische Kirche erzielt worden wären. Der sogenannte Kölnische Krieg bezeugt diesen Tatbestand am deutlichsten — nur das bairische Eingreifen rettete damals das Erzbistum und die westfälischen Bistümer vor dem Zugriff der protestantischen Bewegung.

Das Rheinland besaß zwar in den Kurfürstenhäusern Mainz und Trier leidlich gesicherte katholische Gebiete, aber die territoriale Zerrissenheit des Niederrheins und die Gesinnung des dortigen Adels, dazu die Nähe der Niederlande, boten den neuen Lehren vielfache Einfallstore. Schon 1543 versuchte der Kölner Kurfürst Hermann von Wied die Protestantisierung des Erzstifts — sie mißlang und führte zur Absetzung des Abtrünnigen, aber die katholische Wiederherstellungsbewegung faßte hier lange Zeit keinen rechten Fuß, der Jesuitenorden gewann nicht die Gunst der Erzbischöfe, und auch die Stadt Köln stand gemeinsam mit der Universität und dem niederen Klerus dem Orden zweifelnd oder ablehnend gegenüber — gelang es doch in Köln den Jesuiten, trotz wiederholter Fürsprache der römischen Kurie, nicht eher als 1582 ein eigenes Haus mit festen

Einkünften zu erwerben. Überall am Niederrhein war der Adel mit protestantischen Parteigängern durchsetzt, und heimliche calvinistische Gemeinden schufen fast überall in den sonst katholischen Städten der neuen Lehre einen Rückhalt von jener Aktivität, wie sie eben damals der deutsche und holländische Calvinismus entwickelte. Dabei arbeiteten die Jesuiten nicht ganz erfolglos — sie erzielten z. B. beim Rat der Stadt Köln in der ersten Hälfte der 70er Jahre Verordnungen gegen das Eindringen des Protestantismus; aber es fehlte ihnen hier die landesherrliche Gunst: sie besaßen zwar schon seit 1556 ein Kollegium, aber es fehlte ihm eine breitere materielle Grundlage, und der Orden erlangte keinerlei maßgebenden Einfluß auf die Universität. Diese blieb vielmehr in einem Zustand des Verfalls, und das gesamte Erzbistum zeigte infolgedessen das gleiche Bild: Die Geistlichkeit verharrte noch in dem alten Zustand sittlicher und geistiger Zersetzung, und die Möglichkeit zu einer katholischen Bewegung blieb noch versperrt. Auch hier zeigte es sich deutlich, daß der Jesuitenorden *allein* nur beschränkte Wirkungsmöglichkeit besaß — erst die Verbindung mit der staatlichen Macht gab ihm die Stoßkraft in das gegnerische Lager hinein. Die bloße innere Reform aber, die der Orden durch Erziehung und Beispiel durchzuführen vermochte, reinigte im wesentlichen nur, was noch übriggeblieben war, schuf aber keine neuen Eroberungen.

Es wäre für ganz Deutschland von entscheidender Bedeutung gewesen, wenn der Niederrhein, die Brücke zu den spanischen Niederlanden und noch immer eine Ader des deutschen Weltverkehrs, an den Protestantismus gefallen wäre. Die protestantischen Breschen waren breiter geworden, seit sich in den nördlichen Niederlanden der Kampf gegen Spanien um politische und religiöse Freiheit entwickelte, seit in Aachen, Wesel und Köln niederländische Calvinisten, von den Spaniern aus ihrer Heimat vertrieben, sich festsetzten und mit regster Propaganda arbeiteten und seit im Gebiet von Jülich und Kleve, von Ravensberg und der Mark der Protestantismus heimlich und offen unaufhaltsame Fortschritte machte — der sittliche und der religiöse Ernst dieser calvinistischen Gemeinden begann gerade die besten Elemente an sich zu ziehen. Feste Verbindungen dieser Gemeinden untereinander entstanden und stärkten ihre Macht, und weder die Mahnungen Herzog Albas aus Brüssel, noch die nur lau durchgeführten Verordnungen der schwankenden Landesregierungen vermochten diesem Wachstum des Protestantismus Einhalt zu tun. Gelang es, das Erzbistum Köln dem neuen Glauben zuzuführen, so war nicht nur der Niederrhein und das zu Köln gehörige Herzogtum Westfalen dem Katholizismus verloren, sondern auch die westfälischen Bistümer Münster, Osnabrück und Paderborn standen dann vor dem Schicksal der Säkularisierung. Der Adel des Erzbistums Köln, der das Domkapitel beherrschte, neigte in erheblicher Zahl dem Protestantismus zu — die Wahl des Gebhard Truchseß zum Erzbischof im Jahre 1577 zeigte, daß hier von einer katholischen Wiederherstellungsbewegung noch keine Rede war. Freilich stand der neue Erzbischof auch dem Protestantismus nur mit selbstsüchtigen Gedanken gegenüber — der Wunsch, die Gräfin Mansfeld zu heiraten, führte ihn zu politischen Verbindungen mit protestantischen Fürsten und unter dem Einfluß protestantischer Freunde zu dem Gedanken, das Erzbistum zu einem weltlichen Fürstentum zu machen. So fehlte dem Erzbischof Gebhard jede tiefere Hingabe an die religiöse Sache — sie sollte ihm nur ein Mittel zu seinen persönlichen Zwecken sein; es fehlte ihm auch das politische Augenmaß,

als er den Übertritt zum Protestantismus ohne den Verzicht auf das Erzbistum, aber auch ohne sichere Aussicht auf die Hilfe des protestantischen Deutschland vollzog. Der Verlust des Kölner Erzbistums war zu bedeutungsvoll, als daß der deutsche Katholizismus ihn ruhig hinnehmen konnte; man fühlte, daß es sich um das endgültige Schicksal der Kirche in Deutschland handelte und daß jeder stillschweigende Verzicht die Macht der Gegenpartei zum dauernden Übergewicht erheben werde.

Die Kräfte des deutschen Katholizismus waren zu Anfang der 80er Jahre des 16. Jahrhunderts so weit gesammelt, der Kampfesmut durch die bis dahin erzielten Erfolge so sehr gestärkt, daß man zur Durchführung der Entscheidung am Rhein auch mit den Waffen in der Hand bereit war. Baiern vor allem fühlte sich jetzt in solchem Maße als die deutsche katholische Vormacht, daß es sich mit voller Kraft einsetzte und den Waffengang mit dem Protestantismus wagte. Freilich zugleich im Interesse wittelsbachischer Hauspolitik, denn Herzog Albrechts V. jüngster Sohn Ernst, der schon seit 1566 Bischof von Freising, seit 1573 auch von Hildesheim war, wurde zum künftigen Erzbischof von Köln bestimmt. Was für Möglichkeiten eröffneten sich dem bairischen Hause, wenn man im größten Erzbistum und Kurfürstentum des Rheinlandes festen Fuß fassen und die nachgeborenen Söhne mit einem geistlichen Kurfürstentum versorgen konnte! Als Persönlichkeit war der bairische Prinz freilich nicht besser als Gebhard Truchseß, den er im Interesse der katholischen Kirche ersetzen wollte — beide waren Freunde eines guten Trunks und des weiblichen Geschlechts, und ihr Vorleben bewies auch nicht die geringste Eignung zum priesterlichen Beruf. Dachte Erzbischof Gebhard Truchseß (dem man nachsagte, daß er täglich berauscht sei) nur an seine Heirat mit der Gräfin Mansfeld, mit der er längst zusammen lebte, so machte dem bairischen Prinzen die Trennung von seinen Freisinger Liebschaften die größte Beschwerde — er fühlte keinen Beruf zu der Rolle, die ihm sein Bruder auferlegte. „Er ist ein großer Sünder, aber man muß den Rock nach dem Leibe schneiden", sagte der päpstliche Nuntius von ihm. Als Werkzeug gegenüber dem gleich sündigen und auch in gleicher Weise tief verschuldeten Gebhard Truchseß war er trotzdem geeignet. 1581 hatte man von München aus die Wahl Ernsts zum Bischof von Lüttich durchgesetzt — die Mittel dieses reichen Bistums, die nähere Verbindung mit der spanischen Regierung in Brüssel waren für den kommenden Kampf

Gebhard Truchseß, Erzbischof von Köln.
Kupferstich von Franz Hogenberg

um Köln erwünscht. Die bairische Politik bereitete, wie man sieht, die große Entscheidung sorgfältig vor. Zwar hatte das Konzil von Trient die Häufung bischöflicher Würden auf einem Haupt verboten, aber die Ausnahme wurde gern gestattet, wo es sich um so hohe Vorteile für die Kirche handelte. Als Gebhard Truchseß 1583 heiratete, ohne auf das Erzbistum Köln zu verzichten, wurde mit Hilfe einer Gegenpartei im Domkapitel die Wahl Ernsts durchgesetzt und zu seiner Behauptung eine entsprechende Streitmacht aufgestellt. Auch die Anhänger Gebhards hatten gerüstet — beide Teile wußten, auf was es ankam. Ein deutscher Krieg um die Religion schien vor dem Ausbruch zu stehen. Zwar nahm die oberste Reichsgewalt, Kaiser Rudolf II., nicht entschieden Partei für die bairische und katholische Sache, aber sie erwies sich auch als unfähig, den Kampf aufzuhalten und gerechten Ausgleich zu schaffen. So kam es auf die Religionsparteien selber an — es zeigte sich, daß der Zeitpunkt zur großen Auseinandersetzung noch nicht gekommen war und daß der Protestantismus erst noch in sehr viel ungünstigere Positionen gedrängt werden mußte, ehe er sich zum entscheidenden Kampf entschloß.

Zwar gab es innerhalb des Protestantismus eine Partei, die nur von einem Waffengang die letzte Entscheidung zugunsten der neuen Lehre erwartete. Während das Luthertum und seine Hauptvertreter, die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, zum geduldigen Abwarten neigten und die religiöse Frage Gott anheimstellten, waren die calvinistischen Kreise, vor allem das kurpfälzische Haus, überzeugt, daß man für die Sache Gottes kämpfen müsse — dem eingeborenen Quietismus des Luthertums stand das Siegesstreben des Calvinismus gegenüber. Während das Luthertum ängstlich den Gehorsam gegenüber der von Gott gesetzten Obrigkeit, also dem Kaisertum, zu wahren strebte, kannte der Calvinismus — hierin dem Katholizismus weit ähnlicher — keine Rücksicht auf Kaiser und Reich, sobald der „reine Glaube" in Gefahr stand oder auch nur sein von Gott gewolltes Wachstum bedroht erschien. Neben den bekenntnismäßigen Unterschieden trennte auch das die Lutheraner von den Calvinisten, daß diese die Tat verkörperten und jene ohne Tat den Willen Gottes walten lassen wollten. Die deutschen Calvinisten wurden zur protestantischen Aktionspartei, während den Lutheranern der Drang nach Ausdehnung und Sieg immer mehr schwand. Innerhalb des pfälzischen kurfürstlichen Hauses war es Johann Casimir, der vierte Sohn des Kurfürsten Friedrich III., der schon seit den 60er Jahren im Dienste des Calvinismus für die französischen und niederländischen Protestanten kämpfte — zwar niemals besonders glücklich als Feldherr oder Staatsmann und ohne das für eine Führerstellung nötige persönliche Ansehen, denn er galt als Abenteurer und als unzuverlässig, aber er war doch von so unbesieglichem Eifer für seine Sache, daß er mehr als zwei Jahrzehnte lang als der Führer des kämpfenden Protestantismus gelten durfte, unerschöpflich an immer neuen Versuchen und an weitausholenden Plänen zur Stärkung seiner Sache. Zwar kennzeichnet es die Lage der deutschen Protestanten, daß Johann Casimir 1576 nach dem Tode seines calvinistisch gesinnten Vaters in der Pfalz selber den sicheren Boden verlor, denn sein zur Regierung kommender älterer Bruder Ludwig bekannte sich zum Luthertum und zwang sein Land zum gleichen Bekenntnis. In seinem bescheidenen Anteil am Lande, in Neustadt in der Pfalz, nahm Johann Casimir nun die reformierten Heidelberger Professoren und die Geistlichen auf, die dem neuen Kurfürsten beim Übergang zum Luthertum nicht folgen wollten. Als

Planetendarstellung: Sonne.
Miniatur aus einem alchimistisch-astrologischen Traktat des 16. Jahrhunderts, „Splendor Solis oder Sonnenglantz". Berlin, Staatsbibliothek

Johann Casimir 1583 beim Tode des regierenden Bruders die Vormundschaft über den minderjährigen Nachfolger übernahm, kam der Calvinismus wieder in der gesamten rheinischen Pfalz zur Herrschaft. Und als Johann Casimirs Schwager Kurfürst Christian I. von Sachsen (1586—1591) Neigung zum Calvinismus zeigte, gestaltete sich bei beiden der Plan zu einem festen Bund der deutschen protestantischen Fürsten und zur Übertragung des Kaisertums an ein protestantisches Haus — ein Plan, der ohne Waffengewalt kaum durchführbar gewesen wäre, der aber die Entschlossenheit der calvinistischen Partei, ihren Willen zum endgültigen Sieg deutlich zeigte. Christian von Sachsen starb schon 1591, Johann Casimir 1592 — damit waren zunächst diese weiteren Pläne erledigt, und es blieb der katholischen Seite die Möglichkeit, ihre Kräfte weiter zu stärken und die Katholisierung halb verlorener oder gefährdeter Gebiete fortzusetzen.

Johann Casimir, Pfalzgraf bei Rhein. Miniatur im Thesaurus picturatus. Darmstadt, Landesbibliothek

Daß Johann Casimir die Bedeutung der Kölner Frage bei ihrem ersten Auftreten erkannte, ergab sich aus seiner bisherigen Haltung; aber seine Bemühungen, den deutschen Protestantismus hinter Gebhard Truchseß zu stellen, waren vergeblich. Die Lutheraner wollten den Kampf nicht wagen, dessen Rechtsgrundlage ebenso zweifelhaft war wie die Persönlichkeit Gebhards, der zudem zum reformierten Bekenntnis übergetreten war; auch schreckte die Entschlossenheit der bairisch-katholischen Seite ab. Johann Casimir unternahm den Kampf für sich allein — ungenügend gerüstet und im Erzbistum selber nur wenig unterstützt, während Baiern sich der spanischen und päpstlichen Unterstützung erfreuen durfte. Der „Kölnische Krieg", wie man diese Auseinandersetzung nennt, endete mit dem vollständigen Siege der katholischen Partei. Gebhard Truchseß mußte fliehen, und Ernst von Baiern nahm, fortan unangefochten, den erzbischöflichen und kurfürstlichen Stuhl von Köln ein. Er wurde zudem noch Bischof von Münster; in Osnabrück und Paderborn und selbst noch in dem am meisten bedrohten Minden wurden katholische Parteigänger zu Bischöfen gewählt. Es war ein Sieg von höchster Tragweite: das katholische Übergewicht am Niederrhein und in Westfalen war behauptet und damit auch den mittelrheinischen Kurfürstentümern Mainz und Trier ein vermehrter Rückhalt gegeben. Der deutsche Katholizismus war erheblich verstärkt — ein beträchtlicher Teil des deutschen Nordwestens war fortan dem Zugriff des

Protestantismus entzogen. Auch war die katholische Seite sich ihrer Macht bewußt geworden: mit zersplitterter und schwacher Kraft hatte die Gegenseite den Kampf geführt und sich in ihrer Ohnmacht bloßgestellt. Die bairische Politik war zudem auch materiell erheblich gestärkt — bis 1761 blieb das Erzbistum Köln geradezu eine bairische Sekundogenitur, in der ein bairischer Prinz den andern ablöste, so daß das Haus Wittelsbach von zwei Mittelpunkten aus seine Macht im Reich und über das Reich hinaus ausüben konnte.

Die Niederlage des Protestantismus war offensichtlich — die Einbuße an Stoßkraft und Unternehmungsgeist traf sowohl diejenigen, die in dem unglücklichen Kampfe die Waffen geführt, als auch die andern, die tatenlos zugesehen hatten. Es nützte dem Protestantismus nichts, daß der siegreich durchgesetzte Erzbischof Ernst von Köln sich seiner Aufgaben völlig unfähig zeigte — er vernachlässigte seine geistlichen und weltlichen Herrscherpflichten so sehr und führte ein so skandalöses und verschwenderisches Privatleben, daß ihm in der Person des Herzogs Ferdinand von Baiern nach langen Verhandlungen 1595 ein Koadjutor gegeben werden mußte. Aber Baiern und der in Köln residierende Nuntius hielten zähe fest, was einmal gewonnen war, und jene inneren Schwierigkeiten gaben keine Möglichkeiten zu neuer Erhebung des Protestantismus im Erzbistum — seine Macht war hier endgültig gebrochen. Immerhin ist es doch bezeichnend, daß die Reform der Erzdiözese erst 1601 begonnen werden konnte und daß bis dahin die Klagen über die katholische Geistlichkeit nicht aufhörten. Dann aber wurde mit einer allgemeinen Kirchenvisitation die Erneuerung der Geistlichkeit und die volle Katholisierung der Bevölkerung unternommen und im wesentlichen durchgeführt. Nur in der Stadt Köln selber, die als Reichsstadt dem Erzbischof nur kirchlich unterstellt war, gelang das Werk nicht. Obwohl der Rat der Stadt katholisch gesinnt war und unter dem Antrieb der Jesuiten und des Nuntius die Beseitigung der Ungläubigen wiederholt versuchte, nahmen die Protestanten doch immer wieder zu, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts schufen sie sich eine feste Organisation, die sogar ihre Mitglieder in den Rat zu bringen vermochte. Der Westfälische Friede hat dann allerdings diese Entwicklung abgeschnitten. Die Stadt erhielt das Recht zur alleinigen Geltendmachung des katholischen Glaubens, und den Protestanten wurde nur die Möglichkeit gelassen, innerhalb von fünf Jahren auszuwandern. In Münster dagegen zeigte sich die Wirkung des „Kölnischen Krieges" sehr viel rascher. 1588 erschienen hier die Jesuiten, gründeten ein Gymnasium, das nach kurzer Zeit Zufluß aus dem gesamten Nordwestdeutschland bekam, und seit 1599, seit spanische Truppen in das Stift Münster gekommen waren, wurden die Evangelischen (unter denen sich noch Reste der Wiedertäufer befanden) mit allen geeigneten Maßregeln unterdrückt. Doch blieben im Adel und in den Städten trotzdem protestantische Kreise übrig. Auch Hildesheim, wo Ernst von Baiern schon seit 1573 Bischof war, fiel jetzt in den Bereich der Wiederherstellungspolitik: das fast völlig protestantisch gewordene Gebiet wurde mit Bekehrungsversuchen bedrängt, freilich ohne daß das gewünschte Ziel erreicht werden konnte. Immerhin — die Ergebnisse des „Kölnischen Kriegs" waren bedeutsam genug. In ähnlicher Weise hat in derselben Zeit der sogenannte Straßburger Kapitelstreit das Elsaß vor der vollkommenen Protestantisierung bewahrt; der Kampf um die Mehrheit im Kapitel endete 1598 mit dem Siege der katholischen Partei.

Von nicht geringer Bedeutung waren in allen diesen Auseinandersetzungen die päpst-

lichen Nuntien, die vor allem seit Papst Gregor XIII. (1572—1585) mehr noch als zuvor ihre Tätigkeit in Deutschland der Wiederherstellung der katholischen Kirche widmeten. Neben dem Nuntius am Kaiserhofe in Wien, der schon seit 1560 zu einer ständigen Einrichtung geworden war, wurden seit 1572 Nuntien für längere Zeit nach Salzburg, Graz, Innsbruck, München, Augsburg, Konstanz und Köln geschickt — in Köln und Luzern entwickelten sich daraus seit 1582 ständige Nuntiaturen. Was diese Abgesandten der Kurie für die katholische Kirche bedeuten konnten, leuchtet ein: ihre gesamte Tätigkeit galt den kirchlichen Angelegenheiten, sie überwachten die deutschen kirchlichen Behörden und die Durchführung der Konzilsbeschlüsse, sie stellten Geldmittel und geeignete Arbeitskräfte zur Verfügung, und sie waren die Träger der Erfahrungen in Abwehr und Propaganda. Ihre nächste Aufgabe sollte zwar sein, die dauernde Beachtung der Trienter Beschlüsse zu kontrollieren, aber damit verband sich von selber das größere Ziel, den Kampf gegen den Protestantismus an jeder möglichen Stelle zu führen. Sie waren der niemals schwankende Rückhalt für die Gesellschaft Jesu, zugleich aber das ausführende Organ der jesuitischen Maßnahmen, denn der geistige Inhalt dieser ganzen Wiederherstellungspolitik stammt nicht von Rom oder von den Nuntien, sondern fast ausschließlich vom Jesuitenorden. Er war die Leitung im Hintergrund und zugleich die Kampftruppe an der Front; die Nuntien aber mit ihrer hohen sozialen Stellung und ihrem politischen Einfluß auf Erzbischöfe, Bischöfe und weltliche katholische Fürsten, mit ihren finanziellen Mitteln und ihren sonstigen Wirkungsmöglichkeiten bedeuteten eine unschätzbare Unterstützung — die Einheitlichkeit des großen Feldzugs, die Wahrnehmung aller Schwächen des Gegners, die Sammlung aller verfügbaren Kräfte war dadurch gesichert. Was hatte der protestantische Teil solchem Aufgebot entgegenzustellen? Seine Geistlichkeit konnte nur mit der Predigt oder mit Schriften wirken, seine Fürsten setzten eventuell ihre politische Macht ein — die katholische Gegenbewegung aber schuf ein ganzes System von Menschen und Maßnahmen nur für den einen Zweck der Behauptung und Ausdehnung, und die geschultesten Köpfe, die geeignetsten Diplomaten und reiche Geldmittel standen dafür zur Verfügung. Ein jeder dieser Nuntien bildete einen Mittelpunkt für eine hundertfältige Tätigkeit, die in persönlicher Beeinflussung, in literarischer Tätigkeit, in Predigtfeldzügen, in Erziehung, in Überwachung und politischem Druck bestand. Wären ihnen nicht große Gebiete durch die Stellung der Landesherren verschlossen geblieben, so würden ihre Erfolge noch weit größere geworden sein, obwohl sie jede Möglichkeit wahrnahmen, auch in rein protestantische Gemeinwesen einzudringen. Wurde doch selbst in Nürnberg, das seit Jahrzehnten alles Katholische ausgeschaltet hatte, der Hebel zur Wiederherstellung der alten Kirche eingesetzt.

Dem allen gegenüber blieb das Luthertum in dem Zustand angsterfüllten Abwartens. Man spürte die Fortschritte der Gegenseite, aber es fehlte der Mut zu tatkräftigem Widerstand oder nun gar zum Angriff. Wiesen die calvinistischen Fürsten auf das steigende Übergewicht der katholischen Kirche hin, so blieb den Lutheranern noch immer der Zweifel, ob die Calvinisten nicht schlimmer seien als die Katholiken, und die Neigung zum gottergebenen Abwarten blieb das religiöse und politische Kennzeichen des damaligen Luthertums. Was das Haupt der Lutheraner, Kurfürst Christian I. von Sachsen, unter dem Eindruck der kölnischen Angelegenheit schließlich doch gewollt hatte: ein Bündnis der Lutheraner und Calvinisten, blieb nach seinem frühen Tode unerfüllt — am sächsischen Hofe

siegten von neuem die Abneigung gegen die Calvinisten und die Loyalität gegenüber dem Kaiser. Der Geist der Reformation, der einst die sächsischen Kurfürsten ernestinischer Linie zu tapferen Schutzherren Luthers gemacht hatte, war in der albertinischen Linie seit dem Tode des Kurfürsten Moritz erloschen, und die Führung des deutschen Protestantismus glitt ihr langsam aus den Händen. Den calvinistischen Fürstenhäusern, erst Kurpfalz und später dem 1613 zum Calvinismus übertretenden Kurfürsten von Brandenburg, fiel die Führung beim Versagen Kursachsens zu.

Der Stillstand der Führung galt auch für das lutherische Kirchentum — die Sorge um die Erhaltung der lutherischen Rechtgläubigkeit war bei Theologen und fürstlichen Räten stärker als der Blick auf das Ganze des deutschen Protestantismus. Eine muckerische Enge lagerte über diesem Kirchentum, und sein unfreiwilliger Vorteil war nur der, daß die Ansichten über diese Rechtgläubigkeit ebenso vielfach auseinandergingen, wie es lutherische Länder gab. So bot das Nachbarland zumeist bereits ein Unterkommen, wenn irgendwo ein Ketzergericht Geistliche oder Beamte aus Amt und Land vertrieb, oder es begann mit jedem neuen Herrscher eine andere Spielart der Orthodoxie als unter dem Vorgänger. Aber Theologie und Theologengezänk beherrschten die meisten lutherischen Gebiete und trennten sie zugleich vom Calvinismus ab, während die katholische Kirche in festgeschlossener Front aus der Verteidigung zum Angriff überging. Waren um 1560 neun Zehntel des Reichs von protestantischer Gesinnung erfüllt, so hatte sich nach reichlich einem Menschenalter die Lage völlig verändert: ein Drittel Deutschlands war dem Katholizismus zurückgewonnen, und dieses Drittel war an politischer Macht dem protestantischen Deutschland ebenbürtig geworden und an Willen zur Tat sogar überlegen. Die bairische Politik war vom Geist der Wiederherstellung beherrscht, und das habsburgische Kaisertum war seit dem Regierungsbeginn Kaiser Rudolfs II. 1576 der katholischen Sache wieder ganz ergeben und nur durch den Zustand seiner Erblande an einer tatkräftigen katholischen Politik gehindert. Und hinter den deutschen Habsburgern standen die spanischen, und die Zahl der geistlichen Fürsten war auf den deutschen Reichstagen noch immer groß genug, um den protestantischen Fürsten die Waage zu halten. Unzweifelhaft hoffte die katholische Seite auf den einstmaligen vollen Sieg — gelang es nur, mit dem Calvinismus fertig zu werden, so konnte das Luthertum keine allzu schwere Arbeit mehr erfordern. Auf die Isolierung des Calvinismus, auf die Abtrennung vom Luthertum richtete sich deshalb die zähe Politik der katholischen Seite, und je stärker die calvinischen Fürsten und Theologen die drohende Gefahr erkannten und vor ihr warnten, um so leichter konnte man sie als Anstifter ewiger Unruhe im Reich bezeichnen. Die katholische Seite wünschte den letzten hoffnungsvollen Kampf, die Calvinisten sahen ihn kommen und wünschten zu rüsten, die Lutheraner legten die Hände im Vertrauen auf Gott in den Schoß — das etwa war der deutsche Zustand zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Der Kampf war früher oder später unvermeidlich — noch lag der Gedanke an gegenseitige Duldung und Gleichberechtigung außerhalb der Zeit. Wohl entwickelte er sich bereits bei denen, die am meisten verfolgt wurden: bei den Sekten, die zugleich mit dem lutherischen Kirchentum entstanden waren, und dann bei den verhaßten Calvinisten; aber die katholische Kirche wie das Luthertum mußten erst durch den Dreißigjährigen Krieg hindurchgehen, ehe sie, dem Zwang der Lage folgend, den Gedanken der Duldung in sich aufnahmen.

Katholizismus und Protestantismus am Ende des 16. Jahrhunderts

Die Lage des Protestantismus hatte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wesentlich verändert. Aus dem siegreich vorwärtsstürmenden neuen Bekenntnis war immer mehr ein zerklüftetes Kirchentum geworden, das mit seinen eigenen kleinlichen Angelegenheiten mehr als genug zu tun hatte. Die vorwärtsdrängende Kraft lag allein noch beim Calvinismus, der seinen Schwerpunkt im Westen des Reichs und in den nördlichen Niederlanden besaß, aber seine Kräfte reichten für eine große Ausdehnungspolitik nicht aus, besonders da er durch den Kampf mit Spanien in den Niederlanden und durch die Hugenottenkämpfe in Frankreich auf das stärkste angespannt war — Johann Casimir von der Pfalz und andere fürstliche Anhänger des Calvinismus waren beinahe auf allen Schlachtfeldern des westlichen Europas zu finden. Trotz der Ergebnisse, die der Protestantismus noch in den 60er Jahren durch den Übertritt von Landesfürsten erzielte, war schließlich doch am Ende des Jahrhunderts das neue Bekenntnis viel mehr in der Abwehr und in der Bedrängnis als in weiterem Vorwärtsdringen. Nur im geistigen Leben der Nation hatte es sich in zwei reichlichen Menschenaltern so fest verankert, daß sein Vorsprung gegenüber der katholischen Seite weit größer als im politischen geworden war. Schon die erste Wirkung der Reformation beruhte ja auf den Flugschriften, die sich über die ganze Nation ergossen und sie mit dem Geiste des Widerstandes gegen die alte Kirche erfüllt hatten. Was die Gegner Luthers dagegen schrieben, erlangte bei weitem nicht den Widerhall — wie denn auch der stürmische Angriff naturgemäß erfolgreicher war als die bedrängte Verteidigung. Es entstand ein protestantisches Schrifttum, das sich über den ganzen Bereich des religiös-theologischen Lebens erstreckte, aber auch die gelehrte Bewegung des Humanismus zum guten Teil mit in sich schloß; denn seine jüngeren Führer standen zumeist im Lager der Reformation, und sie schufen ein neues Unterrichtssystem, das dem Protestantismus ebenfalls zu geistiger Wirkung in der Nation verhalf. Das Zeitalter der Gegenreformation war an Flugschriften nicht viel ärmer als das vorangehende der Reformation, aber jetzt begann die katholische Seite den Angriff, und die protestantische war in die Abwehr gedrängt, soweit sie sich nicht selber in den nutzlosen Zänkereien des eigenen Lagers um den wahren Glauben verzehrte. Schon die Ausdeutung und Verbreitung der Trienter Beschlüsse bedeutete eine kleine Literatur, dazu dann die allgemeine Verteidigung der Kirche und ihrer Lehren, die Widerlegung gegnerischer Behauptungen usw. Und was für ein großes literarisches Unternehmen waren die „Annales ecclesiastici", die die Geschichte der Kirche vom katholischen Standpunkt aus schildern und die protestantische Auffassung der sogenannten Magdeburgischen Zenturiatoren widerlegen sollten. Gegenüber dem rein polemisch gehaltenen, kritisch unzulänglichen Werke dieser protestantischen Eiferer bedeuteten diese Annales zwar ebensowenig eine kritische Geschichte der katholischen Kirche, sondern nur eine andere Einseitigkeit, aber sie enthielten zahlreiche urkundliche Belege aus dem Vatikanischen Archiv und manche überlegene Zurückweisung protestantischer Angriffe, und sie gaben vor allem der gesamten katholischen Kirche die

Unterlage für ihre besondere Geschichtsauffassung, was ebenfalls eine erhebliche Stärkung der katholischen Front bedeutete — an diesen Annalen maß man fortan jeden Angriff der Gegner auf die Vergangenheit der Kirche, und sehr oft vermochte man ihn auch zu widerlegen. Was Thomas von Aquino seit dem Trienter Konzil für das Lehrsystem bedeutete, das gaben diese Annalen für die katholische Geschichtsauffassung: Grundlagen, von denen aus man jeden Kampf zu führen vermochte. Eine rein volkstümliche Literatur stellte sich neben die gelehrte — für alle Bedürfnisse der Abwehr und der Propaganda wurde gesorgt. Der Katechismus des Canisius, die Kontroversen des Bellarmin (das bedeutendste Werk dieser ganzen Literatur), die Heiligenleben des Surius — sie alle halfen, neuen festen Boden für die Kirche zu schaffen.

Aber diese literarische Tätigkeit, so bedeutsam sie war, vermochte doch nicht auszugleichen, was der Protestantismus an allgemeinem Vorsprung gewonnen hatte. Von den deutschen Universitäten lag die große Mehrzahl im Gebiet des Protestantismus; vor allem die Neugründungen des Jahrhunderts — Wittenberg, Marburg, Jena, Königsberg i. Pr., Helmstedt, Altdorf und zuletzt noch Gießen (1607) — waren von protestantischen Landesherren ausgegangen; Heidelberg, Tübingen, Basel, Erfurt, Leipzig, Frankfurt a. d. Oder, Rostock, Greifswald, dazu die Akademie in Straßburg waren zur neuen Lehre übergetreten und in ihrem ganzen Studienbetrieb erneuert worden; unter Melanchthons Einfluß, den man mit Recht den Praeceptor Germaniae, den Lehrer Deutschlands, nannte, waren in den protestantischen Ländern und Reichsstädten Gymnasien und „Fürstenschulen" entstanden, die sich bald hohen Ruhm erwarben — das Melanchthon-Gymnasium in Nürnberg, das Johanneum in Lübeck, die Gymnasien in Flensburg, Hamburg und Bremen, das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, das Gymnasium Johann Sturms in Straßburg, die sächsischen Fürstenschulen in Pforta, Grimma und Meißen, die nunmehr weltlichen Klosterschulen Württembergs in Maulbronn und Blaubeuren wurden zu leuchtenden Beispielen humanistischer Bildung. Die württembergische Schulordnung von 1559, die kursächsische von 1580 und andere zeigten die Fürsorge der protestantischen Landesherren für Hebung der Volksbildung und der Wissenschaft. Trotz mancherlei Verfall, den die Stürme und Verfolgungen der Reformationszeit brachten, blieb doch auf Gymnasien und Universitäten der humanistische Geist lebendig, und vor allem die griechische Sprache behauptete hier einen wichtigen Platz. Und bei allen Ansprüchen der Theologen, den Unterricht zu bestimmen, gelang es doch nirgends auf die Dauer, das protestantisch-konfessionelle Element zur unbedingten Herrschaft zu bringen. Schon die Schwankungen der Landesherren und der Universitäten in ihrem konfessionellen Charakter verhinderten den Sieg der Theologen über Humanismus und Naturwissenschaften. Die Theologie schuf bei Calvinisten und Lutheranern zwar manche Bindung und manches Hemmnis, aber sie war nicht mächtig genug, die Wissenschaften nach ihren konfessionellen Wünschen zu gängeln.

Der katholischen Seite waren nur wenige Hochschulen geblieben, und diese waren fast sämtlich in Verfall: Köln, Trier, Mainz, Freiburg, Ingolstadt, Wien und Prag waren um die Mitte des 16. Jahrhunderts nichts weniger als Mittelpunkte der Wissenschaft. Überall war es nur die Gesellschaft Jesu, die neues Leben zu entfachen strebte. Ingolstadt, Wien, Prag und Dillingen, die 1554 neu gegründete Universität des Bistums Augsburg,

verdankten ſeit den 50er Jahren den Jeſuiten einen ſichtbaren Aufſchwung. Würzburg kam ſeit 1582, Graz ſeit 1586 als katholiſche Hochſchule hinzu; auch hier beherrſchten die Jeſuiten den Unterricht. Aber dieſe katholiſchen Hochſchulen boten trotz ihres humaniſtiſchen Einſchlags wieder das alte ſcholaſtiſche Ideal: hier war alles der Theologie und der Kirche untertan. Hier konnte infolgedeſſen nur kirchliche Wiſſenſchaft erblühen — alles andere war verdächtig oder verboten. Unzweifelhaft entwickelte ſich in den für die katholiſche Kirche wiedergewonnenen Gebieten das neue, von den Jeſuiten geleitete, geiſtige und künſtleriſche Leben, das zum Inhalt der neuen katholiſchen Bewegung gehörte, in erſtaunlicher Fülle. Es iſt kirchlich bedingt und überall genau begrenzt durch die Bedürfniſſe der Kirche, die hier noch einmal als die Trägerei aller Kultur erſcheint. Da es keine Wahrheit außerhalb der Kirche geben konnte, ſo ſchwang alles Leben um dieſe Wahrheiten der Kirche, und es iſt nur folgerichtig, wenn jede abweichende Meinung bis in die Gebiete der Naturwiſſenſchaften oder des Staates hinein als irrig und ſchädlich bezeichnet wurde. Hier war alle Wiſſenſchaft gezwungen, ſich um bereits endgültig feſtſtehende Wahrheiten zu bemühen — alles andere fiel in die Welt menſchlicher Vermeſſenheit und abſichtlichen Irrtums. Es war ein bis ins letzte ausgebautes Unterrichtsſyſtem der Gymnaſien und der Univerſitäten, das alles mit dem kirchlichen Glauben Vereinbare in beſter Form bot und für den engeren Kreis dieſes katholiſchen Lebens eine oft muſterhafte Ausbildung ſchuf, das aber alles mit Abſicht von ſeiner Schwelle verwies, was mit dieſem Leben in Widerſpruch ſtand oder es auch nur gefährden konnte. Das Erziehungsſyſtem des Jeſuitenordens, das mit der katholiſchen Bewegung emporſtieg, war Einſeitigkeit und geiſtiger Drill, wirkungsvoll im eigenen Lebenskreiſe, wirkungsvoll auch nach außen hin durch ſeine erſtaunliche Geſchloſſenheit und ſcheinbar fruchtbar in dem Erzeugen einer höheren Bildung. Man hat dieſes jeſuitiſche Erziehungsſyſtem mit dem Calvins verglichen — auch

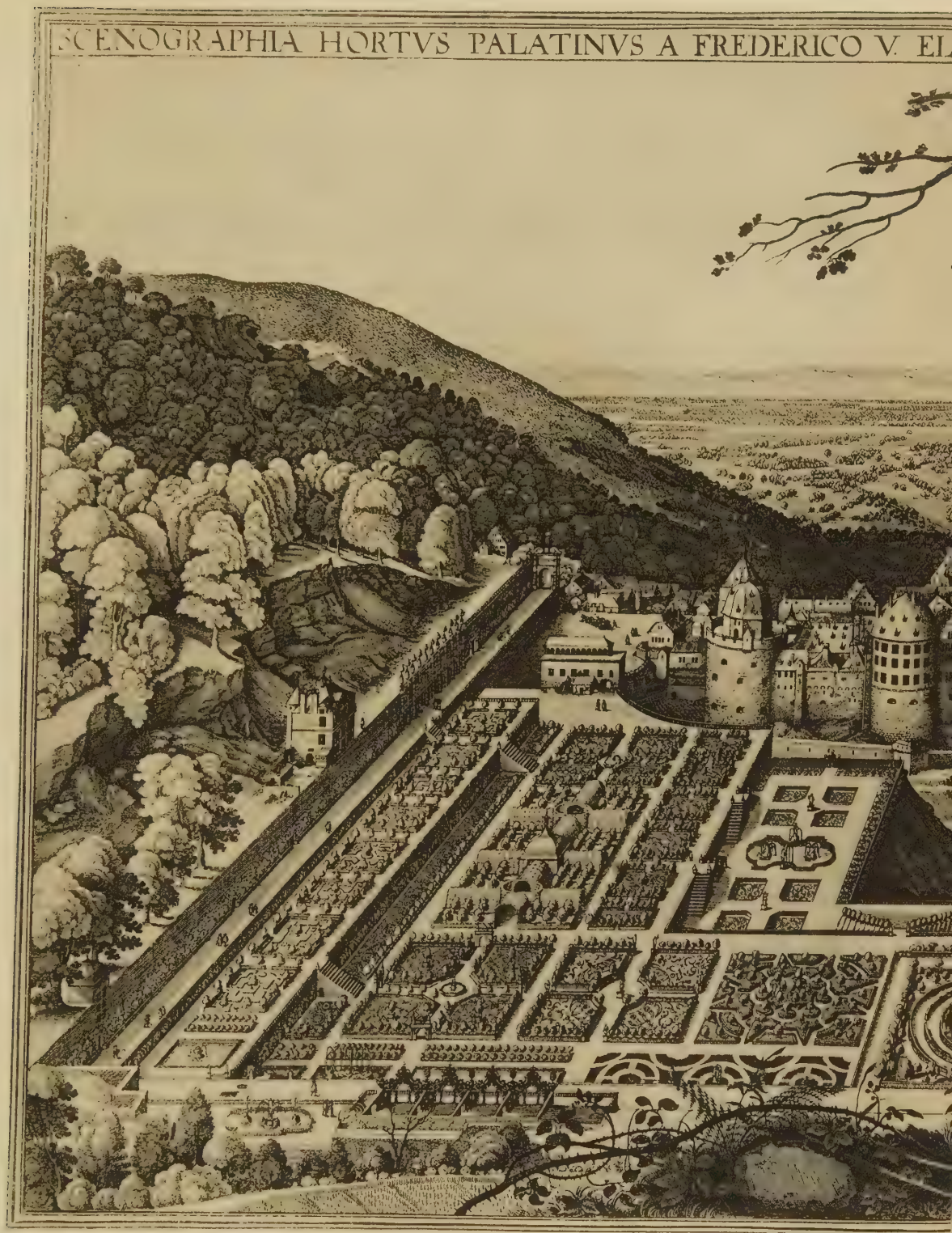
DISPVTATIONES
ROBERTI BEL-
LARMINI POLI-
TIANI, SOCIETA-
TIS IESV,
DE CONTROVERSIIS
CHRISTIANAE FIDEI,
aduerſus huius temporis hæreticos,
Tribus Tomis comprehenſæ.
Editio tertia, nouis INDICIBVS longè quàm antè cà melioribus vberioribusque,
à IOANNE BAPTISTA Conſalonerio S. Theolog. Doct.
aucta & locupletata.
AD S. D. N. SIXTVM V
PONT. MAX.
CVM PONT. MAX. CÆSAR. MAIEST. & Reip. VENETA Gratia & Priuilegio.
INGOLSTADII,
EX OFFICINA TYPOGRAPH. CA DAVIDIS SARTORII.
Anno Domini CIↃ. D. LXXXX.

Titelblatt der Verteidigung des chriſtlichen Glaubens von Robert Bellarmin. Dritte Ausgabe Ingolſtadt 1590

er kannte nur das eine Ziel der Erziehung im rechten Glauben. Aber während Calvins System im wesentlichen auf Genf und auf eine kurze Spanne Zeit beschränkt blieb und dann dem Geiste einer rasch vorschreitenden Entwicklung zum Opfer fiel und fallen mußte, blieb das System der Gesellschaft Jesu für rund zwei Jahrhunderte in Geltung, und zwar beinahe im gesamten Bereiche des deutschen Katholizismus, so daß dieser von der Verbindung mit dem übrigen geistigen Leben der Nation völlig abgeschnitten blieb. So wollte es das System; aber es trug in sich selber nicht genügend Lebendigkeit und Fruchtbarkeit, sich auf gleicher Höhe zu erhalten — es war notwendig eine Welt des Stillstands, da man nun einmal die letzten Wahrheiten zu besitzen glaubte und über sie nicht hinauszustreben vermochte. Alles Feilen und Polieren der jungen Seelen nützte nichts, solange man den Drang nach neuer Erkenntnis der letzten Quellen aller menschlichen Entwicklung grundsätzlich abschnitt.

Die Nation wurde demnach auch auf ihren Hochschulen in zwei völlig getrennte geistige Reiche geteilt, aber die engherzige Abgeschlossenheit des katholischen Bereichs war weit größer und drückender als die konfessionelle Bindung der protestantischen Anstalten. Bei diesen war Entwicklung und Freiheit möglich, bei den andern nicht. Die von den Jesuiten geleiteten Gymnasien zeigten dieselbe Enge trotz des oft betonten Anspruchs ihrer hohen Leistungsfähigkeit; zeitweise konnten sie wohl mit einzelnen protestantischen Gymnasien wetteifern, aber zuletzt waren die Möglichkeiten ihrer geistigen Fortentwicklung begrenzt. Doch gewährten sie dem katholischen Deutschland zahlreiche Bildungsmöglichkeiten; es war ein Netz von Kollegien, das die Gesellschaft Jesu überall aufgebaut hatte — besaß doch allein das Herzogtum Baiern schließlich deren neun. Daneben behaupteten sich auch noch Schulen des Benediktinerordens. Über den allgemeinen Stand der Volksbildung ein Urteil abzugeben, ist schwer möglich; was in der oberen Sphäre an den schöpferischen Leistungen der Wissenschaft zu messen möglich ist, entzieht sich bei der breiten Masse der Nation der Beurteilung, zumal wenn es sich um kurze Zeiträume der Entwicklung handelt. Man hat behauptet, daß die allgemeine Volksbildung 1517 höher gestanden habe als 1617, weil die Verkirchlichung aller Literatur und ihre Wendung aufs Polemische zu einem Rückzug der geistigen Interessen geführt habe. Trifft diese Behauptung wirklich zu, so würde es sich doch nur um eine vorübergehende Erscheinung gehandelt haben, vielleicht um eine gewisse Erschöpfung nach den langen konfessionellen Kämpfen, durch die in der Tat alles Leben zur Einseitigkeit und Engherzigkeit gezwungen worden war. Und es wird sich schwerlich leugnen lassen, daß die Durchführung der Gegenreformation in den habsburgischen Gebieten und sonstwo, wo der Protestantismus bereits Volkssache geworden war, zur Unterdrückung geistiger Kräfte geführt hat — oft waren es die Lebendigsten, die um des Glaubens willen ausgetrieben oder zum Schweigen verurteilt wurden. Ein Forscher aus dem Benediktinerorden hat festgestellt, daß die protestantische Kultur in den österreichischen Gebieten sich hoch entwickelt habe, daß sie aber durch die Gegenreformation zerdrückt worden sei. Daß die zur Auswanderung Gezwungenen anderen deutschen Gebieten zum geistigen und wirtschaftlichen Nutzen gereichten, ist im einzelnen vielfach nachweisbar; die Hugenotten gaben später das größte Beispiel von den reichen Kräften dieses zum Daseinskampf gezwungenen Protestantismus.

Jedenfalls waren es die protestantischen Gebiete, die seit der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert die Elemente eines neuen Geisteslebens entstehen ließen. Der streng



Das Heidelberg
Radierung von Wenze

er Schloß.
Hollar 1620

Die ehemalige Universität Dillingen (1564 den Jesuiten übergeben).
Zeitgenössischer Kupferstich

konfessionelle Protestantismus sah diese Entwicklung nicht gern, aber er besaß keine Macht, sie zu verhindern — gerade über die Konfession hinaus begann das Werk Luthers und Calvins jetzt seine Früchte zu tragen. Georg Dehio glaubt in seiner deutschen Kunstgeschichte feststellen zu können, daß um die Wende des 16. Jahrhunderts zum 17. eine neue Generation emporgekommen sei: bildende Kunst, Musik und Wissenschaft lieferten ihm dafür den Beweis. Vielleicht ist der deutsche Boden nicht so ergiebig für diese Anschauung wie Holland und England, aber gewiß ist doch wohl, daß sich beinahe in ganz Europa um diese Zeit ein geistiger Umschwung zu vollziehen begann, der in ein neues Zeitalter hineinführen sollte. Nebeneinander stehen in dieser Zeit neue Führer auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, vor allem der Astronomie, auf dem Gebiete der Philosophie, des Staatsrechts und der ersten wahrhaft modernen dramatischen Kunst — sie alle stehen auf protestantischem Boden, oder sie haben als Katholiken den schwersten Kampf mit ihrer Kirche zu bestehen. Man denke an Giordano Bruno und Galilei in Italien, an Jean Bodin und Descartes in Frankreich, an Hugo Grotius in den Niederlanden, an Francis Bacon und Shakespeare in England, an Althusius, Kepler und Comenius in Deutschland und in seinen slawischen Nachbargebieten, und man hat den Geist einer neuen Zeit vor sich. Nur für die bildenden Künste und für die Musik gewährt die katholische Kirche das fruchtbarste Feld, und hier bleibt sie auch in Zukunft leistungsfähig, während die Arbeiten des menschlichen Verstandes sich mehr und mehr von ihrem Herrschaftsbereich entfernen.

Aber in den Künsten entfaltete der Katholizismus eine Tätigkeit, die ihn für immer von dem Vorwurf befreit, als sei er in der modernen Welt vorwiegend kulturfeindlich gewesen. Religion als Wissenschaft wollte und konnte er nicht sein; sein Leben stand im Bereiche des Gefühlsmäßigen: des hingebenden Glaubens an die vorgeschriebene Norm,

Arbeitssaal im Alumnat der Universität Altdorf.
Kupferstich der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

des mystischen Erlebens bei Versenkung in die Geheimnisse des Glaubens, und die Kirche fügte mit freigebiger Hand hinzu, was Triumph des Glaubens, Herrschaft über die Welt, Wirkung auf die Gemüter bedeutete. Seit Jahrhunderten hatte sie es verstanden, ihren Kult und ihre Kultusstätten zu sinnfälliger Wirkung auszugestalten — unzählige Gläubige hat es stets gegeben, die vor allem im Banne dieser Wirkungen standen. Solange die Kirche das mittelalterliche Leben beherrscht hatte, beherrschte sie auch die Kunst, und auch von den Künstlern der italienischen Renaissance muß man feststellen, daß zwar nicht der Geist ihrer Arbeit, wohl aber die Mehrzahl ihrer Aufträge von kirchlicher Seite stammte. Aber die Renaissance war so stark von weltlichen Absichten beherrscht, daß sich die Kirche in ihrem eigensten Gebiete jetzt eine Herrschaft der Kunst gefallen lassen mußte — kirchlich war diese Kunst sehr häufig nur dem Orte, nicht aber dem Inhalt nach. Das Papsttum der Hochrenaissance, von Sixtus IV. bis zu Leo X., lebte so ganz mit dem Geiste des Zeitalters, daß es an dieser Verweltlichung der kirchlichen Kunst keinerlei Anstoß nahm — was immer der große Künstler schuf, war willkommen bis in den päpstlichen Palast hinein.

Die Abwendung des Papsttums von der Renaissance, die Wiedergeburt des Katholizismus unter den feindseligen Einwirkungen der Reformation führte von Rom her zu einer Neugestaltung der kirchlichen Kunst — auch hier siegte der streng kirchliche Standpunkt, und alles Weltliche und Heidnische, an dem die Geschlechter der Renaissance sich ergötzt hatten, wurde unerbittlich verdrängt. Aber alles, was die italienische Kunst in drei Jahrhunderten an Virtuosität der Technik, an Größe der Entwürfe und an Beherrschung alles Seelischen hervorgebracht hatte, wurde jetzt in den Dienst einer ausschließlich kirchlichen Kunst gestellt. Das Zeitalter des Barock, wie man die Fortsetzung der italienischen

Kunst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nennt, ist zunächst ganz vorwiegend ein Zeitalter katholisch-kirchlicher Kunst, und es war auch hier der Jesuitenorden, der dieser Kunst seinen besonderen Geist einhauchte. Triumphierte in seiner Seelsorge und im Unterricht Autorität und Disziplin, und senkten sich bei seinen Exerzitien und bei seinem Herz-Jesu-Kult mystische und sogar an Aberglauben streifende Empfindungen in die Herzen hinein, so wußte er mit Hilfe der Kunst geradezu berauschende Elemente hinzuzufügen: aus der Sphäre stiller Andacht wurde der Gläubige in das Reich der triumphierenden Kirche geführt, die ihren Kult unter den Bogen gewaltigster Architektur, unter Statuen und Bildern, vor blendenden Altären mit goldenen und silbernen Geräten, mit prunkvollen Gewändern der Geistlichkeit, mit herrlichster Musik und duftendem Weihrauch zu feiern pflegte. Gegenüber der protestantischen und vor allem der calvinischen Nüchternheit des Gottesdienstes war hier das Gesamtgebiet der Künste in den Dienst des Kultus gestellt — im tiefsten Gegensatz zwar zur evangelischen Armut und zu asketischer Weltflucht, aber mit höchster Wirkung, und der Jesuitenorden wußte diese beiden, sich widersprechenden Elemente so sehr zur richtigen Zeit auszuspielen, daß auf dem einen und dem andern Wege die Seelen für die Kirche gewonnen werden konnten.

Die Kunst des Barock steigert alle Möglichkeiten der vorangehenden klassischen Zeit zum sinnfälligsten Übermaß — wie aus den zuvor verhaltenen Empfindungen höchste Leidenschaft des Innern, mystische Verzückung der Seelen, unruhige Bewegtheit der Figuren in Plastik und Malerei entsteht, so in der Baukunst ein breites Ausladen aller

Aula der ehemaligen protestantischen Universität (Juleum) in Helmstedt, erbaut 1592–97

Gesimse, eine Biegung der geraden Linien zu Bogen, eine Überfülle des Dekorativen in jedem Teile des Raumes, eine Lösung des Organischen in bewegte und eindrucksvolle Formen, und von der Baukunst dehnt sich diese neue Formensprache auch bis in alle Gebilde des Kunstgewerbes hinein. Diese künstlerische Veränderung entsprach der neuen Religiosität, denn sie sollte von der leidenschaftlichen Hingabe an die Kirche, von der tiefsten Versenkung in die Geheimnisse des Glaubens, aber auch vom Bewußtsein des Triumphes der Kirche erfüllt sein — alle Glut dieser Kämpfe, die sich so oft zum schlimmsten Fanatismus steigerten, spiegelt sich in der inneren Leidenschaft dieser Kunst. Nicht umsonst war der Jesuitenorden von einem Spanier gegründet worden — dort hatte sich die religiöse Glut jahrhundertelang am Kampfe gegen die Ungläubigen entzündet, und so lag etwas von dem spanischen Geist über dieser Religiosität und über ihrer Kunst. Und wie die neue katholische Kirchlichkeit sich erhob und schließlich stürmisch vordrang, so war auch diese Kunst trotz mancher künstlerischen Schwächen zu großen Erfolgen berufen. Die Straße der deutschen Gegenreformation führt über Friedhöfe des Protestantismus zu großartigen Schöpfungen der kirchlichen Kunst, die aber auf deutschem Boden kaum von einer besonderen deutschen Religiosität Zeugnis ablegen — dazu sprechen sie doch zu sehr von siegreichem Wiederauferstehen, von fürstlichem Reichtum, von äußerer Pracht. Wie die führenden Werke auf deutschem Boden von italienischen Künstlern oder von deutschen und niederländischen Künstlern nach italienischen Vorbildern geschaffen worden sind, so ist ihr Geist im letzten Ende romanisch. Zwar gehört die reichste Auswirkung der katholischen Kirchen- und Klosterbaukunst erst dem 17. Jahrhundert an, aber schon seit den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts beginnt der Aufschwung: die dem Jesuitenorden gehörige St. Michaelskirche in München ist das erste große künstlerische Beispiel des neuen katholischen Selbstbewußtseins. Man hat darauf hingewiesen, daß auch der protestantische Kirchenbau mit der Marienkirche in Wolfenbüttel einige Jahrzehnte später (1608) ein großes Werk zu schaffen begann; aber nicht nur der Dreißigjährige Krieg verhinderte die weitere Ausdehnung einer neuen protestantischen Kirchenkunst, sondern es fehlte doch dem Protestantismus der Geist der Kunstfreude, der Verbindung von Religion und Kunst, wodurch der Katholizismus zu immer neuen künstlerischen Werken angetrieben wurde. Wo die Gegenreformation siegte oder die Erneuerung der alten Kirche durchgeführt wurde, entstanden neue Bauten, an denen alle Künste beteiligt waren: in Baiern und Österreich, in Schlesien und am Rhein, in Westfalen und im deutschen Südwesten errichtete die katholische Kirche die Zeugen ihres siegreichen Wiederaufstiegs.

Zwar entbehrten die protestantischen Gebiete keineswegs der künstlerischen Leistungen; die deutsche Renaissance und der deutsche Barock haben in den Städten und Schlössern des Nordens, Westens und Südens gleichmäßig ihren Geist hinterlassen. Aber der Protestantismus als Kirchentum ist daran nicht beteiligt; das Fürstentum und das reichsdeutsche Bürgertum sind die Auftraggeber gewesen — die Reichsstädte mit der Kraft gesättigten Reichtums, das Fürstentum mit der aufstrebenden Macht des Absolutismus. Die schönsten dieser fürstlichen Bauten: das Heidelberger Schloß des protestantischen Kurfürsten Ottheinrich kurz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts und die Münchener Residenz des katholischen Herzogs Maximilian von Baiern aus dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, beweisen, daß die fürstliche Baugesinnung unabhängig vom

Inneres der Michaelskirche in München, erbaut 1583—97 von Friedrich Sustris und Wendel Dietrich

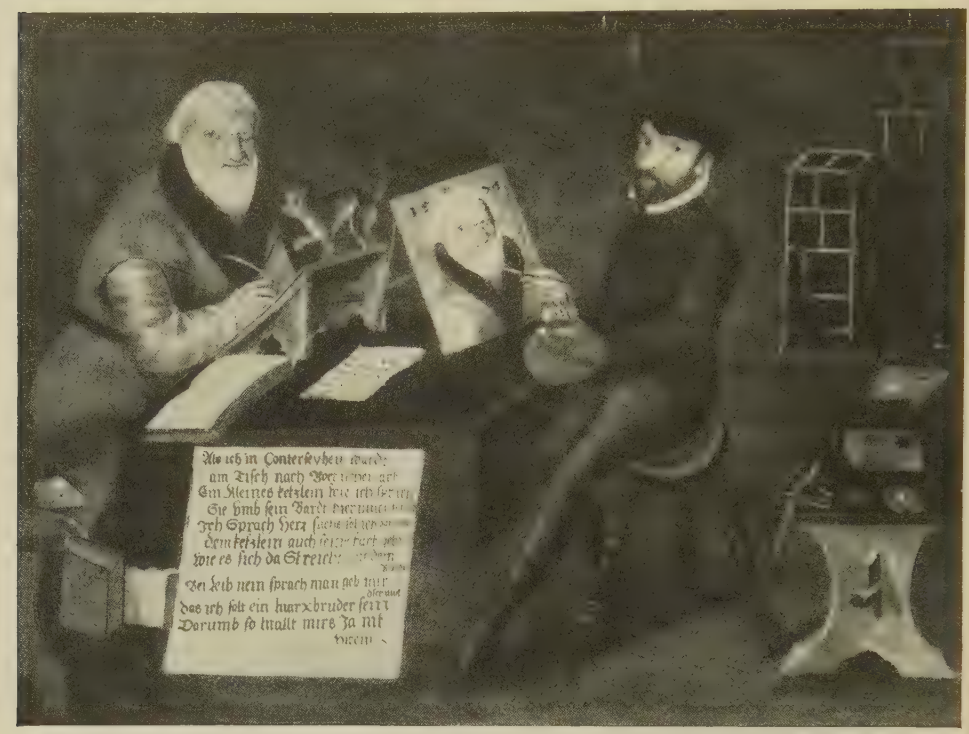
Bekenntnis war. Doch ist es bezeichnend, daß in Heidelberg die deutschen Elemente stärker hervortraten als in München, wo die religiösen Verbindungen auch stärkere Neigungen zur italienischen Kunstweise geschaffen hatten. Landauf landab finden sich Fürstenschlösser aus dieser Zeit; die Bauluſt folgt der gesteigerten Macht des deutschen Territorialfürstentums unverzüglich nach, und im späteren 17. und im 18. Jahrhundert gibt es neben der katholischen Kirche nur noch das Fürstentum als den großen Mäzen der Künste. Die Reichsstädte schließen ihre künstlerische Tätigkeit im wesentlichen vor dem Dreißigjährigen Kriege ab — es war das letzte Zeitalter, in dem sie wirtschaftlichen Wohlstand besaßen und monumentale Baugesinnung aufzubringen vermochten. Vor allem Augsburg und Nürnberg haben sich noch einmal kurz vor dem Krieg zu großen Taten aufgerafft: fast gleichzeitig entstanden hier wuchtige Rathäuser italienischen Stils, aber von deutschen Meistern — dort von Elias Holl, hier von Jakob Wolf d. J. — mit heimischem Einschlag geschaffen, und auch das Patriziat baute seine alten Wohnhäuser zum Teil noch in italienisierende Paläste um.

Nimmt man hinzu, was in der Mitte und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Bildniskunst leistete, was Holzschnitt und Kupferstich an Buchillustrationen und an selbständigen Blättern schufen, so läßt sich gewiß nicht sagen, daß die deutsche Kunst von den religiösen Kämpfen erdrückt worden sei. Die große Zeit der deutschen Kunst im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts stand unter demselben Gesetz wie jede Blütezeit: sie konnte das Leben einer Generation nicht überdauern. Dann drängte wohl der religiöse Fanatismus eine Zeitlang alles andere zurück, und das protestantische Kirchentum verwarf im ersten und schroffsten Gegensatz gegen die alte Kirche den künstlerischen Schmuck des Gottesdienstes und der Kirche, weil beides dem Geiste des Evangeliums nicht zu entsprechen schien; aber aus weltlichen Quellen setzte sich ein neues Mäzenat an die verlassenen Stellen, und die katholischen Gebiete traten in die altgewohnte künstlerische Betätigung aus weltlichen und kirchlichen Interessen von neuem ein. Der künstlerische Geist eines Volkes ist ununterdrückbar, und eher kann man für das Deutschland jener Zeiten ein Schwanken in der künstlerischen Leistungsfähigkeit behaupten, als eine Unterdrückung der Kunst durch die Reformation. Daß eine auf verstandesmäßige Erkenntnis und auf strenge Innerlichkeit gestellte Religiosität der Kunst nicht allzuviel Aufgaben bot, ist begreiflich — wollte der Protestantismus sein Wesen nicht preisgeben, so mußte er den künstlerischen Aufwand zurückdrängen, der für den Katholizismus ein Lebenselement geworden war. An Gotteshäusern war seit alter Zeit ein Überfluß vorhanden — die protestantischen Gemeinden brauchten sich kaum neue Kirchen zu bauen, und selbst die Umwandlung des Kultus in einen Predigtgottesdienst, für den diese alten Kirchen ungeeignet waren, vermochte keine neue Kirchenbaukunst hervorzurufen. Trotz einzelner späterer Versuche, die ideale Predigtkirche herzustellen — man denke an die Frauenkirche in Dresden! —, blieb der protestantische Kirchenbau im Geleise der älteren Vorbilder und deshalb ohne schöpferische Kraft. Und da der Predigtgottesdienst, zusammen mit Liturgie und Abendmahlsfeier, keiner besonderen Einrichtungen bedurfte, so fielen alle kunstgewerblichen Aufgaben, die für den Kult der katholischen Kirche so bedeutungsvoll waren, und der puritanische Sinn der protestantischen Geistlichkeit stieß sich grundsätzlich an Bildern und Statuen, die das Gotteshaus lediglich schmücken sollten — die protestantische Frömmigkeit sollte nicht vom Worte Gottes abgelenkt werden.

Aber auf anderem Gebiete schuf sich der Protestantismus doch seine eigene Kunst: die Musik konnte auch er nicht entbehren, und sie wurde, im Gegensatz zur katholischen Kirchenmusik, zu einem unabtrennbaren Bestandteil des Gottesdienstes, in dem der Gemeindegesang der Predigt vorangehen und nachfolgen mußte. Die katholische Messe konnte der Musik entbehren — der protestantische Gottesdienst war unvollkommen, wenn nicht Orgelspiel und Choralgesang den Weg zur Predigt bahnten und nach der Predigt die Gemeinde mit feierlichen Klängen in die Außenwelt zurückgeleiteten. Je mehr sich die protestantische Kirchenmusik entwickelte, um so mehr zeigte sich, daß die Musik die der protestantischen Frömmigkeit entsprechende Kunst war und daß auf diesem Gebiete reichlich ersetzt wurde, was im Bereiche der bildenden Künste fehlte.

Außerhalb der Kirche aber hat die protestantische Bevölkerung den künstlerischen Sinn keineswegs verloren — die protestantischen Reichsstädte bieten noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein so reiches Bild, daß man eher noch an weiteren Aufstieg als an Stillstand und Niedergang glauben möchte.

Ottheinrich Kurfürst von der Pfalz.
Marmorbüste von Joachim Deschler um 1558. Paris, Louvre



Der Maler Andreas Herneissen malt den 81jährigen Hans Sachs. Wolfenbüttel, Bibliothek

Die deutschen Städte

In diesen reichsunmittelbaren Städten hatte sich seit dem 14. Jahrhundert mehr und mehr das kulturelle Leben der Nation konzentriert — hier stellte sich das weltliche Element breit neben das geistliche, hier wurden die Söhne der vermögenden Familien für wissenschaftliche Arbeit frei, hier entstand das Ideal des gebildeten Bürgers, der sich zu Hause und in der Welt, auf den Hochschulen Italiens und Frankreichs Wissen und Weltgewandtheit erwerben sollte. Im 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts, vor allem nach der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg (um 1450), war dieses Bürgertum der wahre Träger der deutschen Kultur geworden, und in den deutschen Reichsstädten, besonders in Nürnberg und Augsburg, in Ulm und Straßburg, in Frankfurt und Köln, in Lübeck und Danzig, ergab sich eine innere Einheit des deutschen Lebens; innerhalb einer gesicherten städtischen Verfassung lebte ein arbeitsames und bildungseifriges Geschlecht, das zu Hause im engen, aber behaglichen Heim die Schöpfungen seiner Kunst um sich hatte und in Kirchen, Rathäusern und anderen öffentlichen Gebäuden, im Schmuck seiner Straßen und Plätze, in den Stadttoren und den schützenden Mauern um die Stadt überall demselben Geiste des ausgehenden Mittelalters Ausdruck gab. Die religiöse Bewegung hatte alle diese Bürgerschaften mit sich gerissen, und fast überall, wo sie

unabhängig von einem Landesfürsten, wo sie reichsunmittelbar waren, hatte die Reformation gesiegt, so daß die Mittelpunkte der deutschen Bildung und Kunst nun auch zu Stützpunkten der neuen Religiosität wurden. Aber das Leben dieser Städte sollte sich im Verlauf des Jahrhunderts bedeutsam verändern. Nicht Politik oder Religion, sondern der Umschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse nahm den deutschen Städten im Süden und im Norden den alten goldenen Boden ihres Daseins. Das Vordringen der Türken im Orient hatte den alten Handelszug der abendländischen Welt zerstört — der Weg vom Orient über Italien war an seinem Ausgangspunkt gesperrt. Die italienischen Städte kamen in die gleiche Lage wie die deutschen: indem das Mittelmeer aufhörte, die Welthandelsstraße zu sein, verloren die alten Mittler dieses Verkehrs ihre gewinnbringende Aufgabe. Venedig, Pisa, Genua, Florenz hatten jahrhundertelang ihren Reichtum auf dieser Mittlerstellung zwischen Orient und Abendland aufgebaut; für sie versiegte im 16. Jahrhundert die Quelle ihres Erwerbs. Aber sie vermochten doch noch lange Zeit von dem Gewinn der Jahrhunderte zu zehren. Auch für die deutsche Wirtschaft wurde die Sperrung des Orientwegs zum Verhängnis; der Handel der oberdeutschen Städte, das reiche Leben der Rheinstraße verlor seinen italienischen Ausgangspunkt und damit die Wurzel der Kraft. Der neue Weg zu den Schätzen Indiens, der nun gesucht und um Afrika herum gefunden wurde, brachte die Portugiesen und auch die Spanier an die Stelle der Italiener; noch mehr aber nahm die Entdeckung Amerikas dem Mittelmeer seine zentrale

Innenraum um 1600. Gemälde von Frans Franken II. Wien, Kunsthistorisches Museum

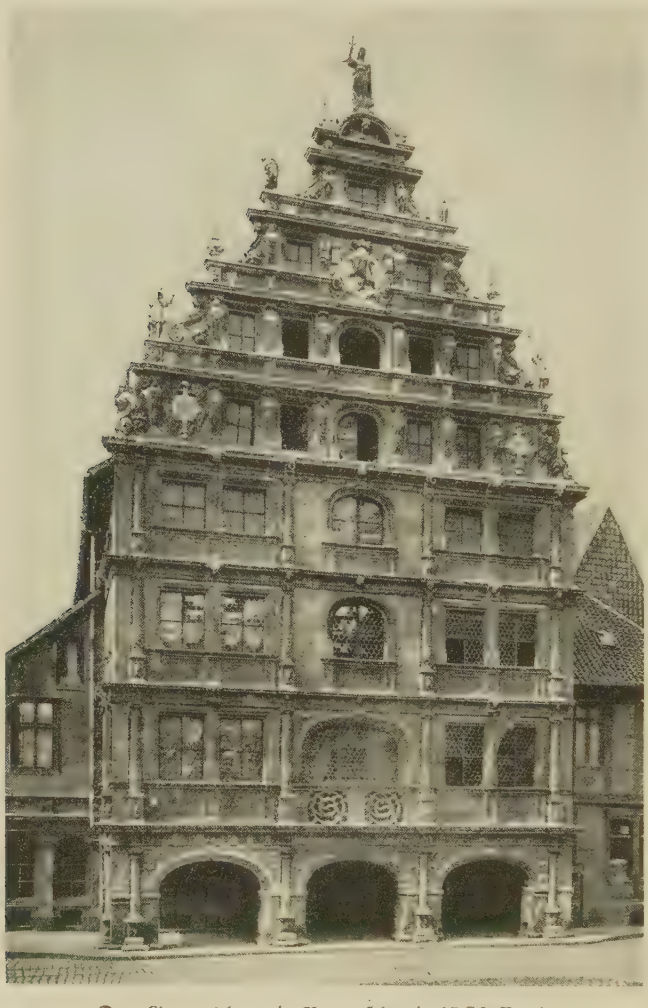
Der Römerberg in Frankfurt am Main. Ganz rechts das Salzhaus, daneben Haus Frauenstein, Haus Links die spätgotische Nikolaikirche.

Bedeutung — der Atlantische Ozean wurde für mehr als drei Jahrhunderte der Schauplatz des Weltverkehrs. Spanier und Portugiesen, Franzosen, Engländer und Holländer lagen nunmehr am großen Strom des Handels, und wenn auch die wirtschaftlichen Wirkungen der Entdeckung Amerikas sich erst nach Jahrzehnten für das Abendland geltend machten, so waren Italien und Deutschland nun doch in eine ungünstigere Lage gebracht — sie waren nicht mehr wie bisher die ersten und zweiten im Weltverkehr, sondern weit ins Hinterland zurückgedrängt. Zwar grenzte Deutschland mit der Nordsee an den Atlantischen Ozean; aber dort, wo die Hanse seit dem 13. Jahrhundert sich mit ihrem Handel entfaltet und Nord- und Ostsee beherrscht hatte, bahnten sich ebenfalls neue Entwicklungen an: die skandinavischen Staaten erstarkten und begehrten ihren Anteil, vor allem am Ostseehandel; Polen bedrängte den deutschen Händler in den Gebieten des Ordenslandes, und England und Holland sperrten den hansischen Kaufleuten das Monopol, das sie dort im fremden Lande lange Zeit besessen hatten. Für sich allein waren die hansischen Städte zu schwach, um die ihnen entgegenwirkenden Staaten zur Nachgiebigkeit zu zwingen; das Deutsche Reich aber hatte weder die Macht noch den Willen, den deutschen Kaufmann im Ausland zu schützen — in diesem von engen Sonderinteressen beherrschten Reiche fehlte der Blick für die Bedeutung eines starken Außenhandels und für den Schutz der deutschen Kaufleute im Ausland. Das Bürgertum der Hansestädte wie der oberdeutschen Reichsstädte geriet im 16. Jahrhundert in einen Zustand satten Genießens und ruhigen Gehenlassens — man hatte sich die Taschen in harter

Löwenstein, das Haus zum Römer (1405 als Rathaus eingerichtet) und das Eckhaus Altlimpurg. Kupferstich von Joh. Andreas Graff

Arbeit ausreichend gefüllt und spürte keine Neigung, noch einmal zu beginnen und sich in neuen Ländern neue Märkte zu erobern. Es war keineswegs ausgeschlossen, daß auch der deutsche Kaufmann sich dem veränderten Weltverkehr einfügen konnte — Hamburg und Bremen haben später diese Aufgabe zu ergreifen und zu erfüllen gewußt. Aber die deutschen Kaufleute des 16. Jahrhunderts haben den Umschwung der weltwirtschaftlichen Lage nicht begriffen und nicht danach zu handeln gewußt. Es war verlockender, das Erworbene zu genießen und sich mit dem verringerten Gewinn des Binnenhandels zu begnügen. Was man besaß, reichte für eine gute Weile aus, den Glanz der deutschen Reichs- und Hansestädte zu erhalten und über den tatsächlichen Verfall des deutschen Handels hinwegzutäuschen.

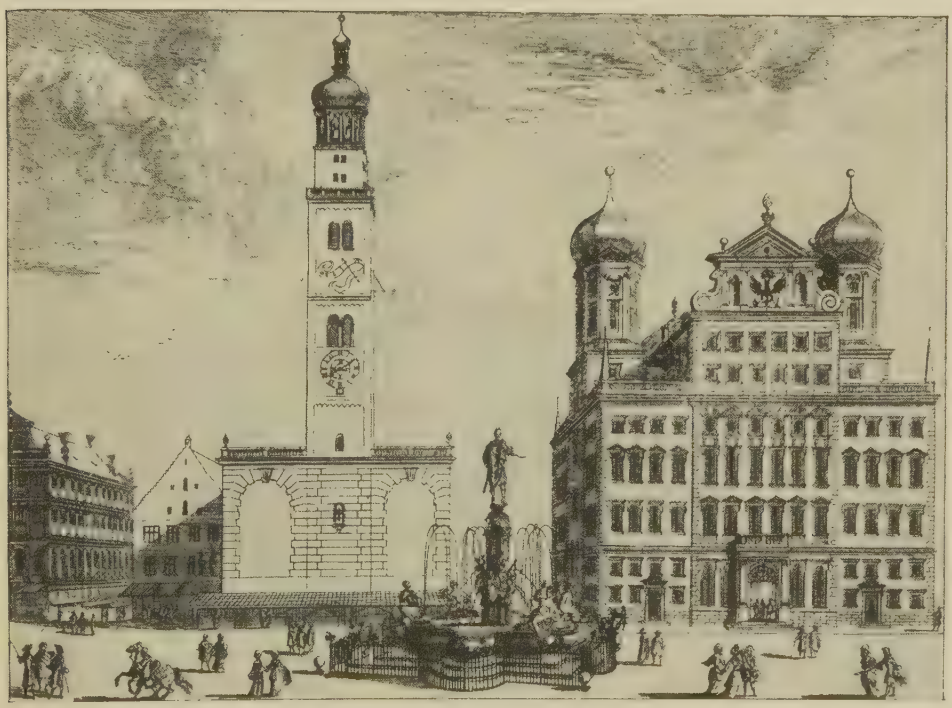
In der Tat boten diese Städte am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts noch einen überaus stattlichen, ja glänzenden Eindruck. Innerhalb der Gräben und Mauern, die sie fast uneinnehmbar machten, flutete noch das Leben einer tätigen Bürgerschaft, die ihren Wohlstand fühlte und die steigenden Schranken ihres Daseins nicht erkannte. Man konnte den Rückgang des Außenhandels eine Weile ertragen; stärker merkbar trat er ohnedies erst im 17. Jahrhundert auf. Aber während man in Holland und England zur Ausnutzung der neuen Möglichkeiten kapitalkräftige Handelsgesellschaften zu gründen begann und staatliche Unterstützung hinzufügte, fehlte in den deutschen Städten der Wagemut zu solchen Unternehmungen; auch der zunehmenden Einfuhr französischer Waren wußte man nichts Gleichwertiges entgegenzustellen, obwohl



Das Gewandhaus in Braunschweig (Ostfassade), erbaut von Hans Lampe und Balthasar Kircher 1591

doch das deutsche Kunstgewerbe des 16. Jahrhunderts sich Weltruf erworben hatte. Erst 1676 wurde von Reichs wegen die Einfuhr französischer Waren verboten. Auch vermochten sich die reichsstädtischen Kaufleute nicht rechtzeitig von dem Zwang ihrer alten Ordnungen freizumachen. Die Stadtwirtschaft von einst hatte ihren Sinn verloren, seit sich die Weltwirtschaft in neuen, größeren Dimensionen mit wachsendem Kapitalsbedarf abzuspielen begann und seit die Nachbarn der Reichsstädte, die deutschen Landesherren, in hellerer Einsicht neue Städte mit freieren Wirtschaftsformen zu gründen unternahmen. Die alte Zunftverfassung der Kaufleute und Handwerker, einstmals wohltätig organisierend und abgrenzend, führte jetzt zur Unterdrückung des wirtschaftlichen Wagemuts; obwohl diese Schranken längst im einzelnen durchbrochen wurden, blieben sie doch ein schweres und allgemeines Hemmnis — weder die städtischen Behörden noch die in Handel und Gewerbe tätigen Bürger begriffen die neuen Notwendigkeiten, und selbst wenn sie es getan hätten, wäre bei dem Zustande des Reichs nur ein zersplittertes Tun zustande gekommen. Die Landesherren sperrten ihre Länder sich gegenseitig und vor allem gegen die Reichsstädte ab — ein jeder Teil dachte nur an sich und seinen auf Kosten der Nachbarn erzielten Gewinn. Die großzügigen Versuche der Fugger und Welser, sich in den neuen Weltverkehr einzuschieben, Kolonien zu erwerben und großkapitalistisch zu arbeiten, blieben schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als die deutsche Wirtschaft noch blühte, vorübergehende Versuche — ohne den Schutz und die Förderung des Reiches war der Wettbewerb mit den neuen Wirtschaftsmächten Westeuropas nicht durchzuführen. Freilich hatten die deutschen Bankhäuser in der zweiten Hälfte des 16. Jahr-

hunderts auch schwere Verluste erlitten — in Spanien, in Frankreich und 1585 durch den Fall von Antwerpen gingen große deutsche Kapitalien verloren, und so wurde der Mut, sich ins Ausland zu wagen, erheblich gedämpft. Ging es nicht auch ohne neues Mühen und Wagen? Die Zinsen der erworbenen Vermögen reichten zu bequemer und oft reicher Lebensführung aus; man hatte stattlichen Grundbesitz außerhalb der Stadt erworben und freute sich an Landsitzen und Schlössern, und die Beziehungen der oberdeutschen großen Reichsstädte zum Kaiserhof verschafften den reichen Kaufmannsfamilien Nürnbergs, Augsburgs und Ulms der Reihe nach den Freiherrnstand und wohl gar die Reichsgrafenwürde und damit eine soziale Stellung, in der man sich der gewerblichen oder kaufmännischen Tätigkeit zu schämen begann. Um so mehr freilich entfalteten sich Prunkliebe, kunstfördernder Lebensgenuß, feinere Bildung und Geselligkeit. Im ganzen aber wirkte alles zusammen, das städtische Leben zum Stillstand zu bringen; auch die politische Stellung der Städte im Reich war nichts anderes als ein Zuschauen, wie andre sich in die Erbmasse Deutschland teilten. Es fehlte der Drang nach vermehrtem Einfluß und vermehrtem Gewinn — die alte Tatkraft ließ auf allen Gebieten langsam nach. Dabei hatte sich dieses Bürgertum aus älterer Enge heraus entwickelt und hatte die Welt kennengelernt, es hatte den deutschen Humanismus und eine große deutsche Kunst geschaffen, auch wissenschaftlich an der Erschließung der neuentdeckten Weltgebiete mitgearbeitet. Italienischer Einfluß hatte die gotische Enge der alten Patrizierwohnungen gesprengt — auch in Nürnberg und Augsburg und anderswo strebte man nach großen Räumen, nach



Der Perlachturm und das Rathaus (erbaut von Elias Holl 1615—20) in Augsburg.
Kupferstich von Joh. Ulrich Kraus

Palästen, die einen Säulenhof in sich schlossen, und nach festlicher oder gar fürstlicher Haushaltung. Ein großer Teil der deutschen Reichsstädte ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Stil der deutschen Renaissance umgebaut worden, und vor allem im Süden gab die aus Italien stammende und oft von italienischen Künstlern ausgeführte Fassadenmalerei den neuen Häusern einen festlichen Charakter. Brunnen schmückten die Plätze und Straßen; Bildhauer und Erzgießer fanden dabei und für den Schmuck der Innenhöfe und Gärten ebensoviel Aufgaben wie die Maler. Die Kunstkammern des Fuggerhauses in Augsburg, die um 1570 von italienischen Meistern ausgemalt wurden, dürfen sich mit dem Schönsten messen, was Italien selber auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Überall wirkte die italienische Renaissance auch auf die Gesinnungen und die Formen des Lebens ein, und wenn der letzte große Ausdruck reichsstädtischer Baugesinnung: die Rathäuser von Augsburg und Nürnberg, einen monumentalen, weiträumigen Geist atmeten und bei einem merkbaren deutschen Einschlag doch nach italienischen Vorbildern gebaut waren, so entsprach dies durchaus der Anschauung der führenden städtischen Schichten, die sich keineswegs im Niedergang fühlten und die ohne den Dreißigjährigen Krieg wohl noch eine längere Zeit den äußeren Glanz ihres Daseins aufrechtzuerhalten vermocht hätten. Aber trotzdem lag schon vor dem großen Krieg über ihnen das Schicksal des Stillstands und des Rückgangs. Und dazu trug im geistigen und künstlerischen Leben vor allem auch der Umstand bei, daß das Landesfürstentum weit über die Reichsstädte hinaus wuchs und sich mit allen Ergebnissen der Wissenschaften und Künste zu schmücken wußte — gegenüber den Mitteln der Fürsten war alles städtische Vermögen gering. Die Höfe übernahmen für mehr als ein Jahrhundert die Führung der deutschen Kultur, und erst im 19. Jahrhundert sollte sich die deutsche Stadt von neuem auf ihre Kulturaufgaben besinnen.

Meistersinger und Merker. Miniatur in dem Hagerschen Liederbuch.
Dresden, Landesbibliothek

Ein hubsch Liede / Das Maydleyn zů dem prunnen gieng.

¶ Ein anders / Es wolt ein maydleyn wasser holen / bey eynem kůlen.

DAs Maydleyn zů dem prunnē gieng/ das was sewberleiche/Begegnet jr ein Jüngeling/ er grüßt sie tugentleyche/Sie setzt das krüglin neben sich/vnnd fragt jn wer er were/er küsts an jren rotē mund jr seyt mir nit vnmere/trett here trett here.

Das meydleyn tregt pantoffel an/darauff thůt sie her schnapen/ Wer jr nit wol zůsprechen kan/dem schneydt sie an ein kappen/daran ist doch keyn tůch gespart/sie kan jm höflich zwahen/ das meydlein wil nit vnser seyn/ sie hat ein andern knabē/laß trabē laß traben.

Das meidlein das war hübsch vnd feyn/hat mir meyn hertz besessen/Nun grüß dich Got mein kuserleyn/ich kan deyn nicht vergessen / Falsches lachen kan sie wol/mit jren schlüsseln klingen/ so grüß dich Gott on allen spot/ du edle Keyserinne/laß springen las springen.

Das meydlein hat zwey eugleyn schon / die lests gar hurtig schiessen/ Man henckt jr vil der schellen an./ man meynt es solls verdriessen/sie ist so gar ein Pissel thier/man sticht sie in die seyten/ach vater gib mir einen man ich mag nit lenger beytten/muß reyten muß reyten.

Ich hab mich nur eyn wenig
lieb/neyn ich ſprach ſie von her-
tzen/es iſt an meyner tugent nit/
das ich yetzundt müg ſchertzen/
Nun müß es Gott gelobet ſeyn/
das es darzů iſt kumẽ/das meyd
leyn hat zwen Eſel fail/ein alten
vnd ein jungen/ Las prumẽn las
prummen.

Der vns diſes Liedleyn ſang/
von newem hat geſungen/ Das
hat gethan ein gůt geſell / vmb
ſeyn liebe iſt er kummen / Er iſt
auff diſer kirchweyh geweſt/inn
eynem ſtröern krantze/ An diſem
ſpil gewan er nicht vil/macht im
ein böſe ſchantze / las tantzen las
tantzen.

Ein anders/in dem thon.

ES wolt ein Meydleyn wasser holen/ bey einem külen prunne. Was fand sie an dem wege stan/ eyn kneblein das was junge. Es setzt sein krüglein neben sich/ vnd fraget wer er were/ Er sprach wölt jhr meyn Büle seyn/ Sie sprach von hertzen gerne/ Kumpt here kumpt here.

Die müter zů dem töchterlein sprach/ wo warstu necht so lange. Ey du liebes mütterleyn/ jch stund bey dreyen manne/ der ein der pfiff mir also wol/ das jch

mit jm můſt tantze / Der ander wolt mein bůle ſein/dem dritten geriet die ſchantze/beym tantze/ beym tantze.

So ſchaw meyn liebes töchterleyn/das es dich nit gerewe. Ach neyn du liebes müterlein/er gab mir des ſeyn trewe. Hett er mir ſeyn trew nicht gegeben / es wer jm nicht geroten/ er hat der gulden pfenning vil/die wöl wir von jm ſchroten / kum ſpate kum ſpate.

Dort in meines vaters hauß/ ſteet ein baum im garten. Es ſey gleich ritter oder knecht/ſo darff er meyn nit warten. Hab mir ein feyns lieb anferkorn/ gar heym-

lich vnd gar ſtille/ Ich hab mein krentzlein hie verlorn/durch meynes bůlen wille/ ſchweyg ſtille/ ſchweyg ſtille.

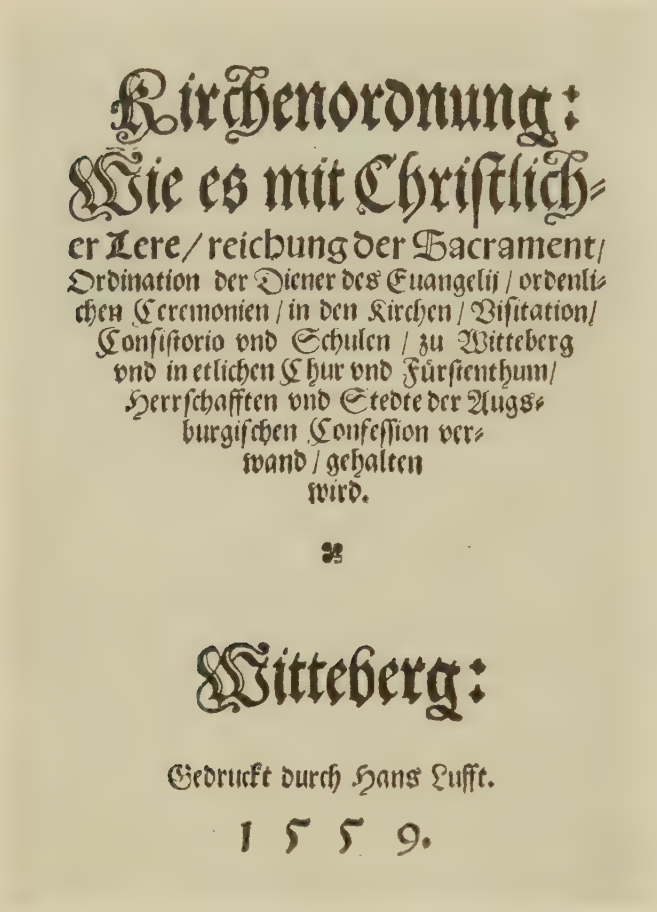
Der vns diſes Liedleyn ſang/ von newem hat geſungen. Das hat gethan ein Lantzknecht gůt/ jm iſt nit wol gelungē. Er ſingt vns das vnd noch vil mer/ Er hats ſo frey geſungen. Er hatt kein gelt im ſeckel mer/der würffel hats jm gnumen/beym prunnen beym prunnen.

Gedruckt zů Nürmberg durch Kunegund Hergotin.

Propyläen-Weltgeschichte

Die Landesfürsten und der moderne Staat

Das deutsche Landesfürstentum hatte seit dem 13. Jahrhundert die Macht des Reiches unterhöhlt und sich selbst an die Stelle des Königtums gesetzt; alles, was der Zentralgewalt schadete, war ihm zugute gekommen, und nur der eigene Nutzen war zur Richtlinie seines Handelns geworden. Aber da in Deutschland der einheitliche Nationalstaat sich nun einmal nicht entwickeln konnte, so beruhte aller staatliche Fortschritt auf diesem Landesfürstentum — unzweifelhaft dankt man ihm das Werden des modernen Staats auf deutschem Boden und ein erhebliches Stück an Kulturförderung, wie denn die Geschichte stets, wenn sie kaltherzig zu nehmen scheint, auch wieder neue Werte freigebig darbietet. Langsam und gewiß absichtslos, soweit das Fürstentum selber in Frage kommt, hat sich die Entwicklung zu vollkommneren staatlichen Formen vollzogen; es liegt ein eigenes Gesetz darin, daß die Zurückdrängung des Lehensstaates zum Beamtenstaat hinführte. Sollte sich die gleiche Entwicklung, wie sie sich im Reiche vollzogen hatte, nicht noch einmal im kleineren Rahmen des Territorialstaates der Landesfürsten wiederholen, so mußten sie den Einfluß der Lehensinhaber zurückdrängen und sich andre Organe für die Verwaltung und den militärischen Schutz ihres Gebietes schaffen — Organe, die den steigenden Anforderungen dieser Verwaltung zu genügen vermochten, die aber zugleich in stärkerer Abhängigkeit vom Landesfürsten standen als die Lehensträger. Der bürgerliche Beamte, der seit dem 13. Jahrhundert den Adel aus seinen Stellungen im Organismus des Landes zu verdrängen beginnt, vereinte das Notwendige in sich: die größere Geeignetheit für das Amt, die volle Hingabe an seine amtliche Tätigkeit und die bedingungslose Unterordnung unter den Landesherrn. Es hat nur zwei Jahrhunderte gedauert, bis dieser Beamte sich den Staat eroberte; in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beruht der deutsche Einzelstaat im wesentlichen auf dem Fürsten und seinen Beamten, und der niedere Adel wird auf höfische und militärische Stellungen beschränkt. Je mehr nun die Staatsverwaltung für ihre sich steigernden Zwecke juristisch vorgebildete Beamte zu bedürfen glaubte, um so stärker wurde das bürgerliche Element — selbst die nächsten Ratgeber des Fürsten, die sogenannten geheimen Räte, waren Bürgersöhne. Der Fürst bedurfte ihrer, aber wie gerne gingen auch die Reichsstädter in Fürstendienst, wo glänzendere Stellungen und weitreichender Einfluß, vielleicht auch die Erhebung in den Adelsstand zu haben waren. Wieviel leichter arbeitete der Landesfürst mit diesen Beamten, deren Dasein und Glück von ihm abhängig waren und denen jeder widerspenstige Trotz der alten Lehensvasallen fehlte! Die feinere Gliederung des Staates erwuchs aus der Tätigkeit dieses Beamtentums: Verwaltung und Justiz, Finanzen und Heer sonderten sich mehr und mehr voneinander ab, ein jedes Gebiet gewann seine besondere Technik, und die Spezialisierung schuf den immer besser eingearbeiteten Beamten. Einheitliches Recht und Gericht wurde hergestellt, das Land in Verwaltungsbezirke eingeteilt. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts begannen die Fürsten ihre Gebiete durch „Ordnungen" planmäßiger auszubauen: Hofordnungen, Hofratsordnungen, Landes-


Kirchenordnung:
Wie es mit Christlicher Lere/ reichung der Sacrament/ Ordination der Diener des Euangelij / ordenlichen Ceremonien / in den Kirchen / Visitation/ Consistorio vnd Schulen / zu Witteberg vnd in etlichen Chur vnd Fürstenthum/ Herrschafften vnd Stedte der Augspurgischen Confession verwand / gehalten wird.

Witteberg:

Gedruckt durch Hans Lufft.

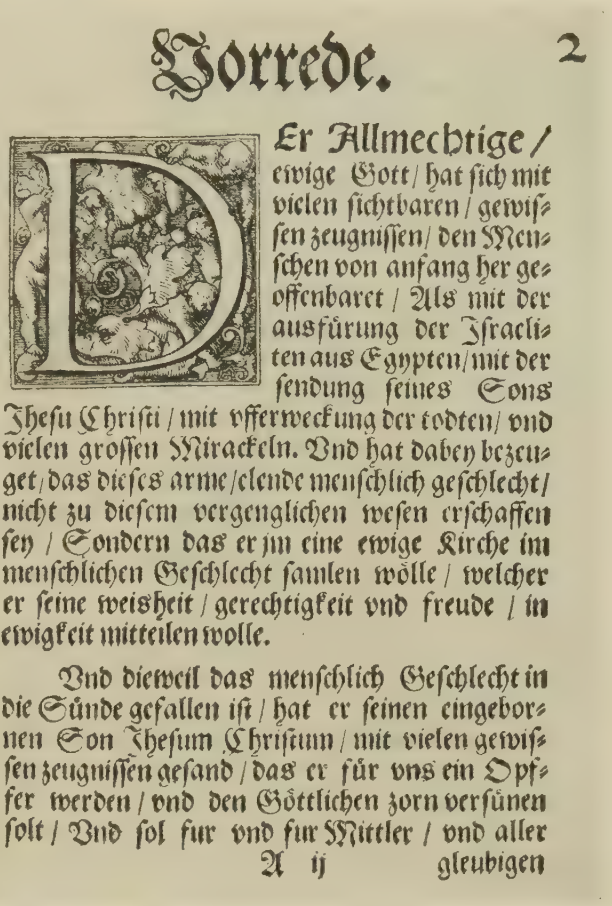
1559.

Titelblatt der grundlegenden evangelischen Kirchenordnung von 1559

ordnungen, Gerichtsordnungen, Kriegsordnungen und bis hin zu Brandschaden-, Apotheker-, Jagd- und Fischereiordnungen entstehen, schaffen Zentralbehörden und ihre Organe im Land, grenzen die Einzelgebiete voneinander ab, geben Dienstanweisung für die Beamtenschaft. Die Städte erhielten vom Landesfürsten Stadtrechte und Bürgermeister, wie denn diese landesherrlichen Städte im Unterschied von den Reichsstädten nur die bescheidenste Selbstverwaltung besaßen. Auch in das kirchliche Leben griff das Fürstentum ein; schon vor der Reformation gelang es ihm, ein gutes Stück der Kirchenhoheit an sich zu bringen, das wirtschaftliche Leben der kirchlichen Körperschaften zu überwachen und bei sich hinschleppenden Schäden durch festes Eingreifen Klöster und Klerus in stärkerem Maße dem Staat zu unterstellen. Die Reformation gab den protestantischen Fürsten die volle Hoheit über die Kirche und zugleich infolge der Säkularisationen die Mittel zur Ausdehnung der staatlichen Fürsorge auf Schulen und Wohlfahrtsanstalten aller Art. Das katholisch bleibende Landesfürstentum gewann auch seinerseits durch Zugeständnisse der Kurie oder durch eigenes Zugreifen in den Notständen der Zeit vermehrten Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten. Die vergrößerte Machtstellung des Landesfürstentums führte dann seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zu neuen Organisationen, zu verbesserten „Ordnungen": zu Kirchenordnungen (von denen die Wittenbergische von 1559 als Vorbild galt), zu Visitationsordnungen für das kirchliche Leben, Schulordnungen usw. Im Herzogtum Württemberg wurde 1567 die zum sechstenmal verbesserte „Landesordnung" erlassen, wie denn überhaupt in diesem Lande mehr als anderswo eine durchaus planmäßige Gesetzgebung für alle Gebiete erfolgte.

Nur an einer wichtigen Stelle war die Macht des Landesherrn trotzdem beschränkt: in

den „Ständen“ trat ihm dauernd Widerstand entgegen. Besonders seit der Mitte des 15. Jahrhunderts war das Selbstbewußtsein dieser Stände gewachsen; sie, die zum Teil gerade vom Landesfürsten erst zum gemeinsamen Wirken in einer „Landschaft“ (Landtag) zusammengeschlossen waren, verlangten Anteil an der Regierung des Landes, zu deren Kosten sie zu zahlen hatten. Denn hierin lag die Schwäche des Landesfürsten: die Einnahmen des Beamtenstaates blieben hinter den Bedürfnissen des Hofes und des Staates zurück, und keinerlei Organisation vermochte sie ausreichend zu erhöhen, solange nicht die Stände des Landes sich zu finanziellen Abgaben bereit erklärten. Denn in diesen Ständen, im Adel („Ritterschaft“), in der katholischen Geistlichkeit (den Prälaten) und in den Städten lagen Kräfte, die der Landesherr nicht zu unterdrücken vermocht hatte; wenn auch die Städte in ihrer Selbstverwaltung gebrochen waren, so konnten sie doch mit Adel und Geistlichkeit zusammen die Finanzgewalt des Fürsten beschränken — sie zahlten Abgaben nur kraft eigener Bewilligung. Die Macht dieser Stände war seit dem 13. Jahrhundert angestiegen, und sie versuchten seit dem 15. Jahrhundert, den Fürsten ihrem Willen unterzuordnen — je mehr sie die ewigen Geldnöte des Landesherren auszunutzen wußten, um so näher schien der Zeitpunkt zu kommen, wo sie selber das Regiment im Lande in die Hand nehmen konnten. Das Fürstentum wehrte sich gegen solche Verschiebung der Herrschaft mit seiner ganzen Kraft, und es vertrat dabei das Staatsinteresse mehr als die Stände, denn diese dachten nur an sich und an die Stärkung ihrer bevorzugten Stellung, nicht aber an das Land. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts neigte sich der Kampf zugunsten des Fürstentums, obwohl noch damals ein staatstheoretischer Schriftsteller wie der kursächsische Rat Melchior von Ossa in dem Zusammenwirken von Fürst und Ständen die Durchführung des göttlichen Gesetzes sah.



Vorrede. 2

Er Allmechtige / ewige Gott / hat sich mit vielen sichtbaren / gewissen zeugnissen / den Menschen von anfang her geoffenbaret / Als mit der ausfürung der Jsraeliten aus Egypten / mit der sendung seines Sons Jhesu Christi / mit vfferweckung der todten / vnd vielen grossen Miracteln. Vnd hat dabey bezeuget / das dieses arme / elende menschlich geschlecht / nicht zu diesem vergenglichen wesen erschaffen sey / Sondern das er jm eine ewige Kirche im menschlichen Geschlecht samlen wölle / welcher er seine weisheit / gerechtigkeit vnd freude / in ewigkeit mitteilen wolle.

Vnd dieweil das menschlich Geschlecht in die Sünde gefallen ist / hat er seinen eingebornen Son Jhesum Christum / mit vielen gewissen zeugnissen gesand / das er für vns ein Opffer werden / vnd den Göttlichen zorn versünen solt / Vnd sol fur vnd fur Mittler / vnd aller

A ij gleubigen

Anfangsseite der Wittenbergischen Kirchenordnung von 1559

Kurfürst August I. von Sachsen.
Gemälde von H. Krell. Dresden, Gemäldegalerie

Aber das Schicksal der Stände sollte sich erfüllen. Und zwar half in den katholischen Gebieten die Religion bei ihrer Zurückdrängung: da sie überall mit protestantischen Elementen durchsetzt waren, so konnte der Landesfürst mit einem Schlag zwei Gegner treffen. Herzog Albrecht V. von Baiern benutzte 1563 den protestantischen Glaubenseifer einzelner bairischer Adliger, um eine hochverräterische Verschwörung zu konstruieren; das gewalttätige Vorgehen gegen die völlig unschuldigen Angeklagten und ihr dauernder Ausschluß von den Ständetagungen schüchterte den bairischen Adel in solchem Maße ein, daß der Herzog seitdem von den Ständen nichts mehr zu fürchten hatte. Auch den Städten gegenüber reichte jetzt die Religion aus, jede ständische Selbständigkeit zu unterdrücken. Es ist fortan auf den bairischen Landtagen nur noch ein furchtsames Verhandeln der Stände mit dem Herzog festzustellen; zum Schluß zahlten sie willig alles, was der Herzog von ihnen verlangte. So schwindet ihre Bedeutung, oft wird nur noch ein Ausschuß einberufen, mit dem der Fürst bequemer über Geldfragen verhandeln kann, und Maximilian I. von Baiern hat während des Dreißigjährigen Krieges die Landstände überhaupt nicht mehr zusammenberufen, sondern sich von Zeit zu Zeit vom Ausschuß bewilligen lassen, was er brauchte — an Widerstand war nicht mehr zu denken. Auch in den habsburgischen Gebieten sind die Stände mit Hilfe der Religion mattgesetzt worden; seit in der Steiermark die Unterdrückung des Protestantismus begann, traf jeder größere Schlag zugleich die in ihrer Mehrzahl protestantisch gesinnten Vertreter des Adels und der Städte. Die übrigen habsburgischen Länder folgten diesem Beispiel — mit der steigenden Macht der Gegenreformation siegte das Landesfürstentum auch über die Rivalen seiner Herrschaft. Bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein zieht sich der Kampf noch weiter — die böhmischen Stände verlieren als letzte in dieser Reihe mit dem Siege des Kaisers über den zum böhmischen König gewählten Pfalzgrafen ihre Vorrechte und ihre Macht. In den protestantischen Ländern war die Auseinandersetzung zwischen Fürst und Ständen genau so auf der Tagesordnung wie in den katholischen; hier konnte die Religion nicht als Waffe verwendet

werden, aber die „Prälaten" schieden von Anfang an aus, Bischöfe und Äbte waren verschwunden, und die Geistlichkeit war in den Stand der Beamten umgewandelt worden, auch wenn in Württemberg der alte Name der Prälaten blieb. Die Absicht der Fürsten, sich der Stände zu entledigen, gelang in ähnlicher Weise, nur zumeist etwas später als in den katholischen Gebieten. In Brandenburg endete die sinkende Macht der Stände unter dem Großen Kurfürsten, in Kursachsen unter August dem Starken, und nur im Herzogtum Württemberg gelang es unter günstigeren Verhältnissen den Ständen, sich zu behaupten und noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschwenderischen Fürsten das Gesetz vorzuschreiben. Aber das ist innerhalb der Gesamtentwicklung eine Ausnahme; das Aufhören des ständischen Einflusses war eine unaufhaltsame Erscheinung; das absolutistische Fürstentum war die stärkere geschichtliche Kraft.

„Mutter Anna", Gemahlin Augusts I. von Sachsen. Gemälde von H. Krell. Dresden, Gemäldegalerie

In der Tat entscheidet sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Entwicklung der deutschen Territorien — was dem Kaisertum mißlungen war, gelingt den Landesfürsten: sie schaffen den zentralisierten Staat mit der absoluten Fürstenmacht an der Spitze. Die Landstände unterlagen, weil sie diesem Staatsgedanken nicht zu dienen vermochten. Bei allen Mängeln der Fürsten war dieses doch ihre Stärke, daß sie den Staat über allen Landesangehörigen zu bauen strebten, daß der Beamtenstaat den Aufgaben der Zeit besser entsprach als irgendeine ständisch aufgebaute Verwaltung und daß der vermehrte Geldbedarf der Fürsten, soweit er durch den Beamtenstaat hervorgerufen wurde, in jedem Fall befriedigt werden mußte. Freilich mischten sich von Anfang an mit dem Staatsbedarf die Verschwendungssucht des Fürsten, die Kosten einer anspruchsvollen fürstlichen Verwandtschaft und die Ausgaben für eine immer mehr zur selbstgefälligen Repräsentation sich wandelnde Hofhaltung. Die fürstlichen Schulden zu bezahlen war den Ständen zumeist schmerzlicher als die Deckung der wahren Staatsausgaben; aber eins riß das andre mit sich, besonders da in der Werdezeit des Absolutismus die Verschwendungssucht der deutschen Fürsten noch sehr gering gegenüber den späteren Summen war. Noch war die Bauluft in ihren ersten Anfängen, und wenn auch das

italienische Beispiel schon einwirkte, so blieb man doch mit Festen und Bauten in bescheideneren Grenzen, und mancher deutsche Landesfürst lebte noch bis ins 17. Jahrhundert hinein in altväterlicher Einfachheit, die nur bei besonderen Gelegenheiten unterbrochen wurde. Die Jagd und unmäßige Zechereien befriedigten so manchen dieser Landesfürsten zur Genüge. Noch gab es für die meisten keine Maitressen und keine Lustschlösser, keine Feste, über die die Welt staunen sollte, keine französischen Vorbilder für das höfische Leben. Noch fühlte man sich als Landesvater, der für das Wohl des Landes zu sorgen habe; noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts hat Maximilian I. von Baiern seinem Sohn testamentarisch eingeschärft, daß der Fürst seine Untertanen nicht zu knechten, sondern zu schützen habe, daß der Fürst um des Volkes willen da sei und nicht umgekehrt und daß er nur begehren solle, was er mit Recht begehren dürfe. Der Bauernstand freilich blieb in dem rechtlosen und ausgebeuteten Zustand, in den ihn der große Bauernkrieg von 1525 geworfen hatte; mochte die Praxis hie und da die Knechtschaft erleichtern, so galt der Bauer doch als der zu Recht bestrafte Revolutionär, dessen Aufgabe es deshalb war, in Leibeigenschaft zu leben und für die andern zu arbeiten. Nur zögernd stellten sich Milderungen seines Schicksals ein — das Steigen der Preise für Nahrungsmittel gab dem Bauern noch im 16. Jahrhundert wenigstens erhöhte Einnahmen. Im Nordosten Deutschlands, im Kolonisationsgebiet, stand es freilich weit besser um ihn — hier hatte kein Bauernkrieg die Gegensätze aufgewühlt und zum Strafgericht aufgefordert, hier blieb die Masse der Bauern frei, während sie im übrigen Deutschland zumeist die Freiheit verloren hatten und sie erst seit dem 18. Jahrhundert, unter dem Geist einer neuen Zeit, wiedergewannen. Für niemand, weder für den Fürsten noch für die Kirche, weder für den Adel noch für das Bürgertum der Städte war es anstößig, daß der Bauer unfrei war — Gott selber hatte es so bestimmt, daß er im Schweiße seines Angesichts das Land bestellen und für die höheren Stände Nahrung schaffen müsse. Er hatte keine Vertretung im Kreis der Stände — nur in der Schweiz, in den friesischen und holsteinischen Gebieten gab es gleichberechtigte Bauernvertreter; fast überall sonst betrachteten sich die andern Stände als die gegebenen Vormünder des Bauerntums. Und doch mußte die Fürsorge des Landesvaters früher oder später auch das Wohl des Bauern als eng verbunden mit dem Wohl des ganzen Landes erkennen.

Es gab in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts deutsche Fürsten, die sich mit redlichem Eifer ihrem Lande widmeten. Herzog Christoph von Württemberg (1550—1568) überprüfte seine gesamte Verwaltung wiederholt nach neuen Erfahrungen und erneuerte demgemäß die alten Ordnungen. Er hat in den 18 Jahren seiner Regierung 31 „Ordnungen" erlassen, die sich sowohl auf die Verwaltung und Polizei als auch auf Gericht, Wirtschaft, Kirche und Schule bezogen. Es gab in Württemberg eine Eheordnung, eine Wirt- und Gastgeberordnung, eine Schaf- und Weideordnung, eine Bauordnung, in der Landesordnung z. B. Vorschriften über den Wollkauf — man sieht, wie weit die landesväterliche Fürsorge ausholte und wie in alle Gebiete die einheitliche Ordnung des Gesetzes hineingetragen werden sollte. Der Herzog führte einheitliches Maß und Gewicht ein, förderte den Weinbau, die Forstwirtschaft, den Bergbau, die Binnenschiffahrt und das gesamte Handwerk. Längst hatte man in Württemberg, den Reichsstädten folgend, durch die Obrigkeit die Löhne für die Handwerker auf dem Lande festgesetzt, während in den Städten die Zunftordnungen geprüft und bestätigt wurden; Herzog Christoph erließ für die einzelnen

Nachdem ein Ehrnvester Rath/ diser Statt/ vnsere Herren vnd Obrigkeit/ fast täglich vor augen sehen vnd erfahren müssen/ was massen/ das Laster der Hoffahrt/ mit gewalt einreissen/ insonderheit aber/ nicht allein vnder den Erbarn Geschlechten/ sondern auch vnder den Kauff: vnd Handtwercks-leuten/ Innwohnern vnd Ehehalten/ das Goldt vnd Silber tragen/ sowohln von guter als schlechter Arbeit/ sonderlich jetziger zeit an den Hosenpendern/ mit den überauß grossen vnd langen Guldenen vnd Silberen Spitzen/ Item an den Schuchrosen vnd andern Manns-kleidern/ wie auch vnder den Frauen vnd Jungkfrauen/ an Röcken/ Hauben/ Pündtlein/ Köpflein/ Krösen/ vnd dergleichen dingen/ von tag zu tag/ dermassen überhand nemen/ vnd je lenger jemehr steigen thut/ das man nicht sehen kan/ wann man solchem übel vnd vnheil nicht steuren thete/ wo es endtlich noch hinauß würde. Als wollen jhre Herzligkeiten hiemit/ alles Goldt vnd Silber tragen/ sowohl gutes als schlechtes von Porten/ Spitzen/ Zeenlein/ vnd wie es Namen haben mag/ beedes an Manns vnd Frauenkleidern/ jederman in gemein/ ohne außnam eines Standts/ bey zwantzig Gulden straff/ die ein jeder Verbrecher oder Verbrecherin vnnachlessig zubezahlen schuldig sein soll/ ernstlich abgeschafft vnd verbotten haben/ doch mit der bescheidenheit/ was die alte Hoffahrts vnd Hochzeit ordnung/ den Erbarn Frauen/ vnd Jungkfrauen/ an Gürteln/ Beuteln/ Kräntzen/ Pündtlein vnd dergleichen zierd/ ohne das vorhin von alters her zulest/ das es bey demselben nochmals bleiben/ vnd durch diß verbott nicht gemeint oder verstanden werden soll: Obwohl auch zwar von alters her/ die Erbarn Frauen vnd Jungkfrauen an jhren Krösen/ Guldene Zeenlein vnd Spitzen zutragen/ macht gehabt/ so gibt doch die erfahrung/ das solches nicht allein so gar hoch übermacht/ das man anjetzo bey etlichen vor den langen vnd grossen Guldenen Spitzen/ kein Lemwath mehr daran sehen kan/ sondern es werden auch Perlein daran gehefft/ sowohl als an die Pündlein/ Item/ es werden jetzo gantze Hauben/ wie auch die Hutschnür mit Peerlein gestickt/ welches dann gleichsfalls keines wegs zugedulten vnd nachzusehen/ derowegen will obwohlgedachter ein Ehrnvester Rath/ allen jhren Burgern/ Innwohnern/ Handtwercksgesellen vnd Ehehalten ohne vnderscheid nicht allein solche überauß grosse Güldene Spitzen an den Krösen/ sondern auch alle Peerlein an den Kleidern/ Item das sticken/ vnd die mit Goldt vnd Silber gantz oder halb eingewürckte Zeug/ deren sich etliche bißhero auch gebraucht haben/ wie auch die Peerlene Schnür/ Guldene oder Silberne gestickte Wehrgehenge vnd Gürtel/ vergulte Rappier/ Pandtdegen/ Dolchen vnd Spo-ren/ gleichsfalls vnd bey obbemelter straff/ von S. Matthias tagnechstkünfftig anzufangen/ vnd fürters allerdings abgestellt/ vnnd ernstlich verbotten haben. Do sich nun hierüber jemandt von Manns vnd Weibspersonen/ vngehorsamlich vnd gefährlich erzeigen sollte oder würde/ wie dann ein Ehrnvester Rath hierauff jhr stattliche auffachtung bestellt haben/ gegen denen/ oder denselben Verbrechern vnd vngehorsamen/ gedencken jhre Herzligkeiten nicht allein mit obberührter straff fürzufahren/ sonder dieselben sonsten in ander weg/ dermassen vnd mit ernst anzusehen/ darauß derselben mißfallen in der that gespürt vnd vermerckt werden solle. Darnach wisse sich menniglich zu richten/ vnd vor schaden zu hüten.

Decretum in Senatu.
30. Januarii, 1618.

Verordnung des Rats der Stadt Leipzig gegen den Kleiderluxus

Handwerke neue Ordnungen, hob ältere ungeeignete (wie die Stuttgarter Schmiedeordnung) auf — alles und jedes bis hin zu den Zechereien der wandernden Handwerksgesellen und bis zu den Streitigkeiten auf den Gesellenstuben verfiel seiner ordnenden und strafenden Hand, und nur die vom Landesherrn genehmigten Handwerksordnungen galten seitdem als zu Recht bestehend. Der Herzog ruhte nicht, bis alle Handwerkszweige nach einheitlichen Gesichtspunkten geregelt waren. Die Hauptfürsorge Christophs galt der Kirche und Schule; was er hier schuf, wurde von andern deutschen Ländern als Vorbild angesehen. Er waltete mit rastlosem Fleiß als ein geborener Organisator; ein Fürst, der nicht nur durch sein Wissen und seine Tätigkeit das Staunen seiner Räte erregte, sondern der sich auch das uneingeschränkte Vertrauen seiner Untertanen erwarb — ihm haben die württembergischen Stände freiwillig Befugnisse überlassen, die ihnen selber zustanden. In Braunschweig-Lüneburg führte Herzog Julius (1568—1589) das Staatswesen zum gleichen Ausbau; ihm gingen auf seinen Wunsch 1568 mehr als 15 württembergische Ordnungen zu. Die Gründung der Universität Helmstedt zeigte 1576 sein landesherrliches Pflichtgefühl auch dem geistigen Leben gegenüber. In Hessen herrschte unter Landgraf Wilhelm IV. (1567—92) eine musterhafte Einfachheit und Sparsamkeit.

In Kursachsen hat „Vater August" sich auf ähnliche Weise verdient gemacht. Er war kein Staatsmann großen Stils — die politische Verschlagenheit seines Bruders Moritz lag ihm ebenso fern wie politische Initiative überhaupt —, er führte die kurfürstlichen Wettiner in der Reichs- und Religionspolitik in jenen Zustand stumpfer Loyalität hinein, der es den Hohenzollern später leicht machte, die Führung des deutschen Protestantismus an sich zu bringen und das Haus Wettin in die Rolle eines mitteldeutschen Kleinstaates zu drängen. Das Luthertum dieses sächsischen Kurfürsten war ehrbar und gewissenhaft, aber es hatte sich den bequemen Ausweg geschaffen, die eigene Passivität mit dem göttlichen Willen gleichzusetzen — was Gott nicht tat, brauchte auch von den Menschen nicht getan zu werden. Der Kurfürst ahnte wohl manchmal, daß die Verdammung des Calvinismus nur der katholischen Seite zum Vorteil gereiche, und so hielt sich die kursächsische Politik auf dem Augsburger Reichstag von 1566, als der Kaiser den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz vom Religionsfrieden ausschließen wollte, auf einer mittleren Linie, die den Ausschluß verhinderte. Alles dies bedeutete bei August nur eine taktische Entscheidung, nicht etwa Toleranz — sie lag ihm ebenso fern, wie die theologischen Streitfragen seinem schlichten Verstande verschlossen blieben. Seine Theologen machten ihn scharf gegen die Calvinisten, aber sie lehrten ihn auch, daß außerhalb Kursachsens selbst im Luthertum der wahre Glaube fehle. Ursprünglich hatte er die Richtung Melanchthons geteilt, seit 1584 aber ging er zum strengsten Luthertum über. So war es seine Rolle nicht, den deutschen Protestantismus zusammenzuhalten und zu führen; seine schwächliche Politik wünschte nur, es mit keiner Partei ganz zu verderben und nicht dem gemeinsamen Gegner direkt in die Hände zu arbeiten. Aber als er dem rein dynastisch denkenden Kaiser Maximilian II. zu Willen war und die Wahl des in Spanien erzogenen Rudolf zum Nachfolger im Kaisertum befürwortete, gab er das Schicksal des Protestantismus aus der Hand. Versagte er auch in der großen Politik wie die meisten seiner fürstlichen Zeitgenossen in Deutschland, so war er doch um so eifriger in den Angelegenheiten seines Landes. Er will allein im Lande herrschen, aber das Wohl des Landes ist doch das Ziel. Der kluge Fürst vergißt dabei nicht,

Uhrmacherwerkstatt um 1600. Kupferstich von Joh. Galle nach Jan van Straeten

daß das Wohl des Landes auch *sein* Wohl bedeutet und daß nur ein gut regiertes Land die hohen Erträge abwirft, deren der Fürst nicht entbehren kann. Kurfürst August erhielt von seinen Untertanen den Namen Vater August, gleichwie seine höchst wirtschaftlich veranlagte Gattin als Mutter Anna bezeichnet wurde — ein patriarchalisches Dasein kam damit zum Ausdruck, das Vergangenheit und Gegenwart noch einmal trotz ihrer Gegensätze vereinte: durch seine landesväterliche Fürsorge milderte er, was dabei nur Unterordnung des gesamten Landes, seiner Menschen und seiner Einkünfte, unter den Willen eines Einzelnen war. In diesem engeren Kreise vermochte er zu wirken — vielleicht hatte ihm sein Rat Melchior von Ossa mit seinem „Politischen Testament" von 1556 die Richtlinien dafür gegeben. Denn in dieser vom Kurfürsten veranlaßten Schrift handelte es sich um die „gottselige, weisliche, vernünftige und rechtmäßige Regierung und Justiz". Hier mahnte der Verfasser zu einer Regierung auf dem Boden der Gesetze, „niemand zu Freundschaft, Liebe und Leid", sondern zum allgemeinen Besten; er warnte die Regenten vor Bestrafung der Verbrecher „nach eigenem Gutdünken und Willen", sondern forderte eine gute Justiz auf Grund der Gesetze, nicht nach Billigkeit; er mahnte zur Einigkeit in der Lehre und zu christlicher Zucht und verlangte vor allem vom Fürsten, daß er gottesfürchtig und fromm, klug und verständig sei und sich selbst zu regieren wisse, sich des „Übertrinkens" und aller Völlerei enthalte, weil dem ganzen Land daran gelegen sei, denn wie der Fürst, so auch die Untertanen. Er mahnte zu ehrbarem fürstlichem Eheleben, zu guter Haus- und Hofhaltung, zu einem regimen paternale (zu väterlicher Herrschaft), zu guter Erziehung der fürstlichen Kinder. Und er wies darauf hin, wieviel an guter

Verwaltung der fürstlichen Güter, der Kammergüter, gelegen sei — tragen sie nicht ausreichend und muß die Obrigkeit infolgedessen zu Steuern greifen, so schafft dies bösen Willen bei den Untertanen, und es ist auch nicht dem Willen Gottes entsprechend; um so mehr sind aber die Untertanen zu helfen verpflichtet, wenn ein guter Herr ohne seine Schuld durch Krieg und anderes in Not gerät. Gute Beamte sind für das Kammergut und alle andern Ämter nötig, vor allem auch für die fürstliche Kasse, aus der nur die notwendigen Ausgaben gemacht werden sollten, damit der Überschuß jährlich gemehrt werde — dann ist in der Not Geld vorhanden. Nur keine übermäßige Bausucht, kein übermäßiges Spiel, kein zu großes Hofgesinde, kein „viehisches Saufen und Schwelgen" am Hof, keine Verschwendung und kein Geiz, dazu redliche Diener in allen Ämtern ohne allzu raschen Wechsel — das Ergebnis wird das Wohl des Landes und des Fürsten sein.

Dies etwa war die landesväterliche Weisheit, nach der „Vater August" regierte. Er führte ein sparsames Regiment, kürzte Dienstgelder und Kleiderzulagen, sogar bei seinen nächsten Räten, steigerte die Erträgnisse seiner Kammergüter und zahlte die überkommenen Schulden ab, ordnete die Verwaltung seines Landes und hielt sich im übrigen sorgfältig von allem zurück, was ihm Schwierigkeiten bereiten konnte. Nur zu gern erklärte er sich bei gefährlichen Fragen als uninteressiert; als man ihn angesichts der katholischen Wiederherstellungsversuche in Fulda von protestantischer Seite zu Rate ziehen wollte, lehnte er es mit den Worten ab: der Abt von Fulda möge sich tausend Jesuiten halten, wenn ihm die vorhandenen nicht genügten, ihm sei es einerlei. Zehnmal mehr beschäftigten ihn die kleinen Angelegenheiten seiner landwirtschaftlichen Vorwerke, seine Bergwerke und andere Unternehmungen, denn er hatte vieles davon um des direkten Gewinnes willen in seine eigene Hand genommen. Er förderte die Baumwollweberei durch die Berufung niederländischer Arbeiter und führte eine Blütezeit des sächsischen Bergbaus herbei. Er gab seinem Lande 1572 eine umfassende Gesetzgebung, sorgte für Kirche und Schulen, legte Kunstsammlungen an und führte eine Landesaufnahme durch; auch das Verkehrswesen dankte ihm vielfache Verbesserung. Die armen Leute im Lande konnten auf seine besondere Fürsorge rechnen. Zu Hause aber wusch ihm „Mutter Anna" eigenhändig die Wäsche, und sie sorgte mit strenger Sparsamkeit für Küche und Hof; auch begründete sie mit eigenem Zugreifen eine sächsische Hofapotheke. Es war noch ein recht patriarchalisches Dasein, obwohl der Kurfürst doch von seiner kurfürstlichen Würde tief überzeugt war und in der Meinung lebte, daß er allein zu befehlen habe und daß ihm die volle Weisheit des von Gott geleiteten Regenten gegeben sei. Es war bereits der volle Absolutismus, nur daß die Ausschreitungen fehlten, die dieses System später umgaben; noch fühlte sich der Fürst im wahren Sinne für sein Land verantwortlich. Und der Kurfürst August nahm auf seine Stände weitgehende Rücksicht — eben deshalb war er freilich auch der Erfüllung seiner gemäßigten finanziellen Wünsche gewiß. Jedenfalls zeigen die besten Beispiele solcher absolutistischen Landesväter, daß ihre Staatsverwaltung sich erfolgreich weiter entwickelte und daß das wirtschaftliche Leben der Untertanen gedieh.

So war es eine in allen deutschen Ländern gleichartige Entwicklung mit gleichen Ergebnissen: aus einem noch ungeordneten Zustande wurde ein durchorganisierter Staat gebildet, der auf einem technisch geeigneten, bürgerlichen Beamtentum beruhte und dessen Schicksal im übrigen in der Hand des unbeschränkt regierenden Landesherrn lag. Höhere

Baucrn bei der Erntearbeit. Zeichnung von Pieter Bruegel 1568. Hamburg, Kunsthalle

Erträge des Staates waren das Ziel; sie gingen wieder auf in den sich mehrenden Bedürfnissen der Staatsverwaltung, in den Ausgaben für militärischen Schutz und in den rasch ansteigenden Kosten des fürstlichen Hofhalts. Der landesherrliche Absolutismus war geboren, ohne daß bereits alle seine späteren Züge deutlich ausgeprägt erscheinen. Aber daß der Fürst kraft göttlichen Willens unbeschränkt regiere, wird zum festen Dogma, und die Zurückdrängung der Stände gelingt durch die Gunst der Zeiten und durch den inneren Druck dieser Staatsentwicklung. Schon zeigt sich hie und da Verschwendungssucht, aber sie gilt zumeist noch guten oder erträglichen Zwecken: Bauten, Kunstwerken, der Musik oder allerlei Sammlertätigkeit; schon ist der Herrscher ganz von seiner göttlichen Bestimmung überzeugt; aber noch leitet er daraus nicht das Recht zu allem und jedem, zu moralischen und unmoralischen Handlungen ab, noch lebt er nicht in dem Wahn, daß das Land allein um seinetwillen, zur Befriedigung seiner Lüste und seiner Launen da sei. Die Mehrheit der deutschen Landesherren hat in dieser Zeit zwischen Reformation und Dreißigjährigem Kriege den Absolutismus mit dem Gefühl der Pflicht gegenüber dem ererbten Land verbunden und das System des modernen Staates mit Einsicht und Fleiß geschaffen. Die fremden Vorbilder fürstlichen Lebens, wie sie das reichere Italien und das im 16. Jahrhundert zu ungeheurem Reichtum aufsteigende Spanien boten, wirkten zwar schon auf das Leben der deutschen Höfe ein, aber noch war es mehr Sprache und Tracht und Zeremoniell, was zum Siege kam, während das übrige Leben noch in älteren und schlichteren Formen sich bewegte.

Die wirtschaftliche Lage Deutschlands vor dem Dreißigjährigen Kriege

Die Arbeit des Landesfürstentums konnte den staatlichen Organismus aufbauen, konnte die Erträge der Staatsverwaltung steigern und die Volkswirtschaft einzelner deutscher Gebiete heben; sie konnte jedoch das politische und wirtschaftliche Geschick Deutschlands nicht wenden. Denn der Erfolg der landesfürstlichen Politik bedeutete unvermeidlich weitere Schwächung der kaiserlichen Zentralgewalt, steigendes Selbstbewußtsein der deutschen Fürsten und Ausspielung ihrer engen politischen, religiösen und wirtschaftlichen Interessen gegeneinander. Die erfolgreiche Hebung von Gewerbe und Landwirtschaft im Einzelgebiet steigerte nur noch das gegenseitige Sichabschließen und verringerte die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Gesamtnation. Denn die Anteilnahme an dem neuen überseeischen Welthandel war nur möglich, wenn sich im Wettbewerb der westeuropäischen Staaten auch der deutsche Staat eingefunden hätte — ohne staatlichen Schutz, ohne eine deutsche Flotte, ohne die Erwerbung von Stützpunkten in der Ferne war der kleinen Macht der Hansestädte ein Erfolg verschlossen. Nicht die Wirtschaft an sich mit ihren neuen Bedingungen versperrte Deutschland den Weg, sondern Deutschlands politischer Zustand verhinderte das Eintreten in den neuen wirtschaftlichen Wettkampf. Vielleicht lag auch Wien zu weit vom Meer entfernt — erst im Dreißigjährigen Krieg, als Wallenstein erobernd bis zur Ostsee vorgedrungen war, tauchten für eine kurze Weile maritime Pläne der Habsburger auf. Aber die habsburgischen Interessen und Nöte lagen vorwiegend im Südosten — die Abwehr der Türken mußte wichtiger sein als alle Wünsche der Hansestädte nach Schutz durch das Reich. Der Zerfall Deutschlands in Einzelgebiete, in denen landesfürstliches, bischöfliches oder reichsstädtisches Interesse alles allgemein Deutsche zurückdrängte, nahm auch der Nation den Horizont für große Politik und große Wirtschaft — der Kampf der Bekenntnisse erschien weit bedeutsamer als Handel und Weltwirtschaft, und die lokalen Interessen beschäftigten nur zu oft die Köpfe bis zum letzten. Was nützte es, daß Kursachsen unter Kurfürst August und ebenso andere deutsche Einzelgebiete einen wirtschaftlichen Aufschwung nahmen, wenn die großen Wirtschaftswege Deutschlands stiller und leerer wurden? Kein lokales Aufblühen vermochte einzuholen, was im großen verlorenging, und zuletzt kam für alle die Zeit des Rückgangs.

Man hat früher stets angenommen, daß der Dreißigjährige Krieg das wahre Verhängnis für Deutschlands wirtschaftliches Wohl gewesen sei. Und sicherlich kann man gar nicht bestreiten, daß der Krieg weite Gebiete aussog und zerstörte, daß ganze Dörfer verschwanden, daß die Volkszahl abnahm und zeitweise alle Wirtschaft darniederlag. Aber man darf wohl sagen, daß es sich dabei nur um den furchtbaren Schlußakt eines Dramas handelte, das schon in den Jahrzehnten vor dem Krieg begonnen hatte. Dem politischen Rückgang der Nation hatte sich der wirtschaftliche beigesellt; politische und allgemein wirtschaftliche Gründe wirkten dabei zusammen. Bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts setzt man die erste Periode des sogenannten Frühkapitalismus in

Deutschland an. Die Geldwirtschaft hatte sich im deutschen Leben durchgesetzt und enge Verflechtungen mit dem internationalen Wirtschaftsleben geschaffen. Aber noch lebten überall Teile der einstigen Naturalwirtschaft weiter — kein Beamter empfing z. B. einen vollen Geldlohn, sondern zum baren Gelde kamen Naturallieferungen in Holz, Getreide, Wein, Kleidern u. a. hinzu. Der Kapitalismus selber bewegte sich noch in bescheideneren Formen; nur wenige deutsche Großkaufleute brachten es in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu wirklich großen Vermögen und zu internationaler Stellung. Keines dieser großen Vermögen behielt seine beherrschende Stellung; soweit sie nicht wieder verlorengingen, wurden sie in Grundbesitz angelegt und dem Handel entzogen. Die Fugger fühlten sich offenbar als reichsgräfliche Großgrundbesitzer sehr viel wohler und sicherer, denn als Kaufleute, nachdem eine ganze Reihe von oberdeutschen Handelshäusern, von ausländischen Schuldnern im Stich gelassen, zusammengebrochen war. Indem sich aber das städtische Patriziat Oberdeutschlands zum größten Teile in städtischen Adel mit Grundbesitz umwandelte, zog es sich überhaupt aus dem Handel zurück; das Patriziat der norddeutschen Seestädte blieb dagegen im bürgerlichen Stande und in der Kaufmannschaft. Der oberdeutsche Großhandel begann zu versagen, weil sich seine Träger auf den bloßen Genuß ihrer Vermögen zurückzogen; der niederdeutsche Handel verlor durch das Erstarken der nordischen und der westeuropäischen Staaten seine überragende Stellung. Zwar gaben die deutschen Seestädte ihre Sache keineswegs mutlos auf, und die uns erhaltenen Verzeichnisse der im Sund erhobenen Schiffahrtszölle bezeugen sogar in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch ein Steigen des deutschen Ostseehandels; aber ein voller Ersatz für den Ausfall im Westen und an andern Stellen war dieser relative Gewinn wohl nicht, und auch im Ostseegebiet wuchs der Handel anderer Länder stärker als der deutsche. Das Steigen des deutschen Anteils am Ostseehandel beruhte zum Teil

Verkaufsstände im Anfang des 17. Jahrhunderts

Bank und Wechselstube.
Kupferstiche von Balthasar Schwan 1622

Titelblatt eines der älteren deutschen Werke über systematische kaufmännische Buchführung von Passchier Goessens. Hamburg 1594

auf dem Aufblühen der deutschen Kolonisationsgebiete des Ostens; das östlich der Elbe gelegene Land mit seinen Rittergütern begann damals reiche Überschüsse zu tragen und dem Ausland zuzuführen. Aber trotzdem nahm der deutsche Ostseehandel in weit geringerem Maße zu als der Handel Hollands — stand man sich zu Beginn des Jahrhunderts noch etwa gleich (mit nicht allzu erheblichem Vorsprung der Holländer), so war um 1600 die Zahl der holländischen Schiffe in der Ostsee mehr als zweieinhalbmal so groß wie die der deutschen, und zwischen 1611 und 1620 sank die Zahl der deutschen Schiffe sogar auf ein Viertel der holländischen herab. Im nordwestlichen Deutschland, in dessen Gebiet ja zahlreiche Hansestädte lagen, ging der hansische Handel langsam zurück; die Verschlechterung des Münzwesens und zunehmende Verschuldung schufen hier und anderwärts eine wachsende Krise, die freilich erst in der Zeit des sogenannten Niedersächsisch-dänischen Kriegs (1623—1629) zur vollen Katastrophe wurde. Der oberdeutsche und westdeutsche Handel blieb in ähnlicher oder noch stärkerer Weise hinter dem Welthandel zurück; die Unruhen in den Niederlanden schädigten ihn schwer, und Holland unterwarf sich, sobald es als Staat erstarkte, den Rheinhandel, Frankreich drang mit Waren und Arbeitern im Westen Deutschlands vor. Die Landwirtschaft dieser Gebiete wurde in dieses selbe Verhältnis hineingezogen — ein relativer Fortschritt war wohl noch vorhanden, die Viehwirtschaft des Schwarzwalds machte große Fortschritte, und der Wein behielt noch seine Stellung als Ausfuhrware, aber im ganzen arbeitete das deutsche Bauerntum nur für den engeren Markt, und ein nicht geringer Teil des Großgrundbesitzes wurde in den Händen jenes neuen reichsstädtischen Adels zum Luxusbesitz ohne volkswirtschaftlich mehrende Kraft.

Die Zunftverfassung des Handwerks wurde noch zähe festgehalten, obwohl sie sich überlebt hatte und überall, wo das Handwerk neue Bahnen einschagen wollte, durchbrochen wurde. Aber man suchte die alten Formen nur um so ängstlicher zu wahren, je mehr sie umgangen wurden — statt mit neuem Geiste sollte mit Zwang geholfen werden. Es entsprach dem geistigen Stillstand der Nation, daß man auch den wirtschaftlichen Nöten gegenüber versagte — der Blick für das Ganze der deutschen Wirtschaft verlor sich innerhalb der verengenden Kleinstaaterei. Hie und da war der alte Unternehmungsgeist noch lebendig: Hamburg nutzte — vor allem im Dreißigjährigen Kriege — seine günstige Lage aus und legte die Grundlagen seiner künftigen Weltstellung, Frankfurt a. M. entwickelte seine Messen und machte sich zum Mittelpunkt des westdeutschen Handels, Leipzig zog seit Mitte des 16. Jahrhunderts den europäischen Pelzhandel an sich, und Augsburg befand sich noch bis zum Beginn des Krieges in verhältnismäßig günstiger Entwicklung.

Aber es sei wiederholt: auch wenn sich das wirtschaftliche Leben im einzelnen noch kraftvoll regte, verlor es doch im großen seine Fruchtbarkeit. Der Mangel eines schützenden und fördernden deutschen Staats trug zu dem fortschreitenden Verfall wohl ebensoviel bei wie das geistige Versagen der Nation, die ihre Kraft zum guten Teil in religiösen Kämpfen vergeudete und dadurch von anderen Notwendigkeiten ihres Daseins abgelenkt wurde. Aber die volle Krise in Staat und Wirtschaft und geistiger Kultur brachte doch erst der große Krieg, der sich aus den konfessionellen Spannungen entwickelte.

Der Fondaco dei Tedeschi, das Kaufhaus der Deutschen in Venedig. Kupferstich von R. Custos 1616

Die letzten Ursachen des Dreißigjährigen Krieges

In der Katholischen „Liga" und in der protestantischen „Union" standen sich im letzten Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Krieges die beiden deutschen Religionsparteien mißtrauisch und abwartend gegenüber. Jeder Teil suchte sich durch ein Bündnis zu schützen, aber diese Kriegsbereitschaft drängte auch hier in den Krieg hinein, weil auf die Dauer die Spannung unerträglich erschien. Längst hatten die Calvinisten im Reich unter der Führung von Kurpfalz auf Zusammenschluß aller Protestanten und auf Abwehr der in der Wiederherstellung der katholischen Kirche gelegenen Offensive gedrängt, aber lange Zeit entzogen sich die Lutheraner solchen gefährlichen Gedanken. Im Kölnischen Krieg der 80er Jahre war Johann Casimir von der Pfalz durch den Mangel an protestantischer Hilfe unterlegen. Der Sieg in Köln aber stärkte das Selbstbewußtsein der Katholiken noch weit mehr als die glücklichen Erfolge in Baiern, Fulda, auf dem Eichsfeld, in Trier, Bamberg und in der Steiermark, denn im Kölner Handel war die Ohnmacht des deutschen Protestantismus sichtbar geworden. Stützte sich der Calvinismus auch auf die Erfolge der Holländer gegenüber Spanien, so war doch im ganzen der Rückgang des Protestantismus kaum zu verbergen — er mußte zusehen, wie die katholische Seite ein Gebiet nach dem andern wieder eroberte und wie sich damit die Gefahr selbst für die ganz protestantischen Gebiete auftat, in denen eine Wiederherstellung der katholischen Kirche unmöglich erschien — aber was konnte bei einer Verschiebung der Macht im Reiche zugunsten der Katholiken noch unmöglich sein? Jedenfalls war den Ausdehnungsbestrebungen des Protestantismus jetzt ein fester Damm gezogen — seit dem Kölner Krieg rief jeder derartige Versuch den gesamten deutschen Katholizismus zur tatkräftigen Abwehr herbei. Bei dieser Lage, die sich mehr und mehr zu einer schweren Lebensgefahr für die Protestanten gestaltete, sind auch die Lutheraner den Calvinisten langsam näher gerückt — es konnte nur zu rasch der Tag kommen, an dem man sich gegenseitig unentbehrlich war. Immer neue Ereignisse zeigten die Fortschritte der katholischen Partei, besonders seit Herzog Maximilian I. von Baiern sie zu führen begann, während Religionsgespräche, wie das von Regensburg im Jahre 1601, bei dem sich protestantische Theologen und Jesuiten gegenüberstanden, die vollständige Aussichtslosigkeit einer Verständigung und Wiedervereinigung zeigten. Der seit 1584 laufende Straßburger Kapitelstreit, d. h. der Kampf einer katholischen und einer protestantischen Partei um das Bistum, endete 1602 mit einer Niederlage der protestantischen Minderheit, obwohl sie im Besitze der gesamten bischöflichen Verwaltung war. Die Unterdrückung der Lutheraner in den habsburgischen Erblanden nahm ihren Fortgang, obwohl sich selbst Kursachsen für den Schutz der Glaubensgenossen einsetzte, und im Dezember 1607 besetzte Maximilian von Baiern die Stadt Donauwörth in Ausführung einer kaiserlichen Achterklärung, die sich die Stadt durch ihre protestantische Haltung zugezogen hatte. Es war ein außerordentlicher Schlag: eine Reichsstadt, in der das katholische Bekenntnis dem völligen Aussterben nahe war, wurde wegen Verletzung der von Karl V. 1548 erzwungenen Parität geächtet und durch gewaltsame Exekution sowohl

ihrer politischen wie ihrer religiösen Selbständigkeit beraubt, denn die Wiederherstellung des Katholizismus war fortan natürlich das Ziel Maximilians. Als kurz nachher in Regensburg ein Reichstag eröffnet wurde (Januar 1608), war die Erregung so hoch gestiegen, daß sich alle protestantischen Stände unter kurpfälzischer Führung vereinten und jede Geldbewilligung an den Kaiser von einer neuen Bestätigung des Religionsfriedens abhängig machten. Aber sofort stand die wahre Hauptfrage vor den streitenden Religionsparteien: ob die seit 1555 erzielten Fortschritte der Protestanten rechtsgültig seien oder nicht — ein jeder Teil warf dem andern bei seinem Vordringen den Bruch des Religionsfriedens vor. Die katholische Gruppe des Fürstenrats erklärte sich zur Anerkennung des Religionsfriedens bereit, wenn alles zurückgegeben werden müsse, was seit 1555 im Religionsstand verändert worden sei. Dieser Vorschlag betraf ausschließlich die Protestanten, in deren Hände seitdem Bistümer und Fürstentümer gefallen waren, während auf katholischer Seite bei allen Wiederherstellungen nur der Grundsatz durchgeführt worden war, daß die Religion des Landesherrn die Religion der Untertanen sein müsse. Über diesen Antrag zerfiel der Reichstag; der größte Teil der protestantischen Stände verließ auf den Vorschlag von Kurpfalz den Reichstag, und die zurückbleibenden kursächsischen Vertreter wagten es nicht, auf einen ihnen angebotenen Kompromißvorschlag einzugehen.

Herzog Maximilian I. von Baiern mit seinem Sohn Ferdinand Maria. Gemälde von Niklas Prugger. München, Nationalmuseum

Die beiden Persönlichkeiten, die in dieser Zeit als Führer der deutschen Katholiken hervortreten, sind Erzherzog Ferdinand und Herzog Maximilian von Baiern. Beide sind Söhne jener neuen Zeit, die für die katholische Kirche mit der Gegenreformation gekommen war: beide im Ingolstädter Jesuitenkolleg erzogen, kennen sie nur den Kampf für die Kirche bis zum Siege. In ihnen war weder ein Zweifel an dem unangreifbaren göttlichen Recht der katholischen Kirche noch irgendwelche Neigung zu Zugeständnissen an den anderen Teil — jede Nachgiebigkeit war eine Sünde wider Gott und ein Gewinn des

Teufels. Sie waren zum Kampf entschlossen, wenn er der Kirche nützen konnte, und jedenfalls waren sie gewillt, alles in Anspruch zu nehmen, was ihnen der Religionsfriede nach katholischer Auffassung — also ohne die früher erwähnte Deklaration Kaiser Ferdinands I. — zubilligte. So hatte Ferdinand, sobald er mündig geworden war, den Protestantismus in Steiermark und Kärnten zielbewußt unterdrückt, ohne sich um irgendwelchen Widerspruch seiner Stände zu kümmern, und wenn nicht die Türkengefahr immer wieder Rücksichtnahme auf alle Reichsstände verlangt hätte, so würde Ferdinand wohl schon früher die Wege gegangen sein, die ihn dann als Kaiser (1619—1637) auf der Höhe der Macht zur Zeit des Lübecker Friedens von 1629 nicht nur zum rücksichtslosen Gegner der Protestanten, sondern auch zu einer Gefahr für alle deutschen Fürsten machten, denn er versuchte nun noch einmal gleich Karl V. die kaiserliche Macht über Deutschland im Sinne einer Zentralgewalt aufzurichten. Daraus erwuchsen auch die Zwistigkeiten mit Maximilian von Baiern, der zwar alle kirchlichen Absichten Ferdinands teilte, aber jede kaiserliche Oberhoheit verwarf und das Haus Habsburg nicht zu weit über das Haus Wittelsbach wachsen lassen wollte. In der Zeit des Lübecker Friedens (1629) und des Regensburger Reichstags (1630) sollte dieser dynastische Gegensatz den Protestanten zugute kommen. Denn so tief auch die Abneigung Maximilians gegen alles Nichtkatholische war, so eifersüchtig wachte er doch über die Größe des Hauses Wittelsbach, das sich durch die Führung der deutschen Katholiken eine europäische Stellung erworben hatte — auch dem Kaiser wollte er nichts davon preisgeben. Wie das Haus Wittelsbach der katholischen Kirche diente, so mußte auch der Katholizismus dem Hause Wittelsbach dienen — so brachte es das Gottesgnadentum dieser fürstlichen Häuser mit sich, und Maximilian war bei aller Frömmigkeit nicht gewillt, den Staat unter die Kirche zu stellen. Von seiner Stellung als Beauftragter Gottes war Maximilian ebenso tief durchdrungen, wie sich später Gustav Adolf auf der Gegenseite als Werkzeug des Allerhöchsten fühlte. Maximilian entwickelte daraus ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl — er lag seinen Herrscherpflichten mit großem Fleiß und ernster Hingabe ob. Die zahlreichen Bemerkungen von seiner Hand in den Akten zeigen sein gesundes Urteil, oft freilich mit Schroffheit gepaart — ein herrischer Ton ging durch alle seine Äußerungen hindurch und verletzte öfters seine ergebensten Mitarbeiter. Selbst Tilly gegenüber, dem er doch zu höchstem Danke verpflichtet war, konnte er herbe, verletzende Worte gebrauchen. Er blieb auch dem treuesten Diener gegenüber der Herr. Seine Natur war ohne weiche Seiten; Tatkraft im günstigen Augenblick, Zähigkeit in der Verfolgung seiner Ziele, Kaltblütigkeit auch in den größten Schwierigkeiten kennzeichnen ihn vor allem. Er hatte in den ersten zehn Jahren seiner Regierung, von 1594 an, sein Land in Ordnung gebracht; Verwaltung, Finanzen, Wirtschaft waren durch Gesetzgebung und tätiges Eingreifen des Herzogs in sicheren Stand gesetzt worden. Seine Pflichttreue und seine Sparsamkeit suchte er seiner Beamtenschaft einzupflanzen, und allein mit ihr wollte er sein Land regieren. Er hat die bairischen Stände nur 1605 und 1612 einberufen, dann genügte ihm ein Ausschuß der Landschaft zur Bewilligung von Geld, und die Stände haben sich mit diesem absolutistischen Regiment abgefunden. Maximilian ist auf keinem Gebiete schöpferisch gewesen und niemals genial, nur immer so fleißig, wie ihm als Schüler einst sein Vater Wilhelm V. nach Ingolstadt geschrieben hatte: „Studiere, daß es kracht und daß man's bis München hört!" Mit

Die „Reiche Kapelle" der Münchener Residenz, vollendet und geweiht 1607

rastloser Arbeitskraft suchte er in alle Verhältnisse hineinzusehen, ungezählte Schreiben las er, Entwürfe seiner Räte korrigierte er mit scharfem Blick für das Sachliche. Seine zahlreichen Randbemerkungen haben immer Hand und Fuß, und manches humorvolle oder sarkastische Wort mischt sich hinein — seine Räte mußten es sich gefallen lassen, daß er einmal an den Rand eines Entwurfes schrieb: „Es ist zum Erbarmen, daß so wenig Hirn in so dicken Köpfen!" oder ein andermal: „Also geht's, wenn man sich den Kopf nit zu hart zerbricht!" oder „Ein Bauer kanns erraten!" (nämlich den Sinn eines Satzes). Zu beeinflussen war er nicht leicht, selbst von den Beichtvätern und den Jesuiten

nicht, die doch sonst an seinem Hofe eine wichtige Rolle spielten. Niemand hat ihm je den Namen des Großen zu geben versucht, obwohl er doch einer der bedeutendsten deutschen Fürsten des Zeitalters war und obwohl ihm Baiern sowohl wie die katholische Kirche viel verdankte. Als er sein Land auf eine feste Grundlage gestellt hatte, griff er weiter aus, um das Werk der katholischen Wiederherstellung durchzuführen: der Schlag gegen Donauwörth war die erste Tat auf diesem Wege, und ihr Erfolg bestärkte ihn in der Meinung, daß das Schicksal des deutschen Katholizismus von der Tatkraft seiner Vorkämpfer abhänge. Und so stand nun in seiner Person der pfälzischen Partei eine katholische Aktionspartei gegenüber.

Beide Teile sahen eine kriegerische Entscheidung für unvermeidlich an, beide Teile trafen längst ihre Vorbereitungen. Die protestantische Seite war vorangegangen — das Scheitern des Regensburger Reichstags von 1608 gab den Anlaß, daß im Mai 1608 in Ahausen die „Union" gegründet wurde; Kurpfalz, Kurbrandenburg, Markgraf Georg Friedrich von Baden, Herzog Johann Friedrich von Württemberg und Fürst Christian von Anhalt schlossen das Bündnis für zehn Jahre ab. Bald nachher traten noch Landgraf Moritz von Hessen und die Städte Straßburg und Ulm bei. Angesichts dieses Zusammenschlusses der Protestanten fand nun Maximilian von Baiern bei seinen Glaubensgenossen Zustimmung für den längst von ihm empfohlenen Plan, auch die katholischen Stände des Reichs in einem Bund zu vereinen: im Juli 1609 wurde in München unter bairischer Führung die „Liga" auf neun Jahre gegründet. Außer Salzburg und Eichstätt nahmen alle Bischöfe des bairischen, fränkischen und schwäbischen Kreises daran teil, ferner die Reichsabteien Kempten und Ellwangen; einige Wochen später folgten die drei rheinischen geistlichen Kurfürsten und die Bischöfe von Worms und Speier nach. Aber der Liga fehlte sehr bald der feste Zusammenhang, den die Union zeigte — Herzog Maximilian vermochte seine Glaubensgenossen nicht zusammenzuhalten. Erst im Herbst 1618, als der böhmische Aufstand schon begonnen hatte, wurde die Liga erneut und auf festeren Boden gestellt.

Die Zwischenzeit war ausgefüllt mit Reibungen der beiden Parteien und mit Versuchen, die letzte kriegerische Auseinandersetzung doch noch zu vermeiden. Der Zwist innerhalb des Kaiserhauses lähmte die katholische Seite. Die geistige Erkrankung Kaiser Rudolfs II. ließ seine Brüder an eine Absetzung denken, aber die kaiserlichen Räte verhinderten jeden derartigen Schritt. Erst der Tod Rudolfs am Anfang des Jahres 1612 beendete diese Wirren. Aber der Nachfolger Kaiser Mathias (1612—1619) und sein Hauptberater, der Kardinal Khlesl, suchten sich zwischen den beiden Parteien zu halten, und teilweise schien es, als ob eine mittlere Partei der versöhnlich Gesinnten, Kursachsen und Kurmainz vor allem, sich noch durchsetzen könnte, besonders da weder die Union noch die Liga Geld zu einem Kampfe besaß. Aber diese Absichten scheiterten trotz mehrfach angesetzter Vergleichsversuche, der sogenannten Kompositionsverhandlungen, an der Tiefe der konfessionellen Gegensätze. Die Kräfte mußten sich feindlich messen, ehe sie zu einer Verständigung kamen. Europäische Gegensätze kamen hinzu und führten Deutschland in den großen Krieg hinein.

Vier Jahrzehnte europäischer Krieg

(1618–1660)

Von Wilhelm Mommsen

Infanterie auf dem Exerzierfeld. Radierung von Callot

Einleitung

Ein Jahrhundert nach dem Beginn der deutschen Reformation entzündete ein Konflikt in Böhmen den „Dreißigjährigen Krieg". Von seinem Ursprungsherd, den kaiserlichen Erblanden, dehnte sich der Kampf immer weiter aus und setzte schließlich ganz Europa in Flammen. Kirchlich war der Anlaß, und konfessionelle Gegensätze und Motive wirkten auf allen Seiten mit, vor allem im ersten Jahrzehnt des großen Kampfes, und doch ist der „Dreißigjährige Krieg" kein „Religionskrieg". Immer mehr traten in seinem Verlauf die konfessionellen Fragen vor den Interessen staatlicher Machtpolitik zurück. Der Kampf des übrigen Europas gegen Vormachtstellung und Weltpolitik des Hauses Habsburg hob immer stärker die konfessionellen Gegensätze auf oder zog sie, als ideologische und moralische Umkleidung weltlicher Interessen, in seinen Dienst.

Seit der Vereinigung Spaniens und Österreichs in der Weltmonarchie Karls V. war dieser Kampf im Gange. Bis weit in die Zeiten des „Dreißigjährigen Krieges" hinein war die Wiederherstellung eines universalen Kaiserreiches vielfach der Verwirklichung nahe. Aber ihr widersprachen alle Kräfte der modernen Entwicklung. Seit der Zeit um 1500 und schon lange vorbereitet war der mittelalterliche Universalismus auf allen Lebensgebieten in Auflösung begriffen. Im Gegensatz zu dem mittelalterlichen Gedanken der „allgemeinen Christenheit" begann sich ein europäisches Staatensystem auszubilden, gestützt auf Großstaaten, die ihren eigenen Gesetzen folgten und das staatliche Leben ebenso aus den Banden des mittelalterlichen Universalismus lösten wie auf kulturellem Gebiet die Renaissance und auf religiösem die deutsche Reformation. Aber es war nun gerade wieder eine Folge der Reformation, daß der staatliche Machtkampf nicht ausgeschaltet, aber in wachsendem Maße durch den Kampf der überstaatlichen, konfessionellen Parteien überschattet wurde.

Bei der engen Verbindung der spanischen Machtpolitik mit den katholischen und gegenreformatorischen Tendenzen stand aber hinter dem Kampf der konfessionellen Parteien

auch stets der Kampf um die spanische Weltmachtstellung. Einundeinhalbes Jahrhundert beherrschte dieser Kampf die politische Geschichte Europas, von der Entstehung des Weltreiches Karls V. bis zum Friedensschluß zwischen Frankreich und Spanien 1659. In den Zeiten Karls V. und der deutschen Reformation hatte ihn vor allem Frankreich geführt. Als die politischen Kämpfe sich im Zeitalter der Gegenreformation immer stärker mit den kirchlichen verbanden und Frankreich selbst in den konfessionellen Gegensätzen auseinanderzubrechen schien, war es die protestantische Vormacht England, die den Kampf gegen Spanien aufnahm und der spanischen Weltmachtstellung den ersten Stoß versetzte, wie England schließlich durch sein Eingreifen in den spanisch-französischen Kampf in den Zeiten Cromwells die letzte Entscheidung herbeiführte. In dem Zeitalter des „Dreißigjährigen Krieges" ist der Kampf gegen die spanische Vormacht wieder vor allem von Frankreich geführt worden, erst verdeckt, dann offen, aber nicht von Frankreich allein, sondern an der Spitze einer großen europäischen Koalition. Frankreich vertrat damals den Gedanken des europäischen Gleichgewichtes, der sich dann in der der Zeit der spanischen Vormachtpolitik sogleich folgenden Periode französischer Hegemonialpolitik gegen Frankreich selbst wenden sollte.

Der große europäische Machtkampf gegen Habsburg-Spanien beherrschte den Zeitraum, von dem wir hier zu erzählen haben. Der Anlaß zu seinem Wiederausbruch kam aus Deutschland, und ein Jahrzehnt standen die deutschen Dinge im Vordergrund der Kämpfe. Aber sie waren von Anfang an aufs engste mit den allgemeinen europäischen Gegensätzen verflochten, und allmählich traten fast alle europäischen Mächte in den Kampf ein, bis schließlich nach dem Ausscheiden des Reiches im Jahre 1648 der Kampf im Westen Europas weiterging und zugleich im nordischen Krieg der ganze Nordosten Europas und nochmals weite Teile des deutschen Reiches in einen Krieg hineingezogen wurden. Die Kämpfe endeten mit dem Sieg Frankreichs über Spanien und mit dem politischen Übergewicht Frankreichs in ganz Europa. So ist auch der Name „Dreißigjähriger Krieg" nur für Deutschland, das 1648 ausschied, und auch für Deutschland nur äußerlich richtig. Die Reihe von Kriegen, die man unter dem Namen „Dreißigjähriger Krieg" zusammenzufassen pflegt, bildet eine Einheit nur unter dem Gesichtspunkt des Kampfes gegen die spanisch-habsburgische Weltpolitik, und dieser Kampf endete nicht 1648, sondern 1659. Die deutsche Geschichte ist in diesem Zeitraum noch mehr als sonst nur im Rahmen der europäischen zu verstehen. Deutschland war im Zeitalter des „Dreißigjährigen Krieges" das Objekt und Opfer großer europäischer Entscheidungen und das Schlachtfeld, auf dem die Heere anderer europäischer Mächte ihre Kämpfe ausfochten.

Dieser große europäische Kampf war nun freilich nicht nur ein Kampf um Gebietsgewinn und politische Macht, es war zugleich ein Kampf um politische „Prinzipien" von weltgeschichtlicher Bedeutung. Die spanische Weltmachtpolitik war aufs engste verbunden und vorangetrieben von dem Geist der Gegenreformation; sie bedrohte nicht nur die staatliche Macht des übrigen Europa, sondern auch neue, langsam erwachende geistige Kräfte. Ein Sieg Spanien-Habsburgs hätte vielleicht die folgenden Jahrzehnte schärfsten politischen Machtkampfes verhindern können, aber Europa hätte das mit der „Ruhe des Kirchhofs" erkauft, ein Sieg Spanien-Habsburgs allen zukunftsfähigen Kräften des europäischen Lebens widersprochen.

Entscheidend für die Niederlage Spaniens war die Haltung Frankreichs. Indem das katholische Frankreich in seinem eigensten staatlichen Interesse den Übergang von dem Zeitalter konfessioneller Politik zum rein staatlich bestimmten Machtkampf an der Seite der protestantischen Mächte gegen die katholische Vormacht Spanien in schweren inneren Kämpfen vollzog, hat es ein neues Zeitalter europäischer Politik heraufgeführt. Gerade weil Frankreich die einzige europäische Großmacht war, in der sich staatliche und kirchliche Interessen schlechterdings widersprachen, mußte sich hier die Auseinandersetzung zwischen der alten, konfessionell gebundenen und der neuen Politik der „Staatsraison" klar und scharf vollziehen. Sie endete vor allem dank der Kraft des großen Staatsmannes Richelieu mit dem Sieg der Staatsraison, der die Zukunft gehörte und die seit der Mitte des Jahrhunderts fast überall in Europa im entscheidenden Vordringen war, im Zusammenhang mit dem Fortschreiten der modernen Staatsform des Absolutismus gegenüber den alten ständisch-feudalen Kräften. So war die Periode von 1618—1660 auf dem Gebiete des staatlichen Lebens, außenpolitisch wie innenpolitisch, eine Periode des Übergangs, in der sich der Sieg der rein staatlich bestimmten Kräfte entschied, und eine Periode des Übergangs auch auf den Gebieten des kulturellen und geistigen Lebens. Die Einheit dieser Periode wurde bestimmt durch die großen außenpolitischen Ereignisse und Kämpfe, die alles andere beherrschten und in denen endgültige Entscheidungen fielen. Diese Kämpfe haben so durchaus im Mittelpunkt unserer Erzählung zu stehen.

Herold „Tod". Radierung von Stefano della Bella

Angriff auf eine Stadt. Radierung von Stefano della Bella

Europäische Machtverhältnisse um 1618

Die europäische Lage war bei Ausbruch des großen Krieges durchaus bestimmt durch die Ausdehnung der spanisch-österreichisch-habsburgischen Macht. Das Reich Karls V. war 1556 in zwei Teile zerfallen, und die spanische Linie hatte dabei die weltpolitisch wichtigsten Gebiete an sich gebracht. Die formell noch zum Reich gehörenden Gebiete in Italien, die Freigrafschaft Burgund und die Niederlande wurden spanischer Besitz. Österreich fand einen Ersatz in der sich anbahnenden neuen Machtstellung im Südosten, die freilich in Ungarn noch keineswegs gesichert war und die Kräfte Österreichs in starkem Maße beanspruchte. Im ganzen bedeutete die Zweiteilung eher eine Stärkung als eine Schwächung der Gesamtstellung des Hauses Habsburg. Karl V. war im Grund an der Größe und Ausdehnung seiner Macht gescheitert, zumal sich bei den Regierungsmitteln jener Zeit so weite Gebiete nicht zusammenfassen ließen. Karls Politik konnte keines ihrer Ziele erreichen, weil die Fülle der Aufgaben dazu führte, daß jede Aufgabe nur halb und nicht dauernd gelöst werden konnte. Trotz der Trennung blieb aber die Gesamtpolitik beider Linien einheitlich, Spanien durchaus führend. Von einer Reihe Aufgaben befreit, die auch in den Zeiten Karls im wesentlichen von Wien aus erledigt wurden, konnte die spanische Politik mit ihrer überragenden Machtstellung in Westeuropa, wo damals das Schwergewicht des europäischen Staatensystems lag, eine geschlossenere Politik führen als in den Zeiten Karls. Der nördliche Teil der Niederlande war freilich nach langen schweren Kämpfen verloren, seine Selbständigkeit mit dem Waffenstillstand von 1609 tatsächlich anerkannt, und die weiter bestehenden Gegensätze zu den Vereinigten Niederlanden bedeuteten eine ständige Belastung spanischer Machtpolitik, bedrohten vor allem den südlichen, spanisch gebliebenen Teil der Niederlande. Trotzdem blieb Spanien auch nach der schweren Niederlage des Jahres 1588 im Kampf gegen England unbestritten die Vormacht Europas. Es beherrschte das Mittelmeer und behielt entscheidenden Einfluß in Wien. Die deutschen Fürsten klagten nicht ohne Grund über diesen spanischen Einfluß, und die Anschauung der Gegner Habs-

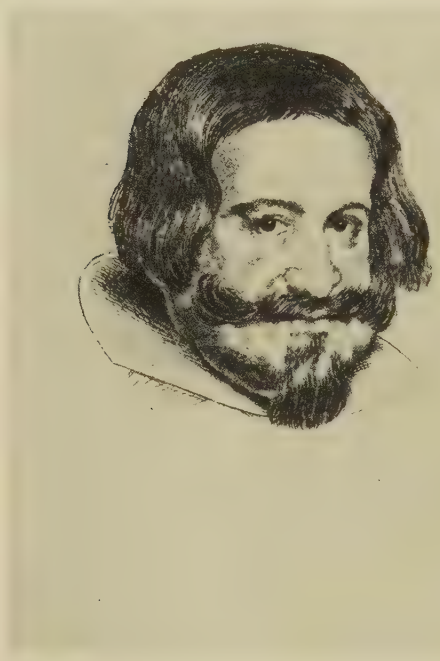
burgs, daß die Macht beider Linien durchaus eine Einheit bildete, war im wesentlichen berechtigt.

Der Länderbesitz, über den damals die beiden Linien der Habsburger geboten, war gewaltig. Mit Spanien war seit 1580 Portugal vereinigt und damit auch der riesige Kolonialbesitz beider Staaten. In Italien gehorchte der ganze Süden der Halbinsel, daneben Sizilien und Sardinien dem spanischen Zepter, im Norden besaß man das überaus wichtige Mailand, das recht eigentlich den Knotenpunkt der spanischen Macht bildete. Die kleineren italienischen Staaten waren mehr oder weniger von Madrid abhängig, schon deshalb, weil die spanische Flotte das Mittelmeer beherrschte. Mit der Freigrafschaft Burgund und den spanischen Niederlanden besaß man weite Gebiete des heutigen Frankreich. Freilich war der Besitz der spanischen Niederlande, der die Grenze nahe an die französische Hauptstadt heranschob, im Rücken bedroht durch die Vereinigten Niederlande und ohne unmittelbare territoriale Verbindung mit den übrigen spanischen Gebieten. Es war ein die spanische Machtpolitik beherrschendes Ziel, diese isolierte Lage der spanischen Niederlande zu beseitigen, gerade nachdem durch die Niederlage gegen England die Seeverbindung gefährdet war. Von Mailand her über die Schweizer Pässe durch die Freigrafschaft Burgund und den Rhein entlang eine ununterbrochene Kette spanischen Besitzes nach den Niederlanden zu schaffen, ist das territoriale Hauptziel der spanischen Politik jener Tage, und sie hatte gerade in den Zeiten vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges erhebliche Fortschritte gemacht. In den Alpenpässen des Veltlin war Spanien mächtig, am Niederrhein saßen spanische Besatzungen, mit dem Herzogtum Lothringen war man eng verbunden, und Österreich hatte im Jahre 1617 den Spaniern die Abtretung seines Besitzes im Elsaß versprochen. Diese gewaltige Machtstellung Spaniens wurde ergänzt durch die Besitzungen der österreichischen Habsburger, die — neben den alten Erbländern — Böhmen, Mähren, Schlesien und das freilich noch sehr umstrittene Ungarn besaßen und zugleich an der Spitze des Deutschen Reiches standen. Der Besitz der Kaiserkrone bedeutete allerdings im wesentlichen nur noch eine moralische und keine reale Stärkung; auch schwächten zunächst Streitigkeiten unter den verschiedenen Linien die Habsburger, vor allem wurde ihre Aktionskraft durch den Kampf mit den vor allem in Ober- und Niederösterreich noch protestantischen Ständen gebunden. Trotzdem war die politische Macht auch der österreichischen Linie nicht unbeträchtlich.

Aber selbst ohne die Verbindung mit ihr war Spanien den übrigen europäischen Staaten weit überlegen. Englands Macht war trotz dem Sieg über die Armada mit der spanischen nicht zu vergleichen und ebensowenig die französische, weder an Umfang und Zahl der Bevölkerung noch an Hilfsmitteln. Am Kern der spanischen Machtstellung nagten gewiß schon damals innere Krankheiten, aber sie traten noch nicht offen zu Tage, und die Zeitgenossen neigten dazu, die Macht Spaniens und seine innere Gesundheit eher zu überschätzen, zumal es unter Philipp IV. in Olivarez erneut einen bedeutenden politischen Führer erhielt.

Von allen europäischen Staaten war Frankreich am meisten durch Spanien bedroht. Ein Blick auf die Karte zeigt es, und ein endgültiger Erfolg des spanischen Bestrebens, einen ununterbrochenen Ländergürtel von Mailand bis Brüssel zu schaffen, hätte Frankreich eingekreist, es an allen Landgrenzen mit spanischen Gebieten umgeben und damit

in eine Lage gebracht, die die französische Existenz als selbständige Großmacht schwer bedrohte. Auch hatte der französische Staat, der in den Jahrzehnten der Religionskriege dem Auseinanderfall nahe gewesen war, sich von diesen Kämpfen noch keineswegs erholt. Eine streng katholische Partei in Frankreich bot außerdem der spanischen Politik stets einen Stützpunkt. England, im Zeitalter der Elisabeth auf dem Höhepunkt seiner Macht, fiel unter ihren Nachfolgern in außenpolitische Ohnmacht und war durch innere Wirren gebunden. Die Staaten des Nordens und Ostens begannen erst in den Kampf der europäischen Mächte wirklich einzutreten, Dänemark-Norwegen und Schweden schwächten sich durch gegenseitige Rivalität. Polen war ein getreuer Verbündeter der habsburgischen Politik. Die Türkei, die im Zeitalter Ludwigs XIV. ein wichtiger Verbündeter der französischen Politik gegen Habsburg werden sollte, war innenpolitisch geschwächt und außenpolitisch vor allem in Persien gebunden. In Deutschland selbst fand die habsburgisch-spanische Weltpolitik seit langem Widerstand; nicht nur die protestantischen, auch die katholischen Fürsten fühlten ihr Selbständigkeit bedroht, aber nur die Unterstützung europäischer Mächte konnte der antihabsburgischen Opposition im Reich wirklich politische Bedeutung geben.



Graf Olivarez.
Zeichnung von Velazquez. Berlin, Kupferstichkabinett

Das Deutsche Reich war schon damals kein aktiver Faktor europäischer Politik mehr, sein Zerfall seit Jahrhunderten im Gange. Auch der tatsächliche Verlust von Gebieten an allen Grenzen hatte schon lange vor der Reformation begonnen, die diesen Zustand nicht geschaffen, aber dann gewiß den Auflösungsprozeß beschleunigt hat. Schon seit Jahrhunderten hatte sich das eigentlich politische Leben in den Territorien vollzogen, die aber fast durchweg zu klein waren, um in den großen europäischen Auseinandersetzungen eine entscheidende Rolle zu spielen. Auch das Kaisertum der Habsburger stützte sich im wesentlichen auf die territoriale Hausmacht und mußte das tun. Durch die Identifizierung mit dem Prinzip der Gegenreformation hatte es sich selbst des Anspruches begeben, Vertreter der gesamten Nation zu sein. Der Glanz der kaiserlichen Würde war freilich noch immer groß und die moralische Machtstellung dieser höchsten Würde der abendländischen Christenheit noch unerschüttert. Aber in der praktischen Politik diente sie im wesentlichen nur noch als ein wertvoller Faktor habsburgischer Machtpolitik und rief gerade dadurch den Widerstand der territorialen Gewalten und

vor allem der protestantischen Reichsstände gegen dieses Kaisertum hervor. Eine Einheit des Reiches, auch in der Außenpolitik, war höchstens eine Fiktion, an die niemand glaubte, der letzte Reichstag war gesprengt und gerade in den Zeiten vor 1618 der Reichsverband in voller Auflösung. Die Fülle von Kämpfen aller Art bot dem Ausland immer wieder Anlaß zur Einmischung. Beherrschend waren die konfessionellen Fragen; im Vordergrund stand der Kampf um die geistlichen Gebiete, aber er verband sich vielfach mit den territorialen Interessen und den europäischen Gegensätzen. Vor allem der Nordwesten war in die spanisch-niederländischen Auseinandersetzungen hineingezogen, der Jülich-Klevesche Streit im Vertrag von Xanten 1614 nur durch ein vorläufiges Kompromiß beigelegt. Spanische und niederländische Besatzungen standen am Niederrhein, und der Einfluß der Niederlande war in Ostfriesland wie in den Hansestädten mächtig. Im ganzen hatte im Reich seit mehr als einem halben Jahrhundert Friede geherrscht. Die Fülle der Konflikte war immer wieder durch Kompromisse gelöst worden. Auf katholischer wie auf protestantischer Seite bestand der Wille zum Frieden. Von einer politischen Organisation beider Religionsparteien war keine Rede. Union und Liga hatten ihr Schwergewicht im Süden und Südwesten, umschlossen beide nur einen Teil der Reichsstände ihrer Konfession, und beide Bündnisse waren seit der Krise von 1610 in sich uneinig und gerade in den Zeiten unmittelbar vor 1618 der Auflösung nahe. Aber die Gegensätze blieben latent und waren nicht zu beseitigen, und bei ihrer Verbindung mit allen europäischen Gegensätzen lag darin eine dauernde Gefährdung des Friedens. Daran konnte alle vermittelnde Politik und aller Versöhnungswille nichts ändern, auch nicht die Tatsache, daß 1618 auf allen großen europäischen Thronen friedliche Herrscher saßen, Matthias als Kaiser, Philipp III. noch bis 1621 als spanischer König, Maria von Medici als Regentin von Frankreich und Jakob I. als König von England. Wie so oft bei großen europäischen Kriegen ist auch diesmal für seinen Ausbruch nicht bewußter „Kriegswille" der maßgebenden Kreise entscheidend gewesen, sondern ein politischer Zustand, in dem eine Fülle unbereinigter Konflikte sich mit einem allgemeinen europäischen Gegensatz verband und so ein einzelner Anlaß genügen konnte, um einer kriegerischen und tatlustigen Minderheit das Heft in die Hand zu spielen und einen Brand zu entzünden, der ganz Europa in Flammen setzte.

König Philipp IV. von Spanien.
Gemälde von Velazquez. Madrid, Prado

Die Nachfolge in Österreich und der böhmisch-pfälzische Krieg (1618–1623)

Kaiser Matthias war kinderlos; in Wien suchte man die Nachfolge in den Erblanden wie im Reich seinem Vetter Ferdinand, dem Erzherzog von Steiermark, Kärnten und Krain, zu sichern. Der spätere Kaiser Ferdinand II. war eine wenig bedeutende Persönlichkeit, gütig und freigebig, alles andere als energisch. Aufgewachsen war er, gleich manchem andern katholischen Fürsten, als Zögling der Jesuiten. Er sah in der Bekämpfung der Andersgläubigen eine politische Pflicht und fürchtete, eine Sünde zu begehen, wenn ihn politische Gründe nötigten, streng kirchlichen Forderungen nicht zu folgen. Aber im Grunde seines Wesens war Ferdinand kein religiöser Fanatiker und durchaus nicht kampflustig.

In den habsburgischen Landen wie im Reich war er aber dadurch bekannt, daß er in den Alpenländern die Gegenreformation in schärfster Weise durchgeführt hatte. Die Durchführung seiner Nachfolge mußte so mancherlei Schwierigkeiten machen. Man suchte in Wien vor allem die Unterstützung Spaniens zu erreichen, aber dieses erhob selbst nicht allzu berechtigte, aber politisch ernst zu nehmende Ansprüche auf die Erbfolge in Ungarn und Böhmen. Man mußte sich in Wien zu weitgehenden Zugeständnissen an die spanische Politik herbeilassen, und so stand schon die Erhebung Ferdinands unter dem Zeichen der einheitlichen, von Spanien bestimmten und mit gegenreformatorischen Tendenzen verbundenen Politik des Hauses Habsburg, was für die weitere Entwicklung von entscheidender Bedeutung war. Ein Vertrag von 1617 sicherte der spanischen Linie nicht nur die Erbfolge in Ungarn und Böhmen vor Ferdinands Brüdern, man versprach ihr die schon erwähnte Abtretung des österreichischen Besitzes im Elsaß, machte Zugeständnisse in Italien und verpflichtete sich vor allem zu allgemeiner Unterstützung der spanischen Politik. Auf diese Weise Spaniens sicher, konnte man in Böhmen (1617) und in Ungarn (1618) die Krönung Ferdinands zum König durchsetzen, in beiden Ländern in rechtlich nicht ganz einwandfreier Form.

Vor allem in Böhmen blieb die radikale Richtung der protestantischen Stände, verbunden mit dem nationalen tschechischen Element, zum Widerstand entschlossen. Gegenreformatorische Maßnahmen in Böhmen, die man als Verletzung des 1609 von Rudolf II. gegebenen Majestätsbriefes ansah, gaben den Anlaß. Die Masse der protestantischen Stände Böhmens wollte sich nicht fügen, wollte freilich auch keinen offenen Konflikt. Eine kleine radikale Gruppe konnte in dieser Lage die Entscheidung an sich reißen. Bei einer Auseinandersetzung der Vertreter der böhmischen Stände mit kaiserlichen Räten in Prag, am 23. Mai 1618, stachelte Graf Thurn die Leidenschaften bewußt auf, und die Versammlung griff schließlich zu dem in Böhmen üblichen Mittel der Volksjustiz, dem Fenstersturz. Die kaiserlichen Räte blieben unverletzt, aber der offene Bruch zwischen Böhmen und Habsburg war nun unvermeidlich und erweiterte sich schnell zum allgemeinen Aufstand der protestantischen Stände der österreichischen Erblande.

Der Prager Fenstersturz wirkte freilich nicht, wie 1914 der Mord von Sarajewo, als Funke, der in das europäische Pulverfaß flog. Erst allmählich dehnte sich das in Prag

Volksbelustigung bei der Krönung Kaiser Ferdinands II. in Frankfurt a. M., 1619. Zeitgenössischer Kupferstich

ausgebrochene Feuer zum allgemeinen Brand aus. Trotz allen Gegensätzen waren damals weder die deutschen konfessionellen Parteien noch die europäischen Staaten zum Kampfe bereit. Frankreich wie England suchte damals im wesentlichen aus innenpolitischen Gründen Anlehnung an Spanien. Auch in Madrid wollte man keinen allgemeinen Kampf, zumal der Waffenstillstand mit den Niederlanden 1621 ablief und man ein Interesse daran hatte, daß der dann sicher zu erwartende niederländische Krieg isoliert blieb. Spanien war bereit, Österreich zu helfen, suchte aber Schritte zu verhindern, die den Konflikt erweitern konnten.

Der Kampf blieb so zunächst auf die österreichischen Erblande beschränkt. Im Hintergrund wirkten freilich sofort alle allgemeinen Gegensätze mit. Wie die Zeit scharfe staatliche Grenzen im heutigen Sinne und klare Abgrenzung der Hoheitsrechte noch nicht kannte, so gab es auch zwischen Krieg und Frieden vielerlei Übergangszustände. Man konnte vor allem eine kriegführende Macht offen finanziell unterstützen, was bei dem herrschenden Söldnerwesen tatsächlich Aufstellung von Truppen bedeutete, ohne damit in den Krieg einzutreten. Die Böhmen erhielten auf diese Weise Hilfe von Savoyen und der Union, später auch von den Niederlanden und England. Aber der Sieg ihrer Sache war davon abhängig, ob große europäische Mächte offen für sie eingriffen.

Zunächst freilich schien der böhmische Aufstand von Erfolg begleitet zu sein. Dem Fenstersturz folgte nicht nur eine Massenerhebung in Böhmen und seinen Kronländern Mähren, Lausitz und Schlesien, auch die protestantischen Stände von Ober- und Niederösterreich verbanden sich mit den Aufständischen. Österreichs Machtstellung schien aufs schwerste erschüttert, zumal man in Wien dem Konflikt so ungerüstet wie nur möglich gegenüberstand. Erst nach Monaten konnte der Kaiser, für den tatsächlich Ferdinand bereits die Regierung führte, einen Feldzug beginnen und auch dann nur mit unzulänglichen Kräften. So zog sich der Kampf lange ohne militärische Entscheidung hin.

Im März 1619 starb Matthias, und ihm folgte in den österreichischen Landen Ferdinand. Auch die Kaiserwahl war trotz allen Schwierigkeiten ziemlich gesichert, obwohl gerade in den Zeiten nach dem Tode Matthias' die Lage in den Erblanden verzweifelt war; die böhmischen Truppen unter Thurn konnten in einem Handstreich vorübergehend Wien bedrohen. Aber eine wirkliche Gefahr konnte aus dem Kampf der protestantischen Stände seiner Erblande für Ferdinand nur entstehen, wenn ein großes Bündnis des deutschen Protestantismus und auswärtiger Mächte ihnen Rückhalt und Unterstützung gewährt und dem Hause Habsburg den Besitz der kaiserlichen Krone streitig zu machen versucht hätte. Aber vom Ausland war wirkliche Hilfe ebensowenig zu erwarten wie von den deutschen Protestanten. Sachsen wollte, wie in früheren Zeiten, keine aktive protestantische Politik. Auch der brandenburgische Kurfürst war ebensowenig wie der sächsische bereit, der Wahl Ferdinands zum Kaiser Widerstand zu leisten. Nur die Pfalz versuchte, die Ausschließung Habsburgs vom Kaiserthron zu erreichen; es befürwortete die Wahl des bairischen Herzogs Maximilian, unter dem sich die Liga wieder fester zusammen zu schließen begann; die Taktik der Pfalz, auf diese Weise den Katholizismus zu spalten, war zu durchsichtig, um gelingen zu können. Am 28. August 1619 wurde Ferdinand zum Kaiser gewählt.

Aber unmittelbar vor der Kaiserwahl fielen zwei Entscheidungen, die eine Ausdehnung

Ansicht von Prag mit dem Hradschin aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts

des Widerstandes gegen Ferdinand herbeiführten. Gabriel Bethlen, der Fürst von Siebenbürgen, erhob sich gegen Ferdinand und riß die Ungarn zum Aufstand mit. Damit hatten die Böhmen im Rücken der österreichischen Machtstellung einen Bundesgenossen. Vor allem aber hatten die böhmischen Stände unmittelbar vor der Kaiserwahl den Führer der protestantischen Union, den jungen Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem König gewählt. Nur mit halber Einsicht in die Bedeutung dieses Schrittes nahm Friedrich die Wahl an und stellte sich damit offen in den Kampf gegen Habsburg. Aber der Mann, der diesen großen Entschluß faßte, war alles andere als ein bedeutender Politiker. Nur Zähigkeit, nicht Kraft und Einsicht eines Staatsmannes zeichneten ihn aus, und es gelang ihm nicht einmal, sich den böhmischen Ständen gegenüber durchzusetzen.

Die Annahme der Böhmenkrone durch Friedrich hätte, nur großzügig diplomatisch und militärisch vorbereitet, etwas anderes als ein tollkühnes Abenteuer sein können. Aber eben diese Vorbereitung fehlte. Es war nutzlos, daß Ende 1619 die Truppen der Aufständischen gemeinsam mit Gabriel Bethlen noch einmal Wien bedrohen konnten. Gerade die Tatsache, daß sie die militärische Schwäche des Kaisers und die günstige Lage nicht ausnutzen konnten, bewies, wie schmal ihre Machtgrundlage war. Sie errangen Einzelerfolge, während die habsburgische Diplomatie wirklich Gewinn davon trug. Ein katholisches Gegenbündnis begann sich zu bilden. Mit Spanien wurde, nicht ohne Madrider Bedenken, ein bewaffnetes Vorgehen von den Niederlanden her gegen die Pfalz vereinbart. Die Liga und ihr Führer, der bairische Herzog, rüsteten zu aktivem Eingreifen. Maximilian verband dabei katholische und territoriale Gesichtspunkte. Vergrößerung

Baierns und Gewinnung der pfälzischen Kur für die bairische Linie der Wittelsbacher waren das Ziel, wenn er jetzt unter Zurückstellung des alten bairisch-österreichischen Gegensatzes zugunsten des Kaisers eingriff. Da dieser auf bairische Hilfe angewiesen war, versprach er dem Herzog die pfälzische Kur und Gebietsvergrößerung, ebenso wie er zuvor Spanien und auch Polen territoriale Zusagen gemacht hatte.

So entstand ein katholisches Bündnis, das auch der Papst finanziell unterstützte, während die pfälzische Bündnispolitik scheiterte. Eine Einigung des deutschen Protestantismus machte Sachsen unmöglich, das sogar offen auf die Seite des Kaisers trat. Auch ihm versprach der Kaiser territoriale Vergrößerung. Aber bestimmend war für Sachsen, obwohl es nach wie vor die Führerstellung im deutschen Protestantismus beanspruchte, die alte Abneigung gegen eine aktive Politik, und noch mehr der Haß der sächsischen Lutheraner gegen die Calvinisten, der stärker war als der gemeinsame Gegensatz zu den Katholiken. Ein in Prag inszenierter Bildersturm hatte diese Stimmung noch verstärkt. Aber auch die Union war nicht geneigt, das böhmische Experiment ihres Führers mitzumachen, zumal auswärtige Hilfe nicht zu erwarten war. Jakob I. von England, der Schwiegervater Friedrichs, führte eine schwankende Politik. Aktive Hilfe war von ihm nicht zu erreichen. Ohne ein Eingreifen Englands waren auch die Niederlande nicht dazu zu bewegen. Schließlich vermittelte Frankreich einen Vertrag zwischen Liga und Union, der die Ausschaltung und dann die Auflösung der Union zur Folge hatte. Die Pfalz und die Bewegung in den Erblanden waren so isoliert.

Trotzdem hätte Ferdinand aus eigenen Kräften die Gegner nicht besiegen können. Er bedurfte der Hilfe des bairischen Herzogs, der die Seele des ganzen Unternehmens wurde. Nachdem Maximilian als „Kommissar" des Kaisers Oberösterreich unterworfen hatte, das er zunächst als Pfand behielt, wandte er sich gegen Böhmen, jetzt vereint mit kaiserlichen Truppen. Am Weißen Berg vor Prag stellten sich am 8. November 1620 die Gegner. Die pfälzisch-böhmische Armee wurde vernichtend geschlagen; der Zusammenbruch der Herrschaft des „Winterkönigs" in Prag folgte sofort. Maximilian zog in die Stadt als Sieger ein. Der sächsische Kurfürst hatte inzwischen die Lausitz unterworfen, und in die Pfalz rückte eine spanische Armee unter Spinola. Der Krieg war damit in das Reich selbst hineingetragen.

Die Niederwerfung der Bewegung in den böhmischen und österreichischen Landen wurde bis zum Frühjahr 1621 entschieden. Aber das Übergreifen des Krieges auf die Pfalz und der Wiederbeginn des Kampfes zwischen Spanien und den Niederlanden verhinderte das Erlöschen des Krieges. Im Mittelpunkt stand zunächst das Schicksal der Pfalz, das weder den außerdeutschen Mächten noch den deutschen Protestanten gleichgültig sein konnte. Jakob I. von England setzte sich, freilich ohne den Willen zu aktivem Eingreifen, für seinen Schwiegersohn ein, auch die nordischen Mächte wollten die Übertragung der pfälzischen Kur an Maximilian verhindern, die eine entscheidende Stärkung der katholisch-habsburgischen Partei in Deutschland bedeutete. Aber Schwedens Einfluß wurde durch seinen Kampf mit Polen matt gesetzt, und das gemeinsame Interesse Dänemarks und der deutschen Protestanten wurde durch die Vergrößerungspolitik des dänischen Königs Christians IV. in den niedersächsischen Gebieten gestört. Auf der anderen Seite wollte Spanien seinen Kampf mit den Niederlanden nicht durch ein Eingreifen Englands er-

Lagerszene aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.
Gemälde von Ph. Wouwerman. Dresden, Gemäldegalerie

Der „Winterkönig" Friedrich V. von der Pfalz mit seiner Gemahlin.
Gemälde von A. van de Venne. Amsterdam, Rijksmuseum

schweren und trat deshalb für die Wiederherstellung des Pfälzers ein. Aber der Kaiser war durch seine Versprechungen an Baiern gebunden, obwohl er einer friedlichen Lösung auf Grund der Wiederherstellung des Pfälzers wohl nicht abgeneigt war. Friedrich von der Pfalz hatte sich weder vor noch nach der Katastrophe am Weißen Berg bewährt, aber seine starre Zähigkeit zeigte ihre menschlich gute Seite, wenn er jetzt als Vorbedingung für einen Ausgleich eine Amnestie für die Böhmen forderte. Das war für den Kaiser unannehmbar. Aber Ferdinand fand für die Acht gegen den Pfälzer, die von ihm unter dem Widerstreben seiner Verbündeten ausgesprochen war, keinen Exekutor, selbst nicht in der Person des bairischen Herzogs, obwohl sie die Voraussetzung für die Erfüllung seiner Forderungen war. Der Krieg wäre vielleicht ganz erloschen, wenn ihm nicht die politischen Zustände im Reich und das Wesen der damaligen Kriegführung neue Nahrung gegeben hätten.

Bei dem Söldnerwesen der Zeit war die Aufstellung von Truppen eine Geldfrage. Die Söldner und auch die Offiziere fragten nicht nach Glauben, Nation und Politik dessen, der sie bezahlte. Freilich litten alle Staaten der Zeit an Geldmangel; sie konnten die erheblichen Kosten der Söldnerheere nicht tragen. So entstand seit langer Zeit vorbereitet eine neue Methode der Kriegsführung; man ernährte die Truppen auf Kosten des Landes, das man besetzte. Diese Methode führte zu einer entsetzlichen Verwilderung des Krieges, aber sie ermöglichte, auch dann Truppen aufzustellen, wenn man sie nicht selbst erhalten konnte. Abenteuerlust und Unternehmungsgeist waren damit Möglich-

keiten gegeben, die sich verhängnisvoll auswirken sollten. Vor allem den zahlreichen jüngeren Söhnen des hohen deutschen Adels, die ein eigenes Fürstentum nicht besaßen, eröffnete sich die Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, womöglich selbst zu Land und Leuten zu kommen. Damit entstand jener Typ von Truppenführern, die ein Heer aus eigener Machtvollkommenheit aufstellten und die nicht nur Generale, sondern auch „Unternehmer" waren, die an dem Geschäft der Kriegführung reichlich verdienten. Eine Fülle solcher Condottieri spielte jetzt in den deutschen Kämpfen eine entscheidende Rolle, von Männern, für die diese Tätigkeit nur Selbstzweck war, bis zu bedeutenden Persönlichkeiten, die große politische oder kirchliche Ziele zu erreichen suchten. Aber auch die Heerführer, die im Dienst der großen Mächte kommandierten, nahmen die neue Kriegsführung auf, die den Krieg durch den Krieg ernährte und die finanziellen Mittel des eigenen Staates schonte; der Spanier Spinola hatte sie in der Pfalz mit als erster eingeführt. Aber auf der Gegenseite bot sie drei Heerführern die Möglichkeit, den fast erloschenen Krieg zugunsten des Pfälzers weiterzuführen. Es waren Christian von Halberstadt, Georg Friedrich von Baden und der bedeutendste unter ihnen, Ernst von Mansfeld, der schon seit 1619 mit Geldmitteln der Niederlande und Savoyens für die Böhmen gefochten hatte. Er verwertete jetzt sein großes Organisationstalent im Dienst der neuen Kriegsführung. Christian von Halberstadt, Georg Friedrich von Baden und Ernst von Mansfeld stellten im Westen und Nordwesten Deutschlands zugunsten des Pfälzers Truppen auf. Aber unter sich uneinig, wurden sie 1622 vereinzelt von Tilly, dem Feldherrn der Liga und Baierns, vernichtend geschlagen.

Ernst von Mansfeld.
Kupferstich von W. Jacobsz van Delff

Damit war der militärische Widerstand gegen den Kaiser und seine Bundesgenossen beendet, aber politisch kam man trotzdem nicht weiter. Der Kaiser sah sich genötigt, den Anspruch Maximilians, der den Sieg erfochten hatte, auf Gebietserwerbung und Kurwürde zu erfüllen. Aber Spanien, England und die deutschen Protestanten leisteten Widerstand. Sachsen und Brandenburg konnten, bei aller Abneigung gegen den Pfälzer, eine Verstärkung des katholischen Einflusses im Kurfürstenkollegium nicht zulassen,

auch katholische Fürsten widerstrebten dem bairischen Anspruch. Ferdinand aber hatte sich bereits mit unter dem Einfluß des Papstes gebunden. Die Beleihung Maximilians mit der Kur war schon im September 1621 im geheimen ausgesprochen worden. Auf dem Regensburger Fürstentag wurde 1623 nur die persönliche, nicht die erbliche Übertragung der Kur an Maximilian durchgesetzt, aber geheime Zusagen des Kaisers an den neuen Kurfürsten entwerteten diese Einschränkung.

Im Reich folgte eine Verteilung der Beute unter die Bundesgenossen des Kaisers. Sachsen behielt die Oberlausitz als Pfandbesitz, die linksrheinische Pfalz blieb zunächst in den Händen der Spanier, die rechtsrheinische im wesentlichen in der Hand Baierns. Die Oberpfalz, die Gebiete nördlich der Donau an der Grenze Böhmens und Baierns, wurden an Maximilian verpfändet, desgleichen Oberösterreich. Überall begann sich eine Besitzverschiebung zugunsten des Katholizismus anzubahnen, die sich auch gegen die säkularisierten Gebiete in Norddeutschland richtete. Mit Ungarn und Gabriel Bethlen, deren völlige Niederwerfung nicht gelang, hatte der Kaiser Anfang 1622 einen Vergleich geschlossen, der Ferdinand wieder in den Besitz Ungarns brachte, während Bethlen mit oberungarischen Komitaten abgefunden wurde. Daneben erhielt er die schlesischen Herzogtümer Oppeln und Ratibor, die er bei einer neuen Erhebung 1624 wieder verlor.

Graf Tilly.
Gemälde von Anton van Dyck. München, Pinakothek

Die Lage des Kaisers und der katholisch-habsburgischen Partei schien so günstig wie möglich, und doch waren alle Abmachungen provisorisch. Die allgemeinen Widerstände gegen die Politik der Habsburger hatten sich bereits deutlich gezeigt, und die Einheitlichkeit des katholischen Bündnisses drohte nach dem Siege zu zerbrechen. In der Pfalz standen sich die Interessen Spaniens und Baierns entgegen; während sich Spanien England näherte, begannen sich Beziehungen zwischen Baiern und Frankreich anzubahnen.

Die wichtigsten Folgen hatte der Sieg des Kaisers in den Erblanden. Ein scharfes Strafregiment führte zur Ausrottung des Protestantismus und zur Stärkung der landes-

herrlichen Gewalt. Der Versuch, die nur durch die Person des Herrschers verbundenen österreichischen Länder staatsrechtlich zusammenzufassen und so die Entwicklung zu einem österreichischen Gesamtstaat zu fördern, wurde nicht gemacht. Aber überall erfolgte das Strafregiment nach denselben harten Methoden und mit derselben Tendenz. Man hat 1620 ein „Epochenjahr" der österreichischen Geschichte genannt, weil jetzt überall die bisherige Selbständigkeit der vielfach protestantischen Stände ausgeschaltet wurde zu Gunsten eines straffen monarchischen Absolutismus; nur Ungarn behielt noch lange eine Sonderstellung. Mit dem Sieg des monarchischen Absolutismus verband sich die Fortführung der Gegenreformation. Zunächst wollte man aus politischen Gründen, vor allem aus Rücksicht auf Sachsen und die Lage im Reich, die kirchliche Verfolgung auf die Anhänger der böhmischen Konfession und des Calvinismus beschränken; aber bald siegte unter dem Einfluß des Papstes der konfessionelle über den politischen Gesichtspunkt. Ausrottung des Protestantismus in jeder Form schien dem Kaiser religiöse Pflicht. Ein Gewaltregiment zerstörte das protestantische Kirchenwesen, die wehrlose Bevölkerung wurde mit allen Mitteln katholisch gemacht. Die Folge war eine zahlenmäßig nicht zu berechnende, aber ohne Zweifel hohe Auswandererzahl. Es waren natürlich mit die wertvollsten und selbständigsten Elemente, die sich der gewaltsamen Bekehrung durch Auswanderung entzogen, unter ihnen der große Pädagoge Comenius. Vor allem in Böhmen wurden alle Persönlichkeiten, die irgendwie zu den Aufständischen in Beziehung gestanden hatten, mit Einziehung ihres Besitzes gestraft. Mindestens die Hälfte des Grundbesitzes in Böhmen soll dadurch in den Besitz des Kaisers gekommen sein, der aber den größten Teil dieser Güter entweder an Günstlinge verschenkte oder zu Schleuderpreisen verkaufen ließ. Im Zusammenhang damit stand eine an Falschmünzerei grenzende Geldverschlechterung, bei der schließlich der Kaiser selbst den größten Verlust erlitten hat. Habsucht und Eigennutz der hohen Beamten des Kaisers und einiger von ihnen begünstigter Spekulanten feierten Orgien. Der alte bodenständige Adel wurde vernichtet, an seine Stelle trat ein riesiger Latifundienbesitz einiger die Situation ausnutzender Persönlichkeiten. Der damit entstandene neue, künstlich zu riesigem Grundbesitz gekommene, nicht bodenständige Adel blieb auf das engste mit den Interessen der Hofburg verknüpft. In Böhmen war eine Stärkung des deutschen Elements die Folge. Das Strafregiment hatte keinen Unterschied zwischen Deutschen und Tschechen gemacht; eine Germanisierungspolitik lag dem Geiste der Zeit vollkommen fern, aber da die protestantischen mit den tschechischen Elementen eng verbunden waren, wurde der alte tschechische Adel am stärksten getroffen und der politische Einfluß des Tschechentums durch die Verlegung der Regierung nach Wien in der Landesordnung von 1627 beseitigt.

Ferdinand hatte wichtige Teile seines Besitzes an Baiern und Sachsen verpfändet, aber eine Stärkung seiner Machtstellung war trotzdem unverkennbar. In allen österreichischen Ländern mit Ausnahme Ungarns war das ständische und protestantische Element niedergeworfen, die Stellung der Krone gestärkt. Die österreichische Linie des Hauses Habsburg verfügte wieder über eine sichere Machtgrundlage, zugleich war erst jetzt im ganzen Südosten des deutschen Sprachgebietes ein geschlossenes katholisches Gebiet geschaffen, das für alle Zukunft eine gewaltige Stärkung des deutschen Katholizismus bedeuten sollte.

Im Zeltlager. Radierung von Callot

Europäische Verwicklung und dänischer Krieg (1623–1629)

Die Ausnutzung des Sieges in den Erblanden durch den Kaiser hatte sich fast ohne Störung durch seine Gegner vollziehen können. Ein im Mai 1623 von England vermittelter Waffenstillstand sollte die Grundlage für den allgemeinen Frieden bilden. In Spanien war seit 1621 Philipp IV. König und mit Olivarez eine energische, vorantreibende staatsmännische Kraft an die Spitze getreten. Sein Hauptziel war zunächst die Niederwerfung der Niederlande, die durch innere Gegensätze geschwächt waren; gerade deshalb war er für Beilegung des Krieges in Deutschland. Der 1621 wieder begonnene Krieg Spaniens mit den Niederlanden griff aber sofort nach dem Reich über. Beide Gegner erweiterten ihre Machtposition im deutschen Nordwesten; Mansfeld, der in den Niederlanden gegen Spanien gefochten hatte, vereinigte sich wieder mit dem Halberstädter und warf 1623 seine Truppen nach Niedersachsen und Westfalen. Aber Tilly vertrieb sie und schlug Christian von Halberstadt bei Stadtlohn.

Inzwischen hatten sich aber in der europäischen Politik Ansätze zu einem großen antihabsburgischen Bündnis gezeigt. Frankreich war über die Folgen des kaiserlichen Sieges, den es selbst diplomatisch vorbereitet hatte, bestürzt und begann auf die Seite der Gegner Habsburgs zu schwenken, freilich zunächst zögernd und langsam. In einer Einzelfrage kam es schon zu einem offenen Konflikt. In den Mailand und Venedig benachbarten Tälern des Veltlin, die zu Graubünden gehörten, schürte Spanien den Gegensatz der katholischen Bevölkerung gegen die protestantische Regierung. Im „Veltliner Mord" fielen 1620 Hunderte von Protestanten der konfessionellen Leidenschaft zum Opfer. Für Spanien waren diese Gebiete wichtig, weil ihre Alpenpässe nicht nur die Verbindung von Mailand nach dem österreichischen Tirol sicherten, sondern auch ein Glied in der spanischen Länderkette bedeuteten, die man von Mailand den Rhein entlang nach den Niederlanden schaffen wollte. Frankreich hatte hier schon 1621 eingegriffen, und als nach

dem Aufstand des Jürg Jenatsch spanische und österreichische Truppen ins Veltlin einrückten, schloß Frankreich mit Venedig und Savoyen 1623 ein Bündnis; die beiden italienischen Staaten hatten ihre Kämpfe mit den habsburgischen Mächten erst 1617 in einem Kompromißfrieden beendet. Erfolge erreichte erst Richelieu, der seit 1624 die französische Politik leitete. Er griff fester zu und setzte in einem bewußt lokal beschränkten Krieg durch, daß Spanien im Frieden von Monçon 1626 die Gebiete des Veltlin freigab.

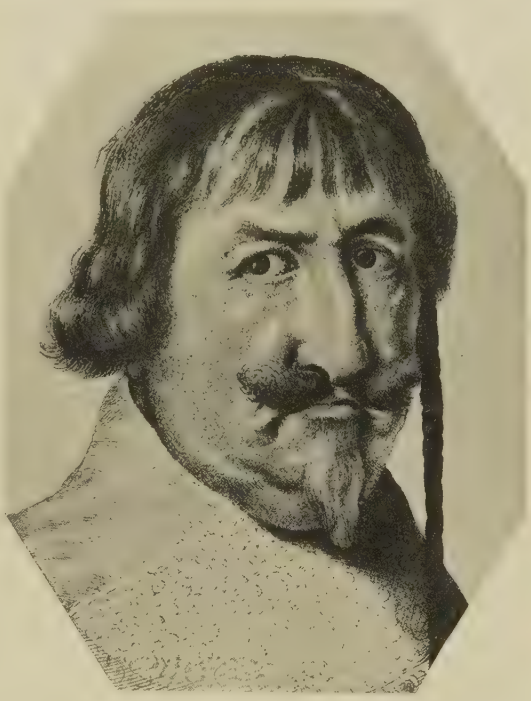
Auf ein Eingreifen Frankreichs in den allgemeinen Kampf gegen Habsburg war aber damals nicht zu rechnen; es kam alles auf die Haltung der protestantischen Mächte an. Wenn Spanien hoffte, gerade bei einer Lokalisierung des Krieges die Niederlande niederwerfen zu können, so erstrebten diese gerade deshalb ein großes antihabsburgisches Bündnis. Auch der Pfälzer Friedrich, der Winterkönig, saß im Haag und spann von dort zäh und unermüdlich seine Netze, um ein antihabsburgisches Offensivbündnis zu schaffen. Aber England glaubte, auf friedlichem Weg die Wiederherstellung der Pfalz erreichen zu können, und verhandelte über die Heirat des späteren Königs Karl mit einer spanischen Prinzessin. Als die Heirat scheiterte und Karl I. 1625 den Thron bestiegen hatte, schwenkte die englische Politik auf die antihabsburgische Seite über, aber die inneren Kämpfe lähmten jede entschiedene Politik und führten schließlich dazu, daß England lange Jahre fast ganz aus der europäischen Politik ausschied.

In langwierigen Verhandlungen schien zunächst 1624/25 ein großes antihabsburgisches, England, die Niederlande, Dänemark, Schweden und die protestantischen Stände des Reiches umfassendes Bündnis im Entstehen. Der junge schwedische König Gustav Adolf hatte Polen, den alten Bundesgenossen Österreichs, vernichtend geschlagen und war bereit, auf Fortsetzung dieses Kampfes zu verzichten und seine siegreichen Waffen gegen den Kaiser selbst zu richten. Die niedersächsischen Stände, bedroht durch Tilly und durch gegenreformatorische Bestrebungen, schienen zur Mitwirkung geneigt; selbst Brandenburg näherte sich der aktiv antihabsburgischen Partei. Aber die alten Gegner Schweden und Dänemark waren in eine Front nicht einzugliedern. Christian IV. beanspruchte die Führerstellung im Norden und die Herrschaft über die Ostsee; er wollte keinesfalls zulassen, daß Schweden die Leitung des Krieges an sich riß. Das beschleunigte seine kriegerischen Entschlüsse gegen Habsburg, während Gustav Adolf den Kampf gegen Polen wieder aufnahm und damit für die deutschen Kämpfe ausfiel. Auch mit den Niederlanden und England konnte sich Dänemark nicht darüber einigen, welche Angriffsziele im Kampf gegen Habsburg im Vordergrund stehen sollten. Damit scheiterte der Plan einer großen antihabsburgischen Koalition.

Der mittelbaren Unterstützung der Niederlande und Englands war Dänemark freilich sicher, und Christian blieb zum Eingreifen entschlossen. Er riß einen Teil der niedersächsischen Stände mit sich, die in doppelter Furcht zwischen dem Kaiser und den Vergrößerungsabsichten des dänischen Nachbarn hin und herschwankten. Auch Mansfeld trat auf Christians Seite. Er ließ sich in seiner stets wechselnden Politik jetzt von England und Frankreich bezahlen und sollte eigentlich das von den Spaniern belagerte Breda entsetzen. Als der wichtige Platz 1625 fiel, beschloß man, Mansfeld zu den Dänen stoßen zu lassen. Das bedeutete eine wichtige Verstärkung, obwohl die Angst der Gegner vor Mansfelds Truppen größer war als deren militärischer Wert.

Auf weitere Hilfe aus dem Reich konnte Christian nicht rechnen, aber auch auf der Gegenseite sah es nicht günstig aus. Die Fürsten der Liga waren alles andere als einig, obwohl Maximilians entschlossener Wille hier vorantrieb. Der bairische Herzog erkannte, daß im niedersächsischen Kreis jetzt das Zentrum der Gegenbewegung lag. Er hatte sich vom Kaiser eine Vollmacht ausstellen lassen, Werbung und Rüstung der niedersächsischen Stände zu verhindern. Der rechtliche Grund wurde wie stets gefunden; solche Werbungen sollten ohne Genehmigung des Kaisers nicht erlaubt sein. Obwohl Ferdinand schwankte, gab Maximilian Tilly den Befehl zur Ausführung der Vollmacht und zum Einrücken in den niedersächsischen Kreis. Damit war der Krieg tatsächlich eröffnet, aber noch überbot man sich in Friedensbeteuerungen. Beide Parteien fühlten sich zu schwach, um aktiv vorzugehen, und suchten Unterstützung.

Maximilian und die Liga hatten bisher fast allein die Last des Kampfes getragen; sie forderten vom Kaiser Verstärkung. In Wien schwankte man hin und her zwischen großen politischen Entwürfen und der Einsicht in den Mangel der finanziellen Mittel. Da erbot sich Albrecht von Wallenstein, dem Kaiser ein Heer aufzustellen, das wenigstens vorläufig kaum etwas kosten sollte.



König Christian IV. von Dänemark.
Zeichnung von Adriaen Haelweg. Berlin, Kupferstichkabinett

Albrecht von Wallenstein, eigentlich Waldstein, geboren 1583, entstammte einer protestantischen tschechischen Adelsfamilie. Er trat früh zum Katholizismus über. Ein angeheiratetes Vermögen ermöglichte ihm, einer der größten Nutznießer der böhmischen Gütereinziehungen zu werden; auch an der damit verbundenen Münzverschlechterung war er recht aktiv beteiligt. Eine zweite Heirat machte ihn zum Verwandten eines der einflußreichsten Berater des Kaisers, in dessen Diensten er im böhmischen Krieg ein Regiment geführt hatte, ohne dabei besonders hervorzutreten. Jetzt erbot er sich, dem Kaiser ein Heer aufzustellen. Man griff in Wien zu, erhob Wallenstein in den Fürstenstand, ernannte ihn im Frühjahr 1625 zum Befehlshaber aller kaiserlichen Truppen im Reich, die Wallenstein eigentlich erst schaffen sollte, und machte ihn bald darauf zum Herzog von Friedland.

Wallenstein gehört zu den wenigen geschichtlichen Persönlichkeiten, denen die Nachwelt nicht nur um ihrer historischen Bedeutung willen lebhaftes Interesse entgegengebracht hat. Die Problematik dieser Persönlichkeit hat immer wieder Historiker wie

Künstler angeregt, sich mit ihr zu beschäftigen, und doch wird man vielleicht das tiefste Wesen dieses Menschen nie voll erfassen können. Wallenstein hatte bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre so gut wie nichts bedeutet; als er sich erbot, dem Kaiser ein Heer aufzustellen, war er weiteren Kreisen ganz unbekannt. Gleich einem Meteor trat er jetzt für ein Jahrzehnt in den Mittelpunkt der europäischen Ereignisse, um dann schuldig — unschuldig ein tragisches Ende zu finden. Wallenstein schuf aus dem Nichts ein Heer, das dem Namen nach ein kaiserliches, in Wahrheit sein Heer war. Er zeigte sich schon hierbei als Organisator großen Stils und bewies diese Fähigkeit noch mehr als Regent seiner böhmischen Besitzungen und der ihm hernach übertragenen Gebiete. Seine Machtstellung beruhte auf dem Heer. Aber dieser General war in erster Linie Politiker und nicht Soldat; die militärische Macht stellte er in den Dienst großer politischer, vielfach auch sehr persönlich bedingter Ziele. Die Politik bestimmte seine Kriegführung, deren Langsamkeit und Unentschlossenheit schon die Zeitgenossen tadelten. Von Anfang an fühlte er sich an der Spitze des Heeres, das er geschaffen hatte, auch dem Kaiser gegenüber als selbständige Macht. Stolz und selbstbewußt, war er doch von Zweifeln und Gegensätzen aller Art erfüllt. Seine innere Unsicherheit suchte Stütze an höheren Gewalten. Aber nicht ein religiöser Glaube, sondern der astrologische Aberglaube der Zeit, dem er mehr als mancher andere verfiel, sollte ihm diesen Halt geben. In seinen politischen Zielen verband er höchst reale und zukunftreiche Gedanken mit phantastischen Projekten und völliger Verkennung des im Augenblick Möglichen. An der Wirkung der inneren Unsicherheit und der Gegensätze seines Wesens auf sein politisches Handeln und auf die Zeitgenossen sollte er scheitern.

Bei der Aufstellung seines Heeres, zu der ihm sein Vermögen die Mittel gab, wandte Wallenstein eine neue Methode an. Bisher waren die Heerführer zugleich Unternehmer; jetzt beteiligte Wallenstein auch die Unterführer an den Kosten der Werbung, ließ die Obersten ihre Regimenter selbst aufstellen und machte auch sie damit zu Unternehmern; die Ernennung der Obersten durch den Kaiser wurde somit nur Formsache, ihre Patente wurden vielfach auch von Wallenstein selbst ausgestellt. Zugleich verschärfte Wallenstein das System, den Krieg durch den Krieg zu ernähren. Bisher hatte man im wesentlichen nur Naturalleistungen verlangt. Wallenstein führte darüber hinaus Kontributionen ein, die den Sold der Mannschaft und die sehr hohen Gehälter der Offiziere zu decken hatten. Dies erweiterte Kontributionssystem wurde nicht wie bisher nur in den feindlichen Gebieten, sondern auch in den neutralen und befreundeten, ja in den Erblanden des Kaisers selbst angewandt.

Das von Maximilian geforderte kaiserliche Heer war von Wallenstein geschaffen, aber der Kaiser wurde damit unabhängiger von dem bairischen Kurfürsten, zugleich abhängig von seinem Feldherrn, für den seine eigene, von den Absichten und Befehlen des Kaisers vielfach abweichende Politik maßgebend war. Die Aufstellung eines kaiserlichen Heeres schuf einen Gegensatz zwischen Baiern und dem Kaiser, den die antispanische Haltung Maximilians noch verschärfte. Österreich und Spanien verhandelten darüber, den Krieg gegen die Niederlande durch großzügige Bekämpfung des gewaltig aufgeblühten niederländischen Handels zu führen. Ein offenes Auftreten des Kaisers gegen die Niederlande war dazu nötig; es scheiterte an dem Widerstreben Maximilians.

Aber auch bei den Gegnern Habsburgs bestanden mancherlei Gegensätze. Die Ver-

Reitergefecht vor einem brennenden Schloß.
Gemälde von Ph. Wouwerman. Dresden, Gemäldegalerie

Wallenstein.
Gemälde von Anton van Dyck. München, Pinakothek

handlungen der antihabsburgischen Mächte hatten trotz kolonialen Gegensätzen zu einem antispanischen Bündnis Englands und der Niederlande geführt. Trotzdem kam es zu keinem wirklich einheitlichen Vorgehen mit Dänemark, da dieses den Krieg im Reich, die Seemächte ihn gegen Spanien führen wollten. Auch eine neue Anknüpfung mit Gabriel Bethlen konnte wenig bedeuten, da der Kaiser jetzt Ungarns sicher war, dort die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger durchsetzen konnte und sich mit den Türken verglichen hatte. Von Osten her drohte so den Habsburgern keine Gefahr. So war, ähnlich

Soldatenweib.
Kupferstich von W. Kilian, 1609

wie einst das Unternehmen des Pfälzers, auch das des Dänenkönigs diplomatisch wenig vorbereitet. Als Politiker und Soldat war Christian aber dem „Winterkönig" weit überlegen. Er war damals Ende Vierzig und hatte, als Knabe zur Regierung gekommen, nach Zeiten der Vormundschaft schon drei Jahrzehnte seinen Staat tatkräftig geleitet. Sehr im Gegensatz zu dem Pfälzer setzte er mutig die ganze Kraft seiner energischen Persönlichkeit in den Kampf gegen Habsburg ein. Als Mensch nicht ohne Schwächen, war er auch als Politiker sprunghaft und eigenwillig.

Die militärischen Unternehmungen der nächsten Jahre zerfielen in eine Fülle von Einzeloperationen. 1625 kam es nur zu Teilunternehmungen der auf Christians Seite stehenden Condottieri. Wallenstein griff noch nicht ein und bezog im Winter 1625/26 Quartiere in den einem jüngeren Sohn des Kaisers zugedachten Stiftern Magdeburg und Halberstadt. Anfang 1626 schlug er den an die Elbe vorgestoßenen Mansfeld an der Dessauer Elbbrücke, ohne ihn zu verfolgen. Tilly unterwarf Hessen-Kassel und marschierte nach Niedersachsen. Aber es kam zu keiner einheitlichen Operation der bairisch-habsburgischen Kräfte. Die Spanier hatten in den Niederlanden unglücklich gefochten, ein bald niedergeworfener Bauernaufstand in Oberösterreich fesselte Kräfte, und eine neue Unternehmung Gabriel Bethlens schien bevorzustehen. Mansfeld zog ihm entgegen, zunächst nach Schlesien, und Wallenstein folgte, nachdem er durch Einquartierungen Brandenburg zur Anerkennung der bairischen Kur veranlaßt hatte, ohne daß damit das Land von den Einquartierungen befreit wurde. Bethlen schloß in seiner wechselvollen Politik erneut einen Vertrag mit dem Kaiser; er erkrankte bald darauf und starb 1629. Der Tod Mansfelds Ende 1626 befreite den Kaiser auch von diesem alten Gegner. Wallenstein aber unternahm nichts gegen die führerlosen Truppen Mansfelds in Schlesien. Er erzwang durch Drohung mit der Abdankung Winterquartiere in den böhmischen Erblanden des Kaisers, die nun auch den Schrecken Wallensteinscher Kriegführung kennenlernen sollten. Tilly hatte inzwischen, verstärkt durch Wallensteinsche Regimenter, den Dänenkönig im August 1626 bei Lutter am Barenberg vernichtend geschlagen. Das Heer des bairischen Kurfürsten

hatte wieder das Beste getan. Erst im nächsten Jahre vereinigte sich Wallenstein, nachdem er den Rest der Mansfeldschen Truppen in Schlesien zersprengt hatte, mit Tilly zu gemeinsamen Operationen, schon um ihm nicht den Ruhm des Endsieges allein zu lassen. Die kaiserlich-bairischen Truppen stießen nun nach Holstein, Schleswig und bis nach Jütland vor; die Macht des von seinem eigenen Lande kaum unterstützten Dänenkönigs brach zusammen. Überall im deutschen Norden lagen jetzt bairisch-habsburgische Truppen.

Musketier.
Kupferstich von W. Kilian, 1609

Die Gegner Habsburgs im Reich waren erneut niedergeworfen, wiederum schien der Krieg beendet. Aber es war das Wesen dieser Kämpfe, daß, wenn an einer Stelle der Widerstand niedergeworfen war, er an einer anderen wieder auflebte. Die Ursache war nicht nur die überspannte Politik des siegreichen Habsburg, sondern die ganze Lage in Deutschland und in Europa. Weil realpolitische und konfessionelle Ziele sich vielfach kreuzten und die in der antihabsburgischen Front stehenden Mächte, unter sich uneinig, eine Einheitsfront nicht schaffen konnten, traten die allgemeinen Gegensätze in einem Gewirr von Strömungen und Gegenströmungen nicht klar hervor. Die Methode der indirekten und verdeckten Kriegführung stellte stets nur einen Teil der Gegner offen einander gegenüber. So fielen überall nur halbe Entscheidungen, die ein Ende des Kampfes nicht herbeiführen konnten. Dem entsprach auch die Kriegführung der Zeit. Man manövrierte meist, ohne entscheidende Schläge zu versuchen, und war einmal ein Gegner militärisch vernichtend geschlagen, so lösten sich die durch Werbung gebildeten Heere schnell auf, aber ebenso schnell ließen sie sich wieder neu schaffen.

Zunächst war im Reich das Übergewicht der kaiserlich-katholischen Waffen entschieden. Das Werk der gewaltsamen Rekatholisierung, das in den österreichischen Erblanden seit 1620 durchgeführt wurde und auch im deutschen Süden und Südwesten, vor allem in den Gebieten der Pfalz, in Angriff genommen war, sollte jetzt auch auf den deutschen Norden ausgedehnt werden. Der Kurfürstentag 1627 zeigte sehr deutlich diese Tendenz, aber auch die Gefahr, daß politische Gegensätze die Einheitsfront des Katholizismus zerbrachen.

gespannten Entwürfe der Wiener Politik konnten bei Gelingen solche Absichten von selbst entstehen lassen. Man wollte in Wien die kaiserliche Machtstellung an Nord- und Ostsee durch Schaffung einer Flotte sicherstellen. Österreich und Spanien hatten schon früher über solche Pläne verhandelt, sie sollten der Bekämpfung der Niederlande dienen; jetzt richteten sie sich auch gegen Schweden. Die Hanse sollte die Schiffe stellen, aber sie war nicht dafür zu gewinnen. Trotzdem wurde Wallenstein im April 1628 zum „General des ozeanischen und baltischen Meeres" ernannt, ihm ferner Mecklenburg vorläufig übertragen, wobei, ebenso wie einst bei der bairischen Kur, im geheimen bereits die dauernde Verleihung zugesagt wurde, die dann 1629 auch erfolgte.

Der General des Meeres, dem die Flotte fehlte, suchte zu Lande durch Besetzung der Küstenplätze das Ziel zu

Die Absicht des Kaisers, die Wiedergewinnung der säkularisierten geistlichen Gebiete im deutschen Norden mit Stärkung seiner Hausmacht zu verbinden, fand auch bei den katholischen Kurfürsten Widerstand. Die Klagen über Wallensteins Kriegführung waren allgemein, und man fürchtete, daß der Kaiser, gestützt auf sein Heer, auch im Reich absolutistische Tendenzen verfolge. Vor allem Maximilian, der beste Verbündete des Kaisers, war von solchen Sorgen erfüllt. Diese Stimmung war so stark, daß Ferdinand auch bei den katholischen Kurfürsten dem Ziel, seinen Sohn zum römischen Kaiser wählen zu lassen und damit die Nachfolge zu sichern, nicht näher kommen konnte.

Im Grunde verfolgte Ferdinand keine absolutistischen Pläne im Reich. Aber die weit-

Radierungen von Stefano della Bella

erreichen. Aber Stralsund leistete der Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung Widerstand, seine Belagerung wurde 1628 zum Knotenpunkt der militärischen wie der politischen Ereignisse. Das kaiserliche Vorgehen an der Ostsee und die Belagerung Stralsunds, die Wallenstein langsam und verspätet einleitete, mußten den Widerstand Gustav Adolfs hervorrufen. Schwedische und auch dänische Truppen brachten der Stadt Hilfe; es ist das einzige Mal, daß Dänen und Schweden in diesen Jahrzehnten zusammenwirkten. Wallenstein, ohnmächtig zur See, mußte die Belagerung aufgeben. Selbst die Dänen errangen zur See Erfolge. Wallenstein schlug in Pommern gelandete dänische Truppen,

Zechende Soldaten. Radierung von Ulrich Frank

aber das konnte den schweren Schlag nicht ausgleichen, den das Scheitern vor Stralsund bedeutete. Ein Vertrag mit Stralsund übertrug Gustav Adolf das militärische Kommando in der Stadt. Er war damit tatsächlich in den Kampf gegen den Kaiser eingetreten. So drohte ein neuer Krieg mit Schweden, und doch mußte der Kaiser auf Drängen Maximilians eine Verringerung des Wallensteinschen Heeres vornehmen lassen. In derselben Zeit begann in Italien ein Konflikt mit Frankreich.

Frankreich hatte sich nach dem Frieden von 1626 wieder der habsburgischen Seite genähert. Der Kampf gegen die mit England verbündeten Hugenotten veranlaßte Richelieu zu einem mehr scheinbaren als wirklichen Bündnis mit Spanien. In demselben Jahr, in dem Wallenstein vor Stralsund scheiterte, entschied die Einnahme des wichtigen

Ansicht von Stralsund.
Gemälde aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Stralsund, Stadtmuseum

Küstenplatzes La Rochelle die endgültige Niederwerfung der Hugenotten. Der Frieden mit ihnen und mit England 1629 machte es Frankreich möglich, entscheidend in den im Dezember 1627 entstandenen mantuanischen Erbstreit einzugreifen. Der Konflikt war ein Teil des alten, in der Zeit Karls V. zu Spaniens Gunsten entschiedenen Machtkampfes um Norditalien zwischen Frankreich und Habsburg. Mantua war formell Reichslehen, und der Kaiser sprach sich zugunsten des spanischen Kandidaten aus. Spanien griff wie einst im Veltlin gewaltsam ein. Aber Richelieu war entschlossen, eine Stärkung der spanischen Machtstellung in Italien nicht zuzulassen. Mit Venedig zusammen begann er den Krieg gegen Spanien, indirekt auch gegen den Kaiser. Richelieu beschränkte zwar den Kampf bewußt auf Italien, aber die Gefahr eines allgemeinen Krieges Frankreichs mit den habsburgischen Mächten drohte; in den lothringischen Bistümern wie im Herzogtum Lothringen verschärfte sich der habsburgisch-französische Gegensatz. Die französische Diplomatie begann jetzt überall in Europa im antihabsburgischen Sinne zu wirken.

Papst Urban VIII. (seit 1623), mehr als seine Vorgänger von den weltlichen Sorgen des Papsttums bestimmt, stand, mindestens im mantuanischen Konflikt, auf der Seite Frankreichs und im Gegensatz zur spanischen Übermacht in Italien, trat also politisch gegen den Staat auf, der am entschiedensten für die katholischen Interessen kämpfte. Auch Baiern trat in Beziehungen zu Frankreich. Maximilians alter Gegensatz gegen den spanischen Einfluß im Reich wurde verstärkt durch Spaniens Widerstand gegen den bairischen Besitz der Pfalz und durch den Unwillen gegen Wallenstein und die kaiserliche Politik im Reich. So näherte sich Baiern Frankreich, das für den bairischen Besitz der Pfalz eintrat. Maximilian war bisher die vorantreibende Kraft auf der kaiserlich-katholischen Seite in Deutschland gewesen. Seine entschiedene, von klarem Willen beseelte, bedeutende Persönlichkeit hatte die schwache Kraft seines Landes in den letzten Jahren zu

europäischer Bedeutung erhoben. Er hatte dabei bisher seine streng katholische Gesinnung mit den realpolitischen Zielen der Vergrößerung seines Landes verbinden können. Seine Macht aber hatte doch vor allem auf der Schwäche des Kaisers beruht, und es war die Frage, ob er nicht dessen Siege auf Kosten seiner eigenen Stellung erfochten hatte. Eine Übermacht des Kaisers bedrohte ja alle deutschen Fürsten, auch die katholischen, und wenn Baiern jetzt mit Frankreich anknüpfte, so lag darin die Erkenntnis, daß Baiern seine selbständige Stellung eben nur durch Ausnutzung des europäischen Gegensatzes Frankreich—Habsburg behaupten konnte.

Die kaiserliche Politik war keineswegs geneigt, sich durch die Ungunst der Lage bei der Ausnutzung des deutschen Sieges stören zu lassen. Während man in Gemeinschaft mit Spanien Angriffspläne gegen Frankreich erörterte, stellte man den Dänen in den in Lübeck geführten Friedensverhandlungen so hohe Forderungen, daß das Zustandekommen des Friedens gefährdet war, und schaltete zugleich die Kurfürsten bei diesen Verhandlungen aus. Man verlangte in Wien, zum Teil wohl taktisch bestimmt, die Abtretung Holsteins, Schleswigs und auch Jütlands durch Christian. Wallenstein hat dann mit klarerem Blick für die politische Lage und zum Teil eigenmächtig den Frieden mit Dänemark im Mai 1629 auf der Grundlage herbeigeführt, daß Christian seine Lande behielt, aber seine deutschen Bundesgenossen preisgeben mußte, die ihn freilich schon fast alle verlassen hatten. Aber Christian mußte das inzwischen erlassene Restitutionsedikt anerkennen und auf alle Einmischung im Reich verzichten. Damit war der dänische Plan einer Ausdehnungspolitik im deutschen Norden beendet, der dänischen Machtstellung ein schwerer Schlag versetzt.

Die Belagerung von La Rochelle, 1628.
Gemälde von Claude Lorrain. Paris, Louvre

Höhepunkt und Umschlag der kaiserlichen Machtstellung (1629–1630)

Nach dem Abschluß des Lübecker Friedens lag fast ganz Deutschland dem siegreichen Kaiser zu Füßen. Seit den Zeiten der Staufer hatte kein deutscher Kaiser eine ähnliche Machtstellung auch im Norden besessen. Aber neue Kriege mit Schweden und Frankreich drohten. Noch war freilich mit beiden ein Ausgleich möglich. Frankreich begann erst in der Zeit des Lübecker Friedens mit entschiedenem Vorgehen in Italien, auch Gustav Adolf war zum Eingreifen noch keineswegs entschlossen. Aber der Kaiser verschärfte den Gegensatz zu beiden Mächten, obwohl Wallenstein vor Zersplitterung der Kräfte warnte. Die kaiserliche Politik griff jetzt überall aktiv in die Kämpfe außerhalb der deutschen Grenzen ein. Wallenstein mußte im Frühjahr 1629 ein Hilfskorps nach Polen senden; es rettete die Polen nicht und stärkte den Angriffswillen Gustav Adolfs, der sich zunächst wieder gegen Polen wandte und dem dann ein von Frankreich vermittelter Waffenstillstand mit Polen die Hand freimachte. In den spanisch-niederländischen Krieg griff der Kaiser jetzt unmittelbar ein; auch hier verhinderte er nicht neue Siege der Niederländer, die Wesel nahmen und in den deutschen Gebieten des Nordwestens bis nach Westfalen hinein jetzt eine entscheidende Machtstellung besaßen. Zugleich schickte man Truppen auf den spanisch-französischen Kriegsschauplatz in Italien, sammelte an der deutschen Westgrenze Truppen gegen Frankreich an und stieß ins Bistum Metz vor, worauf Frankreich seine diplomatische Tätigkeit gegen Habsburg verstärkte, obwohl es zu offenem Eingreifen außerhalb Italiens noch nicht bereit war.

Die überaus energische Haltung der kaiserlichen Politik dem Ausland gegenüber hätte bei kluger Überlegung mit einem Maßhalten in Deutschland verbunden werden müssen, um hier nicht neue Widerstände zu wecken. Das wäre um so nötiger gewesen, weil die aktive Stellung der österreichischen Politik in den auswärtigen Kriegen das Mißtrauen der deutschen Bundesgenossen des Kaisers, Maximilians und der Liga, zu offener Feindschaft steigerte. Aber im Gegensatz dazu versuchte man eine Ausnutzung des Sieges im Reich in überspanntester Weise, als ob es außenpolitische Schwierigkeiten nicht gäbe. Die Fortführung der Gegenreformation und Stärkung der kaiserlichen Machtstellung war das Ziel. Ihren Höhepunkt bildete das längst vorbereitete „Restitutionsedikt" vom 6. März 1629, erlassen also schon vor Abschluß des Lübecker Friedens. Es legte den stets umstrittenen Religionsfrieden von 1555 ganz im katholischen Sinne aus. Alle seit 1552 eingezogenen geistlichen Güter sollten zurückgegeben, jede Verwaltung geistlicher Gebiete durch Protestanten verboten und außerdem die Calvinisten vom Religionsfrieden ausgeschlossen werden. Eine Ausführung des Edikts hätte die Axt an die Wurzel des deutschen Protestantismus gelegt, damit wohl überhaupt die Vernichtung des Protestantismus herbeigeführt. Die Bestimmungen des Edikts ließen sich auf fast alle deutschen Staaten anwenden. Eine Ausnahme machten — außer kleinen und vom Katholizismus umschlossenen Gebieten — die lutherischen Herzogtümer Mecklenburg und Pommern und die

Zwey ſchöne neue Lieder.

Das Erſte:

Warumb ſollen wir denn trauren/vnd weinen überal/ꝛc.

Das Ander:

Kein Soldat ſoll nicht trauren/vnd weinen überal/ꝛc.

In voriger Melodey:

Gedruckt/Im Jahr 1632.

WArumb ſollen wir denn trauren/ vnd Weinen überall/haben wir doch dicke Mauren / vnnd ligen hindern Wahl/ Planckher ſoldat/in vnſerem Ornat/friſch auff ſoldat/Gott helff vns frü vnd ſpat.

Wir haben prave Helde/darzu friſch junge Leut ziehen damit zu Felde/ vnd machen friſche Beut/ Planckher ſoldat/in vnſern Ornat/ friſch auff ſoldat/Gott helff vns frü vnd ſpat.

Viel Regiment mit Ehren viel tauſent Muß-quetir/wollen ſich Ritterlich wehren/ gegen Feind für vnd für/Planckher ſoldat/in vnſern Ornat/ friſch auff ſoldat/Gott helff vns frü vnd ſpat.

Wir wolten gerne ſtreben/ nach Reputation/ vnſer Leben wolten wir wagen/ den Feind friſch greiffen an / Planckher ſoldat/ in vnſern Ornat / friſch auff ſoldat / GOtt helff vns frü vnd ſpat.

Die Trommeten thet man hören / die Trummel vnd Pfeiffen gut / ein jeder wolt ſich wehren/ mit friſchen freyen muth / Planckher ſoldat inn vnſern Ornat / friſch auff ſoldat / Gott helff vns frü vnd ſpat.

Ihr Capitäne alle / ihr Cavalierer gut / euer Ruhm geht jetzt mit ſchalle / Habt all ein guten Muth/Planckher ſoldat/in vnſerm Ornat/friſch auff ſoldat/Gott helff vns frü vnd ſpat.

Der

Der König auß Schweden bekande / der gro
General / denen wir zu Waſſer vnd Lande / verlaſ-
ſen vns auff jhn all / Planckher ſoldat / in vnſern
Ornat / friſch auff ſoldat / Gott helff vns frü
vnd ſpat.

Was Er vns Commandiret / bey Tag oder
bey Nacht / demſelben wir Barieren / das Leben
friſch gewagt / Planckher ſoldat / in vnſern Or-
nat / friſch auff ſoldat / GOtt helff vns früh vnd
ſpat.

Den guten Pauls behände / dem Marſchalg
in dem Feld / den ſoll man billig gehorſam ſeyn / die
Schlacht hat er beſtellt / Planckher ſoldat / im
vnſerm Ornat / friſch auff ſoldat / GOtt helff
vns frü vnd ſpat.

Geſtarten bey dem Reutern / vnnd bey den
Muſqueller / bey Officirn vnd Gfreuden / erlan-
gen mir Preiß mit Ehrn / Planckher ſoldat / in
vnſerm Ornat / friſch auff ſoldat / GOtt helff
vns frü vnd ſpat.

Ade noch eins geſoffen / der Schwed der führt
den Krieg / der Sachs iſt auffgebrochen / GOtt
geb jhn Glück vnd Sieg / Planckher ſoldat / in vn-
ſerm Ornat / friſch auff ſoldat / GOtt helff vns
frü vnd ſpat.

Ade jhr Praven Soldaten / jhr lieben Dan
me all / heut Eſſn wir Gſodens vnd Brattens in

vnſer

gerathen/laſt vns nur luſtig ſeyn/Plan-
ckher Crabat / in Lumpichten Ornat/
ſchlag drauff Soldat / GOtt hilfft dir
früh vnd ſpat.

Halt euch als prave Helde / habt ein
Curaſchen muth/ jhr Soldaten im Fel-
de/es gilt der Pfaffen Blut / Planckher
Crabat / in Lumpichten Ornat / ſchlag
drauff Soldat/Gott hilfft dir früh vnd
ſpath.

Wir ſtreiten als die Ritter/vor vnſer
Vatterland/es geht über die Jeſuwiter/
welches mich lang geahnt / Planckher
Crabat / in Lumpichten Ornat / ſchlag
drauff Soldat / Gott hilfft dir frü vnd
ſpat.

Laſt vns nur dapffer wehren / es gilt
der Mönch Habit / die Pfaffngaß thut
man kehren/daß kein Soldat hart tritt/
Planckher Crabat / in Lumpichten Or-
nat/ſchlag drauff Soldat / GOtt hilfft
dir frü vnd ſpat.

Luſtig

Lustig ir Marsgesellen/ ihr Cavalire werth/ so Beute haben wöllen/ nehmn in die Hand das Schwerdt/ Planckher Crabat/ in Lumpichten Ornat/ schlag drauff Soldat/ Gott hilfft dir frü vnd spat.

Setzt eure Hauben feste/ eurn Allemoden Hut/ wehret euch auffs allerbeste/ itzt gilt es Menschen Blut/ Planckher Crabat/ in Lumpichten Ornat/ schlag drauff Soldat/ GOtt hilfft dir frü vnd spat.

Last vns streiten mit Kräfften/ vnd fechten Ritterlich/ damit wir nur behefften/ keinen lassen im stich/ Planckher Crabat/ in Lumpichten Ornat/ schlag drauff Soldat/ Gott hilfft dir frü vnd spat.

Gustavus thut mitbringen/ was glut vnnd Kugeln speyt/ davon die Thürne springen/ Berg vnd Thal Auweh schreyt/ Planckher Crabat/ in Lumpich-

ten

ten Ornat/ſchlag drauff Soldat/Gott hilfft dir frů vnd ſpat.

Damit hat er thun verehren/dem Feind das Neue Jahr/wenn er ſich nicht wird wehren / koſt es jhm Haut vnd Haar/ Planckher Crabat/in Lumpichten Ornat/ſchlag drauff Soldat / GOtt hilfft dir frů vnd ſpat.

Nur wacker rumb geſoffen / ins Schweden geſundheit / wir habn noch Beut zu hoffen / es kompt die Soñers zeit/ Planckher Crabat / in Lumpichten Ornat / ſchlag drauff Soldat / GOtt hilfft dir frů vnd ſpat.

E N D E.

Kurfürstentümer Sachsen und Brandenburg. In Mecklenburg, das Wallenstein übertragen war, und in Pommern standen aber die kaiserlichen Truppen. Auch der territoriale Bestand der beiden Kurstaaten war bedroht, da auch sie im Besitz säkularisierter geistlicher Gebiete waren. Der brandenburgische Kurfürst war außerdem für seine Person Calvinist, und in seinem Lande lagen kaiserliche Einquartierungen. Trotz der Größe der dem Protestantismus drohenden Gefahr begnügte sich Sachsen mit Protesten, und bei der Machtlage wurde die Ausführung des Restitutionsedikts energisch begonnen. Sie richtete sich zunächst vor allem gegen die niedersächsischen und westfälischen Gebiete und den Südwesten. Mit dem konfessionellen Eifer verband sich eine sehr lebhafte Interessenpolitik, wobei der Kaiser für seinen jugendlichen zweiten Sohn Leopold Wilhelm, schon zuvor Bischof von Straßburg und Passau, reichlich sorgte. Er sollte Halberstadt, entgegen sächsischen Ansprüchen Magdeburg und das Erzstift Bremen erhalten. Dieser Verstärkung der habsburgischen Machtstellung widerstrebten auch die katholischen Fürsten, auch sie suchten aber das Restitutionsedikt im Sinne ihrer weltlichen Interessen auszunutzen. Den Streit um die Teilung der Beute zwischen den katholischen Ständen begleitete ein häßlicher, auch publizistisch ausgefochtener Kampf zwischen den Jesuiten und den anderen Orden. Eine Belebung katholischen Geistes konnte von diesem Siegeszug, der den Charakter eines Raubzuges annahm, nicht ausgehen. Er führte vielmehr zur Verschärfung des Gegensatzes der katholischen Fürsten zum Kaiser.

Kurfürst Maximilian I. von Baiern. Kupferstich von W. Kilian

Die gewaltigen politischen und militärischen Erfolge der katholisch-habsburgischen Partei im ersten Jahrzehnt des Krieges waren wesentlich dadurch erreicht worden, daß die politische Einheit des Katholizismus viel größer war als die des Protestantismus, den der Gegensatz der Lutheraner und Calvinisten und die ständige Ablehnung einer aktiven Politik durch die lutherischen Fürsten schwächte. Eine so aktive und bedeutende Persönlichkeit wie Maximilian fehlte dem deutschen Protestantismus. Aber wenn der Katholizismus — nicht nur in Deutschland — überall im Vordringen war, so deshalb, weil er damals an geistigen Energien und an innerer Kraft dem Protestantismus überlegen war. Die seit Jahrzehnten eingeleitete innere Erneuerung der Kräfte der katholischen Kirche schien jetzt auch die politischen Früchte reifen zu lassen. Die gegenreformatorische Politik der Wiedereroberung des verlorenen katholischen Bodens stand auf dem Höhepunkt. Aber es sollte sich zeigen, daß die konfessionelle Front gerade in und nach dem Siege zusammenbrach. Denn dieser Sieg verband sich aufs engste mit dem Übergewicht Spanien-Habsburgs und rief damit politische Kräfte zum Widerstand auf, die die katholische Einheitsfront zerbrachen. Der Gegensatz Frankreichs gegen Spanien, der deutschen Fürsten gegen den Kaiser und das weltliche Interesse des Kirchen-

staates gegen die spanische Vormacht in Italien zeigten sich stärker denn das gemeinsame katholische Ziel.

Aus eigener Kraft hätte sich der deutsche Protestantismus trotzdem nicht behaupten können. Erst Gustav Adolf sollte ihn retten. Der schwedische König war jetzt zum Krieg entschlossen. Im Sommer 1630 landete er in Pommern. In Italien unterwarfen um dieselbe Zeit die Franzosen Savoyen und besetzten Pignerol, von wo aus der spanische Besitz in Norditalien bedroht werden konnte. Aber die kaiserliche Politik, die vor allem die Folgen der Landung Gustav Adolfs gewaltig unterschätzte, verfolgte wie mit einer Binde vor den Augen ihre weiteren Pläne. Der Kurfürstentag, der in Regensburg schon tagte, als die Schweden landeten, sollte dem Kaiser die Kräfte des Reiches für den Kampf gegen Frankreich und die Niederlande zur Verfügung stellen. Die Wahl des jüngeren Ferdinand zum römischen König sollte durchgesetzt, die Fortführung der Gegenreformation beschlossen werden. Das Ergebnis des Kurfürstentages war, im schroffsten Gegensatz zu den siegessicheren Plänen, der Zusammenbruch der kaiserlichen Macht in Deutschland.

Die protestantischen Kurfürsten, die persönlich in Regensburg nicht erschienen waren, begannen, eine aktivere Haltung einzunehmen. Aber auch die katholischen Kurfürsten standen in geschlossener Front gegen den Kaiser. Maximilian hatte noch 1628 einen Vertrag mit dem Kaiser geschlossen, der Baiern die erbliche Kurfürstenwürde und, gegen Aufgabe des für Baiern viel wichtigeren Oberösterreich, den Besitz der rechtsrheinischen Pfalz zusicherte. Das war nochmals ein Erfolg Habsburgs, ein Sieg des katholischen Interesses über politische Gegensätze. Aber die Entwicklung der kaiserlichen Politik in den Jahren 1629/30 hatte die seit langem entwickelte Mißstimmung Maximilians gegen Spanien und den Kaiser zum offenen Gegensatz gesteigert. Vom Papst vermittelt, wurde schon 1629 ein Bündnisvertrag zwischen Frankreich und Baiern entworfen, freilich erst 1631 abgeschlossen. Die in Regensburg anwesenden Gesandten Frankreichs unterstützten auf jede Weise die antihabsburgische Opposition, aber es bedurfte ihres Eingreifens nicht, um die Niederlage der kaiserlichen Politik zu besiegeln.

Die Königswahl war nicht durchzusetzen. Unter dem Druck der Kurfürsten, die das kaiserliche Eingreifen in Italien verurteilten, wurde in Regensburg mit den französischen Gesandten ein Friedensvertrag abgeschlossen, der aber von Richelieu nicht ratifiziert wurde. Erst im Jahre 1631 beendeten Friedensschlüsse den italienischen Krieg; der französische Kandidat für Mantua mußte anerkannt werden. Frankreich hatte sich darüber hinaus in einer Abmachung mit Savoyen durch den Besitz Pignerols eine Einfallspforte nach Italien gesichert. Vor allem aber mußte der Kaiser in Regensburg dem Druck Maximilians und der Liga nachgeben und Wallenstein fallen lassen, der auch in Wien mächtige Widersacher hatte. Wallenstein fügte sich und verzichtete nicht ohne persönliche Größe auf den Kampf um die Behauptung seiner Stellung. Das kaiserliche Heer, das vorläufig Tilly unterstellt wurde, war damit der Zersetzung preisgegeben.

Die spanisch-habsburgische Politik hatte in Regensburg eine schwere Niederlage erlitten. Das Zusammenwirken der katholischen Kurfürsten, Frankreichs und des Papstes hatte sie in dem Augenblick herbeigeführt, in dem ein Gegner, gefährlicher als alle bisherigen, gegen die katholischen Mächte, gegen Sieger und Besiegte des Regensburger Tages, die siegreichen schwedischen Waffen ins Reich führte.

Reitergefecht am Waldrand. Gemälde von Albert Cuyp. Amsterdam, Rijksmuseum

Ansicht von Stockholm. Kupferstich aus dem Inventarium Sueciae, 1632

Schweden und der Nordosten Europas bis zum Eingreifen Gustav Adolfs in Deutschland

Das Schwergewicht des europäischen Staatensystems lag in jenen Zeiten im Westen Europas. Die Staaten des Nordens und Ostens, Dänemark-Norwegen, Schweden, Polen und Rußland, standen mit dem eigentlichen europäischen Staatensystem nur in loser Berührung; sie bildeten fast ein eigenes Staatensystem, dessen Kampfgebiet die Küsten der Ostsee waren, und seit dem Zerfall des Ordensstaates im besonderen die baltischen Länder. Die am Ostseehandel beteiligten Mächte, England, die Niederlande und die Hanse, waren natürlich an diesen Kämpfen interessiert, und mit den Gegensätzen des übrigen Europa gab es immer wieder Berührungspunkte. Im Zeitalter der Gegenreformation wirkten die konfessionellen Gegensätze mit, aber eine Vereinigung dieses nordöstlichen mit dem eigentlichen europäischen Staatensystem erfolgte erst in einer späteren Periode, mit dem Aufstieg Rußlands und Preußens zu Großmächten. Auch Schweden konnte den Eintritt in den großen europäischen Kampf nur wagen, weil es vorläufig die Fortsetzung des Krieges im Nordosten aufgab.

Von den nordischen Staaten war, schon auf Grund seiner geographischen Lage, allein Dänemark seit langem an den europäischen Kämpfen beteiligt. Als Herzog von Holstein war der dänische König auch Reichsstand. Aber Christians deutscher Krieg war mehr eine Sache des Königs als die seines Landes gewesen. Die im Reichsrat verkörperte Macht des hohen Adels hatte ihn nur unwillig und halb unterstützt. Die an sich nicht geringen Kräfte des dänisch-norwegischen Staates waren deshalb nicht voll angespannt und nicht energisch zusammengefaßt worden. Trotzdem konnte Dänemark noch mit Recht als die erste nordische Macht gelten, bis der Lübecker Friede und der Aufstieg Schwedens zur Großmacht es an die zweite Stelle drängten.

Schweden war weder an Umfang, Bevölkerungszahl noch Reichtum mit Dänemark zu vergleichen, das im Besitz des Südens des heutigen Schweden und der Inseln Bornholm, Gotland und Ösel die Schweden von fast allen Seiten umklammerte und vom übrigen Europa völlig abschloß. Seit dem Auseinanderfall der skandinavischen Union 1523 war die dänische Gegnerschaft stets die gefährlichste Belastung des schwedischen Staates unter den Wasa gewesen. Als Gustav Adolf, erst siebzehnjährig, 1611 zur Regierung kam, stand man gerade im schwersten Krieg mit Dänemark; der bald darauf geschlossene Friede legte Schweden harte Bedingungen auf und zeigte nochmals die Überlegenheit Dänemarks. Trotz allem waren die innerpolitischen Grundlagen in Schweden gesunder als in Dänemark, obwohl die materiellen Machtmittel des schwedischen Staates denen eines der größeren deutschen Territorien kaum überlegen waren. Gustav Adolfs Vater, Karl IX., hatte die Machtstellung des Königtums gesichert, das ganz anders als in Dänemark die staatlichen Kräfte in seiner Hand hatte. Gustav Adolf übernahm ein innenpolitisch geordnetes, aber durch jahrzehntelange äußere Kriege geschwächtes Staatswesen, denn auch mit Rußland und Polen stand man seit langem in dauerndem Kampf.

Polen, mit Litauen vereinigt, war seit dem Ende der Jagellonenzeit 1572 im politischen Zerfall, ein Wahlreich mit wachsender Macht des Adels und wachsender Ohnmacht des Königstums. Aber seine Macht war noch bedeutend, und wie Dänemark war es der „natürliche" Gegner Schwedens. Neben der Rivalität um die baltischen Gebiete hatte auch hier eine freilich kurze und lockere Verbindung einen tiefen Keim zur Feindschaft gelegt. Der Wasa Sigismund, der Erbe der schwedischen Krone, wurde 1587 — es war die Zeit der großen Entscheidungen in Westeuropa — nach seinem Übertritt zum Katholizismus zum polnischen König gewählt. Aber als Sigismund 1592 nach dem Tode seines Vaters nun zugleich König von Polen und Schweden wurde, konnte er sich in dem protestantischen Schweden nicht durchsetzen und verlor schließlich 1598 die angestammte Krone an seinen Onkel Karl IX. Der Gegensatz zwischen beiden Mächten war dadurch verschärft, zumal Sigismund seine Ansprüche auf den schwedischen Thron nie aufgegeben hat. Den Kampf um die baltischen Gebiete beendete vorläufig 1611 ein Waffenstillstand, aber der schwedisch-polnische Kampf setzte sich fort in dem Streit um die Vorherrschaft in Rußland.

In Rußland herrschte seit dem Aussterben des Hauses Rurik 1598 ein Thronstreit, der jahrzehntelang innere Wirren herbeiführte. Polen und Schweden suchten sie auszunutzen, und Rußland schien zur Beute ihrer Machtpolitik werden zu sollen. Sigismund wollte sich zum Zaren erheben lassen, und die Gegenpartei dachte an die Kandidatur Gustav Adolfs oder seines jüngeren Bruders. Gustav Adolf lehnte ab. Er verfolgte vor allem die realen schwedischen Interessen an der Ostsee. Nach langen Wirren begann mit der Erhebung des Hauses Romanow auf den russischen Thron (1613) die innenpolitische Festigung. Die außenpolitische Aktivität hatte Rußland freilich für Jahrzehnte eingebüßt. Der Friede mit Schweden 1617 ließ diesem, neben dem schon früher gewonnenen Estland, Ingermanland und Karelien. Rußland war erneut von der Ostsee abgeschnitten. Die schwedisch-russischen Kämpfe waren damit für lange Zeit beendet. Auch der russisch-polnische Krieg fand 1618 in einem für einundeinhalb Jahrzehnte geschlossenen Waffenstillstand vorläufig seinen Abschluß; Polen behielt Smolensk.

Der Kampf Polens und Schwedens ging dagegen weiter. Gustav Adolf errang gewaltige Erfolge, zumal Polen auch im Kampf mit der Türkei stand. Schweden setzte sich in den Besitz von Livland und Kurland, besetzte auch das seit 1618 als polnisches Lehen mit Brandenburg vereinigte Preußen (Ostpreußen). In dem von Frankreich vermittelten Waffenstillstand von 1629 konnte man diese Eroberungen behaupten. Schweden war damit die erste Macht an der Ostsee geworden.

Diese ganzen Kämpfe spielten sich gleichzeitig mit den großen Entscheidungen in Deutschland ab. Trotz gelegentlichem Ineinandergreifen der Hilfe Gustav Adolfs für Stralsund und der Kaiserlichen für Polen war eine unmittelbare Verbindung nicht erfolgt.

Sigismund III. von Polen.
Zeitgenössische Miniatur. Darmstadt

Sigismund erfreute sich zwar der Sympathien des Katholizismus, der in ihm einen Vorposten im nordöstlichen Europa sah, ebenso wie Gustav Adolf seinen Kampf gegen Polen, so sehr er im wesentlichen realpolitischen Machtinteressen Schwedens diente, als ein Glied des Kampfes gegen das habsburgisch-katholische Prinzip empfunden hat. Die schwedischen Erfolge gegen Polen konnten die habsburgische Macht von der Flanke her bedrohen, aber sie fesselten doch auch wieder die schwedischen Kräfte; die alte Rivalität zwischen Dänemark und Schweden hatte ein gemeinsames Eingreifen der beiden protestantischen Staaten gegen Habsburg verhindert, also die Abwehrfront des Protestantismus geschwächt. Schon Karl IX. hatte eine Verbindung mit allen protestantischen Staaten, auch in Deutschland, anzuknüpfen versucht. Gustav Adolf setzte das fort, aber ohne Erfolg. Auch seine fast erzwungene Heirat mit der Schwester Georg Wilhelms von Brandenburg hat diesen aus seiner schwankenden Politik nicht herausgerissen. Den Kurfürsten beherrschte die Furcht um sein polnisches Lehen Preußen. Im ganzen war eine enge Verflechtung der beiden Kampfgebiete nicht eingetreten, und trotz aller Verbindung mit den konfessionellen Gegensätzen handelte es sich bei den nordöstlichen Kriegen fast ausschließlich um die Ostseeherrschaft. Den Aufstieg zur ersten Macht an der Ostsee hat Schweden aus eigener Kraft und ohne nennenswerte Hilfe protestantischer Mächte vollzogen. Ein jahrzehntelanges Ringen mit Dänemark, Polen und Rußland war vorausgegangen. Die entscheidenden Siege hatte erst Gustav Adolf errungen. Christians IV. Kampf gegen Habsburg hatte den alten Rivalen Dänemark gebunden und Gustav Adolf die Bahn freigegeben, um Polen niederzuwerfen. Aber der kaiserliche Sieg über Dänemark bedrohte auch Schweden; eine Herstellung habsburgischer Übermacht im deutschen Norden und an der Ostsee mußte das Ergebnis der schwedischen Siege gefährden. Gustav Adolfs

Eingreifen in den deutschen Krieg, das in den Kämpfen um Stralsund begann und mit der Landung im Sommer 1630 offen hervortrat, wurde von dem schwedischen König als offensive Defensive gegen den von Habsburg dem Protestantismus des Nordens wie der neuen schwedischen Machtstellung drohenden Angriff empfunden.

Als Gustav Adolf in Deutschland eingriff, verbanden sich schwedische Machtpolitik und protestantische Zielsetzung auf das engste. Für den schwedischen Staat wie für sein König waren Politik und Glaube untrennbar verbunden. Der „Glaubensheld", der allein deshalb in den Kampf eingriff, um die Sache des „Evangeliums" zu retten, ist Gustav Adolf gewiß nicht gewesen, denn sehr realpolitische Machtziele verbanden sich von Anfang an mit dem Gegensatz gegen Habsburg. Die innere Stärke Schwedens beruhte gerade darauf, daß die große Auseinandersetzung dieses Zeitalters zwischen einer konfessionell bestimmten Politik und der der Staatsräson hier nicht, wie vor allem in Frankreich, ausgefochten zu werden brauchte, da das religiöse und das politische Ziel durchaus eine Einheit bildete.

Polnischer Husar.
Radierung von Stefano Della Bella

Die Machtmittel Schwedens waren mit denen der großen europäischen Staaten nicht zu vergleichen. „Niemals wieder", so hat man gesagt, „ist von einem Mann mit so kleinen Mitteln in den Gang der Weltgeschichte so folgenreich eingegriffen worden." Die Stellung, die sich Schweden an der Ostsee erstritten hatte, war nicht endgültig gesichert und bedurfte zu ihrer Behauptung namhafter Kräfte. Der Rückhalt, den das eigentliche Schweden gab, war im Grunde schwach. Aber im Gegensatz zu fast allen anderen Staaten hatte der König die staatlichen Kräfte fest in der Hand; in Schweden bestand damals bereits eine lebendige Verbindung von König und Volk. Das Heer, das Gustav Adolf jetzt in den deutschen Krieg führte, war klein, aber es war fest und straff organisiert, es war schon einem modernen Volksheer zu vergleichen und den Söldnerheeren der Gegner weit überlegen.

Das alles hätte freilich nichts bedeutet ohne Gustav Adolf selbst, ohne seine Größe als Mensch, König und Feldherr. Er war, als er den deutschen Krieg begann, Mitte Dreißig. Schwedisches und deutsches Blut floß in seinen Adern, Deutsch war für ihn wie Schwedisch Muttersprache, wie überhaupt der Einfluß deutscher Kultur in Schweden durchaus

vorherrschte. An militärischer und politischer Begabung übertraf Gustav Adolf alle damaligen Fürsten. Er war frei von den Lastern, die sie durchweg bezeichneten und von denen der Trunk nicht das schlimmste zu sein pflegte. Er überragte sie alle an innerer Bildung und sittlichen Energien, die alle Fähigkeiten und Kräfte in den Dienst der großen politischen Aufgabe stellte, der er sich gewidmet hatte. Die Sparsamkeit seiner Hofhaltung stand im schroffsten Gegensatz zum Gebrauch der Zeit und war eine nicht geringe Vorbedingung seiner Erfolge. Es ist für ihn wie für die Herrscher jener Tage bezeichnend, wenn er tadelte, daß mancher Fürst für ein Bankett mehr ausgäbe als für ein Schiff, das man nötiger brauche. Er war stolz und selbstbewußt, aber er diente der Sache und nicht der Person. Dem Adel seiner Herrscherpersönlichkeit konnten sich selbst die Gegner nicht entziehen, trotz allen Schmähschriften, mit denen sie ihn überhäuften. Sein Charakter war im Grunde einfach und unkompliziert, seine Größe als Mensch und König ohne innere Konflikte erwachsen.

Die Lage seines Staates wies ihm den Weg, den er zu gehen hatte. Ein inneres religiöses Bewußtsein verband sich mit dem Ziel, seinem schwedischen Staat eine große Stellung zu schaffen. Aber der Erfolg war durchaus dadurch bestimmt, daß seine Persönlichkeit und die Energien, die sie verkörperte, jetzt die schwachen materiellen Kräfte des schwedischen Staates mit klarer Zielsetzung in den deutschen Krieg einsetzten und Habsburgs Übermacht entgegentraten, das bisher an Willenskraft seinen Gegnern weit überlegen war.

Holzschnitt auf einem Flugblatt aus dem Jahre 1627 mit Prophezeiungen über die kommenden schweren Zeiten

Feuersbrunst. Radierung von Stefano della Bella

Vom Eingreifen Schwedens bis zum Prager Frieden (1630–1635)

Das kleine Heer, mit dem Gustav Adolf im Sommer 1630 in Deutschland landete, sollte einen völligen Umschwung der Lage im Reich herbeiführen. Begünstigt wurde Schweden freilich von vornherein durch die schwere Niederlage des Kaisers auf dem Regensburger Tag, die vor allem das kaiserliche Heer führerlos gemacht hatte. Aber Gustav Adolfs politische Lage war keineswegs günstig. Ein Bündnisvertrag mit Frankreich 1631 sagte Schweden Hilfsgelder zu, ohne die es den Krieg kaum hätte führen können; auch die Niederlande und Venedig leisteten finanzielle Unterstützung, aber aktive Hilfe vom Ausland war nicht zu erwarten. Die deutschen Protestanten nahmen Gustav Adolf keineswegs als „Retter" auf. Wie einst bei dem Eingreifen Christians IV., so weckte auch jetzt die Sorge vor Eroberungsplänen Gustav Adolfs Mißtrauen gerade bei den Fürsten, die zunächst als Bundesgenossen in Frage kamen. Diese Sorge war gewiß nicht unberechtigt, obwohl Gustav Adolf ein viel zu realer Politiker war, um schon bei Kriegsbeginn ein festes Programm schwedischer Eroberungen aufzustellen. Aber schon sein Bestreben, bei den Bündnisverträgen mit den deutschen Protestanten sich selbst die unbedingte Führung während der Dauer des Krieges zu sichern, mußte, so sehr das bei der bisherigen Haltung der deutschen Protestanten berechtigt war, ihr Mißtrauen wecken. Sie wußten natürlich, daß alle für Schweden im Falle eines Sieges möglichen Eroberungen nur auf Kosten der protestantischen Staaten an den deutschen Küsten zu verwirklichen waren.

Nach der Landung zwang Gustav Adolf zunächst dem Herzog von Pommern einen Vertrag auf, der das Land in den Dienst der schwedischen Kriegführung stellte und darüber hinaus Bestimmungen enthielt, die den Widerspruch Brandenburgs herausfordern mußten. Ein Erbvertrag sicherte den Hohenzollern die Nachfolge in Pommern, und das

Herzogshaus stand vor dem Aussterben. Der Vertrag Gustav Adolfs mit dem letzten Herzog bestimmte ausdrücklich, daß Brandenburg bei Eintreten des Erbfalles in seine Bedingungen eintreten müsse. So bedrohte Gustav Adolf, dessen Truppen schon in Preußen standen, auch die brandenburgischen Ansprüche auf Pommern.

Die beiden protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen hatten infolge der Regensburger Vorgänge eine entschiedenere politische Stellung eingenommen; aber sie richtete sich bei der Art des schwedischen Vorgehens nicht nur gegen den Kaiser und die Liga, sondern auch gegen Gustav Adolf. Eine Versammlung in Leipzig Anfang 1631, auf der seit langer Zeit zum erstenmal fast alle protestantischen Stände vertreten waren, war natürlich einig im Widerstand gegen das Restitutionsedikt. Sie beschloß sogar, ein protestantisches Heer aufzustellen, aber sie wollte auch keinesfalls den Anschluß an Gustav Adolf. Man versuchte, zwischen dem Kaiser und Schweden eine dritte protestantische Partei zu bilden, was aber kläglich scheiterte. Sowohl Gustav Adolf wie der Kaiser verlangten klare Stellungnahme, und die vermittelnde Rolle der dritten Partei war schon deshalb aussichtslos, weil ihre Rüstungen in den Anfängen steckenblieben. Nur Sachsen stellte ein starkes Heer unter Arnim auf, der nach Kriegsdiensten bei verschiedenen Mächten zuletzt unter Wallenstein gefochten hatte, jetzt in sächsische Dienste trat und hier die zu antikaiserlicher Politik vorantreibende Kraft wurde.

In den Mittelpunkt der Operationen trat zunächst Magdeburg, das sich Gustav Adolf angeschlossen hatte und vor dem seit Ende 1630 die kaiserlich-ligistischen Truppen zunächst unter Pappenheim, dann unter Tilly selbst standen. Die Verteidigung leitete der Schwede Falkenberg. Bei der politischen wie strategischen Bedeutung der Stadt mußte Gustav Adolf versuchen, sie zu entsetzen. Aber er konnte es nicht, bevor nicht Brandenburg und Sachsen auf seiner Seite standen. Schließlich zwang er durch Einmarsch in die Mark Brandenburg zu einem Vertrag, der ihm die brandenburgischen Festungen überließ und für die Operationen das Land zu seiner Verfügung stellte. Aber während er noch weiter mit Sachsen verhandelte, fiel Magdeburg am 20. Mai 1631. Die Stadt ging dabei in Flammen auf, ohne daß bei der Natur solcher Vorgänge zu klären ist, wie und durch wen der Brand entstand. Die völlige Zerstörung beraubte jedenfalls Tilly des schwer erkämpften Stützpunktes und stärkte andrerseits die Kampfeslust der Protestanten, da man den katholischen Truppen die Schuld an dem Brand gab, während Gustav Adolf dem Zögern der protestantischen Kurfürsten den Verlust Magdeburgs zuschrieb. Brandenburg schloß sich bald nach der Magdeburger Katastrophe Gustav Adolf völlig an; Sachsen verhandelte noch lange nach beiden Seiten. Schließlich führte ein scharfes Ultimatum Tillys zum Bündnis Sachsens mit Gustav Adolf. Tilly konnte noch Leipzig nehmen, erlitt dann aber wenige Tage später bei Breitenfeld am 17. September 1631 eine entscheidende Niederlage.

Die Folge der Schlacht war ein Zusammenbruch der kaiserlich-katholischen Macht in ganz Deutschland. Fast alle protestantischen Fürsten schlossen sich jetzt Gustav Adolf an, dem fast ganz Nord- und Mitteldeutschland unterworfen war. Während Arnim mit den sächsischen Truppen nach Böhmen vorstieß und Prag nahm, wandte sich Gustav Adolf nach dem Westen und Süden des Reiches, im Gegensatz zu Sachsens Plänen, das diesen wichtigsten Teil der Aufgabe sich selbst zugedacht hatte. Gustav Adolfs Eroberungsabsichten traten jetzt deutlich hervor. Auch bei den seinen Bundesgenossen und den

König Gustav Adolf von Schweden.
Kupferstich von Jacobsz van Delff nach Miereveldt, 1633

schwedischen Generalen überlassenen Erwerbungen sicherte er sich die Oberhoheit. Eine gewaltige Machtstellung an der Spitze der protestantischen Stände, die praktisch das Reichsgefüge zertrümmert hätte, und große Eroberungen an Nord- und Ostsee schwebten ihm vor. Der Traum eines großen skandinavischen Ostseereiches sollte verwirklicht werden. Ein Angebot der Vermählung der Tochter Gustav Adolfs, der späteren Königin Christine, mit dem späteren Großen Kurfürsten nahm die Verbindung Brandenburgs mit Schweden in Aussicht. Alle diese Pläne erzeugten natürlich schärfsten Widerwillen bei Sachsen. Zugleich entstand durch Schwedens Erfolge am Rhein eine scharfe Spannung mit

Die Belagerung und Eroberung von Magdeburg durch die Kaiserlichen unter Tilly

Frankreich, die Richelieu sogar daran denken ließ, gegen die bedrohlich anwachsende Macht Schwedens selbst einzugreifen. Obwohl Gustav Adolf militärisch fast ganz Deutschland beherrschte, kam er politisch nicht weiter.

Die Lage des Kaisers schien freilich nach Breitenfeld verzweifelt. Er versuchte, ein großes katholisches Gegenbündnis zu schaffen; aber selbst der Papst war im Interesse seiner italienischen Politik dafür nicht zu gewinnen. Spanien hatte zwar selbst das Ziel, das spanisch-österreichische Verhältnis zu voller politischer und militärischer Einheit auszubauen; aber die Verhandlungen darüber waren zunächst erfolglos, weil Spanien vor allem offensive Pläne gegen Frankreich beabsichtigte und deshalb eine Verständigung des Kaisers mit Sachsen befürwortete; auch der alte spanisch-bairische Gegensatz machte sich wiederum störend bemerkbar. Von allen Plänen des Kaisers kam nur die Aufstellung eines neuen Heeres zur Ausführung. In der Not der Stunde schien sie kein anderer lösen zu können als Wallenstein, der nach seiner Entlassung dem Kaiser gegenüber den Ergebenen gespielt, sich gleichzeitig aber in politische Beziehungen zu Arnim und Thurn ein-

und Pappenheim, 1631. Kupferstich von M. Merian im Theatrum Europaeum

gelassen und durch diesen Gustav Adolf hatte wissen lassen, daß er unter Umständen zu einer Erhebung in den kaiserlichen Erblanden bereit sei. Als ihm jetzt der Kaiser ein zweites Generalat anbot, griff er zu und verstand, die Notlage des Kaisers auszunutzen, der seine Bedingungen annehmen mußte. Er sagte Wallenstein unbedingte Selbständigkeit der Kriegführung zu; außerdem erhielt Wallenstein auch Vollmacht zu politischen Verhandlungen mit Sachsen, die er sogleich höchst selbständig verwertete.

Das militärische Eingreifen Wallensteins ließ aber auf sich warten, so daß Gustav Adolf sich Anfang 1632 gegen Baiern selbst wenden konnte. In einem Gefecht bei Rain, an der Einmündung des Lech in die Donau, wurde Tilly tödlich verwundet. Der bairische Kurfürst verlor damit den Feldherrn, der — selbst ein Wallone — in diesem Zeitalter der Condottieri pflichttreu und uneigennützig seinem Fürsten gedient hatte, wie dieser und vielleicht noch innerlicher mit dem Bewußtsein, der Sache seines Glaubens zu dienen. Der Verlust dieses fähigen und unter allen Generalen dieser Zeit menschlich sympathischsten, bedeutete auch politisch für Baiern eine erhebliche Schwächung. Maximilian konnte

die Donaulinie behaupten, mußte aber sein Land preisgeben. Gustav Adolf besetzte München und ließ Baiern systematisch verwüsten. Das Herannahen Wallensteins, der, spät aufgebrochen, zunächst die Sachsen aus Prag und Böhmen vertrieben hatte, erleichterte die Lage des bairischen Herzogs, seines alten Gegners. Maximilian und Wallenstein vereinigten ihre Truppen an der Donau, Gustav Adolf verschanzte sich bei Nürnberg; Wallenstein, im Gegensatz zu Maximilian, verzichtete aber auf den Angriff, obwohl die Schweden unterlegen waren, und verschanzte sich ihnen gegenüber. So konnte Gustav Adolf ungestört Verstärkung heranziehen und versuchte schließlich den „Stellungskrieg" zu beenden und durch mehrtägige Angriffe auf das feindliche Lager eine Entscheidung zu erzwingen. Er wurde verlustreich zurückgeschlagen. Zwei Wochen später zog er nach Westen ab; Baiern war damit befreit. Aber am Oberrhein waren die schwedischen Truppen, in Schlesien Arnim siegreich, die Niederlande errangen durch Einnahme von Maastricht einen großen Erfolg, und die Franzosen setzten sich damals in ganz Lothringen fest.

Wallenstein hatte sich nach dem Abmarsch Gustav Adolfs von Nürnberg gegen Sachsen gewandt, worauf ihm der schwedische König folgte. Wallenstein wollte schon in die Winterquartiere gehen, aber Gustav Adolf erzwang die Schlacht. Am 16. November 1632 bei Lützen mußte nach hartem und wechselreichem Kampf Wallenstein durch Abzug vom Schlachtfeld die allerdings nicht entscheidende Niederlage eingestehen, aber die Schweden erkämpften den Sieg mit dem Tod ihres Königs.

Der Tod Gustav Adolfs bedeutete mehr als eine verlorene Schlacht. Er hatte sein Abwehrziel erreicht, den deutschen Protestantismus gerettet und die katholisch-habsburgische Übermacht im Reiche beseitigt. Auch die großen Eroberungen an den deutschen Küsten, die Schweden schließlich als Siegespreis, allerdings nur dank dem späteren Eingreifen Frankreichs, davontrug, hat er vorbereitet. Ob Gustav Adolf aber bei längerem Leben seine Pläne der Umgestaltung des deutschen Reiches, über deren Umfang keine volle Klarheit besteht, hätte durchführen können, ist zu bezweifeln. Die politischen Schwierigkeiten seiner Stellung hatten sich auch in den Zeiten der größten Siege gezeigt. Auch Gustav Adolfs große Persönlichkeit konnte auf die Dauer nichts daran ändern, daß Schwedens Machtgrundlage für so weitgespannte Ziele zu schwach war. Der nationale Charakter seines Heeres, der die beste Grundlage seiner militärischen wie politischen Erfolge war, ging schon in Gustav Adolfs Zeiten immer mehr verloren, da auch er zur Ergänzung seines Heeres das System der Werbung anwenden mußte.

Gustav Adolfs Tod hat natürlich alle diese Schwierigkeiten vermehrt. Für seine unmündige Tochter Christine regierte in Schweden der Reichsrat. Er beschloß die Fortsetzung des Krieges; das Ziel wurde jetzt ausschließlich Machtgewinn an den deutschen Küsten, zugleich wollte man den Kampf so sehr wie möglich nur mit den Mitteln der deutschen Bundesgenossen führen. Die Leitung des Krieges legte man einheitlich in die Hand Oxenstiernas, der dem König bisher zur Seite gestanden hatte und in alle seine Pläne eingeweiht war. Seine Klugheit konnte die schwere Krise, die dem Tod des Königs folgte, überwinden, aber Gustav Adolf natürlich nicht ersetzen, vor allem nicht die Autorität, die dessen große Persönlichkeit bei den deutschen Bundesgenossen wie bei den Generalen gehabt hatte. Die Einheit von Politik und Kriegführung ging verloren. Oxenstierna war Diplomat und nicht Soldat; seine Autorität bei den militärischen Führern war gering.

Überfall auf Landleute. Radierung von Ulrich Frank

Er konnte nur in vorsichtiger Vermittlung versuchen, die Gegensätze und die Eifersucht der neuen Führer der schwedischen Truppen, Horns, Baners und des jungen Herzogs Bernhard von Weimar, auszugleichen. Die politischen Gegensätze zu den Bundesgenossen, vor allem zu Sachsen, das die Führung des Krieges in die Hand zu bekommen versuchte, verschärften sich. Entgegen dem sächsischen Plan einer allgemeinen protestantischen Versammlung, berief Oxenstierna eine Versammlung der oberdeutschen Kreise nach Heilbronn. Der „Heilbronner Bund" schloß im April 1633 einen Vertrag mit Schweden und trug fortan vor allem die Kosten des Krieges. Frankreich trat diesem Bündnis bei, aber seine Ausdehnung auf die übrigen protestantischen Stände scheiterte, und trotz Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich wuchs die französisch-schwedische Rivalität am Rhein.

Wenn Oxenstierna die durch Gustav Adolfs Tod entstandene Krise leidlich überwinden konnte, so war das im wesentlichen der Untätigkeit Wallensteins zu verdanken. Er hatte zunächst versucht, den Frieden mit Sachsen herbeizuführen. Das entsprach auch den Absichten der Wiener Politik, aber Wallenstein war zu stärkeren Konzessionen an Sachsen bereit als der Kaiser; immer stärker verfolgte er seine eigene, den kaiserlichen Plänen widersprechende Politik. Seine militärische Tätigkeit beschränkte Wallenstein 1633 auf spät begonnene und mehrfach unterbrochene Operationen in Schlesien und in den angrenzenden Gebieten. So blieb die durch Gustav Adolfs Tod geschaffene Lage unausgenutzt. Am meisten war darüber natürlich Maximilian verstimmt, zumal Wallenstein,

als Bernhard von Weimar im November 1633 Regensburg nehmen konnte, sich zwar nach Süden wandte, aber dann in Böhmen stehen blieb und dort, wie auch nach Lützen, Winterquartiere bezog.

Das stärkte seine Gegner in Wien, und auch Spanien, das bisher sein wärmster Freund gewesen war, trat jetzt auf ihre Seite. In Spanien plante man wiederum eine noch engere Verbindung mit Österreich; das Ziel war Sicherung oder Gewinnung der Rheinlinie und vor allem eine gegen Frankreich gerichtete Kriegführung. Ein spanisches Heer sollte an den Rhein gesandt werden. Der Kaiser lehnte das zunächst ab, als aber die schwedisch-protestantischen Truppen die letzten sich im deutschen Südwesten noch haltenden Plätze Konstanz, Philippsburg und Breisach belagerten, bat Ferdinand jetzt seinerseits um spanische Hilfe. Wallenstein leistete aber aus politischen und persönlichen Gründen dem Eingreifen einer selbständigen spanischen Armee heftigen Widerstand. Trotzdem rückte vom Veltlin her, das wieder im spanischen Besitz war, eine spanische Armee durch Tirol an den Rhein und entsetzte Konstanz und Breisach, ohne die allgemeine Übermacht der Gegner beseitigen zu können. Im Januar 1634 fiel Philippsburg in die Hand der Schweden.

Unter diesen Umständen erhoben alle alten und neuen Gegner Wallensteins leidenschaftliche Klagen gegen den Feldherrn, der an allem schuld zu sein schien. Die streng katholische Kriegspartei war durch seine Bemühungen um einen konfessionellen Ausgleich in den sächsischen Verhandlungen erbittert. Man kannte seine mannigfaltige diplomatische Tätigkeit und fürchtete Verrat; Gerüchte übertrieben die Absichten, die Wallenstein bei seiner selbständigen Politik verfolgte. Das zweite Generalat war arm an militärischen Erfolgen gewesen; das stärkte den Glauben, daß alles, was im Grunde Langsamkeit, Vorsicht und auch politische Überlegung gewesen war, den Verrat vorbereite. So gelang es Wallensteins Gegnern schon im Dezember 1633, beim Kaiser den Beschluß zur Absetzung zu erzwingen. Wallenstein war seit langem schwer krank, unentschlossen rüstete er zur Gegenwehr. Er verhandelte mit Wien und gleichzeitig mit Sachsen, Schweden und Frankreich. Er versuchte, sich der Treue seines Heeres zu versichern. Seine engsten Freunde veranlaßten den „Pilsener Revers" vom 12. Januar 1634, der die hohen Offiziere des Heeres an den Feldherrn binden sollte und nur den Erfolg hatte, Wallensteins Gegnern in Wien neue Angriffswaffen zu geben. Am 24. Januar sprach der Kaiser die Absetzung aus und befahl, Wallenstein gefangenzunehmen oder notfalls ihn zu töten. Das „Proskriptionsedikt" vom 18. Februar entband die Truppen vom Gehorsam gegen Wallenstein, der des Hochverrats beschuldigt wurde, und das Heer, das in jedem Sinne sein Heer war, verließ ihn. Zu spät versuchte er den offenen Anschluß an die Gegner. Er rief Bernhard von Weimar und Arnim zu Hilfe, aber die Zweideutigkeit und Unentschlossenheit Wallensteins, die seine Gegner in Wien so gut ausnutzen konnten, erfüllten auch die protestantischen Generale mit Mißtrauen. Als sie vorgingen, hatten die Gegner die Schlinge schon zugezogen. Die Masse der Truppen fiel von Wallenstein ab, und mit dem Rest brach Wallenstein, um sich mit den Schweden und Sachsen zu vereinigen, nach Eger auf. Hier ermordeten am 25. Februar einige seiner alten Offiziere ihren Feldherrn.

Die alte Gegenpartei in Wien, vor allem die Jesuiten, die katholische Kriegspartei, Spanien und der bairische Kurfürst waren die intellektuellen Urheber der Tat. Der politische

Befehl Wallensteins an Pappenheim vom 15. November 1632 (Vorabend der Schlacht bei Lützen).

Der Brief wurde bei dem tödlich verwundeten Pappenheim gefunden, die Ränder sind mit Blut getränkt.

(Original im Österreichischen Heeresmuseum, Wien)

Der feindt marchirt hereinwarths der herr lasse alles stehen und liegen undt incaminire sich herzu mitt allem volck undt stücken, auf das er morgen frue bey uns sich befünden kan.

Ich aber verbleibe hiemitt

des herrn dienstwilliger
A. H. z. M.
[Albrecht Herzog zu Mecklenburg]

Lüzen den 15 Novemb.
Ao 1632

Er ist schon an dem pas, wo gestern der bese weg gewest ist.

Adresse auf der Rückseite:

Dem hoch= vndt wolgebornen besonders lieben schwagern herrn Gottfried Heinrichen graven zu Pappenhaimb auf Triechling. rom. kay. maj. reichs=hofrath, cammerern vnd dero wie auch der cathol. ligae Armee bestelten veltmarschalchen.

Der feindt marchirt hereinwarths der herr
lasse alles stehen undt liegen undt incaminiere
sich herzu mitt allem volck undt stücken auf das
er morgen frühe bey unss sich befinde
er aber verbleibt hiemit

Des herrn dienst
willigr

AHZM

Lützen den 15 Novemb:
Ao 1632.

Er ist schon an dem pass wo gewesen der bose
weg gemacht ist.

Wallensteins Ermordung in Eger, 25. Februar 1634. Gleichzeitiger tschechischer Holzschnitt

Mord galt damals als Recht des Souveräns. Der schwache Ferdinand hat die Gefangennahme, nicht die Ermordung gewünscht. Aber die Verantwortung für die Tat trug er trotzdem, und er atmete erleichtert auf, als der unbequeme Feldherr beseitigt war. Militärische Leiter der meisterhaft durchgeführten Aktion waren Wallensteins alte Generale, Aldringen, Gallas und vor allem der Italiener Piccolomini. Die ausführenden Offiziere waren nur Werkzeug. Das entschuldigt nicht die Roheit der Ausführung, zumal die Gefangennahme möglich war. Die geheimnisvolle Macht der Persönlichkeit Wallensteins wirkte mit, wenn die Mörder die kaiserliche Alternative „Gefangennahme oder Tod" nicht beachteten. Sie wagten nicht, ihm offen entgegenzutreten und schritten zur Ermordung des schwerkranken Feldherrn, der um Schonung bat. Die öffentliche Meinung, gerade in diesen Zeiten eine große Macht, wandte sich gegen die Täter. Die Ermordung Wallensteins wurde von den Gegnern des Kaisers ausgenutzt, und das schlechte Gewissen des Kaisers und seiner Umgebung zeigte, daß man zunächst versuchte, die Verantwortung den ausführenden Organen zuzuschieben. Als sich das nicht als möglich erwies, verunglimpfte man in einem Flugschriftenkampf den Toten und verschleierte die eigentlichen Vorgänge, die zur Ermordung geführt hatten.

Die Ermordung hat Wallensteins Persönlichkeit für alle Zeiten mit Tragik umgeben. Aber ohne eigene Schuld war er an seinem Schicksal gewiß nicht. Sein Verhalten gegen den Kaiser grenzte vielfach an Verrat. Aber er war ja stets mehr gewesen als ein kaiserlicher Feldherr, und der Kaiser selbst hatte im Grunde anerkannt, daß sein Feldherr eine selbständige politische Macht war. Die politischen Ziele, die Wallenstein in seinem zweiten Generalat verfolgte, waren bedeutend und frei von rein egoistischen Absichten, die ihn

früher stark bestimmt hatten. Er wollte auf Grund des konfessionellen Ausgleichs den Frieden zwischen den deutschen Fürsten herbeiführen und die fremden Mächte vertreiben. Die Erreichung dieser Ziele, so sehr sie der Zeit vorauseilten, wäre vielleicht möglich gewesen, wenn Wallenstein den Mut zu klarer Entscheidung gehabt hätte. Aber „seine große Kraft" wurde, wie man gesagt hat, „durch eine ebenso große Schwäche" aufgehoben. Der Größe seiner Ziele entsprach bei aller Bedeutung, die er hatte, seine menschliche Größe nicht. Seine zukunftskräftige politische Phantasie verband sich nicht mit der Einsicht in die zur Verwirklichung seiner Pläne möglichen Wege und Mittel. An diesem Zwiespalt, der auch in seiner inneren Unsicherheit zum Ausdruck kam, mußte er scheitern.

Wallensteins Ermordung ermöglichte den engen Zusammenschluß und die einheitliche Führung der kaiserlich-spanisch-bairischen Truppen. Den Oberbefehl erhielt formell der Sohn des Kaisers, tatsächlich Gallas, der die vereinigten Kräfte mit aller Entschiedenheit zur Wiedergewinnung Süddeutschlands einsetzte. Am 5. und 6. September erfochten die habsburgisch-bairischen Truppen bei Nördlingen einen entscheidenden Sieg über Bernhard von Weimar und Horn. Wie einst die Schlacht bei Breitenfeld für Schweden, so entschied die von Nördlingen das militärische Übergewicht der kaiserlichen Heere in ganz Deutschland.

Wichtiger als die militärischen waren die politischen Folgen des Sieges. Das schon vor Nördlingen gelockerte Gefüge des protestantisch-schwedischen Bundes brach zusammen. Die nie abgebrochenen Verhandlungen mit Sachsen führten im November 1634 zu einem Präliminarfrieden, dem am 30. Mai 1635 der Prager Friede folgte. Der Kurfürst erhielt jetzt die Lausitz und einige andere territoriale Erwerbungen, aber die allgemeinen politischen und kirchlichen Bestimmungen, die der endgültige Friede gegenüber dem Vorfrieden noch verschärfte, entsprachen den Zielen der kaiserlichen Politik. Der Geist des Restitutionsedikts siegte, obwohl es formell aufgehoben wurde. Ein Normaljahr sollte den Stand der Bekenntnisse regeln. Die dafür zugrunde gelegte Lage des Besitzstandes vom November 1627 war den Katholiken viel günstiger als der von Sachsen ursprünglich verlangte Stand von 1612 oder 1618. Die kaiserlichen Erblande wie die Calvinisten wurden ausgeschlossen; außerdem enthielt der Friede eine Fülle von Einschränkungen, die eine neue Ausdehnung des Katholizismus in Norddeutschland möglich machten. Sachsen trat jetzt offen auf die Seite des Kaisers; zur Durchführung des allgemeinen Friedens im Reich sollte ein Reichsheer aufgestellt werden. Die Masse der protestantischen Stände, auch Brandenburg, trat dem Frieden bei. Oxenstierna hatte vergeblich versucht, den Friedensschluß der schwedischen Bundesgenossen mit dem Kaiser zu verbindern. Die wenigen noch im Widerstand verharrenden protestantischen Stände hatten am 1. November 1634 einen Vertrag mit Frankreich geschlossen, dem schon vorher ein Vertrag mit den schwedischen Vertretern im Elsaß das Besatzungsrecht in allen hier noch behaupteten Städten gegeben hatte. Auch Schweden war zum Frieden mit dem Kaiser bereit, aber er scheiterte an dessen überspannten Forderungen. Der Rest der protestantischen Gegner Habsburgs in Deutschland war kaum noch aktionsfähig, auf ihn allein gestützt konnte Schweden den im wesentlichen mit deutschen Kräften geführten Krieg ohne Hilfe von außen nicht fortsetzen, und diese Hilfe konnte nur ein Eingreifen Frankreichs bringen.

Frankreich und die Politik Richelieus

Frankreich hatte schon einundeinhalbes Jahrzehnt diplomatisch und finanziell alle Gegner Habsburgs unterstützt und bereits zweimal in lokal beschränkten Kriegen mit dem Kaiser und Spanien gestanden, ehe es 1635 in den offenen Kampf eintrat. Die Ursache waren die inneren Zustände. Die Stärkung der Macht der Krone, die Heinrich IV. nach den Religionskriegen erreicht hatte, war nach seinem Tode wieder zerfallen. Unter der Regentschaft der Königinmutter Maria von Medici und in der ersten Zeit der Selbstregierung des jungen Ludwigs XIII. herrschten wieder innere Wirren. Eine ultramontan-ständisch bestimmte, Spanien freundliche Außenpolitik hatte die Schlacht am Weißen Berg mit ermöglicht. Die ihr folgende Übermacht der Habsburger veranlaßte dann eine Wendung zu der traditionellen, dem französischen Staatsinteresse entsprechenden antispanischen Politik. Die Entscheidung aber brachte außen- und innenpolitisch erst die Übernahme der Staatsleitung durch Richelieu; er war der größte Staatsmann jener Zeit und der gesamten neueren französischen Geschichte.

Richelieu war 1585 geboren, also in dem Jahre der größten Machtstellung Spaniens im Innern Frankreichs. Er entstammte einer armen Adelsfamilie. Äußere Gründe ließen ihn Geistlicher und Bischof werden. Aber seine Sehnsucht gehörte der Politik, und er war wohl schon früh Gesinnungsgenosse der Partei der „Politiker", die im Gegensatz zu allen konfessionellen Bindungen eine rein staatliche, antispanische Politik forderte. Emporgekommen ist er freilich im Dienste der Maria von Medici und ihrer ultramontan ständisch eingestellten Politik; er gehörte ihrem letzten Ministerium an. Als dann Ludwig XIII. seine Selbstregierung begann und dabei offen mit der unter Maria herrschenden Günstlingswirtschaft brach, mußte auch Richelieu in die Verbannung gehen. Später stand er wieder im Dienste der Maria und ihrer Partei und erhielt nach an Intrigen reichen Verhandlungen die für seine Stellung am Hof überaus wertvolle Würde eines Kardinals. Im Jahre 1624 trat er wieder in die Regierung ein, nicht gerade zur Freude des Königs, und bald hat er

Maria von Medici, Königin von Frankreich.
Gemälde von Rubens

sie, zunächst durch die Kraft seiner Persönlichkeit, später auch formell als erster Minister geleitet.

Der Staat, an dessen Spitze jetzt ein großer Staatsmann trat, war durch jahrzehntelange innere Kämpfe furchtbar geschwächt. Die staatlichen Verhältnisse Frankreichs waren in jeder Beziehung unfertig, der französische Einheitsstaat nicht entfernt geschaffen. Die in Deutschland vielfach verbreitete Vorstellung, daß das französische Volk seiner Natur nach zur „Zentralisation" bestimmt sei, ist, wie alle solche allgemeinen Thesen, falsch; sie führt auch zu völliger Verkennung der inneren Lage des damaligen Frankreichs. Die Stellung des hohen französischen Adels war in vielem noch der der deutschen Fürsten zu vergleichen. Die französische Krone war, anders als das deutsche Kaisertum, die Verkörperung der gesamten Nation und schuf so den Ansatzpunkt zu einheitlicher Entwicklung, der in Deutschland fehlte. Aber ihre Souveränität war noch keineswegs gesichert. Der hohe Adel bekämpfte sie stets und noch in den Zeiten Richelieus mehrfach in offenem Kampf und im Bund mit dem Ausland. Die Gefahr dieses Widerstandes wurde dadurch vermehrt, daß die nächsten Verwandten des Königs, seine Mutter Maria, seine Gemahlin, die Spanierin Anna, und sein Bruder Gaston, der bis 1638 Thronfolger war, diesen Kampf des hohen Adels aufs entschiedenste unterstützten. Der französische Landadel, dem Richelieu selbst entstammte, war freilich verarmt und politisch bedeutungslos. An seine Stelle trat die neue, aus der Masse des dritten Standes emporsteigende Schicht des bürgerlichen Beamten- und Geldadels, der die Parlamente beherrschte und deren im wesentlichen richterliche Befugnisse zu starker politischer Stellung auszubauen versuchte. Dieser Geldadel hatte vor allem die verpachtete Steuererhebung in der Hand. Ein großer Teil der Steuern floß in seine Taschen, so daß die Steuern, die das Volk überlasteten, dem Staat nicht die notwendigen Erträge brachten. Aber die Regierung konnte gerade deshalb gegen diesen Mißbrauch nicht vorgehen, weil sie in ihrer ständigen Finanznot auf die Hilfe dieser Geldleute angewiesen war.

Richelieu kämpfte die zwei Jahrzehnte seiner Regierung dauernd gegen alle Gegner der Krone. Gegen die partikularen und konfessionellen Interessen vertrat er den Staat und wurde in der Außen- wie in der Innenpolitik der erste große Vertreter des Staatsgedankens und damit zugleich zum Bahnbrecher des monarchischen Absolutismus in Frankreich wie in Europa. Denn der Gedanke des starken Staates fand seine Verkörperung in der Macht der Krone. Die Entwicklung, die zum Siege der fürstlich absoluten Gewalt über die ständisch-mittelalterlichen Institutionen führte, war seit langem überall im Gange, sie ist auch in Frankreich weder von Richelieu begonnen noch von ihm vollendet worden. In den österreichischen Gebieten war nach 1620 äußerlich diese Entwicklung schneller erfolgt als in Frankreich. Aber in Österreich benutzte man den Absolutismus nur zur Stärkung der Dynastie, nicht zur Verwirklichung der Staatseinheit. Das Epochemachende der Entwicklung in Frankreich war, daß über die feudal-ständischen Kräfte nicht nur die Dynastie, sondern eine in den Ansätzen bereits nationale Staatsauffassung siegte. Für Richelieu war die Macht der absoluten Krone nicht Selbstzweck, der König war für ihn der erste Diener des Staates. Damit entsteht der moderne Staatsgedanke, der den Staat als lebendiges Wesen erlebt und ihm, nicht der Person des Herrschers, dient. Damit beginnt, zunächst unbewußt, die in jahrhundertlanger Entwicklung erwachsende enge

Kardinal Richelieu. Gemälde von Philipp de Champaigne. Paris, Louvre

Verbindung von Staat und Volk, Staat und Nation. Zugleich siegte die rein nationale Staatspolitik gegenüber dem Ausland. Gerade in Frankreich mußte der Gegensatz zwischen der alten konfessionell bestimmten Außenpolitik und der neuen Politik der Staatsraison ausgefochten werden, weil hier das konfessionelle und das staatliche Interesse im Gegensatz standen. Mit Frankreichs Eingreifen gegen Habsburg setzte sich endgültig diese national bestimmte, rein französische Staatspolitik durch.

Das Eingreifen der großen Persönlichkeit Richelieus hat nach innen wie nach außen den Sieg des Staatsgedankens herbeigeführt. Er selbst war sich, wie so oft gerade große Staatsmänner, nicht bewußt, daß seine Politik radikal mit alten Anschauungen brach

und revolutionierend wirkte. Er hat den modernen Staatsgedanken nicht theoretisch formuliert, aber er verkörperte instinktiv in seinem Handeln die Kräfte, denen die Zukunft gehörte. Gerade im Innern wirkte mehr der neue Geist, mit dem er den Staat beseelte, als seine tatsächlichen Erfolge. Gegen die Macht des „Geldadels" hat er vergeblich gekämpft. Sein „Politisches Testament", das ein großes innenpolitisches Reformprogramm für die Zeit nach dem Friedensschluß enthielt, war vor allem gegen ihn gerichtet. Die Zerrüttung der Finanzen ist unter Richelieu noch größer geworden, in der Verwaltung kam es nur zu Ansätzen, die freilich fruchtbar weiter wirken sollten. Schwer erschüttert hat Richelieu die Stellung des hohen Adels. In dem Krieg gegen die mit England verbündeten protestantischen „Großen" der Hugenottenpartei beseitigte er ihre Stellung als „Staat im Staat" und brach ihre politische Macht. Aber er führte diesen Kampf nicht als Katholik, sondern als Staatsmann. Indem er den Hugenotten konfessionelle Toleranz gewährte, hat er ihre Kräfte der französischen Staatspolitik dienstbar gemacht. In den Kreisen der Hugenotten war der Gedanke des großen politischen Machtkampfes gegen Spanien stets lebendig gewesen. Sie waren durch die Religionskriege in die Stellung einer ständischen Opposition gegen die Krone hineingedrängt worden. Jetzt konnten sie viel mehr als ihre katholischen Standesgenossen der gegen Spanien gerichteten Staatspolitik dienen. Viel schwerer war der Kampf gegen den hohen katholischen Adel. Richelieu bekämpfte ihn gewaltsam und grausam und hat schließlich seine inneren Kräfte gebrochen. Aber dieser Widerstand lebte immer wieder auf, weil er sich mit den konfessionellen Kräften verband. Richelieus Kampf gegen die katholische Vormacht Spanien und seine protestantische Bündnispolitik wurde von seinen Gegnern stets ausgenutzt, vor allem bei Ludwig XIII., der stark von konfessionellen Bindungen bestimmt wurde. Richelieu hat darauf in seiner Außenpolitik stets Rücksicht nehmen müssen. Wenn er in Verträgen mit Protestanten bestrebt war, die Rechte der deutschen Katholiken zu schützen, so im wesentlichen deshalb, weil sonst diese Politik für Ludwig XIII. schlechterdings untragbar gewesen wäre. Im Grunde war es ein Zeichen der Schwäche, wenn der hohe französische Adel seinen politischen Kampf fast nur mit konfessionellen Motiven rechtfertigen zu können glaubte. Er kämpfte, so sehr diese Gegensätze bei Richelieu wie bei seinen Gegnern auch persönlich bestimmt waren, für eine alte politische Auffassung gegen die moderne Staatspolitik des großen Ministers.

Die innere politische Geschichte der übrigen europäischen Staaten tritt in ihrer allgemeinen Bedeutung fast völlig vor der durch Richelieu für Frankreich herbeigeführten inneren Entwicklung zurück. Aber auch die Innenpolitik Frankreichs stand unter dem entscheidenden Zwang der außenpolitischen Lage. Sie machte Richelieu die Durchführung seines Reformprogrammes unmöglich, das die inneren Mißstände beseitigen sollte, und doch lähmten diese Mißstände wieder die Außenpolitik. Die Finanznot verhinderte, daß die dem Ausland versprochenen Hilfsgelder wirklich gezahlt wurden, vor allem fürchtete Richelieu die Schwäche des französischen Heeres, die die Kämpfe seit 1635 nur allzu deutlich zeigen sollten.

Richelieu hat die alte französische Machtpolitik gegen Spanien-Habsburg mit aller Entschiedenheit wieder aufgenommen. Er hat diesen Kampf mit der ihm eigenen Energie und Entschlossenheit, aber zugleich mit der für ihn ebenso bezeichnenden Vor-

Ball am Hofe Ludwigs XIII. von Frankreich. Kupferstich von Abraham Bosse

Ein Kavalier „nach der Mode". Kupferstich von Bosse. 1629

sicht und Behutsamkeit, ja vielfach mit überfeiner diplomatischer Berechnung geführt, und die siegreiche Entscheidung vorbereitet, die erst endgültig unter seinem Nachfolger Mazarin fiel. Eine hegemoniale Politik hat er nicht getrieben und konnte er bei der ganzen innen- und außenpolitischen Lage nicht treiben, so sehr seine Erfolge die spätere Vormachtpolitik Frankreichs ermöglicht haben. Aber im Gegensatz zu Ludwig XIV., der trotz Colberts Kolonialpolitik in erster Linie für die kontinentale Hegemonie Frankreichs kämpfte, lag Richelieu besonders am Herzen, Frankreich zur See- und Wirtschaftsmacht zu machen. Er ist der Schöpfer einer französischen Flotte gewesen; sie sollte nicht nur dem Kampf gegen Spanien dienen, denn Richelieu glaubte, daß Frankreichs geographische Lage ihm die Möglichkeit zu großer See- und Weltgeltung verbürge. Er hat sich — mit nicht allzuviel Erfolg — bemüht, das Interesse seiner Landsleute für überseeischen Handel und für Kolonialpolitik zu wecken und zu fördern, hat sich hierbei persönlich um alle Kleinigkeiten gekümmert, ja dieser sonst so kühle und nüchterne Rechner neigte gerade in den Fragen der See- und Wirtschaftspolitik zur Übertreibung und Überschätzung des Erreichten. Aber trotzdem zeigt sich darin seine alle politischen Dogmen überwindende staatsmännische Größe. Frankreichs Lage war für See- und Weltgeltung nicht ungünstiger als die Englands. Wenn an die Stelle der umfassenderen Politik Richelieus nicht die starre, kontinental beschränkte Eroberungspolitik Ludwigs XIV. getreten wäre, so hätte England wohl nie jenen entscheidenden Vorsprung auf dem Meer und in den Kolonien über das politisch mächtigere Frankreich erringen können.

Beherrscht wurde Richelieus Außenpolitik aber durchaus durch den Kampf mit der spanisch-habsburgischen Machtpolitik auf dem Kontinent. Das erste Ziel war die Durchbrechung des drohenden spanischen Ländergürtels von Mailand bis Brüssel, dem auch die beiden lokalen Kriege um das Veltlin und den Einfluß in Mantua galten. Richelieu unterstützte dann im „verdeckten" Krieg überall den Widerstand gegen Habsburg in Italien und seit 1629 auch in Deutschland. Frankreich allein und ohne Bundesgenossen erschien ihm mit gutem Grund einem Krieg mit Spanien nicht gewachsen. Deshalb erstrebte er ein großes antihabsburgisches Bündnissystem in Europa zur Herstellung des Gleichgewichts, und zugleich Teilgewichte in Italien und Deutschland durch Zusam-

menschluß der dortigen Fürsten gegen Habsburg; in beiden Ländern arbeitete man mit dem Schlagwort der „Libertät", das von da ab und in anderer Form bis in den Weltkrieg hinein immer wieder ein französisches Propagandamittel in Deutschland bleiben sollte. Diese Politik war bei aller Klarheit des Gesamtziels in den Mitteln höchst kompliziert, weil Richelieu den offenen Eintritt Frankreichs in den Krieg zu vermeiden suchte. Er fürchtete nicht nur die Auswirkungen der innerfranzösischen Zustände auf die Kriegführung, sondern vor allem, daß nach einem Eingreifen Frankreichs die habsburgischen Mächte mit den übrigen Gegnern Frieden schließen und über das dann isolierte Frankreich herfallen könnten. Diese Sorge war durchaus berechtigt und entsprach Plänen, die in Madrid, vor allem nach Gustav Adolfs Tod, immer wieder eine Rolle spielten.

Ein lothringischer Edelmann. Radierung von Callot. 1625

Die französische Politik hatte sich allerdings nach Abschluß des italienischen Friedens nicht nur mit diplomatischer Tätigkeit begnügt. Seit Ende 1631 ging man militärisch gegen das Herzogtum Lothringen vor, zwang den Herzog Karl in mehreren Verträgen zu Abtretungen und Besatzungsrechten; als Karl die Verträge immer wieder brach, rückten die Franzosen schließlich 1633 in das ganze Herzogtum ein. Schon in den Zeiten vor Richelieu war die Herrschaft über die Städte Metz, Toul und Verdun auf die gleichnamigen Bistümer, deren Gebiete mit dem des Herzogtums vielfach im Gemenge lagen, ausgedehnt worden. Der Herzog von Lothringen hatte die französischen Angriffe selbst verschuldet; er ging nicht nur mit den außenpolitischen Gegnern Frankreichs zusammen, sondern hatte sich auch aufs engste mit den inneren Feinden Richelieus verbunden. Es war begreiflich, daß Frankreich gegen den kleinen, aber gefährlichen Nachbar vorging, aber es erwuchs jetzt daraus das Ziel, das Herzogtum Lothringen direkt oder indirekt in französische Abhängigkeit zu bringen. Auch im Elsaß hatte die französische Politik seit 1632 sich in einem großen Teil der Städte teils von den Habsburgern, teils von den Schweden Besatzungsrechte geben lassen; die elsässischen Städte und Fürsten wurden dabei nicht gefragt; eine dauernde Festsetzung im Elsaß plante Richelieu damals nicht. Neben der Absicht, die militärischen Operationen der französischen Grenze fernzuhalten, wollte Richelieu durch die Okkupationen im Elsaß für die Friedensverhandlungen Pfänder in die Hand bekommen, die Frankreich die Durchsetzung seiner lothringischen Ansprüche erleichtern sollten.

Daneben wollte Richelieu damit verhindern, daß Frankreich bei Friedensverhandlungen Habsburgs mit seinen Gegnern ausgeschaltet wurde.

Durch die Schlacht von Nördlingen brach auch Richelieus Politik der „verdeckten" Kriegführung zusammen. Ohne Frankreichs Eingreifen konnten weder die Schweden noch die Niederlande den Kampf fortsetzen; auf der anderen Seite plante Spanien nach dem Sieg in Deutschland einen umfassenden Angriff gegen Frankreich. Richelieu war sofort nach Nördlingen zum Eingreifen entschlossen; nur dadurch konnte ein Endsieg Habsburgs und eine Isolierung Frankreichs verhindert werden. In dem Vertrag mit dem Rest der Heilbronner Verbündeten vom November 1634 wurde in erster Linie ein französisches Eingreifen gegen den spanisch gebliebenen Teil der Niederlande verabredet. Ein Kriegsbündnis mit den Niederlanden dachte an Teilung der spanischen Niederlande oder Loslösung von Spanien als selbständiger Staat. Ein Bündnis mit Savoyen, Mantua und Parma mit dem Angriffsziel Mailand folgte. Im Mai 1635 erklärte Frankreich Spanien den Krieg. Den offenen Krieg mit dem Kaiser wollte Richelieu noch immer vermeiden. Erst im September 1636 erklärte der Kaiser seinerseits den Krieg an Frankreich; aber erst auf Drängen der kaiserlichen Regierung verließ der französische Gesandte die feindliche Hauptstadt.

Das Eingreifen Frankreichs in den Krieg war nicht durch Eroberungsziele veranlaßt, obwohl diese sofort vor allem auf Kosten der spanischen Niederlande geplant wurden, sondern durch die politische Lage erzwungen. Frankreichs Kriegseintritt hat zunächst nur das politische und militärische Gleichgewicht zwischen Habsburg und seinen Gegnern einigermaßen wieder hergestellt. Das katholische Frankreich übernahm jetzt auf der antihabsburgischen Seite die Führung. Der Charakter des Krieges als großer politischer Machtkampf trat jetzt offen hervor. Vergeblich hatte der Papst in den ganzen letzten Jahren sich bemüht, zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln. Die politischen Gegensätze hatten mit Frankreichs Eintritt endgültig über die konfessionelle Bündnispolitik gesiegt. Erst jetzt nahm der Krieg offen den Charakter eines großen, fast den ganzen Erdteil umspannenden Machtkampfes an, und erst jetzt standen die großen außenpolitischen Entscheidungen bevor. Mit Unrecht hat man vielfach gemeint, daß mit dem Ausscheiden von Persönlichkeiten wie Gustav Adolf und Wallenstein der Krieg sein Interesse verloren habe. Bedeutende militärische Führer fehlten auch in Zukunft nicht. In Schweden schien die Reihe großer Generale unerschöpflich, in Frankreich wuchsen sie heran, und auch auf der habsburgischen Seite fehlten sie nicht. Persönlichkeiten von der Größe Gustav Adolfs und Wallensteins waren gewiß nicht unter ihnen, dafür trat jetzt der größte Staatsmann der Epoche, Richelieu, beherrschend hervor, natürlich nicht so sichtbar nach außen wie die großen Generale der ersten Periode des Krieges. Die Zeit der „Condottieri" im eigentlichen Sinn war ebenso vorüber wie die des „verdeckten" Krieges. Indem Frankreich offen in den Kampf eingriff, standen außer England alle europäischen Mächte im Krieg, alle politischen Gegensätze traten jetzt scharf und klar einander gegenüber. Die Persönlichkeiten der einzelnen Heerführer und ihre Ziele traten vor diesen offenen Machtkämpfen der großen Staaten in den Hintergrund, aber dieser Machtkampf selbst begann damit erst in die Zeit der Entscheidung zu treten.

Plündernde Soldateska. Radierung von J. Callot

Zeiten des Gleichgewichts der kämpfenden Mächte (1635–1640)

Bisher war Deutschland der Hauptkriegsschauplatz gewesen, jetzt dehnten sich die Operationen auf fast ganz Süd- und Westeuropa aus. Die Schweden kämpften in Deutschland, die Franzosen vor allem in den spanischen Niederlanden und in Italien. Schweden hatte seinen Waffenstillstand mit Polen erneuert und dabei die preußischen Küstenplätze zurückgeben müssen. Seine Beziehungen zu Frankreich blieben auch jetzt noch gespannt. Erst 1638 kam es zu einem festen Bündnis, das 1641 für die Dauer des Krieges erneuert wurde. Die Führung der deutschen Verbündeten übernahm Frankreich. Neben Hessen-Kassel, das 1636 einen Vertrag mit Frankreich schloß, stand nur der Rest der Heilbronner Verbündeten unter Bernhard von Weimar noch gegen den Kaiser im Feld. Im Oktober 1635 versprach Frankreich nach langwierigen Verhandlungen dem Herzog Subsidien, und Bernhard von Weimar trat dabei formell unter französische Abhängigkeit. Er brauchte die französischen Gelder zur Fortführung des Krieges, aber auch Frankreich hatte ihn und sein Heer nötig, um die linksrheinischen Gebiete militärisch zu behaupten. Bernhard von Weimar konnte so stets eine recht selbständige Stellung gegenüber Frankreich einnehmen. Er war damals 30 Jahre alt und hatte schon seit Gustav Adolfs Tod die schwedisch-protestantischen Heere geführt. Bernhard war nicht nur als Feldherr, sondern auch als Politiker bedeutend. Wie so mancher der jüngeren Söhne deutscher Fürsten wollte er durch die kriegerische Tätigkeit sich ein eigenes Fürstentum, vor allem in Franken und im Elsaß erwerben. Aber die Sache des Protestantismus war ihm wirklich Herzenssache, und die Verehrung seiner Truppen gewann er nicht nur durch Feldherrngabe, sondern auch durch seine Sittenstrenge und edle Persönlichkeit.

Gegensätze zwischen Frankreich und Schweden, zwischen Frankreich und Bernhard, schwächten die antihabsburgische Koalition, während die spanisch-österreichische Krieg-

führung jetzt völlig einheitlich war. Der Verlauf der Operationen war so trotz Frankreichs Beteiligung für Habsburg günstig. Der von vielen Hoffnungen begleitete französische Vorstoß gegen die spanischen Niederlande kam über Anfangserfolge nicht hinaus. Das von den Franzosen 1635 besetzte Veltlin ging 1636 wieder verloren, und vor allem besetzten habsburgische Truppen im Jahre 1635 fast das ganze Elsaß und die Rheinlinie, 1636 auch Koblenz und zeitweise Teile von Lothringen. Die französische Offensive gegen Mailand scheiterte, und Spanien konnte strategisch wichtige Inseln an der französischen Südküste einnehmen. Ein großer Angriff von den spanischen Niederlanden her bedrohte 1636 vorübergehend sogar Paris. In Deutschland konnte ein glänzender Sieg der Schweden im Oktober 1636 unter Baner bei Wittstock die militärische Überlegenheit der Gegner nur für kurze Zeit beseitigen.

Bei dieser militärischen Lage dachten Schweden und die Niederlande nach wie vor an Frieden. Frankreich versuchte vergebens, Siebenbürgen und Polen zum Kampf gegen Habsburg zu veranlassen. Der deutsche Kurfürstentag nahm eine scharf antifranzösische Stellung ein und forderte neben der Rückgabe der elsässischen Plätze und des Herzogtums Lothringen auch die der lothringischen Bistümer. Die Wahl des jungen Ferdinand zum römischen König hatte die französische Diplomatie vergeblich zu verhindern gesucht. Ferdinand wurde im Dezember 1636 gewählt und folgte seinem Vater, der im Februar 1637 starb, als Ferdinand III.

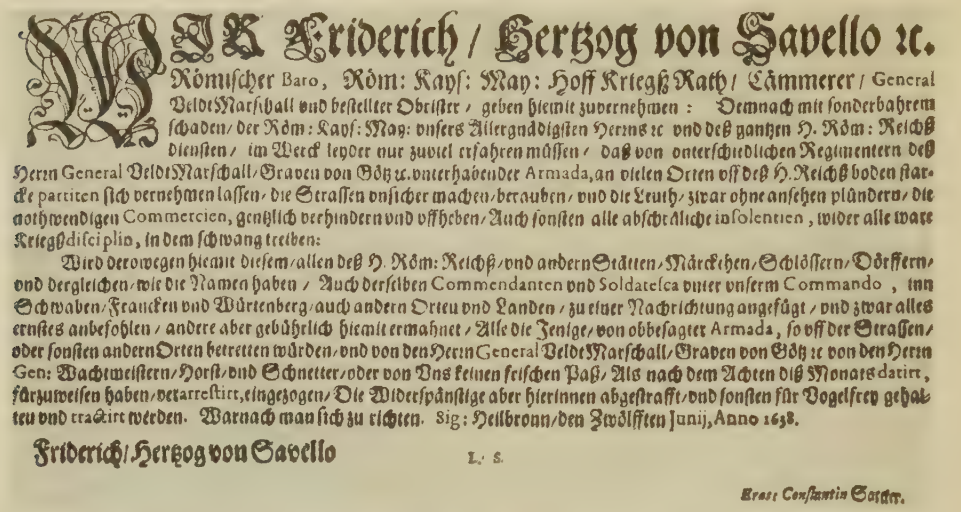
Die Operationen des Jahres 1637 brachten den Franzosen Teilerfolge; die Spanier wurden von den Inseln der Südküste vertrieben, die Niederländer nahmen Breda. Aber die Schweden wurden nach Pommern zurückgedrängt, und in Italien brach das französische Bündnissystem zusammen; auch der Papst trat immer mehr auf die habsburgische Seite. 1638 fochten die Franzosen auf fast allen Kriegsschauplätzen unglücklich, in Deutschland blieben die Schweden ziemlich untätig, und Hessen-Kassel drohte mit dem Abfall. Nur Bernhard von Weimar errang am Rhein große Erfolge, trotz geringer Unterstützung durch Frankreich. Er eroberte die österreichischen Gebiete am Oberrhein einschließlich Freiburg, schlug spanisch-kaiserliche Truppen entscheidend und nahm im Dezember 1638 Breisach. Damit war die spanische Länderkette von Mailand den Rhein entlang nach den spanischen Niederlanden zerrissen und zugleich ein Stützpunkt für Operationen im inneren Deutschland gewonnen. Bernhard starb 1639; sein Heer kam jetzt in französische Abhängigkeit. Die Erfolge des Herzogs am Rhein ermöglichten aber 1639 den Schweden, in Deutschland einen völligen Umschwung herbeizuführen. Sie schlugen im April kaiserlich-sächsische Truppen entscheidend und konnten bis in die Nähe von Prag vordringen. Die Franzosen errangen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz Erfolge; der niederländische Admiral Tromp erfocht zur See Siege über die Spanier. Aber in Italien wurde die Lage für Frankreich fast hoffnungslos. Der größte Teil von Savoyen fiel in die Hände der Gegner, die hier erforderlichen Gegenmaßnahmen lähmten die Kräfte der Franzosen auf den anderen Kriegsschauplätzen. Erst 1640 begann die gesamte militärische Lage den Gegnern Habsburgs günstiger zu werden. Die jetzt unter französischem Kommando stehende Armee Bernhards drang in Deutschland ein. Hier focht jetzt auch Braunschweig-Lüneburg gegen den Kaiser. Zum ersten Male kam es, noch ohne dauernden Erfolg, zu gemeinsamen Operationen der Schweden und Franzosen. Auch im Norden

fochten die Niederländer und Franzosen glücklich. Die Spanier verloren hier Arras, im Mittelmeer zeigte sich die Bedeutung der von Richelieu geschaffenen Flotte. Vor allem gelang es, die Spanier aus Savoyen und Piemont zu vertreiben.

Die militärischen Operationen dieser ganzen Jahre wurden von Friedensverhandlungen begleitet. Bei der militärischen Lage waren die antihabsburgischen Mächte wesentlich mehr dem Frieden geneigt als die Gegner. Die offiziellen Verhandlungen erfolgten durch Vermittlung des Papstes, dessen diplomatische Bedeutung aber allmählich zurücktrat. Die Hauptrolle spielten streng geheim geführte Verhandlungen zwischen Frankreich und Spanien. Richelieu dachte dabei nicht wie die Niederlande und Schweden an einen Sonderfrieden, den die politische Lage Frankreichs verbot. Aber er schien bereit, sich mit Spanien über die allgemeinen Grundlagen eines Friedens zu verständigen, was seine Bundesgenossen vor vollendete Tatsachen gestellt hätte. Die Grundlage des französischen Friedensprogramms war die Behauptung Pignerols und der Machtstellung in Lothringen, aber Aufgabe des Elsaß und der am Rhein besetzten Städte. Die geheimen französisch-spanischen Verhandlungen scheiterten jedoch an der französischen Forderung auf Lothringen, obwohl Richelieu in den Zeiten ungünstiger Kriegslage auch hier zu erheblichen Zugeständnissen bereit war, und außerdem für Lothringen Württemberg an Habsburg preisgeben wollte. In den allgemeinen Verhandlungen hatte man bereits Ende 1636 die Eröffnung eines Friedenskongresses in Köln für 1637 in Aussicht genommen. Aber sein Zusammentreten scheiterte an der Frage der Pässe. Die habsburgischen Mächte weigerten sich, für die Gesandten der Niederlande, der Pfalz, Hessen-Kassels und Herzog Bernhards Pässe auszustellen, da sie diese als Rebellen betrachteten; sie bestritten die Selbständigkeit der Niederlande und sprachen den deutschen Fürsten das Recht ab, mit Frankreich Bündnis zu schließen. Man beurteilte also in Wien und Madrid die Lage sehr optimistisch. Alle diese Verhandlungen wurden auch in den folgenden Jahren fortgesetzt, außerdem versuchte man in Paris einen Ausgleich mit dem Herzog von Lothringen, was Frankreichs Lage bei den Friedensverhandlungen erleichtert hätte.

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar.
Kupferstich von J. van der Heyden

Die schwedischen Erfolge in Deutschland begannen die Friedenssehnsucht der deutschen Fürsten und ihren alten Widerwillen gegen Spanien zu stärken. Brandenburg hatte, als 1637 der pommersche Erbfall eintrat, vergeblich versucht, das Land Schweden zu



WIR Friderich / Hertzog von Savello ꝛc. Römischer Baro, Röm: Kayſ: May: Hoff Kriegß Rath / Cämmerer / General Veldt Marſchall und bestellter Obriſter / geben hiemit zuvernehmen: Demnach mit sonderbahrem schaden / der Röm: Kayſ: May: unsers Allergnädigsten Herrns ꝛc und deß gantzen H. Röm: Reichß diensten / im Werck leyder nur zuviel erfahren müssen / daß von unterschiedlichen Regimentern deß Herrn General Veldt Marschall / Graven von Götz ꝛc. unterhabender Armada, an vielen Orten off deß H. Reichß boden starcke partiten sich vernehmen lassen / die Straſſen unsicher machen / berauben / und die Leuth / zwar ohne ansehen plündern / die nothwendigen Commercien, gentzlich verhindern und offheben / Auch sonsten alle abscheuliche insolentien, wider alle ware Kriegßdisciplin, in dem schwang treiben:

Wird derowegen hiemit diesem / allen deß H. Röm: Reichß / und andern Städten / Märckhen / Schlöſſern / Dörffern / und dergleichen / wie die Namen haben / Auch derselben Commendanten und Soldateſca unter unserm Commando, inn Schwaben / Francken und Würtenberg / auch andern Orten und Landen / zu einer Nachrichtung angefügt / und zwar alles ernstes anbefohlen / andere aber gebührlich hiemit ermahnet / Alle die Jenige / von obbesagter Armada, so off der Straſſen / oder sonsten andern Orten betretten würden / und von den Herrn General Veldt Marschall / Graven von Götz ꝛc von den Herrn Gen: Wachtmeistern / Horst / und Schnetter / oder von Uns keinen freischen Paß / Als nach dem Achten diß Monats datirt, fürzuweisen haben / detarrestirt, eingezogen / Die Widerspänstige aber hierinnen abgestrafft / und sonsten für Vogelfrey gehalten und tractirt werden. Warnach man sich zu richten. Sig: Heilbronn / den Zwölfften Junij, Anno 1638.

Friderich / Hertzog von Savello L. S.

Ernst Constantin Sartor.

Mandat des kaiserlichen Feldmarschalls Herzog von Savello gegen marodierende Soldaten 1638

entreißen. Seine Beteiligung am Kampfe blieb gering, dasselbe galt für Sachsen. Auch Baiern war des langen Krieges müde und gab Spanien Schuld an seiner Verlängerung. Andererseits scheiterten Versuche Frankreichs, die Türken zum Angriff gegen Österreich zu veranlassen. Die Friedensverhandlungen schleppten sich langsam und ergebnislos weiter, und es war im Grunde unmöglich, zu einem politischen Ausgleich zu kommen, solange der unentschiedene Gang der militärischen Operationen alle Seiten auf die Gunst des Kriegsgottes hoffen ließ und sie entschiedenen Zugeständnissen an die Gegner abgeneigt machte. Die Friedensneigung war dabei bis 1639 auf der antihabsburgischen Seite größer als bei Spanien und Österreich, obwohl seit 1639 die militärische Lage sich für die gegnerischen Mächte erheblich zu bessern begann. Den entscheidenden Umschwung führten weder militärische Operationen noch das Geschick der französischen Diplomatie herbei, sondern der beginnende innere Zusammenbruch der spanischen Macht.

Bestrafung der Marodeure. Radierung von Callot

Umschwung der Kriegslage (1640–1642)

Die inneren Kräfte Spaniens hatten nie der gewaltigen Macht- und Weltpolitik seiner Herrscher entsprochen. Olivarez hatte versucht, die alte Selbständigkeit der Provinzen zu beseitigen und den Staat einheitlich zusammenzuschließen. Aber, ganz anders als in Frankreich, blieb der mittelalterlich-konfessionelle Charakter des spanischen Staates dabei unangetastet, was neue Energien nicht wecken konnte. 1640 erhob sich Katalonien, und unmittelbar danach machte sich Portugal, fast ohne Widerstand zu finden, unter dem Königtum der Braganza selbständig. In Katalonien war der Grund, daß der allgemeine Druck des Krieges und der finanziellen Lasten das alte Widerstreben gegen die zentralistische, ganz in der Hand des kastilischen Reichsteiles befindliche Regierung verstärkte. In Portugal entschied die Erinnerung an die alte Selbständigkeit, zumal es infolge der Verbindung mit Spanien in dessen Kampf mit den Niederlanden fast alle Kolonien verloren hatte. Die Niederlande stellten allerdings die Angriffe auf die portugiesischen Kolonien auch nicht ein, als sich Portugal jetzt von Spanien trennte.

Richelieu hatte mit Portugal seit mehreren Jahren in Verbindung gestanden; 1641 schloß Frankreich mit ihm einen Vertrag. Der Aufstand Kataloniens kam auch Richelieu überraschend. Als Katalonien 1641 den spanischen König für abgesetzt erklärte und sich unter französischen Schutz stellte, hat Richelieu das ausgenutzt, aber sich den Katalonien gegenüber nicht gebunden. Er wollte den Friedensschluß mit Spanien nicht erschweren und unterschätzte zunächst die Bedeutung dieser innerspanischen Ereignisse. Für den weiteren Verlauf des Krieges war aber entscheidend, daß Spaniens innere Widerstandskraft zerbrach. Hinzu kam, daß der Kriegswille der deutschen Bundesgenossen des Kaisers ebenfalls zu erlahmen begannen, was der Regensburger Reichstag 1640/41 schon sehr deutlich zeigte.

Die Auswirkung dieser Ereignisse trat aber erst langsam ein. Weder die Franzosen noch die Schweden konnten 1641 militärisch entscheidende Erfolge erringen. Frankreich selbst drohte in diesem Jahr ein ähnliches Schicksal wie Spanien. Der jüngste Bruder des Königs und einige Vertreter des hohen Adels erhoben sich in Nordfrankreich und verbanden sich mit Spanien. Sie siegten im Juli 1641 in der Nähe von Sedan über die Regierungstruppen. Nur der Zufall, daß der Bruder des Königs in dieser Schlacht fiel, beseitigte diese schwere Gefahr. Im Jahre 1642 kämpften die Franzosen auf fast allen Kriegsschauplätzen erfolgreich, aber entscheidende Siege wurden nicht erfochten. Dagegen drangen die Schweden bis Schlesien und Mähren vor, wo sie sich freilich nicht halten konnten; aber im November 1642 schlug Torstenson, der nach Baners Tod die Schweden führte, die Kaiserlichen vernichtend bei Breitenfeld und eroberte Leipzig.

Inzwischen hatten die Verhandlungen im Dezember 1641 in Hamburg zu einem Präliminarvertrag geführt, der den Beginn des Friedenskongresses, der in Münster und Osnabrück stattfinden sollte, für März 1642 festsetzte. Der beginnende Umschwung zeigte sich darin, daß die habsburgischen Mächte in der Frage der Pässe nachgegeben hatten. Aber dafür wuchsen die Forderungen ihrer Gegner, die jetzt ihrerseits kein Interesse daran

hatten, den Beginn der Friedensverhandlungen zu beschleunigen. Ein „Siegfriede", nicht wie bisher ein „Verständigungsfriede" wurde jetzt das Ziel Richelieus. Er hatte schon 1641 neben der alten lothringischen Forderung den Erwerb des Artois im Norden und Roussillons im Süden geplant; 1642 begann Richelieu auch an das Elsaß und Breisach als französisches Kriegsziel zu denken, aber noch immer nicht als conditio sine qua non. Die Friedensverhandlungen kamen unter diesen Umständen nicht weiter; der Kaiser war verblendet genug, den Gegnern ihre Verschleppung zu erleichtern.

Leidenschaftlich rüstete Richelieu für die Operation des Jahres 1643; der Endsieg stand jetzt vor seinen Augen. Er sollte ihn nicht mehr erleben. 57jährig ist er im Dezember 1642 gestorben, aber in dem Bewußtsein, die spanische Übermacht für immer gebrochen zu haben. Haß und innere Gegnerschaft hatten ihn bis zu seinem Tode umtobt; noch 1642 mußte er eine gefährliche Verschwörung bezwingen. Frankreich litt nicht minder als Spanien unter dem Druck des Krieges, aber die Energie Richelieus zwang die schwachen inneren Kräfte seines Landes zu einer bei aller Anpassung an die politische Lage sicheren und zielbewußten Politik. Der Kampf ging noch fast zwei Jahrzehnte nach Richelieus Tod weiter, und doch hatte schon Richelieu den Sieg der spanisch-habsburgischen Machtpolitik verhindert. Die achtzehn Jahre seiner Staatsleitung, die ein starker Wille einem schwachen und kränklichen Körper abzwang, sind von welthistorischer Bedeutung gewesen. So weit es überhaupt eine einzelne Persönlichkeit vermag, hat Richelieu den Kräften des modernen Staatslebens in der Innen- wie in der Außenpolitik zum Sieg verholfen. Der Kardinal der römischen Kirche hat den Geist machtpolitischer Staatspolitik gegenüber den konfessionellen Leidenschaften durchgesetzt. Richelieu ist der erste geniale Staatsmann des modernen Europa, trotz allem Abstand der Zeit Bismarck vergleichbar, ja man darf meinen, daß die Reihe großer Staatsmänner, die die Geschichte des modernen Machtstaates begleiten, mit Richelieu beginnt und mit Bismarck ihren Abschluß gefunden hat.

Auszahlung des Soldes an die Truppen. Radierung von J. Callot

Demnach Ihre E

Edle/ Gestrenge vnd Veste/
Schieritz/ Churf. Durchl. zu Sachsen/ etc. He
Obristen/ E. E. Rath allhier gemessene schrifftlich
gedachter Ihrer *Excellentz* löblichen Regimente
füro verpfleget werden sollen;

Als lässet E. E. Rath/ Krafft solcher erthei
wohnern allhier/ welche entweder mit Gefreyhei
denselben/ neben den gewöhnlichen *Servitz*, als J
1. Groschen/ mehr nicht als eine Suppen/ Zugem
Tages vberreichen/ den Gefreyheten aber/ dam
beneben den vorigen *Vivers*, wöchentlich zwey m

Do aber einem oder dem andern Wirth/ diese
daten zu schwer fürfallen wolle/ denenselben wi
Tage/ einen Gefreyheten mit 40. Groschen/ de
wollen. Im Fall aber auch der Gefreyhete oder
Servitz, nicht zu frieden seyn wolte/ so sol er schuld
behelffen/ auch bloß in des Wirths freyem Willen
die *Servitz* würcklich geben/ oder jhme das geord
sich begnügen lassen/ vnd do der Wirth mit dem E
Helffte auff 5. Tage lang zu frieden seyn. Sol
künfftig von dem Römerzuge des Leipzigischen R
giments anhero verordnet/ wiederumb erstattet
Zu Vhrkund hat E. E. Rath dieses zu männ
anschlagen lassen. So geschehen Leipzig den 25

Verordnung des Rats der Stadt Leipzig vom Jahr
und gem
Berlin,

xcellentz, der Hoch=

Herr Joachim von Schleinitz/ vff
chansehnlicher Ober *General* Kriegs=*Commissarius* vnd
je *Ordre* ertheilet/ auff was Masse vnd Weise Hoch=
anwesende Gefreyheten vnd gemeine Soldaten/ hin=

lten *Ordre*, hiermit allen vnd jeden Bürgern vnd In=
en oder gemeinen Soldaten beleget/anbefehlen/daß sie
olt̃/Salt̃ vnd Liecht/oder an statt desselben/täglich
üse/Käse vnd Brodt/zusambt einer Kannen Bier/des
it sie einen Vortheil für den gemeinen Soldaten haben/
l Fleisch speisen sollen.
Speise=Ordnung der Gefreyheten vnd gemeinen Sol=
d freygestellet/ ob sie an statt der Speisung/ aller zehen
n gemeinen Soldaten aber/ mit 32. Groschen abfinden
gemeine Soldat/ mit dem täglichen Groschen/ vor die
ig seyn/sich bey des Wirths Holt̃/Liecht vnd Fewer zu=
stehen/ob er den Soldaten auff obige Masse speisen vnd
nete Geld dafür reichen wolle/ darmit denn der Soldat
elde nicht alsobald gäntzlich gefast seyn möchte/mit der
ches alles auch jhnen den Bürgern vnd Inwohnern
reyses/so zu Verpflegung obberührtes löblichen Re=
nd gut gethan werden solle.
igliches Wissenschafft in Druck bringen vnd öffentlich
Februar, *Anno 1639*.

e 1639 über die Verpflegung der einquartierten Gefreiten
einen Soldaten
Staatsbibliothek

Belagerung der Stadt Krems durch die Kaiserlichen 1646. Kupferstich im Theatrum Europaeum

Letzte Kämpfe, Friedensverhandlungen und Friedensschluß (1642–1648)

Richelieus Tod, dem im Mai 1643 auch der Tod Ludwigs XIII. folgte, führte zu keinem Umschwung der französischen Politik. Dagegen erfolgte in Spanien ein Systemwechsel. Im Januar 1643 wurde Olivarez entlassen; sein Sturz bedeutete den Bruch mit seiner Innen- wie mit seiner Außenpolitik. An die Stelle spanischer Weltmachtpolitik trat die Defensive. Im Frühjahr 1643 versuchten die Spanier nochmals vergeblich eine Offensive von den Niederlanden her gegen Frankreich. Aber im Mai 1643 erlitten sie bei Rocroi eine vernichtende Niederlage. Die wachsende Leistungsfähigkeit der französischen Truppen zeigte die Auswirkung der von Richelieu begonnenen Heeresreformen.

Die Einheitlichkeit der Operationen der verbündeten Schweden und Franzosen in Deutschland, die schließlich, wie so oft in Koalitionskriegen, die militärische Entscheidung herbeiführen sollte, wurde nochmals durch den Ausbruch eines dänisch-schwedischen Krieges unterbrochen. Christian IV. hatte vor allem bei der Friedensvermittlung seine antischwedische Haltung deutlich gezeigt. Schweden glaubte die Gelegenheit günstig, den Erbfeind niederzuwerfen, vielleicht sogar unter schwedische Herrschaft zu bringen. Ende 1643 beschloß man den Angriffskrieg gegen Dänemark. In einem überraschenden Winterfeldzug wurden große Teile des dänischen Gebietes erobert, die dänische Flotte 1644 geschlagen. Auch die Niederlande unterstützten zunächst indirekt, dann offen die Schweden

gegen Dänemark. Die kaiserliche Kriegführung konnte keine entscheidende Hilfe bringen. So mußte Christian IV. im August 1645 den durch Frankreich vermittelten Frieden von Brömsebro schließen. Dänemark trat Gotland und Ösel und einige norwegische Gebietsteile ab, sicherte die Zollfreiheit im Sund zu. Dänemarks Machtstellung war erneut zusammengebrochen, und Schweden hatte jetzt endgültig freie Hand für den Krieg in Deutschland.

Schon im März 1645 siegten die Schweden bei Jankau und stießen nach Mähren und bis Krems an der Donau vor. Brandenburg, das tatsächlich schon 1641 aus dem Kriege ausgeschieden war, und Sachsen schlossen 1644 Waffenstillstand mit Schweden; Sachsen wurde dadurch Stützpunkt für die Operationen des schwedischen Heeres, das sich jetzt in Nordböhmen festsetzen konnte. Die Franzosen, die 1644 am Rhein erfolgreich gefochten hatten, wandten sich im folgendem Jahr unter Turenne gegen Baiern, aber die bairisch-habsburgischen Truppen konnten ihn besiegen. 1646 griffen dann Schweden und Franzosen gemeinsam Baiern an, das im März 1647 einen Waffenstillstand schloß. Der Kaiser schien in Deutschland isoliert, aber noch einmal erfolgte ein Umschwung. Die Franzosen hatten 1647 in Katalonien unglücklich gefochten, eine Erhebung in Neapel gegen Spanien wurde unterdrückt, eine französische Unternehmung zur Unterstützung dieses Aufstandes scheiterte. Die wachsende Friedensneigung der Niederlande nötigte Frankreich, Turenne auf dem nördlichen Kriegsschauplatz einzusetzen. So konnten 1647 die Kaiserlichen im Reich noch einmal militärische Erfolge erringen, Baiern kündigte den Waffenstillstand. Aber 1648 siegten die Franzosen in Italien, die vereinigten schwedisch-französischen Heere fielen in Baiern ein, eine andere schwedische Armee nahm die Kleinseite von Prag. Wenige Tage später führten die seit Jahren im Gange befindlichen Verhandlungen zum Abschluß des Friedens und zur Beendigung der Operationen.

In dem Hamburger Präliminarvertrag war der März 1642 als Beginn der Friedensverhandlungen bestimmt worden. Aber es dauerte noch lange, bis sie wirklich begannen. Hinter den formellen Fragen, die für den Zusammentritt des Kongresses zu regeln waren, verbargen sich die politischen Gegensätze, die nicht auszugleichen waren, so lange die militärische Lage noch allen Seiten Hoffnungen gestattete. Der Kongreß begann in Osnabrück und Münster Ende 1644, aber die eigentlichen Verhandlungen kamen erst 1646 in Gang, also seit der Zeit, in der durch das Zusammenwirken der Schweden und Franzosen im Reich die Kriegslage für die Habsburger immer ungünstiger wurde. Auch auf die weiteren Verhandlungen wirkte natürlich der Verlauf der militärischen Operationen ein.

Am stärksten war der Friedenswille in Deutschland, das trotz der Ausdehnung der Operationen doch immer der Hauptkriegsschauplatz geblieben war. Der Prager Friede hatte dem Reich den Frieden geben sollen, die meisten Reichsstände waren zur Vertreibung der fremden Mächte auf die Seite des Kaisers getreten, aber der Erfolg war ausgeblieben. So wünschten die deutschen Fürsten immer stärker den Frieden herbei. Brandenburg vollzog nach dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten seine Abwendung von der kaiserlichen Politik, Sachsen folgte 1644, auch Baiern trat seit Jahren für den Frieden ein. Schweden und Franzosen hatten ihre Angriffe gerade gegen diesen aktivsten Bundesgenossen des Kaisers gerichtet, dessen Friedenssehnsucht dadurch ebenso wuchs, wie die alte Abneigung gegen Spanien, dem man die Schuld an der Verlängerung des Krieges gab. Spanien wünschte seit dem Sturz von Olivarez die Beendigung des Krieges, und auch

Die Ankunft des holländischen Gesandten zu den Friedensverhandlungen in Münster. Gemälde von Gerard Terborch. Münster, Museum

in Wien wuchs der Friedenswille. Aber auch die Schweden und Franzosen wünschten den Frieden. Trotz allen militärischen Siegen machten sich auch bei ihnen die Lasten des langen Krieges immer stärker bemerkbar.

Die Friedensverhandlungen wurden mit Schweden in Osnabrück, mit Frankreich in Münster geführt, aber sie bildeten trotzdem eine Einheit. Auf Grund der militärischen Lage beherrschten Frankreich und Schweden die diplomatische Lage. Sie setzten durch, daß der Kongreß zu einem allgemein europäischen erweitert wurde, an dem Spanien, die Niederlande und Portugal teilnahmen, während der Papst, Venedig, andere italienische Staaten und auch die Schweiz sich als Vermittler betätigten. Dänemark, das zunächst sehr aktiv die Rolle des Friedensvermittlers gespielt hatte, schied infolge des schwedischen Sieges aus. Im besonderen verlangten Schweden und Franzosen, daß Kaiser und Reich nicht als Einheit auf dem Kongreß aufträten; mit Österreich, nicht mit dem Reich wollte man im Kampf stehen. Unter dem Druck der militärischen Lage gab der Kaiser nach. Im August 1645 lud er alle Reichsstände zu den Friedensverhandlungen ein. Eine Rolle haben sie nicht gespielt. Aber der schwedisch-französische Wunsch war damit erreicht, daß auch die inneren Fragen des Reiches in die Verhandlungen mit eingeschlossen würden; auch die protestantischen Stände glaubten, nur so ihre konfessionellen Forderungen durchsetzen zu können.

Die eigentlichen politischen Verhandlungen begannen 1646. Schweden und Franzosen stellten hohe Forderungen. Schweden verlangte Pommern, Wismar, die Bistümer Bremen und Verden, aus taktischen Gründen auch Schlesien. Die Franzosen forderten neben der Anerkennung des Besitzes von Pignerol und der lothringischen Städte und Bistümer, den österreichischen Besitz im Elsaß, Breisach, die Waldstädte und Philippsburg. Die Frage des Herzogtums Lothringen sollte von den Verhandlungen ausgeschlossen bleiben. Bei diesen territorialen Verhandlungen waren der Kaiser, Frankreich, Schweden, Brandenburg und Baiern die eigentlichen Verhandlungsgegner. Dabei ergab sich die aus der Lage verständliche, aber diplomatisch merkwürdige Situation, daß der Kaiser die Schweden gegen Brandenburg, Baiern aber Frankreich gegen Österreich unterstützte. Österreich sagte den Schweden Vorpommern und Wismar zu, wogegen sich Brandenburg energisch wehrte. Baiern unterstützte die französische Forderung auf die habsburgischen Gebiete am Rhein, während Frankreich, wie schon in den Zeiten Richelieus, die bairischen Ansprüche auf die Pfalz vertrat. Die französisch-bairischen Beziehungen und der alte spanisch-bairische Gegensatz wirkten sich jetzt voll aus. Nachdem sich gezeigt hatte, daß ein spanisch-französischer Friede an den hohen französischen Forderungen, vor allem an Lothringen scheitern würde, trat Frankreich jetzt für einen Friedensschluß ohne Beteiligung Spaniens ein. Bei der Lage in Spanien brauchte man jetzt nicht mehr wie in den Zeiten Richelieus einen Krieg ohne Bundesgenossen gegen Spanien zu fürchten. Der Kaiser wollte natürlich Spanien nicht fallen lassen, aber Baiern wurde durch die Weigerung des Kaisers, nicht ohne Spanien Frieden zu schließen, in der Ansicht bestärkt, daß der Krieg allein um spanischer Interessen willen weitergeführt werde. Schon im Jahre 1646 mußte der Kaiser vor allem auf Grund der Haltung Baierns den französischen Forderungen am Rhein zustimmen. In der pommerschen Frage fiel nach schwierigen Verhandlungen die eigentliche Entscheidung im Februar 1647 auf Grund der Teilung Pommerns und anderweitiger reichlicher Entschädigung Brandenburgs.

Die Gesandten auf dem Friedenskongreß in Münster.
Gemälde von Terborch. Münster, Museum

Die politische Situation, die Frankreich ohne Sorge der Fortführung des spanischen Krieges entgegensehen ließ, stärkte in den Niederlanden die Neigung zum Frieden. In Spanien hatte man sich seit 1643 mit der Selbständigkeit der Niederlande endgültig abgefunden; in den Niederlanden selbst begann man in dem französischen Bundesgenossen den Gegner der Zukunft zu erkennen. Im März 1648 erfolgte der Friedensschluß der Niederlande mit Spanien, der vorläufige Vertrag war schon im November 1646 fertig gewesen. Um so mehr versuchte Frankreich, Spanien zu isolieren. Seine Forderung, daß der Kaiser den Herzog von Lothringen und Spanien im weiteren Kampf mit Frankreich nicht unterstützen solle, führte im Sommer 1648 nochmals zu einer Krise. Schließlich gab der Kaiser unter dem Druck der militärischen Lage und der Vermittlung Brandenburgs,

Sachsens, Mainz' und Baierns nach. Nur eine milde Formulierung verhüllte, daß er Lothringen wie Spanien tatsächlich preiszugeben versprach.

Unendlich mühselige Verhandlungen über die innerdeutschen Probleme begleiteten die Regelung der außenpolitischen und territorialen Fragen. Der konfessionelle Gegensatz entfesselte nochmals alle Leidenschaften; eine radikale katholische Gruppe begann eine lebhafte literarische Fehde. Aber ihre Vertreter waren politisch bedeutungslos, und die versöhnliche Richtung, der auch die katholischen Kurfürsten angehörten, siegte trotz dem Widerstand der Kurie. Für die geistlichen Besitzungen sollte der Stand vom 1. Januar 1624 maßgebend sein. Er war den Protestanten wesentlich günstiger als das im Prager Frieden festgesetzte Normaljahr 1627. Der protestantische Besitz in Nord- und Mitteldeutschland war damit gerettet. Der Augsburger Religionsfriede wurde bestätigt und auf die Reformierten ausgedehnt, obwohl Sachsen hier Widerstand leistete. In Religionssachen sollte auf den Reichstagen keine Mehrheitsentscheidung mehr erfolgen; das bedeutete Rechtsgleichheit der konfessionellen Parteien im Reich. Der streng katholische Standpunkt war damit überwunden, der die protestantischen Stände nur vorläufig hatte dulden wollen. Für die kaiserlichen Erblande, außerdem für die Oberpfalz, sollten diese Bestimmungen nicht gelten.

In den politischen Fragen bestimmte eine Amnestie als allgemeine Grundlage den Stand von 1618. Auch hier gab es wichtige Ausnahmen. Baiern konnte dank französischer Unterstützung die Oberpfalz und die Kurwürde behaupten, während die Rheinpfalz und eine neue achte Kur an den Erben des Winterkönigs kam. Die Landeshoheit der Territorien und ihr Bündnisrecht mit dem Ausland wurde anerkannt, die Reform der Reichsverfassung auf den nächsten Reichstag vertagt.

Am 24. Oktober 1648 erfolgte die Unterzeichnung des Westfälischen Friedens. In Deutschland begrüßte man ihn mit Jubel; noch lange sah man im Westfälischen Frieden die Grundlagen deutscher Ordnung und Freiheit. Und doch war er ein deutliches Zeichen für die völlige politische Ohnmacht des Reiches.

Die territorialen Bedingungen gaben die deutschen Küsten und Strommündungen von Oder, Weser und Elbe preis. Schweden erhielt, formell als Reichslehen, Vorpommern mit Stettin, Usedom, Wollin, Rügen, Wismar an der Ostsee und die bisherigen Bistümer, jetzt Herzogtümer, Bremen und Verden an der Nordsee. Frankreich erreichte zunächst die Anerkennung seiner Herrschaft in den Bistümern und Städten Metz, Toul und Verdun, ebenso wie die Bestätigung der Erwerbung Pignerols. Außerdem erhielt es das Besatzungsrecht in Philippsburg, und vor allem wurden Breisach und die österreichischen Gebiete im Elsaß abgetreten. Der österreichische Besitz umfaßte fast das ganze Oberelsaß, aber nur ganz geringe territoriale Gebiete im Unterelsaß. Die Reichsstädte gehörten nicht dazu, obwohl das bisher vom Kaiser ausgeübte, also eigentlich nicht österreichische Schutzrecht über sie — nicht über Straßburg — auf den französischen König übertragen wurde, ohne daß Frankreich im Jahrzehnt nach dem Frieden davon Gebrauch machte. Die Unklarheit der Grenzverhältnisse jener Zeit, die die Habsburger bewußt zu klären unterließen, um nicht neue französische Forderungen auf ihren Hausbesitz hervorzurufen, und die tatsächliche rechtliche Unklarheit der Friedensbestimmungen bargen aber die Gefahr in sich, daß Frankreich sich einst nicht mit dem ihm rechtlich abgetretenen habsburgischen Gebiet, das

etwa ein Drittel des Elsaß umfaßte, begnügen werde. Solange Frankreich mit Spanien im Kampf stand und sowohl das Herzogtum Lothringen wie die Freigrafschaft Burgund noch nicht erobert waren, blieben die Erwerbungen im Elsaß und die sogleich über den Rhein vorgeschobenen Brückenköpfe eine Vorpostenstellung, die je nach der politischen Entwicklung erweitert oder aufgegeben werden mußte. Der Ausgang des spanisch-französischen Krieges mußte so im Grunde auch über das weitere Schicksal des Elsaß entscheiden.

Auch im Reich führte der Frieden zu wichtigen territorialen Verschiebungen. Sachsen behauptete die Lausitz, Baiern Kurwürde und Oberpfalz. Brandenburg erhielt nur Hinterpommern, aber als Ersatz für den schmerzlich empfundenen Verzicht auf den Hauptteil Pommerns die Bistümer Kammin, Halberstadt, Minden und die Anwartschaft auf das Erzbistum Magdeburg, das erst 1680 endgültig an Brandenburg kam. Die größten deutschen Staaten gingen so erheblich vergrößert aus dem Kriege hervor. Die Landeshoheit der deutschen Einzelstaaten wurde jetzt formell anerkannt, ebenso ihr Bündnisrecht mit dem Ausland; die Klausel, daß dieses Bündnisrecht sich nicht gegen den Kaiser und das Reich richten sollte, war praktisch wertlos. Man bestätigte damit nur rechtlich, was seit langem politische Wirklichkeit war. Dasselbe gilt auch für die Bestimmung, die die Unabhängigkeit der Niederlande und der Schweiz vom Reich feststellte.

Der Stärkung der Einzelstaaten entsprach eine weitere Schwächung des kaiserlichen Einflusses im Reich. Die konfessionellen Sonderrechte, die der Friede dem Kaiser in seinen Erblanden gab, zeigten, wie sehr Österreich trotz der nur dynastischen Verbindung seiner Länder im wachsenden Maße ein eigener, den deutschen Verhältnissen sich entfremdender europäischer Staat zu werden begann. In Österreich wurde die Gegenreformation jetzt zu Ende geführt, im Reich sicherte der Friede, so sehr die konfessionellen Gegensätze noch später mitsprachen, den kirchlichen Frieden. Keine Religionspartei konnte mehr daran denken, ihr Bekenntnis dem gesamten Deutschland aufzuzwingen. Der päpstliche Protest gegen den Frieden war nur ein Zeichen für das Sinken der politischen Weltstellung der Kurie. Es war endgültig entschieden, daß Deutschland kirchlich gespalten blieb, zum Unsegen und doch vielleicht auch wiederum zum Segen für seine weitere Geschichte.

Trotz dem Erfolg der ausländischen Mächte trug der Westfälische Friede im ganzen den Charakter des Kompromisses und des Erschöpfungsfriedens. Die Kriege des nächsten Jahrzehntes im Westen und Norden mußten nicht nur über die nur vorläufig gelöste rheinische und pommersche Frage entscheiden, sondern auch über das weitere innenpolitische Schicksal des deutschen Reiches.

Deutschland nach dem Westfälischen Frieden (1648–1654)

Der Zerfall des alten deutschen Reiches ist durch den „Dreißigjährigen Krieg" endgültig besiegelt worden. Aber der Niedergang Deutschlands war seit langem im Gange. Er kam im „Dreißigjährigen Krieg" zum Ausdruck, aber der Krieg wie seine Ergebnisse sind die Folge, nicht die Ursache der unglücklichen deutschen Zustände. Die politischen Verhältnisse waren schon vor 1618 chaotisch gewesen. Die alten Formen des Reichsrechtes wurden auch 1648 nicht zerstört; „Das Fortleben erstarrter Formen ohne wirklichen Lebensinhalt" bildete auch in Zukunft die „Signatur des deutschen Verfassungswesens". Das moralische Ansehen und der Glanz kaiserlicher Würde, wie manche kaiserlichen Ansprüche blieben noch erhalten. Eine reiche Flugschriftenliteratur, wie man sie seit der Reformation nicht mehr gekannt hatte, ist ein Zeichen für das rege politische Interesse. Auch der Anfang der Zeitungen gehört in Deutschland, wie auch in anderen Staaten in diese Zeit. Die von Chemnitz unter dem Namen Hippolithus a Lapide veröffentlichte Schrift über die Verfassung des Reichs ist der erste große publizistische Kampfruf gegen das Haus Habsburg; ihr Verfasser schrieb sie freilich als schwedischer Parteigänger. Aber neben der rein politischen Flugschriftenliteratur, rang eine ernste wissenschaftliche Literatur um die Probleme des deutschen Staatswesens. Mit ihm beschäftigten sich neben Limnäus und Seckendorff vor allem Conring. Er erhob in seiner Schrift: „Über den Ursprung des deutschen Rechts" (1643) als erster Einspruch gegen die Geltung des römischen Rechtes. Zu wirklich positiven Reformvorschlägen für eine Reichsreform kam diese ganze staatsrechtliche und politische Literatur nicht, wie denn auch ihr bedeutendster Vertreter Pufendorf in seiner, erst im Zeitalter Ludwigs XIV. erschienenen Schrift „Über die Verfassung des Deutschen Reiches" (1667) bei aller Kritik am Reich sich doch in der Praxis zu einem resignierenden Konservatismus bekannte. Auch damit kam zum Ausdruck, daß der Zustand des Reiches hoffnungslos war.

Bei dieser Lage war es eher ein Gewinn als ein Verlust, wenn der Friede auch formell die Souveränität der Einzelstaaten anerkannte. Wie in den territorialen Bestimmungen des Friedens, so zeigte sich auch bei der allgemeinen politischen Entwicklung ein immer stärkeres Hervortreten der größeren Einzelstaaten. Die Zahl der geistlichen Gebiete war 1648 dadurch erheblich verringert worden, daß die säkularisierten Erzbistümer und Bistümer im großen Maße zu territorialer Entschädigung der größeren Einzelstaaten verwendet wurden. Die Reichsstädte wurden durch die territoriale Umgestaltung nicht berührt, aber sie verloren immer mehr die politische und wirtschaftliche Bedeutung, die sie ein Jahrhundert zuvor noch gehabt hatten. Dafür begann in den größeren Einzelstaaten, vor allem in Brandenburg, sehr bald politisch regeres Leben. Auch hier entstand langsam der moderne absolute Staat mit Behördenorganisation und stehendem Heer, mit Überwindung der alten ständischen Elemente und stärkerer Herausbildung der staatlichen Einheit. So knüpfte in Deutschland die Ausbildung des modernen Staates an die größeren

Propyläen-Weltgeschichte

DEUTSCHLAND IM

(nach dem Westfälis

JAHRE 1648

hen Frieden)

Die „Kipper und Wipper" die Schieber und Inflationsgewinnler des 30jährigen Krieges. Zeitgenössischer Kupferstich

Einzelstaaten an, während das Reich in den mittelalterlichen Formen steckenblieb; im Gegensatz dazu wurde in Frankreich der moderne Staat durch Krone und Gesamtnation, die alten feudalen ständischen Formen durch die provinziellen Gewalten verkörpert. Hierin liegt die letzte und entscheidende Ursache, warum Frankreich zum Einheitsstaat emporwuchs, Deutschland zu staatlicher Zersplitterung bestimmt wurde. Aber Schuld ist nicht der „Dreißigjährige Krieg" gewesen.

Auch das Sinken der wirtschaftlichen Bedeutung Deutschlands ist nicht die Folge des

Krieges. Auch hier vollendete er, wie auf politischem Gebiet, eine Entwicklung, die schon lange begonnen hatte. Die Verheerungen des „Dreißigjährigen Krieges" dürfen nicht übertrieben und verallgemeinert werden. Er traf die deutschen Landschaften in sehr verschiedener Weise. Manche Gegenden sind kaum, viele nicht mehr von militärischen Operationen berührt worden als in den Jahrzehnten vor und nach dem Kriege. Die Mehrzahl der größeren Städte hat feindliche Besatzungen nie gesehen. Die Methoden der Kriegführung waren überaus roh, aber an zerstörender Wirkung lassen sie sich mit der modernen nicht vergleichen. Gewiß, die Greueltaten der Soldateska waren schauerlich genug, aber auch damals gab es verallgemeinernde Kriegsgreuellegenden. Die Länder, die dauernd Schauplatz der Operationen waren, hatten unendlich gelitten. Das Wirtschaftsleben war in vielen Gebieten gelähmt, vor allem die Notlage der Landwirtschaft vielfach außerordentlich groß, zumal das Land und die kleineren Städte im wesentlichen unter der Kriegführung der Zeit zu leiden hatten. Aber von einer Zerstörung allen Handels und Wandels, vom Sinken der Bevölkerungszahl auf die Hälfte kann keine Rede sein. Vielfach handelt es sich nur um Bevölkerungs- und Besitzverschiebungen, der eine gewann, was der andere verlor, und Kriegsgewinnler gab es auch damals. Daß häufig ungesunde wirtschaftliche und soziale Verhältnisse die Folge waren, ist nicht zu bezweifeln. Das Elend weiter Kreise als Kriegsfolge ist sicher. Das Zurückführen der Truppen, der Mannschaften wie der Offiziere, in das bürgerliche Leben war vielfach eine schwere Aufgabe. Die entsittlichende Wirkung des langen Krieges blieb noch lange spürbar. Aber der allgemeine Niedergang deutscher Wirtschaft, der süddeutschen Städte und ihrer „Gesellschaften" auf der einen, der Hanse auf der anderen Seite, war keine Folge des „Dreißigjährigen Krieges"; er hatte schon lange vor 1618 begonnen. Die Zeit der Städte als führender Wirtschaftsmacht war überall in Europa vorüber. Aber während im Westen Europas die entstehenden nationalen Staaten an ihre Stelle traten, große Wirtschaftskörper sich auszubilden begannen, übernahmen in Deutschland auch auf wirtschaftlichem Gebiete die Einzelstaaten die Führung, die der Konkurrenz mit den Mächten des Auslandes nicht gewachsen waren. Die Zeit der fast völligen Abhängigkeit Deutschlands vom Ausland liegt nicht unmittelbar nach dem Krieg, sondern erst Jahrzehnte später, als die neue Form staatlich bestimmter Wirtschaftspolitik des Merkantilismus auf ihrem Höhepunkt stand.

Die Unterzeichnung des Westfälischen Friedens hatte den Frieden noch keineswegs gesichert. Der Streit über die Ausführungsbestimmungen führte zu Konflikten, die mehrfach den Wiederausbruch des Kampfes herbeizuführen schienen; nach schwierigen Verhandlungen erfolgte 1650 die Einigung über die Durchführungsbestimmungen und die Räumung der besetzten Gebiete. Der Streit zwischen Brandenburg und Schweden über die Grenzführung in Pommern wurde erst 1653 beendet. Der ganze Westen wurde dauernd in den spanisch-französischen Kampf hineingezogen. Spanien räumte erst 1652 Frankenthal und behielt bis 1659 Besatzungen in einer Reihe niederrheinischer Städte. Der Kaiser unterstützte trotz den Bestimmungen von 1648 die Spanier durch Truppensendungen nach den spanischen Niederlanden und Italien, und die Furcht war allgemein, daß das Reich dadurch erneut in den Krieg verwickelt werden könne. Die Niederlande behielten einige Plätze am Niederrhein und in Ostfriesland besetzt. Herzog Karl von Lothringen durchzog immer wieder die Grenzlande von Trier bis Kleve. Der Kaiser griff erst ein, als die Frage

Wandernde Zeitungsverkäufer. Kupferstich von Joris van Vliet

der Königswahl seines Sohnes ihn nötigte, auf die Stimmung der rheinischen Kurfürsten Rücksicht zu nehmen. Ende 1653 veranlaßte er den Herzog, gegen Geldentschädigung die wichtigsten Teile der besetzten Gebiete zu räumen. Trotzdem fiel Karl in derselben Zeit in das zum Reich gehörende Bistum Lüttich ein; sein Landesherr war der Erzbischof von Köln. Frankreich drohte, das als Bruch der Neutralität von seiten des Reiches anzusehen, während Brandenburg Köln zu Hilfe eilte. Die Gefangennahme Karls durch den spanischen Statthalter in den Niederlanden führte dann im Februar 1654 zur Räumung Lüttichs. Im Norden des Reiches, wo Schweden seine Machtstellung rücksichtslos ausnutzte, entstand ein Streit zwischen ihm und der Stadt Bremen um die Frage ihrer Reichsunmittelbarkeit, der zu einem bewaffneten Konflikt führte. Trotz tapferem Widerstand der Stadt kam es Ende 1654 zu einem Vergleich, der die Frage der Reichsunmittelbarkeit offen ließ und die Stadt zu großen Abtretungen nötigte, und auch dieser Vergleich war nur erfolgt, weil der bevorstehende nordische Krieg Schweden neue Aufgaben stellte. Auch zwischen den deutschen Fürsten gab es eine Fülle von Konflikten. So hatte der Große Kurfürst 1651 eine mit unzulänglichen Mitteln unternommene und scheiternde Aktion gegen Pfalz-Neuburg versucht. Bei dieser Lage war das Gefühl der Unsicherheit und Schutzlosigkeit bei den Reichsständen allgemein verbreitet, und da der Kaiser nicht half und nicht helfen konnte, kam es anknüpfend an die Kreisverfassung zum Selbstschutz in Fürstenbündnissen, so 1651 zwischen den rheinischen Kurfürsten und 1652 zu der Hildesheimer Allianz der größeren niedersächsischen Stände einschließlich Schwedens für die Herzogtümer Bremen und Verden.

Der Westfälische Friede hatte bestimmt, daß der nächste Reichstag zur Reform der Reichsverfassung innerhalb von sechs Monaten zusammentreten solle. Aber erst fünf Jahre später wurde er berufen, da die Einigung zwischen Schweden und Brandenburg erst 1653 erfolgte und auch der Kaiser ein großes Interesse an der Verschiebung des Reichstages hatte. Schon bei den Friedensverhandlungen waren Bestrebungen hervorgetreten, die eine Königswahl zu Lebzeiten des Kaisers, also die Sicherung der Erbfolge für unzulässig erklärten, die Abfassung der Wahlkapitulation nicht nur den Kurfürsten überlassen und eine „beständige Wahlkapitulation" feststellen wollten. Diese Forderungen standen im Zusammenhang mit der wachsenden fürstlichen Opposition gegen die Stellung der Kurfürsten im Reich, die von dem neuen, dem Fürstenkollegium angehörenden Reichsstand Schweden gestützt wurde, das in jenen Jahren eine entscheidende Machtstellung im Reich ausübte. Der Kaiser wollte vor dem Reichstag wenigstens die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König durchsetzen und erreichte auch bei den Kurfürsten, daß sie 1653 den Kaisersohn als Ferdinand IV. zum König wählten.

Der Regensburger Reichstag 1653/54 ist der letzte, den ein Kaiser eröffnete und schloß und auf dem viele Fürsten persönlich anwesend waren. Der nächste, 1663 zusammentretende Reichstag wurde nicht mehr durch einen Reichstagsabschied geschlossen; er tagte dauernd als Gesandtenkongreß bis zum Untergang des alten Reiches. Aber aller äußerer Glanz und alle Festlichkeiten, die diesen letzten Reichstag alter Art begleiteten, konnten seine politische Fruchtlosigkeit nicht verhüllen. Eine Reform des Reichskammergerichts und seiner Prozeßordnung änderte praktisch sehr wenig, zumal der Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit eine neue „Reichshofratsordnung" erließ, die den in seiner Hand befind-

lichen, mit dem Reichskammergericht konkurrierenden Reichshofrat stärkte. Überhaupt war die Stellung des Kaisers auf dem Reichstag zunächst günstig. Wie schon bei der Königswahl, standen die Kurfürsten gegenüber der fürstlichen Opposition auf seiner Seite. So konnte der Kaiser eine Reihe seiner Forderungen durchsetzen. An der Einheitsfront des Kaisers und der Kurfürsten schien die Fürstenopposition zu scheitern, zunächst auch in der politisch wichtigsten Frage der Reichssteuern. Der Kaiser vertrat den Standpunkt, daß die Bewilligung von Reichssteuern durch die Mehrheit des Reichstages alle Reichsstände band. Wäre das Reich noch ein Staat gewesen, so war das selbstverständlich, aber zahlreiche Fürsten widerstrebten diesem Grundsatz, und auch die Kurfürsten gewann der Kaiser zum Teil nur dadurch, daß er ihnen zusagte, sie selbst brauchten nichts zu zahlen. Aber erst ein unter dem Einfluß des Grafen Waldeck erfolgender Umschwung der brandenburgischen Politik brachte die Entscheidung. Brandenburg hatte guten Grund zur Klage über die kaiserliche Haltung und trat jetzt auf die Seite der fürstlichen Opposition in der Steuerfrage, die für das Prinzip der Freiwilligkeit eintrat und damit das Reich finanziell ohnmächtig machte. Der Kaiser konnte sich nicht durchsetzen, und Brandenburgs Übergang zur Führung der antihabsburgischen Opposition schwächte die Stellung des Kaisers auf dem Reichstag immer mehr. Zur Sicherung der konfessionellen Parität im Kurfürstenkollegium wurde beschlossen, daß die drei protestantischen Kurfürsten eine alternierende vierte Stimme führen sollten; dadurch wurde zwischen den vier katholischen Kurfürsten — die böhmische, vom Kaiser selbst geführte Stimme fiel praktisch aus — und zwischen den protestantischen

Bettlertypen der Nachkriegszeit.
Radierungen von J. Callot

Stimmengleichheit geschaffen. Ferner erfolgte eine Stärkung der Stellung der Landesherren gegenüber ihren Landständen, was die Wahlkapitulation von 1658 bestätigte und noch verschärfte. Die Landstände wurden zur Bewilligung der zur Landesverteidigung des Territoriums nötigen Ausgaben verpflichtet; sie sollten kein Bündnisrecht untereinander und kein Klagerecht gegen ihren Landesherrn bei Reichskammergericht oder Reichshofrat haben. Der Reichstag, der die Reform der Reichsverfassung beschließen sollte, führte so zu einer neuen Verstärkung der einzelstaatlichen Souveränität; die Machtmittel, die man der Reichsgewalt versagte, gab man den Einzelstaaten freigebig in die Hand.

Der Kaiser hat bei dieser Lage den Reichstag übereilt durch den „jüngsten" Reichstagsabschied im Mai 1654 geschlossen. Zwei Monate später starb sein Sohn, der junge Ferdinand IV. Die Nachfolgefrage war damit erneut eröffnet, sogar die Kaiserwürde Habsburgs gefährdet, da mit den Widerständen deutscher Fürsten gegen Habsburg sich starke außenpolitische Kräfte verbanden.

Leben und Treiben in der Kleinstadt um 1650. Radierung von Wenzel Hollar

Kardinal Mazarin.
Gemälde von Philipp de Champaigne. Verſailles

Frankreich und die Fronde

Nach dem Weſtfäliſchen Frieden hatte eine ſchwere innere Kriſe Frankreich eine Einwirkung in die deutſchen Verhältniſſe unmöglich gemacht. Seine außenpolitiſche Lage im Kampf mit Spanien war ſeit 1648 günſtig. Die Niederlande waren zwar ausgeſchieden, aber Spanien hatte den kataloniſchen Aufſtand noch nicht niedergeworfen und ſtand mit Portugal im Krieg. Doch noch einmal fand Spanien im Innern Frankreichs Bundesgenoſſen.

Seit 1643 regierte für den noch unmündigen Ludwig XIV. ſeine Mutter, die Königin Anna, die ſpaniſche Prinzeſſin, und als Richelieus Nachfolger der Kardinal Mazarin. Er war Italiener, 1602 geboren, in wechſelvollem Schickſal emporgekommen; ſeine Tätigkeit als Diplomat und als päpſtlicher Nuntius in Frankreich hatten ihn in enge Beziehungen zu Richelieu gebracht. Er trat ſchließlich in Frankreichs Dienſte und wurde dank Richelieus Bemühungen 1641 Kardinal. Am Tage nach deſſen Tode wurde er zum erſten Miniſter ernannt. Mazarin beſaß weder die Größe noch die Energie ſeines Vorgängers, aber er glich ihm an Klugheit und diplomatiſcher Gewandtheit. Das Vertrauen der Königin und die Unfähigkeit der übrigen Mitglieder der königlichen Familie machten ihn auch nach Ludwigs XIII. Tode zum Leiter der Regierung. Eine Spanierin und ein Italiener regierten so den franzöſiſchen Staat und verfochten, ein Zeichen für die Macht der neuen Staatsraiſon,

das staatlich-französische Interesse gegen innere und äußere Widerstände. — Die Autorität dieser Regierung war schwach; die katastrophale Finanzlage erschwerte ihre Stellung. Schon mehrfach hatten sich die Bauern erhoben, aber die eigentliche Gefahr kam zunächst von der Macht des in den Parlamenten verkörperten bürgerlichen Beamtenadels, den schon Richelieu vergeblich bekämpft hatte. Ihre Opposition gegen die absolute Macht der Krone stärkte der Eindruck der noch zu erzählenden Vorgänge in England. Aber wenn in diesen Parlamenten von Freiheit gesprochen wurde, so dachte man im Grunde nur an die eigenen Privilegien, und zur Gefahr wurde die bürgerliche Bewegung erst, als sie sich in einer höchst unnatürlichen Verbindung mit der Opposition des hohen Adels zusammenfand, der sich zum letzten Widerstand gegen den absoluten Staat erhob.

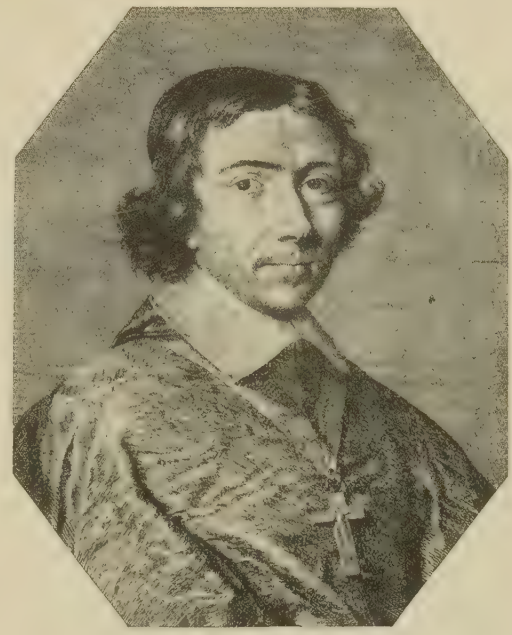
Die aus diesen Kräften zusammengesetzte Bewegung der Fronde hat den französischen Staat erneut in fünf Jahre schwerster innerer Wirren gestürzt. Noch einmal erhoben sich die privilegierten Schichten; in dem Kampf für Privilegien waren das bürgerliche Parlament und der hohe Adel in der Tat eine Einheit. Ihre Schwäche lag in dem Fehlen wirklich positiver Ziele. Das zeigte sich auch darin, daß der Kampf mit einer Fülle persönlicher Rivalitäten durchflochten war. Die eigentliche Gefahr lag in der Verbindung des hohen Adels mit Spanien, aber gerade sie führte zur Verschärfung des Gegensatzes innerhalb der Opposition, denn das Bürgertum war auf die Dauer nicht gewillt, die Verbindung mit dem „Erbfeind" mitzumachen. Einig war man nur in dem Kampfruf „Fort mit Mazarin!", der vom Parlament gelegentlich des Hochverrats für schuldig erklärt wurde, zweimal außer Landes gehen mußte, aber auch dann die eigentliche Leitung in der Hand behielt.

Der Gang der Ereignisse mit ihrem verwirrenden Hin und Her ist kurz kaum zu erzählen. 1648 führte ein Konflikt zwischen Parlament und Regierung zu Barrikadenbau und Straßenkämpfen in Paris. Die Regierung gab nach, aber der Kampf ging weiter, vor allem durch die Verbindung der parlamentarischen Fronde mit der des Hochadels. Der eigentliche Führer der Fronde, der Prinz Condé, von der Regierung verhaftet, mußte wieder freigelassen werden. Neben ihm spielte der Kardinal Retz eine Rolle; auch Gaston, der Onkel des jungen Königs, beteiligte sich wie so oft an den inneren Wirren auf seiten der Fronde, war freilich auch damals ein unsicherer Freund seiner Parteigänger. Der Herzog von Lothringen griff ebenfalls ein, und sein Verwandter, der Graf d'Harcourt, der Befehlshaber in den französischen Besitzungen im Elsaß und Breisach, stand auf seiten der Fronde und verhandelte über die Auslieferung dieser Gebiete an den Kaiser. Auf dem Höhepunkt standen diese Kämpfe, die weite Teile Frankreichs in Mitleidenschaft zogen, im Jahre 1651, in dem der 13jährige Ludwig XIV. formell großjährig wurde; lange Zeit schien die Lage für die Regierung hoffnungslos. Die Krone siegte dennoch; die politischen und persönlichen Rivalitäten ihrer Gegner untereinander wirkten zu ihren Gunsten; noch mehr, daß sie im Gegensatz zur Fronde für ein positives Ziel, für den Staatsgedanken stritt. 1653 war der Widerstand überwunden, der hohe Adel beugte sich; nur Condé focht weiter auf seiten der Spanier. Der Einfluß der Parlamente wurde wieder auf die Justiz beschränkt, die Einmischung in Politik und Finanzwesen ihnen verboten. In derselben Zeit, in der in Deutschland der Regensburger Reichstag den Zerfall des Reiches bestätigte und die Macht der Einzelstaaten stärkte, warf in Frankreich die Krone den letzten Widerstand gegen den absoluten

Anna von Oesterreich, Königin von Frankreich,
besucht mit dem Dauphin (Ludwig XIV.) ein Krankenhaus in Paris.
Zeichnung von Abraham Bosse. Paris, Musée Carnavalet.

Staat nieder; damit siegte der Einheitsstaat über die alten territorialen Gewalten.

Die inneren Kräfte Frankreichs waren durch den fünfjährigen Bürgerkrieg erheblich geschwächt worden, und Spanien hatte die Jahre der Fronde nur allzu gut ausgenutzt. Seine Kraft hatte nicht mehr ausgereicht, um die Fronde zur Niederwerfung des alten Gegners auszunutzen. Aber die Spanier waren auf fast allen Kriegsschauplätzen siegreich gewesen; sie waren in Nordfrankreich eingedrungen, hatten in Italien das strategisch wichtige Casale, in Katalonien Barcelona genommen und damit dem katalonischen Aufstand das Rückgrat gebrochen. Erst 1654 konnten sie aus dem französischen Gebiet vertrieben werden. Ein Vertrag mit d'Harcourt beseitigte die Gefahr, daß die elsässischen Gebiete und Breisach verlorengingen; die Habsburger



Kardinal von Retz.
Stich von Morin nach Champaigne

Der „große" Prinz von Condé
(Ludwig II. von Bourbon). Stich von Nanteuil

hatten in den Verhandlungen mit ihm nicht rasch genug zugegriffen. Die Belagerung von Arras durch die Spanier führte nochmals zu einer militärischen Krise, aber die Franzosen konnten die Stadt nach schweren Kämpfen entsetzen. Seit 1655 waren die Franzosen den Spaniern im allgemeinen militärisch überlegen. In den Niederlanden kommandierte Turenne, der eine Zeitlang auf seiten der Fronde gestanden hatte, gegen Condé, der hier für die Spanier focht. Das von den Franzosen belagerte Valenciennes konnte Condé 1656 entsetzen. In Katalonien errangen die Franzosen Erfolge, aber eine Offensive in Norditalien wie eine Unternehmung gegen Neapel scheiterte. Beide Gegner waren erschöpft, keiner konnte den anderen niederzwingen und den Endsieg erfechten. Erst das Eingreifen Englands brachte die Entscheidung.

Die englische Revolution

England, unter Elisabeth zum erstenmal auf dem Höhepunkt seiner Großmachtstellung, hatte seit dem Regierungsantritt der Stuarts eine schwache, hin- und hertastende Außenpolitik verfolgt; dann trat die Außenpolitik völlig hinter den inneren Kämpfen zurück. England blieb als einzige Großmacht dem europäischen Kampfe fern, der freilich England den Vorteil brachte, daß es seine inneren Kämpfe ohne wesentliche Einwirkung des Auslandes ausfechten konnte.

Jakob I., der Sohn der Maria Stuart, schon seit einem Vierteljahrhundert König von Schottland, bestieg 1603 den englischen Thron. England und Schottland wurden damit, wenn auch nur in Personalunion, verbunden, ihre Geschichte bildet in Zukunft im Zusammenwirken und Gegensatz eine Einheit. Jakob und sein ihm 1625 folgender Sohn Karl I., waren nicht unbedeutende Herrscherpersönlichkeiten, aber ihnen fehlte der Instinkt für die im Volke lebendigen und zukunftsfähigen Kräfte; ihre gesamte politische Auffassung wie ihr persönliches Wesen waren im Grunde unenglisch. Schon im Zeitalter der Elisabeth hatten neue politische, wirtschaftliche und religiöse Kräfte neben und gegen die Krone vorwärts gedrängt. Elisabeth hatte sie trotzdem zusammenzuhalten verstanden und der Krone die führende Stellung gerade dadurch gesichert, daß sie die Grenzen ihrer Machtstellung empfand und beachtete. Ihre Persönlichkeit war mit einer großen Zeit nationaler Geschichte untrennbar verbunden. Die neue Dynastie der Stuarts war dagegen dem Volke fremd, und doch versuchte sie, eine ganz neue Auffassung des Königstums in das englische Leben einzuführen, ein Königstum von Gottes Gnaden, einen rein dynastisch gedachten Absolutismus. Aber die Voraussetzungen, die für diese Entwicklung auf dem Festland bestanden, fehlten in England. Der hohe Adel, der damals in Frankreich niedergeworfen wurde und in Deutschland siegte, hatte in England seit langem das politische Übergewicht verloren. Die staatliche Einheit war gesichert, zu ihrer Herbeiführung war die absolute Macht der Krone nicht erforderlich. Das staatliche Interesse fand neben der Krone und gegen sie seine Vertretung im Parlament, das sich auf die Mittelschichten, den Landadel und das Bürgertum stützte; in diesen Schichten, die die strenge Abschließung nicht kannten, die die ständische Gliederung des Festlandes bestimmte, und sich durch frisches Blut ergänzten, lebte schon damals ein bewußt nationaler Wille. Modernes Beamtentum und stehendes Heer, deren Anfänge auf dem Festland die Entwicklung des Absolutismus begleiteten, fehlten dagegen in England völlig. Die Krone hatte nur einen sicheren Stützpunkt, die anglikanische Staatskirche. Sie wurde jetzt das Mittel, um die Beherrschung der Nation durch die Krone und die Ausschaltung aller selbständigen Kräfte herbeizuführen.

Alle schon unter Elisabeth bestehenden und manche neuen Gegensätze mußten sich so verschärfen. Den politischen Machtanspruch des Parlaments stärkte das wirtschaftliche Aufblühen der führenden städtischen Schichten. Damals entstanden dank privater Initiative und durch die Krone nur finanziell ausgenutzt die ersten Siedlungen in Ostindien

und in Amerika. Die schwache Außenpolitik der Stuarts und das Sinken der Machtgeltung Englands stärkten die Abneigung gegen die Dynastie; um so mehr fühlte sich das Parlament als Verkörperung des nationalen Interesses. Die Ausnutzung der Staatskirche durch die Krone rief die sich schon lange entwickelten Widerstände des entschieden protestantischen Puritanismus gegen die von oben her begründete Staatskirche zu offener Gegnerschaft auf. Diese religiöse Gegnerschaft wurde die eigentlich vorantreibende Kraft; die puritanischen Forderungen kirchlicher Selbstverwaltung, religiösen Individualismus und der Toleranz gegenüber der starren und unduldsamen anglikanischen Bischofskirche verbanden sich allerdings auch mit politisch-demokratischen Zügen. Der sittenstrenge Puritanismus nahm Anstoß an den Lebensformen des Hofes Jakobs I.; vor allem fürchtete man von den Stuarts katholisierende Bestrebungen, und unter Karl I. gab die katholische Umgebung seiner Gemahlin Henriette, der Schwester des französischen Königs, dieser Furcht, die an sich unberechtigt war, stets neue Nahrung.

König Karl I. von England.
Gemälde von Steenwijck d. J. Dresden, Museum

Die unter Jakob I. sich verstärkenden Gegensätze traten in den ersten Jahren Karls I. immer deutlicher in Erscheinung. 1628, im Jahre des Hugenottenkrieges, wurde der die Politik beherrschende Günstling des Königs, Buckingham, ermordet; das Parlament meldete in der „Petition of right" alle Ansprüche der parlamentarischen Opposition an. Die Petition sollte das vom König umgangene Steuerbewilligungsrecht des Parlamentes sichern und willkürliche Verhaftungen unmöglich machen. Karl schaltete jetzt das Parlament aus. Ein Jahrzehnt regierte er, ohne es zu berufen. Die Führer der Opposition wurden verfolgt, das Steuerbewilligungsrecht umgangen. Thomas Wentworth, später Earl of Strafford, war der wichtigste Berater des Königs bei dem Versuch, den Absolutismus durchzuführen. Trotz allen Widerständen schien ein Erfolg nicht aussichtslos, wenn die absolutistische Tendenz nicht auch auf das kirchliche Gebiet übergegriffen hätte. Hier war der Erzbischof Laud der wichtigste Diener des Königs. Aus den kirchlichen Stellen wurden alle Puritaner beseitigt, die in der niederen Geistlichkeit zahlreich

Ansicht von London in der ersten Hälfte des

vertreten waren; Anhänger der streng anglikanischen, hochkirchlichen Auffassung traten an ihre Plätze; der Bund von „Thron und Altar" wurde verwirklicht. In den Massen verbreitete sich gerade deshalb der Puritanismus, und zugleich wuchs die politische Unzufriedenheit.

Der Anstoß zum offenen Konflikt kam aber nicht aus England, sondern aus Schottland, dem Erbland der Stuarts. Karl hatte versucht, die herrschende streng calvinistische, presbyterianische Kirchenverfassung mit stark demokratischen Zügen der Kirchenregierung durch die Presbyter (Ältesten) umzustoßen und auch hier die englische Staatskirche einzuführen. Im „Covenant" vom Februar 1638 schlossen sich die verschiedenen Schichten der Schotten zusammen, um die „wahre Religion" mit Gut und Blut zu schützen. In einem Vergleich mußte Karl 1639 den Schotten nachgeben, aber er hoffte stets, solche Vergleiche durch neue Erfolge umstoßen zu können. Er glaubte, zumal die Schotten sich mit Frankreich verbanden, England auf seine Seite zu bekommen, und berief 1640 wieder das Parlament. Dieses „kurze Parlament", das nur drei Wochen tagte, sympathisierte aber mit den Schotten und trat unter der Führung von Pym in schärfsten Gegensatz zum König. Karl löste es auf, die oppositionelle Stimmung im Lande wuchs, die Schotten rückten über die englische Grenze. Der König mußte erneut mit ihnen einen Vergleich schließen und in England wiederum ein Parlament berufen, das „lange Parlament". Die Zeit des Absolutismus war damit zu Ende; die Revolution begann.

Das Übergewicht ging an das Parlament über, vor dem der König schwach und unentschlossen Schritt für Schritt zurückwich. Das Parlament und in ihm das Unterhaus, schon lange dem Haus der Lords überlegen, von Pym und Hampden geführt, fühlte sich als die einzige Vertretung der Nation. Parlament und freie Verfassung erschienen jetzt als das Wesen des Staates, die ganze historische Entwicklung seit der Magna Charta im

17. Jahrhunderts. Zeitgenössischer Kupferstich.

Lichte dieser Anschauung, in der so häufigen Deutung der Geschichte vom Standpunkt des Augenblicks aus und trotz der Machtstellung, die die Krone noch jüngst unter Elisabeth fast unbestritten eingenommen hatte. Strafford wurde des Hochverrats beschuldigt und in wenig einwandfreien Formen zum Tode verurteilt. Der König wagte den Kampf nicht; er ließ den getreuesten seiner Diener fallen. 1641 endete Strafford auf dem Schafott; auch der Erzbischof Laud fiel bald demselben Schicksal zum Opfer.

Das Parlament sicherte sich zugleich seine politischen Rechte. Der König gab nach und dachte zugleich an die Mittel, alle Zugeständnisse wieder rückgängig zu machen. Er hoffte auf die Gegensätze im Parlament, wo nach dem Sieg eine radikal vorwärtstreibende und eine gemäßigte, konservativere Richtung sich gegenüberstanden. Er hoffte auf Schotten und Iren. Aber von Irland kam für ihn das Verhängnis. Karl hatte mit den Iren verhandelt, aber ohne unmittelbaren Anteil des Königs kam es hier 1641 zu einem wilden Ausbruch der nationalen und konfessionellen Leidenschaften gegen die protestantisch-englische Herrschaft mit einem Massenmord an Protestanten in Ulster. In England hielt man Karl für mitschuldig. Das Parlament versuchte, die Regierung völlig in die Hand zu bekommen. Die „große Remonstranz" vereinigte alle Klagen über die Vergangenheit und alle Forderungen für die Zukunft. Karl wollte ihr nicht zustimmen, die Gärung wuchs, und in den letzten Tagen des Jahres 1641 kam es bereits zu Straßenkämpfen in London. Der König beschuldigte die Führer der Opposition des Hochverrats und begab sich selbst an der Spitze der Truppen zu ihrer Verhaftung ins Unterhaus. Aber „die Vögel waren ausgeflogen", wie Karl sagte, die Hauptstadt nahm offen für sie Partei. Das Parlament schonte äußerlich das königliche Ansehen, aber es vertrat den Standpunkt, daß der Wille des Königs durch das Parlament repräsentiert werde.

Der Kampf war unvermeidlich, und beide Seiten rüsteten; Karl begab sich nach dem Norden, die Königin Henriette aufs Festland, um Truppen zu werben. Sie war die zum Widerstand aktiv treibende Kraft an der Seite des schwächeren Königs. Die Nation teilte sich in zwei bewaffnete Lager, der Riß ging durch alle Stände und Landschaften. Aber die Masse des Landadels stand auf der königlichen, die Städte mit London, Kaufmannschaft und Handel auf der parlamentarischen Seite; Karl stützte sich vor allem auf den Norden und Nordwesten und auf Cornwall, das Parlament auf den Süden und Südwesten. Die größeren militärischen Kräfte hatte zunächst der König, aber die stärkeren inneren Energien waren von Anfang an auf der Seite seiner Gegner.

Beide Seiten mußten sich die Truppen erst schaffen, und der Kampf zog sich Jahre hin. Ein Gewirr von Verhandlungen begleitete den Bürgerkrieg. Es bedurfte der Energie Pyms, um das Parlament im Widerstand festzuhalten, seine inneren Gegensätze zu überbrücken. Schließlich gelang ihm ein Bündnis mit den Schotten; der Preis war, daß die schottische presbyterianische Kirchenverfassung auch in England Geltung haben sollte. Die Schotten rückten Anfang 1644 über die englische Grenze. Die Schotten und die Truppen des Parlamentes schlugen die Königlichen bei Marston-Moor. Zum ersten Male trat in dieser Schlacht Cromwell hervor. Seine neue Reitertruppe, die „ironsides" hatten den Sieg entschieden.

Cromwell, 1599 geboren und dem Landadel entstammend, war bisher kaum hervorgetreten, obwohl er dem Parlament seit 1628 angehört hatte. Erst im Bürgerkrieg machte er sich einen Namen; im Gegensatz zu der unentschlossenen parlamentarischen Kriegführung setzte er die Reorganisation des Parlamentsheeres durch. Nach dem Vorbild seiner „Eisenseiten" schuf er dem Parlament mit sicherem, militärischem Instinkt ein schlagfertiges Heer, das er mit der ihn seit seiner Jugend erfüllenden Kraft puritanischen Glaubens zu durchdringen und zu beseelen verstand. Aber sogleich meldete sich der Gegensatz dieses Heeres zu dem Parlament, für das es focht, an. Das Parlament verlor durch den Tod seine großen Führer Pym und Hampden. Das Heer repräsentierte jetzt Cromwells große Führerpersönlichkeit, und bei ihm lag die Zukunft. Zugleich fand im Heer der Independentismus immer stärkere Verbreitung; Freiheit der Kirche und Toleranz, Freiheit des Individuums auf religiösem und auch auf politischem Gebiet wurde das Ziel. Auch außerhalb des Heeres fand der Independentismus Verbreitung, Milton trat leidenschaftlich und feurig für ihn ein. Aber der eigentliche Träger des Independentismus war das Heer, das damit durch starke Energien zusammengeschlossen und vorangetrieben wurde. Aber zugleich wurde dieses Heer mit seinem Führer Cromwell eine Macht nicht nur neben, sondern auch gegen das Parlament, das im schärfsten Gegensatz zu den politischen und religiösen Ideen der Independenten stand.

1645 entschied ein Sieg Cromwells über das königliche Heer bei Naseby militärisch den Bürgerkrieg. Aber der politische Kampf war damit noch nicht beendet. Im Heer wuchs die radikale Strömung, und das Parlament wie die Schotten, die Presbyterianer wie die Anglikaner schienen sich gegen diese Gefahr zusammenzuschließen. Karl hatte sich zu den Schotten begeben, die ihn Anfang 1647 dem Parlament auslieferten. In England behandelte man ihn nach wie vor als König. Gerade der Gegensatz zwischen Heer und Parlament gab Karl in den Verhandlungen mit dem Parlament Möglichkeiten in die

Hinrichtung des Grafen Strafford vor dem Tower, 1641. Radierung von Wenzel Hollar

Hand, wenn er zu ehrlicher Verständigung bereit war. Diese Verhandlungen dauerten auch noch fort, als das Heer den König wie die Hauptstadt in seine Hand bekommen hatte. Aber Karls alte Neigung, in politischen Verhandlungen der einen Seite Konzessionen zuzusagen und doch zugleich in anderen Verhandlungen zu versuchen, sie rückgängig zu machen, wurde ihm zum Verhängnis. In einem Vertrag mit den Schotten erkannte Karl ihre kirchlichen Forderungen an, dafür sollten die Schotten ihre Truppen gegen England und für den König fechten lassen. Die englischen Verhandlungen waren damit beendigt und das Parlament auf die Kraft des Heeres angewiesen. Hier hatte man die Verhandlungen mit dem König als Verrat empfunden, eine radikale und offen republikanische Gruppe, die „Levellers", gewann die Oberhand, bildete eine Art „Soldatenräte", verlangte Absetzung des Königs, Volkssouveränität, demokratisches Wahlrecht und ein neues Parlament. Cromwell hatte zu mildern und zu hemmen versucht; er selbst wurde in der Truppe des Hochverrats bezichtigt. Aber der Vertrag Karls mit den Schotten brachte auch ihn zu der Überzeugung, daß eine Rückkehr des Königs zur Macht nicht zugelassen werden könne. Er siegte 1648 über die Schotten und warf eine royalistische Erhebung in England nieder. Der König wurde Gefangener des Heeres, aber noch einmal verhandelte das Parlament mit ihm. Karl nutzte auch diese letzte Möglichkeit nicht. Schließlich vertrieb Cromwell an der Spitze des Heeres alle nicht independistischen Mitglieder aus dem Parlament. Der independistische Rest erklärte sich als Verkörperung der Volkssouveränität, errichtete eine Diktatur der Minderheit. Der König war jetzt nicht mehr zu retten. Man machte ihm, wie einst Strafford und Laud, den Prozeß. Würdevoll verteidigte sich Karl; zum Tode verurteilt bestieg er am 30. Januar 1649 das Schafott; in der Todesstunde zeigte er eine Größe, die ihm im Leben gefehlt hatte. Wenige Tage später wurde die Abschaffung des Königtums und des Oberhauses verkündet. England war damit Republik;

ein fast diktatorisch regierender Staatsrat, dessen Seele Cromwell war, bildete die neue Regierung.

Die Revolution und ihr Ergebnis waren, wie fast alle späteren Revolutionen, nicht planmäßig vorbereitet worden. Cromwell, ja selbst die radikalsten Führer im Heere wurden durch die Ereignisse Schritt für Schritt vorangedrängt; erst Karls politisches Doppelspiel nötigte die Gegner zum Bruch mit der Monarchie. Die Hinrichtung des Königs entsprang der Leidenschaft des Kampfes und der Anschauung der Zeit, die nur den toten Gegner für ungefährlich hielt. Aber Karl wurde dadurch zum Märtyrer, das englische Volk war in den Massen monarchisch; die Idee der Volkssouveränität eilte der Zeit voraus.

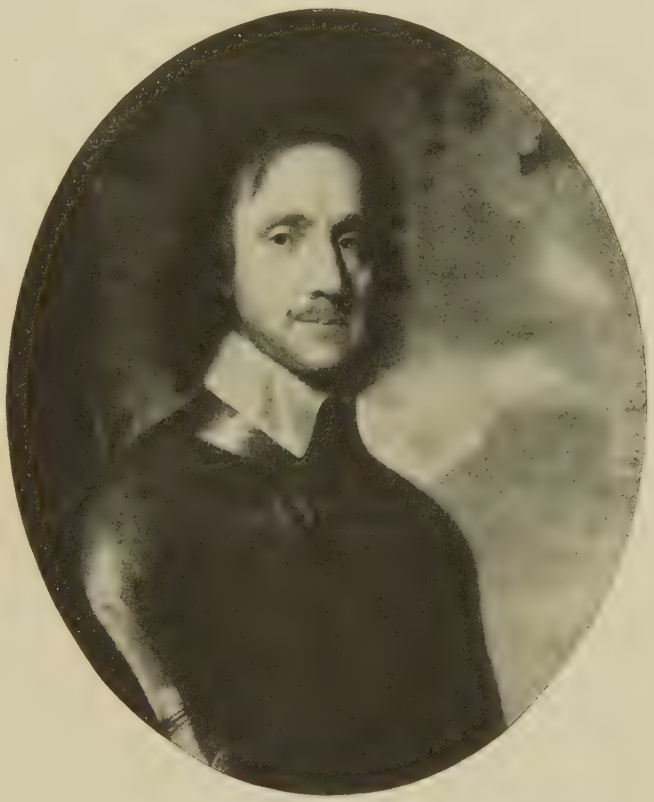
Cromwell warf 1649/50 Irland nieder, wo seit 1641 der Kampf nicht geruht hatte. Ein Gewaltregiment folgte dem Sieg. Schottland, wo Karls Sohn gelandet und als Karl II. zum König ausgerufen worden war, wurde 1650/51 bezwungen. Aber diese militärischen Siege waren leichter zu erringen als die Lösung der inneren Schwierigkeiten. Die neue Regierung besaß keinen Rückhalt bei breiteren Schichten des Volkes. Die politischen Kräfte, die in dem Jahrzehnt vor der Revolution den Kampf gegen die Stuarts getragen hatten, waren ausgeschaltet. Die eigentliche Gefahr aber drohte der revolutionären Regierung von den Kräften, die sie emporgetragen hatten. Die „Levellers" wollten die politische Revolution zu einer sozialen weitertreiben. Radikale Sektierer träumten von einem „fünften Reich", forderten von England als der zur Weltherrschaft bestimmten Macht eine radikale innere und äußere Politik. Cromwell, trotz der „Volkssouveränität" des Rumpfparlamentes tatsächlich der Diktator, stand der religiösen Stimmung der Sektierer innerlich nahe, aber er erkannte die Unerfüllbarkeit ihrer Forderungen. Er konnte wie jeder revolutionäre Machthaber an der Spitze des Staates den Hoffnungen seiner alten Anhänger nicht genügen, aber er blieb von dem Heer abhängig, das die Machtgrundlage seiner Diktatur bildete.

Auch die außenpolitische Lage war überaus schwierig. Die „offizielle" Welt stand gegen die „Königsmörder". Mordtaten gegen Anhänger der neuen englischen Regierung wurden von den anderen Regierungen nicht bestraft, der Kaperkrieg der Royalisten begünstigt. Der Regensburger Reichstag beschloß auf ein Bittgesuch Karls II. finanzielle Unterstützung. Frankreich und Spanien warben allerdings beide um die Gunst des republikanischen Englands; die Bedeutung seiner Haltung für den Ausgang ihres Krieges überwog alle legitimistischen Bedenken. Das absolute und katholische Spanien erkannte schnell die Regierung des radikal protestantisch republikanischen Englands an. Frankreich zögerte, Karls Gemahlin war ja die Schwester Ludwigs XIII.; England unterstützte deshalb die Fronde. Erst 1652 erfolgte auch die französische Anerkennung.

Im Vordergrund stand zunächst das Verhältnis zu den Niederlanden. Hier waren 1650 die mit den Stuarts verwandten Oranier gestürzt worden, aber der handelspolitische und koloniale Gegensatz wurde dadurch nicht beseitigt. Die Niederlande, die de Witt beherrschte, waren friedenswillig und zu fast schwächlichem Nachgeben bereit. Auch Cromwell erstrebte ein Bündnis, nicht den Krieg mit den protestantischen Niederlanden. Die berühmte, in ihrer Bedeutung nicht zu überschätzende Navigationsakte von 1651 ist vom Parlament, nicht von Cromwell beschlossen worden, allerdings unter dem

Eindruck seines Sieges über die Schotten und Karl II. Kaufmännisch interessierte Kreise hatten die Navigationsakte veranlaßt, die die Einfuhr nach England aus Übersee auf nichtenglischen Schiffen, aus europäischen Staaten auf anderen Schiffen als denen des Ursprungslandes verbot. Sie richtete sich gegen den Zwischenhandel, der das Rückgrat der handelspolitischen Stellung der Niederlande bildete. Aber auch die Navigationsakte bestimmte diese nicht zum Krieg; er entstand schließlich fast zufällig aus dem Zusammenstoß der Flotten.

In großen Seeschlachten rangen die beiden Seemächte miteinander, auf beiden Seiten führten große Admirale, für die Niederlande Tromp und de Ruyter, für England Blake, der Neubegründer der englischen Kriegsflotte. Auch in den Kolonien wurde gefochten; die Engländer unterstützten Portugal, das Brasilien wieder nehmen konnte. Die Niederlande dagegen errangen Erfolge in Ostindien. Die Entscheidung fiel in der Nordsee. Die Niederländer hatten 1653 die Themsemündung bedrohen können. Aber immer stärker zeigte sich das Übergewicht der englischen Flotte, die in diesen Kämpfen zur ersten der Welt wurde. Außerdem litten die Niederlande schwer unter den handelspolitischen Folgen des Krieges. So erkannten sie im Frieden von 1654 die Navigationsakte an. Die Machtstellung der Niederlande hatte den ersten Stoß erlitten, das England Cromwells einen ersten großen Erfolg erfochten, im Gegensatz zu der Zeit der Stuarts sich außenpolitisch bewährt. Ein Vertrag mit Portugal, der auf Bestimmungen eines schon 1642 geschlossenen Vertrages aufbaute, verstärkte hier den Einfluß Englands.



Oliver Cromwell.
Gemälde von Robert Walker. London, Porträtgalerie

Im Innern hatte der Krieg die Lage nicht erleichtert. Das „Rumpfparlament" hatte sich selbst durch das Bestreben, Neuwahlen zu umgehen, moralisch unmöglich gemacht. Mit schroffer Verhöhnung und unter allgemeinem Beifall der Nation konnte Cromwell das Parlament zersprengen, aber die letzte verfassungsmäßige Grundlage war damit beseitigt. Er berief eine puritanische Notabelnversammlung. Dieses „Parlament der Heiligen"

beschloß, der Zeit weit vorausgreifend, die Zivilehe, forderte Fortsetzung des Krieges gegen die Niederlande bis zur Vernichtung, schritt zu radikalen Reformen auf dem Gebiete des Rechtslebens und der Kirche und sprach schließlich mit ganz geringer Mehrheit die Abschaffung der kirchlichen Zehnten aus. Cromwell sah mit Sorge diesen Radikalismus, der an allen staatlichen Grundlagen rüttelte und fast alle Schichten des englischen Volkes verstimmte. Er mußte auch dieses Parlament auflösen.

Im Dezember 1653 erfolgte die Errichtung des Protektorats. Die neue, 1657 umgestaltete Verfassung, die einzige geschriebene der englischen Geschichte, war der Monarchie sehr ähnlich. Neben dem Protektor Cromwell stand ein von ihm beherrschter Staatsrat und ein Parlament mit nur einer Kammer, das unter Erweiterung des Wahlrechtes auf Grund eines Zensus gewählt wurde, aber Katholiken und Royalisten vom Wahlrecht ausschloß. Auch Iren und Schotten wählten für dieses Parlament. Groß-Britannien war für kurze Zeit ein Einheitsstaat. Aber der Gegensatz zwischen der Verfassung, die dem Staat die neue gesetzliche Grundlage geben sollte, und der Tatsache, daß die reale Macht des Protektors sich auf das Heer stützte, war nicht zu überbrücken, so sehr Cromwell zur Mäßigung mahnte und sie selbst versuchte. Das Parlament wendete sich gegen den Protektor und die Macht des Heeres; Cromwell löste es auf, als es versuchte, die Protektoratsverfassung anzutasten. Eine Zeit der reinen Militärdiktatur folgte; aber Verschwörungen von links und rechts zeigten die Unsicherheit des Zustandes.

Erfolge der Außenpolitik gewährten auch im Innern Erleichterung. Cromwells Gedanke einer umfassenden protestantischen Außenpolitik erwies sich als unmöglich; die Zeit einer solchen Politik war vorbei. In den 1654 ausgebrochenen nordischen Krieg griff England nicht ein. Aber der Krieg der beiden katholischen Mächte verlangte eine Entscheidung. Spanien und Frankreich umwarben den Protektor. Spanien war der alte Gegner, aber Frankreich unterstützte noch immer die Stuarts und den Kaperkrieg ihrer Anhänger gegen England. Cromwell schwankte lange, schließlich trat er auf die Seite Frankreichs, das Karl II. fallen lassen und auf Cromwells Verlangen für die von Savoyen verfolgte protestantische Sekte der Waldenser eintreten mußte. Einem Freundschaftsvertrag mit Frankreich 1655 folgte Ende des Jahres die englische Kriegserklärung an Spanien. Damit lenkte Cromwell, freilich in sehr anderer europäischer Lage, in die Tradition der Außenpolitik Elisabeths ein. Schon 1654 war eine englische Flotte unter Blake ins Mittelmeer vorgestoßen, eine andere unter Penn wandte sich gegen die spanischen Kolonien in Amerika. Sie konnte San Domingo nicht nehmen, eroberte aber 1655 Jamaika. Blake schlug dann die Spanier zur See und vernichtete eine spanische Silberflotte. 1657 wurde der Vertrag mit Frankreich zum Bündnis erweitert. Englische Truppen griffen auf dem Festland ein.

Die antispanische Politik entsprach dem nationalen Empfinden des englischen Volkes; sie stärkte Cromwells Autorität im Innern. Das 1656 zusammentretende neue Parlament wurde durch Ausschluß der Opposition gefügig gemacht. Die zweite Protektoratsverfassung 1657 stärkte die Stellung des Protektors. Sie schuf wieder ein Oberhaus, obwohl die von Cromwell berufenen Vertreter des alten hohen Adels sich fast alle versagten. Sie gab Cromwell das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen, und schuf eine Monarchie, der nur der Titel fehlte. Das Parlament hatte Cromwell die

Die Seeschlacht vor der Themsemündung 1653. Gemälde von W. van de Velde. Rom, Palazzo Chigi

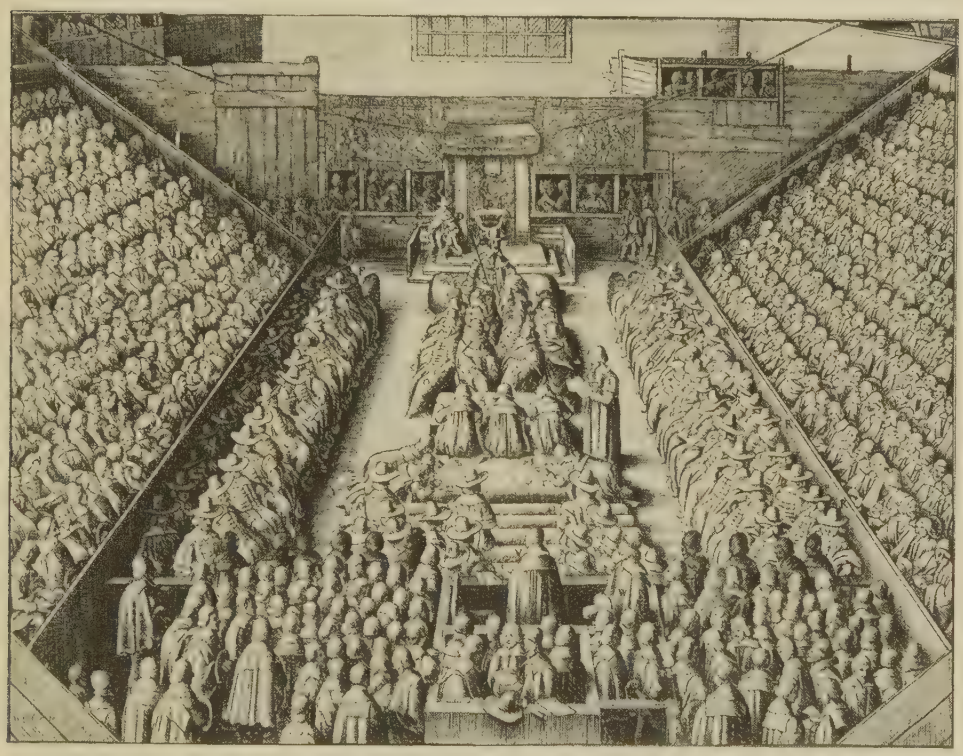
Königswürde angeboten, auch der Titel „Kaiser der britischen Inseln" wurde erwogen. Cromwell wies die Krone nur zögernd zurück, er mußte sie zurückweisen, weil das Heer nicht wollte.

Auch unter der neuen Verfassung ließ sich der Widerspruch zwischen Parlament und Militärdiktatur nicht überwinden. Cromwell mußte wiederum das Parlament auflösen. Bald darauf ist er, am 3. September 1658, gestorben. Er hatte kurz vor seinem Tode seinen schwachen und unfähigen Sohn Richard zum Nachfolger bestimmt. Der Übergang erfolgte zunächst reibungslos. Aber die Machtstellung des Protektorats ruhte auf den zwei Augen Cromwells; die innere Schwäche der Diktatur zeigte sich wie stets erst ganz beim Tode des Diktators. Der neue Protektor war kein Soldat, das Heer schob ihn beiseite. Nach kurzer Regierungstätigkeit dankte Richard Cromwell ab. Das Protektorat war beseitigt, zur Enttäuschung der Royalisten siegte zunächst die Republik; das Heer warf royalistische Aufstände nieder. Aber der Gegensatz zwischen dem neu berufenen „Rumpfparlament" und dem Heer führte jetzt nach Beseitigung des Protektorats zum offenen Kampf. Schließlich trieb das Heer das Parlament auseinander und versuchte noch einmal eine reine Militärherrschaft. Im Heer selbst fand sie jetzt ihren Bezwinger. Monk, der die Truppen in Schottland führte, rückte Anfang 1660 in England ein, die Militärherrschaft brach zusammen. Monk trat an die Spitze des Staates; er stellte das lange Parlament von 1640 wieder her. Alle im letzten Jahrzehnt ausgeschlossenen Mitglieder sollten ihren Sitz wieder einnehmen. Monk verhüllte seine Ziele vorsichtig, aber alles deutete auf royalistische Restauration. Neuwahlen zum Parlament, die zum ersten Male wieder ohne die Schotten stattfanden, ergaben eine erdrückend antipuritanische und royalistische Mehrheit. Die Wirren der letzten Jahre ließen alle früheren Klagen über die Stuarts in Vergessenheit geraten, Karl II. sagte Amnestie und Toleranz zu, und im Mai 1660 zog der Sohn des hingerichteten Königs unter größtem Jubel in die Hauptstadt ein.

Die Revolution war gescheitert. Die Niederlage des Königtums war Cromwells Werk gewesen; nicht zwei Jahre nach seinem Tode war ein Stuart wieder König von England. Allein Cromwells Verdienst war es gewesen, wenn im Kampf gegen links und rechts nach der Hinrichtung des Königs das Chaos durch die Schaffung einer staatlichen Autorität überwunden wurde. Aber dauernde Grundlagen einer neuen Verfassung vermochte er nicht zu schaffen. Das Problem, der Militärdiktatur die gesetzlichen Grundlagen zu geben und sie mit der parlamentarischen Gewalt zu verbinden, war nicht lösbar. Zehn Jahre hat Cromwell vergeblich damit gerungen, diesen inneren Widerspruch zu überwinden. Der radikale Bruch mit der Vergangenheit widersprach allen Traditionen der englischen Geschichte; Cromwell empfand das und hat immer wieder versucht, an die parlamentarischen Institutionen anzuknüpfen. Aber er war, wie jeder Diktator, abhängig von der Partei, die ihn zur Macht emporgetragen hatte.

Aber Cromwells Werk war trotz der Restauration der Stuarts nur äußerlich gescheitert. Die Mittelschichten, denen er selbst entstammte, bestimmten fortan das Schicksal der Nation; die führende Stellung der Krone war beseitigt, trotz der rückläufigen Bewegung in den drei Jahrzehnten neuer Herrschaft der Stuarts. Ein neuer Geist beseelte seit der Revolution das englische Volk; sie ist die Zeit, „in der unter heftigen Wehen der moderne Engländer geboren wurde". Die Größe der genialen Persönlichkeit Cromwells besteht

gerade darin, daß sein Wesen und seine Politik die lebendigen und zukunftsfähigen Kräfte seines Volkes verkörperte. Eine tiefe religiöse Gesinnung, die schon den jungen Cromwell zum leidenschaftlichen Puritaner machte, verband sich mit dem Realismus des Soldaten und Staatsmannes. Er hatte als Protektor die radikalen Sektierer, die vom „fünften Reich", dem englischen Weltreich, träumten, bekämpft. Aber der Geist, der sie beseelte, war sein Geist und wurde der des englischen Volkes. Wenn Cromwell in allen Wirren der Zeit sich die feste innere Geschlossenheit seiner Persönlichkeit bewahrte, so weil ihn der Glaube an die ihm von Gott aufgetragene politische Mission erfüllte. Größe und Macht Englands zu stärken, schien ihm ein Gott wohlgefälliges Werk, der Dienst für Gott und Nation fiel für ihn zusammen. Die oft mißverstandene und mißdeutete Verbindung einer höchst realen Machtpolitik mit tiefer religiöser Gesinnung, jener Glaube an den Weltberuf und die Weltmission des englischen Volkes, auf der die Weltstellung Englands erwuchs, findet ihren ersten großen Ausdruck in Cromwell. Er hat nach fast einem halben Jahrhundert außenpolitischer Schwäche sein Volk mit einem Schlage wieder in die Reihe der europäischen Großmächte emporgeführt. Vor allem aber beginnt erst mit ihm die Zeit, in der Seeherrschaft, Welthandel und Kolonialpolitik bestimmend für den englischen Staat wurden.



Eine Sitzung des Englischen Parlaments.
Kupferstich von Wenzel Hollar

Der Ausgang des spanisch-französischen Krieges (1657–1659)

Cromwell hatte dem englischen Volk den Weg seiner Zukunft gewiesen, aber sein Eingreifen gegen Spanien hat die Vormachtstellung Frankreichs in Europa begründen helfen; Englands Krieg gegen Spanien führte die Niederlage des alten Gegners herbei, aber der Sieg wurde zugunsten des Staates erfochten, der in Zukunft der gefährlichste Gegner englischer Machtpolitik in Europa und in den Kolonien werden sollte.

Frankreich allein hatte Spanien nicht niederwerfen können. Seine innere Lage blieb auch nach dem Ende der Fronde schwierig. Neben Mazarin wurde jetzt Fouquet, der Beherrscher der Finanzen, der mächtigste Mann des Staates. Sein Ehrgeiz und seine Habsucht nutzten die Notlage des Staates aus, und doch war er unentbehrlich, solange der Krieg dauerte. Aber Fouquets kühne Finanzoperationen vernichteten den Rest jeder finanziellen Ordnung. Kirchliche Wirren, die von der eine katholische Reform anstrebenden Bewegung der Jansenisten ausgingen, erschwerten die innere Lage und führten zu Gegensätzen auch in den Kreisen der Regierung und des Hofes. Unter dem Druck dieser Verhältnisse hatte Frankreich schon 1656 mit Spanien verhandelt. Erst das Offensivbündnis mit England im März 1657, dem der französisch-englische Freundschaftsvertrag von 1655 vorausgegangen war, gab Frankreich die Möglichkeit, den Krieg energisch fortzusetzen. Frankreich versprach, daß Dünkirchen nach der Eroberung England überlassen werden solle. Die Erfolge der englischen Flotte, Niederlagen der Spanier in Portugal und vor allem das Eingreifen englischer Truppen auf dem niederländischen Kriegsschauplatz entschieden den Krieg. Das französisch-englische Heer nahm 1658 eine Reihe flandrischer Plätze und schließlich Dünkirchen. Die militärische Niederlage zwang Spanien jetzt zum Frieden.

England behauptete mit Dünkirchen erneut einen Platz auf dem Festland und behielt in Amerika Jamaika. Aber der Tod Cromwells und der Sturz des Protektorats führten dazu, daß England bei den Friedensverhandlungen keine Rolle spielte und gegenüber Spanien der französischen Diplomatie freie Hand ließ. Aber Frankreich war nicht weniger kriegsmüde als Spanien, und von einem Diktieren des Friedens konnte keine Rede sein.

Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand die Frage einer spanisch-französischen Familienverbindung. Die Königin Anna wie Mazarin wünschten seit langem eine Vermählung des jungen Königs Ludwig XIV. mit der Tochter Philipps IV., Maria Theresia; schon vor 1648 hatte man darüber verhandelt. Die spanische Königin hatte keinen Sohn, und die Aussicht auf die Erbfolge in Spanien bildete für Frankreich einen Anreiz für den Heiratsplan. Aber gerade diese Möglichkeit ließ Spanien der Familienverbindung widerstreben. Die Geburt eines Thronfolgers im Jahre 1657 erleichterte Spanien das Eingehen auf den Heiratsplan. 1658 wurde die Heirat beschlossen, und ein Jahr später kam schließlich am 7. November 1659 an der spanisch-französischen Grenze der „Pyrenäenfriede" zustande.

Frankreich mußte viele Konzessionen machen. Condé wurde in seinem Besitz wieder hergestellt, Katalonien fallen gelassen, zahlreiche eroberte Gebiete wieder herausgegeben.

Frankreich gab auch Portugal preis, das aber 1668 in einem von England vermittelten Frieden seine Selbständigkeit behaupten konnte. Die italienische Machtstellung Spaniens wie der Besitz der Freigrafschaft Burgund blieb unangetastet; die Erwerbung der spanischen Niederlande war unmöglich. Aber überall im Nordosten wurde das französische Gebiet vorgeschoben; im Süden bildeten in Zukunft die Pyrenäen die „natürliche" Grenze. Spanien erkannte jetzt die Bedingungen des Friedens von 1648 an; vor allem bestätigte es damit den französischen Besitz im Elsaß. Auch Lothringen ließ Spanien jetzt fallen. Auf Grund der Bedingungen des Pyrenäenfriedens, der das Herzogtum Bar und die strategisch wichtigsten Plätze Lothringens Frankreich preisgab, schloß Frankreich 1661 einen Vertrag mit dem Herzog Karl, der gegen erneute Belehnung mit Bar in weiteren Abtretungen Frankreich eine unmittelbare Verbindung von Metz nach dem Elsaß gab. Damit war die Möglichkeit eines weiteren französischen Vorgehens im Elsaß geschaffen.

Der Pyrenäenfriede war wie der Westfälische ein Erschöpfungsfriede. Auf die Verwirklichung mancher Hoffnungen hatte man in Paris verzichten müssen, aber Spanien war endgültig niedergezwungen. Es schied aus der Reihe der großen Mächte aus, ja, es wurde im nächsten Zeitalter das Objekt der europäischen Politik. Frankreich hatte die spanisch-habsburgische Weltmacht bezwungen. Der Sieg kam weniger in dem zum Ausdruck, was 1659 erreicht wurde, als in den Zukunftsmöglichkeiten. Die spanisch-französische Heirat gab trotz ausdrücklichem Verzicht Maria Theresias auf Thronfolgeansprüche gewisse rechtliche Möglichkeiten, sie einst aufzunehmen; Frankreich war von vornherein entschlossen, sie auszunutzen. So leitete der Friede von 1659 schon über zu dem diplomatischen Kampf und dem langen Krieg, der in der nächsten Epoche der Frage der spanischen Erbfolge galt.

Mazarin starb am 9. März 1661; die Selbstherrschaft Ludwigs XIV. begann und mit ihr das Zeitalter französischer Vorherrschaft in Europa.

Vermählung Ludwigs XIV. mit Maria Theresia von Spanien 1660. Kupferstich nach Le Brun

Der nordische Krieg (1654—1660)

Im Jahre 1654, das den Krieg zwischen England und den Niederlanden beendete, brach, ausgelöst durch einen schwedischen Angriff auf Polen, ein neuer Krieg aus, der, sich immer weiter ausdehnend, schließlich den ganzen Nordosten Europas umfaßte und in den Schweden und Polen, Dänemark und die Niederlande, Rußland, der Kaiser, Brandenburg und Siebenbürgen verwickelt wurden; auch ganz Norddeutschland wurde erneut in Mitleidenschaft gezogen. Der nordische und der spanisch-französische Krieg standen nur in loser Berührung miteinander. Trotz starken diplomatischen Einwirkungen Frankreichs und Spaniens auf die im nordischen Krieg kämpfenden Mächte teilte sich Europa in zwei Kampffelder, vor allem dadurch, daß das Reich 1648 aus dem Krieg ausgeschieden war. Der nordische Krieg war vor allem ein Kampf um die Ostseeküsten und das maritime und handelspolitische Übergewicht in der Ostsee.

Schwedens außenpolitische Machtstellung war durch die inneren Verhältnisse geschwächt worden. Unter der Regierung Christines, der Tochter Gustav Adolfs, spielten Günstlinge eine Rolle, und der aristokratische Einfluß stieg. 1654 legte die erst 28jährige Christine die Krone nieder. Den schwedischen Thron bestieg ihr Vetter Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken als Karl X. Der neue König, damals 32jährig, war in Schweden aufgewachsen und hatte in den Jahren vor 1648 schwedische Truppen geführt. Unternehmungslustig und ehrgeizig, plante er neue Kämpfe, die auch innenpolitisch die Lage erleichtern konnten. Denn Schweden war nicht imstande, das aus Deutschland zurückgekommene Heer im eigenen Lande zu unterhalten. Karl nahm einen Angriff auf Polen in Aussicht, mit dem man immer noch nicht formell Frieden geschlossen hatte; der Waffenstillstand von 1635 galt allerdings 26 Jahre. Frankreich vermittelte zwischen Schweden und Polen und wollte die schwedischen Truppen gegen Habsburg wenden. Aber Karl war nicht geneigt, sich von Frankreichs Politik abhängig zu machen, und vor allem versprach die innen- und außenpolitische Lage Polens schnelle und reiche Erfolge.

Die polnischen Wasa hatten auch nach Sigismunds Tod (1632) das Streben nach dem schwedischen Thron nicht aufgegeben, aber der dynastisch bestimmten Politik der Wasa stand die wachsende Macht des Adels gegenüber. Sigismunds Nachfolger, Ladislaus, hatte eine höchst unstete Außenpolitik getrieben. Er starb 1648 und hinterließ seinem Nachfolger Johann Kasimir einen Aufstand der Kosaken, der sich bald zum Aufstand der gesamten Ukraine gegen die polnische Herrschaft erweiterte. Eine Verständigung war 1652 gescheitert, weil die Ausübung des „Liberum Veto“ durch ein einziges Mitglied des polnischen Reichstages vereitelte, daß der Vertrag Rechtskraft erhielt. 1654 verbanden sich die Kosaken mit Rußland, die Ukraine unterstellte sich dem Zaren. Rußland begann den Krieg gegen Polen, eroberte Smolensk und drang in Litauen ein. Trotz dieser Lage gab Johann Kasimir dem schwedischen König willkommenen Anlaß zum Angriff, indem er die Nachfolge der pfälzischen Linie auf dem schwedischen Thron nicht anerkannte. Karl X. begann den Krieg gegen Polen.

Ein schön new Lied
genannt Der

Teutsche Michel/ ꝛc.

Wider alle Sprachverderber/ Cortisanen/ Concipisten vnd Concellisten/ welche die alte teutsche Muttersprach mit allerley frembden/ Lateinischen/ Welschen/ Spannischen vnd Frantzösischen Wörtern so vielfältig vermischen/ verkehren vnd zerstehren/ daß Sie jhr selber nicht mehr gleich sihet/ vnd kaum halber kan erkant werden.

Im Thon: Wo kombt es häre/ daß zeitlich Ehre/ ꝛc.

1.

ICH teutscher Michel/ versteh schier nichel/
In meinem Vatterland/ es ist ein schand.
Man thut jetzt reden/ als wie die Schweden/
In meinem Vatterland/ pfuy dich der schand.
2. Fast jeder Schneider/ will jetzund leyder/
Der Sprach erfahren sein/ vnd red Latein:
Welsch vnd Frantzösisch/ halb Iponesisch/
Wann er ist voll vnd toll/ der grobe Knoll.
3. Der Knecht Matthies/ spricht bona dies/
Wann er gut morgen sagt/ vnd grüst die Magd:
Sie wend den Kragen thut ihm danckſagen/
Spricht Deo gratias/ Herr Hippocras.
4. Ihr frömme Teutschen/ man solt euch beutschen/
Daß ihr die Muttersprach/ so wenig acht.
Ihr liebe Herren/ das heißt nicht mehren/
Die sprach verkehren/ vnd zerstöhren/
5. Ihr thut alles mischen/ mit fäulen Fischen/
Vnd macht ein misch gemäsch/ ein wüste wösch:
Ein faulen Haffenkäß/ ein wunderseltzambs gfräß/
Ein gantzes A. B. C. Ich nicht versteh.
6. Was ist armiren/ was auisiren/
was avancieren/ was attaquiren/
Was approchiren/ archibusieren/
was arriuiren/ accordiren?
7. Was ist blocquiren/ was bastoniren/
Benedicieren/ blaterieren?
was blasphemiren/ was buccinieren/
was balsamieren/ blandiren?
8. Was ist campieren/ was cortesiren/
Contribuiren/ crepiren?
Was ist citiren/ was callopieren?
was convoyieren/ charschieren?

Was ist parlieren/ was perdonieren.
Parlamentieren/ possieren/
35. Was ist quartieren/ was quiesciren/
Qualificieren/ querieren?
Was quadruplicieren/ quadripartieren/
was querulieren/ cassieren?
36. Was sein retutten/ Höcht oder Rutten/
was sein statuten/ für Dutten?
Was sein recutten/ für alte Kutten/
was sein patuten für Flutten/
37. Was ist contento/ was fünff percento/
Was ist auff interim/ doch für ein Stimm/
Was hast basta/ ich mag nit fasta/
Ich wohn beim Sum̃uller/ trinck Wein für Bier.
38. Wo bleibt das Proviant/ ist keins mehr in dem
wer gibt vns dañ Viuers d' von Niuers? (Landt/
Commiß nimb hin vnd friß/ es ist ein guter Biß/
Seruitz ist gantz kein nitz/ schweig still ich schwitz.
39. Was ist der Hugenot? gar ein stoltze Krot;
wie besteht der Floriot? mit schand vnd spot/
Wer ist der Idiot/ ist er dein Patriot?
was ist Piscot für gsod/ ach lieber Gott.
40. Was ist regieren/ was retiriren
was recontrieren/ refreschieren?
Was ruinieren/ recommandieren:
was rebellieren/ reformierene
41. Was ist spedieren/ was straplezieren.
was succurieren secundieren?
Was scharmizieren/ was simulieren/
was fincerieren/ verführen.
42. Was ist Gran Duca/ was ist Baruça
wer ist der Admiral ein Futteral/
Wer ist der Gran Prior/ er geht gantz in malor/

9. Was ist Armada / was Estrada /
was palliſada/ſteggada?
Was iſt iſt intrada/was della ſpada/
was caualcada/prouada/
10. Wz iſt ein Gubernier/verkaufft er Merten Biter?
was iſt ein Commentant/für ein Trabant?
Was iſt Colonell/ein Müller oder Meel?
was iſt Major/ein news Stadthor?
11. Was iſt der Capitain/ein doller Goggelhan/
was iſt Cornet/ein faule Baurengreth?
Was ſeind denari/für Commiſſari?
wer iſt jhr adiutant/der Jud im Land.
12. Ey holla hoſka/was iſt parolla?
was Soldateſca/wer da/wer da?
Was iſt moſtrada/was ſalua guarda/
was iſt ſtandar/parlar/poz guter Jahr?
13. Was iſt artollerey/was iſt infanterey/
was iſt die caualleréy/was ein parthey?
Was iſt die harmonei/nur für ein Katzengſchrey/
was bringt die phantaſey/für ein conuoy.
14. Was iſt damnieren/was dubitiren/
Diſſimulieren/dominiren/
Was diſpenſiren/was diſcurriren/
was diffamiren/deſpectiren?
15. Was iſt erriren/was excuſiern/
Elaboriren/emendiren/
Was excludiren/examiniren/
Effectuiren/expediren?
16. Was iſt fundiren/fauoriſiren/
was factoriren/fallieren?
Was iſt florieren/fructificiren/
was iſt flangieren/floriren?
17 Wz iſt d Hauptquartier/ein fräſſigs wildes thier/
was iſt die Guarniſon/was ein ſquadron/
was iſt der gantze Armee/nur lauter ach vnd wey/
was iſt der Randefuß/ein Habermuß.
18. Wer iſt der Beluider/ein Schneyder oder ſcher/
Iſt dann Eſcurial/ein Schuſteraal?
Was iſt Conſtabel/poz Endteſchnabel/
was iſt parabel/für ein Gabel?
19. Wer ſeind die Dame krumb oder lahme/
wer ſeind die Caualier? oi oi monſieur.
Wer iſt der fauore? ich traw vnd glaub jhm nit/
Er hat ein böß credit/wie ein Bandit.
20. Wer iſt der Landerin/wer iſt der Signorſi/
was iſt die Gelery/guſy guſy.
Was iſt oy per ma ſey/iſt es ein Fuder Hey/
was perlamor de die/ja morgenfrüh.
21. Was iſt guſtiren/was gratuliren/
Gratificiren/goudiren?
Was iſt graſſieren/was gubernieren/
was galliſiren/glorieren?
22 Was iſt der Freſco/für ein Tudeſco/
wer iſt der Gentilhoum/Thorwächter zu Rom?
Was iſt der Tragoner/ein Königslohner/
Ein Munitioner/Parmaſoner?
23. Was iſt ein Officir/was ein Auanturier/
wer iſt der Ingenier/wer iſt Curtor?
Was iſt ein Paſſagier/was iſt ein foreſtier/
was iſt ein Curiſier? ein wilder Stier.
24. Was iſt condition/was amunition/
was reformation: confuſion?
Was iſt relation/was information/
was viſitation? Ich lauff darvon.
25. Was iſt Officiant/ein groſſer Elephant/
Iſt mit der furſant/dir auch verwant?
Was iſt Comediant/was hät er für ein ſchand/
was iſt ein Rebellant/für ein Bachant.
26. Was iſt logieren/was lamentieren/
was laboriren/was ledieren/
Was liceutiren/was liberiren/
was liquidiren/luſtrieren?
27. Was iſt Marſchieren/was meleſtieren/
was mantenieren/mundieren?
Was iſt mouſeren/was meritieren/
was mantenieren/mancieren?
28. Was iſt narrieren/was negotiren/
Notificieren/negieren?
Was nominiren/was negligieren/
Nobilieren/nocieren?
29. Was iſt ein Flotta/was iſt ein Brotta?
was iſt die allant/ein Baurentantz/
Was iſt doch ein Cabal/ein alte Kuh im ſtall?
Iſt dann der Jabelhanß/die Martinsganß.
30. Was iſt ein dignitet/iſt es die Morgenröth/
was iſt ein qualitet/ſag an Knoſpet/
Was iſt Commodidet/was die Neutralitet/
was ſey Ballet Trombet/ein Baur verſteht.
31. Wz iſt ein Traditor? ach bhür mich Gott darvor?
Iſt dann Buldron/deß Maiſter Hanſe Sohn.
Was ſein Baſloni/für gut Bugoni/
was ſan Buffoni? Narroni.
32. Was iſt alarm/alarm/ju ju daß Gott erbarm!
was iſt nur traffico/für Haberſtroh?
Was iſt die Liga/was ſiga/ſiga.
Olla putrida/fattiga?
33. Was iſt impreſa/wer gibt die ſpeſa.
was iſt Signor Patron/für ein ſpeon?
Was iſt Baggaſchi/was fouteraſchi/
was iſt ein Baſchi/guraſchi.
34. Was iſt ornieren/was obedieren/
was obſcuriren/offendieren?
43. Was iſt ein Pruniol/ein ſchöner Capriol/
was iſt das Viertiol/was Spaniol/
Was iſt Alteza/was iſt grandeza/
was iſt forteza/del meza/
44. Was iſt ein Pannatel/iſt es ein Schriffterel/
was iſt der cerebel/nur für ein Gſell/
Was iſt der Mirabel/ein junges Lämble Fehl?
was iſt der Dilledell für ein Rebell?
45. Was iſt ein Marcepan/ein Hennen oder Han/
was iſt Grobian/doch für ein Gſpan?
Was iſt ein Buſican/was iſt ein Carpezan/
was iſt ein Pariſan/für ein Phaſan?
46. was iſt taxiren/was traficieren/
Temporiſieren/torquiren?
Was transferieren/tumulcuiren?
was tranſigiren/tentieren?
47. Was ein Potentat/Prælat vnd Deputat
was iſt ein Panlauat/für ein Salat?
Was iſt ein baſtonat/was iſt ein Aduocat/
was Commiſſaria? gſegen Gott das Bad.
48 Was iſt jhr Eminentz/was jhr Magnificentz/
was iſt jhr Excellentz/was iſt Licentz?
Was iſt obedientz/was iſt correſpondentz/
was iſt plenipotentz boz beſtetrentz.
49. Was iſt allegrament/Patent vnd mancament/
was iſt retranchiment/was malcontent:
Wer iſt der Præſident/boz hundert tauſen ſchendt/
Vollend dein blodertment/vnd mach ein endt.
50. Habt jhr verſtanden mit Spott vnd ſchanden/
wie man die Sprach verkehrt/vnd gantz zerſtöret?
Ich teutſcher Michel/verſteh ſchier nichel/
In meinem Vatterland/es iſt ein ſchand.

Getruckt im Jahr da die teutſch Sprach verderbt war/ 1642.

Flugblatt gegen die Sprachverderbnis während des Dreißigjährigen Krieges
Berlin, Staatsbibliothek

In raschem Siegeszug eroberten die Schweden Dünaburg, Warschau und Krakau; der Adel trat vielfach auf ihre Seite. Die Russen nahmen Wilna, Kowno und Grodno, die Kosaken Lublin. Johann Kasimir flüchtete nach Schlesien, der polnische Staat schien vor den vereinigten Angriffen Schwedens und Rußlands zusammenzubrechen, Karl X. dachte bereits an seine Aufteilung. Aber Schweden und Rußland waren die schärfsten Gegner. Karls Angriff auf Polen war zugleich eine „Sicherungsmaßnahme gegen Rußland" und dessen Vordringen gegen die Ostseeküste.

Die großen schwedischen Siege führten zu höchst lebhafter diplomatischer Tätigkeit der anderen europäischen Mächte, die eine so starke Verschiebung der Machtlage nicht zulassen wollten. Österreich lehnte ein offenes Eingreifen ab, aber es trat diplomatisch für Polen ein. Die Niederlande schickten zum Schutz ihrer handelspolitischen Interessen in den preußischen Küstenplätzen eine Flotte in die Ostsee. Brandenburg war nach den schwedischen Erfolgen, die seine preußischen Gebiete bedrohten, in eine höchst schwierige Lage gekommen. Der Große Kurfürst verstärkte seine Rüstungen und entfaltete eine umfassende diplomatische Tätigkeit. Er war nicht gewillt, sich an den polnischen „Lehnsherrn" zu binden. Aber seine Verhandlungen mit Schweden, in denen neben der Forderung der Souveränität für Ostpreußen auch der Gedanke großer Eroberungen und einer Teilung Polens, die die Neumark unmittelbar mit Preußen verbunden hätte, eine Rolle spielte, scheiterten zum Teil durch das Zögern der brandenburgischen Politik, die gleichzeitig mit den Niederlanden verhandelte. Der mit diesen abgeschlossene Defensivvertrag bot aber nur wenig Rückhalt; der Druck der Übermacht Schwedens zwang den Großen Kurfürsten, die schwedische Oberhoheit über Ostpreußen an Stelle der polnischen im Königsberger Vertrag vom Januar 1656 anzuerkennen. An der Stelle des 1655 möglichen Bündnisses bedeutete der Vertrag fast die Unterwerfung unter die schwedische Politik.

Inzwischen hatte Rußland sich mit Polen verständigt und den Kampf gegen Schweden begonnen. In Polen wandte sich eine nationale und eine katholische Gegenbewegung gegen den schwedischen Eroberer; Johann Kasimir kehrte zurück, und die Lage des schwedischen Heeres, das Warschau verlor, wurde immer ungünstiger. Brandenburg trat jetzt als Bundesgenosse auf die schwedische Seite. Im Offensivbündnis von Marienburg vom Juni 1656 versprach Schweden die Überlassung eines großen Teiles seiner freilich sehr gefährdeten polnischen Eroberungen. In der dreitägigen Schlacht bei Warschau schlugen Karl X. und der Große Kurfürst das weit stärkere polnische Heer. Diese Schlacht war die „Geburtsstunde des brandenburg-preußischen Heeres". Der Sieg bewies die Überlegenheit des modernen stehenden Heeres, aber seine strategischen und politischen Folgen blieben gering. Die Lage wurde für Polen immer günstiger. Österreich schloß mit ihm einen Vertrag, die Russen überfluteten die Ostseeprovinzen und nahmen Dorpat, Riga und Dünaburg. Die Polen selbst stießen nach Preußen vor. Karl und der Große Kurfürst wurden so in die Defensive gedrängt. Die brandenburgischen Gebiete waren schwer bedroht. Aber der Große Kurfürst blieb auf der Seite der Schweden, die ihm Ende 1656 in Labiau unter dem Druck der Lage die Souveränität für Ostpreußen zugestehen mußten.

Die Notlage Schwedens veranlaßte seinen alten „Erbfeind" Dänemark, das den Frieden von Brömsebro nicht vergessen hatte, zum Eingreifen. Friedrich III., der 1648 Christian IV. gefolgt war, erklärte, angetrieben von den Niederlanden, vom Kaiser und

auch von Spanien, im Mai 1657 den Schweden den Krieg. Dänemarks Operationen richteten sich gegen das Herzogtum Bremen und unmittelbar gegen schwedisches Gebiet. Österreich sandte, noch ohne offen in den Krieg einzugreifen, ein Hilfskorps nach Polen, wo die Schweden Krakau verloren; Siebenbürgen, das in den Kampf eingetreten war, wurde zum Frieden gezwungen. Karl X. wandte sich gegen Dänemark, wodurch Polen freie Hand auf dem östlichen Kriegsschauplatz bekam und Brandenburg bedrohte. Durch Österreich vermittelt, kam im September 1657 der Vertrag von Wehlau zustande, in dem jetzt auch Polen die Souveränität in Ostpreußen zusagte. Ein schwedisch-englisches Bündnis war an der Forderung Cromwells gescheitert, England das Herzogtum Bremen als Pfand zu überlassen, und als Schweden 1657 zu dieser Bedingung bereit war, war England durch den spanischen Krieg anderweitig beschäftigt.

Schweden war isoliert, aber während die antischwedische Koalition militärisch ziemlich untätig war, vor allem infolge des Zögerns Österreichs, warf Karl X. in einem glänzenden und schnellen Winterfeldzug den dänischen Gegner nieder. Er vertrieb die Dänen aus dem Herzogtum Bremen, Schleswig-Holstein und Jütland, marschierte über den zugefrorenen Kleinen Belt auf die dänischen Inseln und zwang, trotz zahlenmäßiger Schwäche seines Heeres, durch Bedrohung Kopenhagens Dänemark am 27. Februar 1658 zum Frieden von Roeskilde. Die bisher dänischen Gebiete im Süden des heutigen Schwedens wurden abgetreten, daneben die Insel Bornholm und mit Drontheim ein „Fenster Schwedens" an der Nordsee. Außerdem erhielt Schweden die Zollfreiheit im Sund.

Im Februar 1658 schlossen Brandenburg und Österreich ein Bündnis, dem Polen beitrat. Brandenburg war damit offen auf die antischwedische Seite getreten, aber Österreich verhinderte noch immer ein energisches Vorgehen. Karl dachte zeitweise daran, sich mit Polen und Rußland zu verständigen, um vor allem gegen den Kaiser zu kämpfen. Aber er wandte sich plötzlich erneut gegen Dänemark, das mit den Niederlanden verhandelte, erklärte den Frieden von Roeskilde für ungültig und plante, ein einheitliches, von Schweden beherrschtes Skandinavien zu schaffen. Er landete auf Seeland, aber — anders als im Winterfeldzug 1657/58 — er versäumte eine schnelle militärische Entscheidung und begann verspätet die Belagerung von Kopenhagen. Die Niederlande, die vor 1648 meist auf der Seite Schwedens gegen Dänemark gestanden hatten, fühlten sich vor allem nach Roeskilde durch das schwedische Übergewicht in der Ostsee bedroht. Ihre Flotte entsetzte im November 1658 Kopenhagen von der Seeseite, wodurch ein Erfolg der Belagerung zu Lande fast aussichtslos wurde. In Drontheim und Bornholm riß sich die Bevölkerung von der schwedischen Herrschaft los. Rußland schloß allerdings im Dezember 1658 einen Waffenstillstand mit Schweden, aber seit dem Herbst 1658 hatte der Große Kurfürst an der Spitze eines brandenburgisch-österreichisch-polnischen Heeres die Schweden vom dänischen Festland vertrieben und war nach Alsen übergesetzt. Ein Generalsturm Karls X. auf Kopenhagen war im Februar 1659 gescheitert; aber von den dänischen Inseln konnten ihn die Gegner nicht vertreiben, da ihnen eine Flotte fehlte, denn die Niederlande wünschten keine volle Niederlage Schwedens und blieben untätig, zumal eine englische Flotte in den Sund eingelaufen war, die der niederländischen die Waage hielt.

Im Mai 1659 schlossen sich Frankreich, England und die Niederlande im „Haager Konzert" zusammen, um den Frieden im Norden herbeizuführen. Die antiösterreichische

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst.
Zeichnung von M. Merian. München, Kupferstichkabinett

Richtung dieser Vermittlung trieb jetzt den Kaiser, der seit der Kaiserwahl vom Juli 1658 freiere Hand hatte, zu größerer Aktivität an. Er schloß mit Dänemark ein formelles Kriegsbündnis gegen Schweden, dem auch Brandenburg beitreten mußte. Die Schweden wurden aus dem größten Teil Pommerns, Preußens und Kurlands vertrieben, Stettin wurde belagert. Nach dem Sturz des Protektorats verließ die englische Flotte den Sund, England näherte sich den Niederlanden. Deren Flotte setzte darauf die Truppen der antischwedischen Koalition nach Fünen über; das dort stehende schwedische Heer, die Kerntruppe Karls, wurde im November 1659 bei Nyborg vernichtet.

Die bevorstehende Beendigung des spanisch-französischen Krieges machte sich immer stärker bemerkbar. Frankreich bekam jetzt freie Hand und trat mit großer Entschiedenheit für Schweden ein. Es warf wegen des Angriffes auf Pommern Österreich und Brandenburg die Verletzung des Westfälischen Friedens vor, den die französische Diplomatie als ein „noli me tangere" behandelte. Polen war kriegsmüde und Österreich nie kriegslustig gewesen; Brandenburg konnte allein nicht weiter kämpfen. Unter französischer Leitung begannen Ende 1659 die Friedensverhandlungen in Oliva.

Der Frieden von Oliva vom Mai 1660 stellte im Osten im wesentlichen den status quo ante wieder her. Polen verzichtete formell auf Livland, Estland und Ösel. Johann Kasimir entsagte allen Ansprüchen auf den schwedischen Thron. Schweden räumte dafür Westpreußen und Kurland, und Brandenburg erhielt die internationale Anerkennung der Souveränität in Ostpreußen, daneben geringe Gebietsvergrößerung, mußte aber wiederum auf das heiß erstrebte Vorpommern verzichten. Die Verhandlungen zwischen Schweden und Dänemark waren auf französischen Wunsch abgetrennt worden. Der Kopenhagener Friede vom Juni 1660 gab Dänemark Drontheim und Bornholm zurück, während Schweden sonst die Bedingungen von Roeskilde behaupten konnte. Die Ostsee wurde jetzt allen Flotten geöffnet. Erst im Jahre 1661 folgte zu Kardis der Frieden zwischen Russen und Schweden. Rußland gab seine Eroberungen in Livland und Estland heraus. Im Waffenstillstand mit Polen, der erst 1667 abgeschlossen wurde, konnte Rußland einen großen Teil seiner polnischen Eroberungen behaupten, vor allem Smolensk. Die Ukraine wurde geteilt, das Gebiet links des Dnjepr blieb bei Rußland.

Karl X., der vor dem Abschluß des Friedens im Februar 1660 gestorben war, hatte die weitgespannten Ziele nicht erreichen können, mit denen er den Krieg begann. Aber er hatte Schweden die natürlichen Grenzen in Skandinavien gewonnen. Der durch den Frieden von 1660 geschaffene Zustand blieb im allgemeinen bis 1814 erhalten. Aber es bewies die Schwäche der Großmachtstellung Schwedens, daß es seine Erfolge gegen Dänemark und seine deutsche Machtstellung nur durch das diplomatische Eingreifen Frankreichs hatte behaupten können. Brandenburg hatte dank der Persönlichkeit des Großen Kurfürsten und der von ihm begonnenen inneren Reformen, aber auch infolge seiner geographischen Lage, sich schon damals auch in der europäischen Politik eine Stellung geschaffen, die die der übrigen deutschen Staaten überragte. Die Erringung der Souveränität in Ostpreußen trug zur Stärkung seiner europäischen Bedeutung bei, andererseits hatten der Verlauf des Krieges und der Zwang zu einer selbst für den politischen Brauch jener Zeit überaus wechselreichen Politik die Grenzen gezeigt, die einem deutschen Einzelstaat selbst unter großer Führung gesetzt waren. Polens Stellung als Großmacht im Osten war zu Ende, nur die Eifersucht der Sieger und das Eingreifen der anderen Mächte hatten es vor der Zerschlagung bewahrt. Der französische Einfluß trat an die Stelle des bisher in Warschau herrschenden Österreichs. Der Ausgang des nordischen Krieges zeigte die wachsende Machtstellung Frankreichs und das Sinken der Stellung Habsburgs, das jetzt im Osten auch durch die nach langer Zeit der Ruhe wieder auftauchende türkische Gefahr bedroht wurde.

Die Türken standen seit 1645 mit Venedig im Kriege, der vor allem um den Besitz von Kreta geführt wurde. 1656 hatten die Venezianer große Erfolge errungen, aber die innere Erstarkung der Türkei führte nicht nur zu einem Rückschlag zuungunsten der Venezianer im östlichen Mittelmeer, die Türken begannen den Angriff auch auf dem Festland, wo sie 1660 Siebenbürgen niederwarfen und Großwardein nahmen. Eine neue Zeit der Türkenkriege begann. Österreich wurde im Osten von den Türken, im Westen von Frankreich bedroht; schon 1660 war die Lage vorhanden, die eine wesentliche Voraussetzung der Vormachtstellung Frankreichs unter Ludwig XIV. bedeutete. Auch im Reich hatte sich Frankreich inzwischen wachsenden Machteinfluß geschaffen.

Erbhuldigung der Stände vor dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 1663, im Schloß zu Königsberg i. Pr.
Kupferstich von Bartsch nach Gercke

Kaiserwahl und Rheinbund (1654—1658)

Der Tod des Kaisersohnes Ferdinand IV. im Juli 1654 hatte die Nachfolgefrage im Reich wieder aufgeworfen, und da starke deutsche wie ausländische Einflüsse einem habsburgischen Kaisertum entgegenwirkten, zog sich die Lösung jahrelang hin. Diese Lage erklärt mit die Zurückhaltung Österreichs im nordischen Krieg. Im Reich versuchte Brandenburg, unter dem Einfluß Waldecks, der auch der Vertreter des Anschlusses an Schweden war, eine scharfe antihabsburgische Bündnispolitik, die aber trotz allen großen Entwürfen über Ansätze nicht hinauskam. Waldeck plante eine Zeitlang ein Eingreifen Brandenburgs auf seiten Frankreichs gegen Spanien, das Brandenburg den Gewinn der Jülich-Kleveschen Lande bringen sollte. 1656 wurde ein Bündnis zwischen Frankreich und Brandenburg geschlossen, aber die Entwicklung des nordischen Krieges nötigte den Großen Kurfürsten, seine Kraft im Osten und nicht im Westen einzusetzen.

Die österreichische Diplomatie begann sofort nach dem Tode Ferdinands IV. für die Königswahl seines Bruders Leopold zu arbeiten, aber Brandenburg, ebenso wie Frankreich und Schweden wollten Habsburg vom Kaisertum ausschließen, ihr Kandidat war in erster Linie der Kurfürst von Baiern, Ferdinand Maria. In München hat man lange geschwankt, ob man die Kandidatur annehmen solle oder nicht. Österreichische und französische Einflüsse kämpften gegeneinander, auch in der Familie des Kurfürsten. Ferdinand Maria besaß nicht die starke Kraft der Persönlichkeit seines Vaters Maximilian; er wußte, daß sein Land des Friedens und der Ruhe bedurfte, und die Annahme der Kandidatur wäre gleichbedeutend mit langem und schwerem Kampf gegen Habsburg gewesen. So entschied sich der Kurfürst schließlich gegen die Kandidatur; vom Standpunkt Baierns war diese Entscheidung politisch richtig. Die Wahl des bairischen Kurfürsten zum Kaiser wäre bei der Stimmung der Mehrheit der Kurfürsten wohl durchzusetzen gewesen, wenn Baiern wirklich zugriff. Aber Baierns Macht war zu gering, um die Kaiserwürde zu behaupten, und nur die Unterstützung durch das Ausland hätte einem Wittelsbacher Kaisertum ein Scheindasein fristen können. Mit der Ablehnung Baierns war der einzige ernsthafte antihabsburgische Kandidat beseitigt. Aber ehe die Nachfolgefrage geregelt war, starb Ferdinand III. im April 1657. Ein „Interregnum" von 15 Monaten folgte.

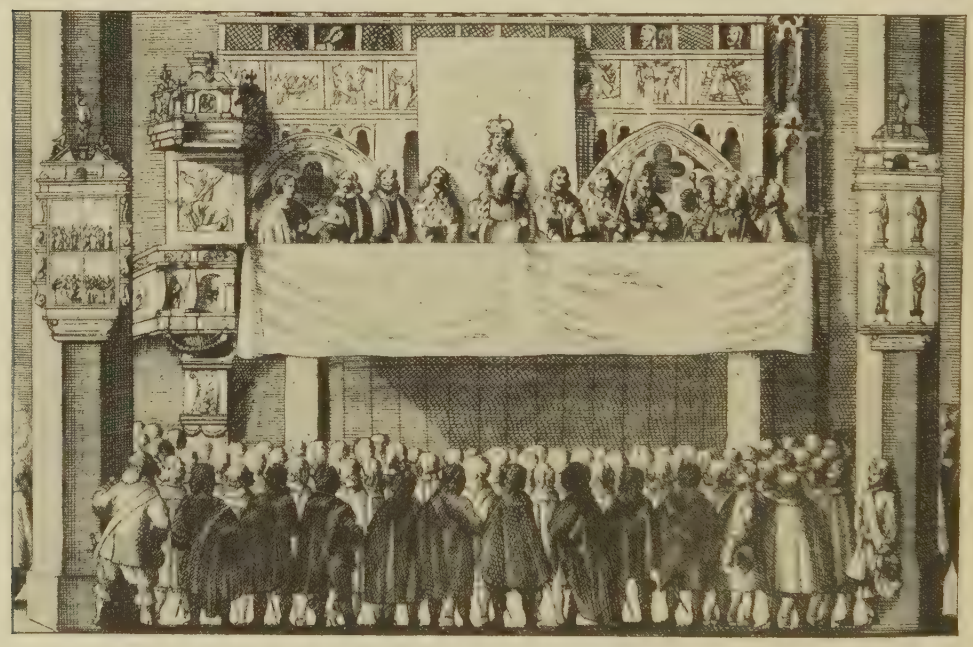
Eine ernsthafte Gefährdung der habsburgischen Kaiserwürde war aber nach dem Ausscheiden Baierns nicht mehr zu befürchten. Seit dem Sommer 1657 wußte man in Wien, daß Baiern eine Kandidatur nicht annehmen und Österreich unterstützen werde. Der Verlauf des nordischen Krieges führte außerdem auch Brandenburg wieder auf die Seite Österreichs. Frankreich und Schweden arbeiteten noch weiter gegen die Erneuerung des habsburgischen Kaisertums; die Unterstützung, die Österreich indirekt Spanien gewährte, bestärkte natürlich die französische Politik in dieser Absicht. Man hoffte, den bairischen Kurfürsten noch umzustimmen. An zweiter Stelle dachte man an Pfalz-Neuburg; auch der Plan, den französischen König Ludwig XIV. zum Kaiser wählen zu lassen, tauchte auf. Er war aussichtslos und wurde auch nicht allzu ernsthaft verfolgt.

Hauptziel war nicht ein französisches Kaisertum, sondern die Ausschließung Habsburgs. Als dieser Plan unerreichbar wurde, hat die französische Politik mit mehr Erfolg und in Fortführung der schon in Münster verfolgten Tendenz danach gestrebt, die Stellung des Kaisertums noch mehr zu schwächen und einem neuen habsburgischen Kaiser vor der Wahl starke Fesseln anzulegen. Hierbei fand Frankreich Unterstützung im Reich, besonders bei den geistlichen Kurfürsten. Ihre Führung übernahm jetzt der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn. Politisch klug und von starkem Ehrgeiz beseelt, hoffte er an der Spitze des Kurkollegs neben einem geschwächten Kaisertum eine große Rolle spielen zu können. Er wollte dem Reich den Frieden sichern und eine Art „Bund der Mittelstaaten" beider Konfessionen schaffen. Johann Philipps Pläne hatten eine gewisse Verwandtschaft mit den Reichsreformentwürfen um 1500, bei denen einer seiner Vorgänger ebenfalls eine führende Rolle gespielt hatte, und zugleich enthielt seine Politik gewisse Ansätze zu der Haltung der deutschen Mittelstaaten im 19. Jahrhundert. Eine wirkliche Reform des Reiches bedeuteten die Pläne Johann Philipps nicht; sie war bei der Lage des Reiches unmöglich. So führte seine Politik tatsächlich nur zu einer weiteren Schwächung der kaiserlichen Stellung. Als Vorbedingung der Wahl Leopolds forderte Johann Philipp zunächst den Abschluß des spanisch-französischen Krieges. Selbst den aussichtslosen Gedanken der Vermittlung des Friedens durch das Kurkolleg hat er eine Weile verfolgt. Schließlich beschränkten sich die Verhandlungen auf den üblichen Kampf um die Wahlkapitulation. Frankreich, mit dem der Mainzer stets in Beziehungen gestanden hatte, verlangte eine Garantie gegen weitere Unterstützung Spaniens durch den Kaiser. Sachsen, Baiern, Trier waren dagegen, Köln, Mainz und die Pfalz in antiösterreichischer Stellungnahme dafür. Den Ausschlag gab Brandenburg, das trotz seines Zusammengehens mit dem Kaiser gegen Schweden Grund hatte, mit der Wiener Politik unzufrieden zu sein, und stark unter dem Druck der drohenden Haltung der französischen Diplomatie stand. Der sogenannte „Assistenzartikel" der Wahlkapitulation wurde formell dadurch abgeschwächt, daß auch Frankreich die Feinde des Kaisers nicht unterstützen sollte; aber politische Bedeutung hatte nur die Zusage des Kaisers, Spanien nicht mehr zu unterstützen. Auf den Ausgang des spanischen Krieges hat der „Assistenzartikel" kaum noch Bedeutung gehabt. Aber indem Österreich ihn annahm, war die außenpolitische Einheit der beiden Linien Habsburgs endgültig zerrissen, nachdem sie trotz den Bestimmungen von 1648 noch ein Jahrzehnt im geheimen bestanden hatte.

Nach der Einigung über den „Assistenzartikel" wurde am 18. Juli 1658 Leopold I. zum Kaiser gewählt. Vier Wochen später entstand der Rheinbund. Er war das Ergebnis der seit 1651 die mächtigeren Reichsstände beschäftigenden Bündnisbestrebungen. Dem Bund der rheinischen Kreise vom Jahre 1654 war 1655 auch Mainz beigetreten; Johann Philipp nahm in ihm sofort die führende Stellung ein. Der Bund bot ihm schon bei der Kaiserwahl den Rückhalt für seine „Kurerzkanzlerpolitik". Aber die Verhandlungen über Ausdehnung des Bundes, vor allem durch Zusammenschluß mit der Hildesheimer Allianz, waren höchst schwierig. Vornehmlich störte der Gegensatz zwischen Schweden und Brandenburg. Frankreich zeigte erst nach der Kaiserwahl Interesse für diese Bestrebungen, die die Durchführung der Bestimmungen der Wahlkapitulation sichern sollten. Nach letzten schwierigen Verhandlungen, die alle Unklarheiten und Gegensätze noch nicht beseitigten,

wurde am 15. August 1658 der Rheinbund geschlossen, im wesentlichen von den rheinischen Kurfürsten und Fürsten und den größeren niedersächsischen Ständen. Brandenburg war ausgeschieden, da man Schweden bzw. Bremen-Verden aufnahm. Die Entscheidung für Schweden und gegen Brandenburg zeigte die Frankreich freundliche Tendenz, und am Tage nach der Unterzeichnung trat Frankreich bei.

Der Rheinbund nannte sich ein Verteidigungsbündnis für drei Jahre. Er erleichterte die Lage Schwedens in den letzten gefahrvollen Jahren des nordischen Krieges; die Aufnahme Pommerns hatte man freilich nicht durchsetzen können, aber Bremen und Verden wurden vor Angriffen gesichert, und die Haltung des Rheinbundes begünstigte Schweden auch bei den Friedensverhandlungen. Vor allem stärkte er den französischen Einfluß im Reich. Die Fürsten, die ihn schlossen, glaubten dabei durchaus im Interesse des Reichs zu handeln. Wie England die Franzosen im Kampf gegen den alten spanischen Gegner unterstützte, so standen auch die deutschen Fürsten noch unter dem Eindruck der alten Machtstellung Spaniens und seines Einflusses in Wien und im Reich. Von Habsburg, nicht von Frankreich befürchtete man die Gefährdung des Friedens. Nur durch den Zusammenschluß deutscher Fürsten mit Frankreich glaubte man der Gefahr entgehen zu können, daß Deutschland erneut in den Krieg hineingezogen werde. Man unterschätzte die Machtstellung Frankreichs, das noch immer im Krieg gegen Spanien stand und dessen innere Schwierigkeiten in den Zeiten der Fronde man gerade am Rhein deutlich gesehen hatte. Man glaubte deshalb auch, im Bunde mit Frankreich eine unabhängige Stellung behaupten zu können. Die Rechnung trog, denn die große Zeit Spaniens war vorbei, und das Zeitalter französischer Vormacht hatte begonnen.



Leopold I. wird am 16. Juli 1659 in Frankfurt a. M. zum Deutschen Kaiser proklamiert. Kupferstich im Theatrum Europaeum

Propyläen-Weltgeschichte

EUROPA UM DA

KGR. SCHWEDEN
Kalmar
Öland
Helsingborg
Malmö
Ystad
Bornholm (Dän.)
Ostsee
Kurland
Libau
Memel
Upita
Dünaburg
Düna
Polozk
Witebsk
Smolensk
Kaluga
RUSS. REICH
Tauroggen
Tilsit
Kowno
Wilia
Wilna
Wileika
Litauen
Königsberg
Hzm.
Lyck
Mohilew
Minsk
Njemen
Grodno
Nowogrodek
Beresina
Dnjepr
Gomel
Sewerien
Desna
Nowgorod-Sjewersk
Brjansk
Orel
Stolp
Danzig
Kolberg
Marienburg
Preußen
Tannenberg
Graudenz
Thorn
Hinterpommern
Pommern
Stettin
Bialystok
Tschernigow
Bromberg
Plock
Gnesen
Weichsel
Warschau
Siedlce
Brest-Litowsk
Pinsk
Pripet
Njeschin
Kfstm. Brandenburg
Berlin
Küstrin
Posen
Warthe
KGR. POLEN
Radom
Lublin
Bug
Goryn
Owrutsch
Kiew
Perejaslaw
Kottbus
Glogau
Kalisch
Breslau
Sandomierz
Zamosc
Luzk
Ostrog
Schitomir
Ukraine
Sachsen
Dresden
Brieg
Czenstochau
San
Brody
Berditschew
Dnjepr
Schlesien
Oder
Tarnow
Glatz
Krakau
Lemberg
Tarnopol
Podolien
Targowitza
Bar
Eger
Prag
Böhmen
Troppau
Olmütz
Bielitz
Neumarkt
Przemysl
Rot-Rußland
Stanislawow
Kamenez
Kolomea
Chotin
Dnjestr
Balta
Mgft. Mähren
Brünn
Käsmark
Kaschau
Munkatsch
Jedisan
Regensbg.
Pfalz
Budweis
Waag
Schemnitz
FSTM. SIEBENBÜRGEN
Theiß
Czernowitz
Bessarabien
Pruth
Bender
Otschakow
Erzhm. Österr.
Preßbg.
Wien
München
Linz
Enns
Komorn
Erlau
Debreczin
Jassy
Sereth
Moldau
Salzburg
Raab
Ofen
Pest
Großwardein
Graz
Körös
Klausenbg.
Marburg
Tirol
Kärnten
Szegedin
Maros
Arad
Hermannstadt
Kronstadt
Fokschan
Galatz
Klagenfurt
Laibach
Udine
Fünfkirchen
Drau
Temeschburg
Braila
Görz
Hzm. Krain
Agram
Zombor
Esseg
Slawonien
Brod
Neusatz
Banat
Tirgowischt
Alt
Walachei
Bukarest
Triest
Venedig
Sau
Schabatz
Belgrad
Orsova
Silistria
Rustschuk
Dobrudscha
Pola
Zengg
Banjaluka
Serbien
Krajova
Widin
Donau
Schwarzes Meer
Ravenna
Zara
Bosnien
Morawa
Isker
Bulgarien
Schumla
Warna
Rep. S. Marino
Urbino
Ancona
Sarajewo
Nisch
Sofia
Burgas
Spalato
Herzegowina
Mostar
Drina
Adriatisches Meer
Philippopel
Midia
Bosporus
Perugia
Ragusa
Rep. Ragusa
Cetinje
Üsküb
Struma
Rumelien
Adrianopel
Konstantinopel
Skutari
Teramo
Chieti
Cattaro (z. Ven.)
Wardar
Maritza
Marmara M.
Rom
KGR. NEAPEL
Manfredonia
Pontecorvo
Benevent
Durazzo
Bitolia
Salonki
Seres
Thasos
Gallipoli
Dardanellen
Brussa
Neapel
Bari
Brindisi
Valona
Albanien
Lemnos
Anatolien
Salerno
Policastro
Tarent
Otranto
Janina
Larissa
Mytilini
Chios
Gedis
Smyrna
Korfu
Parga
Prevesa
Vonitza
Euböa
Tschesme
Livadien
Athen
Samos
Menderes
Cosenza
Catanzaro
Liparische In.
Ionische In. (zu Venedig)
Kephalonia
Patras
Korinth
Morea
Naxos
Messina
Reggio
Palermo
Trapani
Zante
Arkadia
Mistra
Ägäisches Meer
KGR. SIZILIEN
Catania
Girgenti
Syrakus
Modica
Santorin
Rhodos
Pantellaria
Cerigo (z. Vened.)
Kreta
Canea
Candia
Meer
Malta
La Valetta
(Besitz d. Johanniterordens)
15°
20°
25°
30°
35°
50°
40°
35°
GW

S JAHR 1660

Weinmarkt und Kaufhaus von Straßburg. Kupferstich von Wenzel Hollar

Staat und Kultur im Zeitalter der europäischen Kriege

Der Niedergang der Weltstellung Spanien-Habsburgs und der Aufstieg Frankreichs zur europäischen Vormacht war das eigentliche Ergebnis der europäischen Kriege von 1618—1660. Im Zusammenhang damit stand manche andere Verschiebung der europäischen Lage. Im Osten verlor Polen, im Norden Dänemark die führende Stellung. An ihren Platz trat Schweden, aber schon der „Dreißigjährige Krieg" und noch mehr der nordische hatten gezeigt, daß Schweden zu schwach war, um die neue Großmachtstellung aus eigener Kraft zu behaupten. Die frühere Macht des alten dänischen Erbfeindes war beseitigt, aber die wachsende Bedeutung Brandenburgs bedrohte den pommerschen Besitz Schwedens, und im Osten begann Rußland, die nordöstliche Großmacht der Zukunft, seinen Aufstieg. Deutschland sollte jetzt stärker als je und noch mehr als Italien das Objekt der kommenden europäischen Kämpfe werden. Österreichs Einfluß im Reich war im Zusammenhang mit dem Sinken der Gesamtmacht des Hauses Habsburg entscheidend geschwächt worden. Aber während Spanien eine Macht zweiter Größe wurde, führte der „Dreißigjährige Krieg" zu einer sich freilich seit langem vorbereitenden Umbildung der österreichischen Stellung, die eher eine Stärkung als eine Schwächung bedeutete. Ein selbständiger österreichischer Staat begann zu entstehen; er löste sich im wachsendem Maße vom Reich ab und wurde zur Großmacht im Südosten Europas.

Das Schwergewicht des europäischen Staatensystems blieb im Westen. Cromwell hatte der Großmachtstellung Englands ihre bleibenden Grundlagen geschaffen, trotz Zeiten neuer Schwäche, die der Restauration der Stuarts folgten. Auch die Niederlande waren im Befreiungskampf gegen Spanien zur Großmacht emporgewachsen. Aber die natürliche Grundlage ihrer Machtstellung war ähnlich schwach wie die Schwedens. Die Niederlage im englischen Krieg hat ihre wirtschaftliche Übermacht zunächst noch nicht getroffen; noch am Ende des Jahrhunderts war die niederländische Handelsflotte doppelt so stark wie die Englands, Frankreichs und Deutschlands zusammen. Aber diese wirtschaftliche

Machtstellung der Niederlande beruhte nicht auf den Kräften des eigenen Bodens, sondern fast ausschließlich auf dem Handel. Schon die 50er Jahre hatten gezeigt, daß an die Stelle der religiösen und nationalen Impulse, die den Befreiungskampf gegen Spanien getragen hatten, eine schwächliche, im wesentlichen von merkantilen Gesichtspunkten bestimmte Kaufmannspolitik zu treten begann. Auf die Dauer war die Überlegenheit gegenüber den sich ausbildenden großen nationalen Wirtschaftsmächten Englands und Frankreichs nicht zu behaupten. In den fremden Erdteilen hatten die Niederländer den Spaniern und Portugiesen die wichtigsten Kolonien entrissen; auch hier war die Zeit der spanisch-portugiesischen Vorherrschaft vorbei. Aber auch in den Kolonien begannen Frankreich und England die neue niederländische Machtstellung zu bedrohen. Frankreich hatte aus dem Kampf gegen Habsburg kaum größeren unmittelbaren und territorialen Gewinn davongetragen als Schweden und die Niederlande. Aber er ruhte auf dauerhafterer Grundlage. Frankreich wurde zur ersten Großmacht Europas, und der spanisch-habsburgischen Vormachtpolitik folgte unmittelbar die Zeit der französischen Hegemonie.

Der Sieg des staatlichen über das konfessionelle Interesse, das Frankreichs Eingreifen in den Krieg gegen Spanien bestimmt hatte, charakterisiert überhaupt die Entwicklung der Jahrzehnte von 1618—1660. Immer stärker trat in ihrem Verlauf die konfessionell bestimmte Politik, die in den ersten Zeiten noch vorherrschte, vor der neuen Politik der „Staatsraison" zurück. In den 50er Jahren spielten die konfessionellen Gegensätze für die großen europäischen Kämpfe fast keine Rolle mehr. Das England Cromwells hatte eine protestantische Bündnispolitik nicht verwirklichen können, selbst die Bündnisbestrebungen in Deutschland hatten überkonfessionellen Charakter; der Rheinbund brachte ihn klar zum Ausdruck. Auch in dem innerstaatlichen Leben begann der moderne Gedanke der Toleranz vorzudringen, den das puritanische England leidenschaftlich vertreten hatte. Damit verband sich das Sinken der politischen Machtstellung der römischen Kurie. In den ersten Zeiten des Krieges war ihre diplomatische Bedeutung noch sehr erheblich, dann trat sie immer stärker zurück. An den Verhandlungen in Münster und Osnabrück hatten die Vertreter des Papstes zwar noch teilgenommen, aber sein Protest gegen den Frieden von 1648 zeigte schon seine politische Ohnmacht; an den Verhandlungen, die den spanisch-französischen und den nordischen Krieg abschlossen, ist Rom überhaupt nicht mehr beteiligt worden. Das Ende der konfessionellen Weltpolitik des katholischen Spaniens bedeutete zugleich den Sieg der neuen Kräfte rein staatlich bedingter Machtpolitik.

Im Zusammenhang damit und durch die großen politischen Kämpfe und Kriege gefördert, ist in dem halben Jahrhundert von 1618—1660 auch die innenpolitische Entwicklung vom alten feudalen zum absoluten modernen Staat ein gewaltiges Stück vorangetrieben worden. Auch hier war Frankreich führend. Der absolute Staat war gewiß noch nirgends fertig, aber ihm gehörte die Zukunft. Das Sinken Dänemarks, Polens und Spaniens ist mit dadurch bedingt worden, daß in ihnen sich die absolute Krone und die modernen Formen staatlich-politischen Lebens gegenüber den ständisch-feudal-mittelalterlichen Kräften nicht hatten durchsetzen können. Moderne Beurteilung hat gerade in Frankreich, häufig unter dem Einfluß der liberalen Ideen des 19. Jahrhunderts, die Ausbildung des absoluten Staates als ein Verhängnis, als eine rückläufige Bewegung bezeichnet; der absolute Staat habe die organische Entwicklung gestört, die von den ständischen

Holländische Kauffahrteischiffe im Hafen. Radierung von Wenzel Hollar, 1647

Körperschaften zum Parlament hätte führen können. In Wahrheit boten diese ständischen Körperschaften keine Möglichkeit der Entwicklung zu modernen Staatsformen. Sie vertraten privilegierte Schichten, die im Kampf gegen die Kronmacht für ihre Privilegien, aber nicht für das Volk kämpften. Sie bildeten eine Zwischenschicht, die die oberste staatliche Gewalt von der Masse der Bevölkerung trennte. Die Macht der absoluten Krone war erforderlich, um die politische Stellung dieser Zwischeninstanzen zu beseitigen und einen von oben nach unten durchorganisierten Staatsaufbau zu schaffen. Erst der Absolutismus führte dem Bedürfnis der Zeit entsprechend zum Zusammenschluß größerer Gebiete zu staatlicher Einheit, erst er schuf in Verwaltung, Heer und Wirtschaft alle Einrichtungen des modernen Staatslebens. Gegenüber der Macht der absoluten Krone hatten alle sozialen Schichten, auch die bisherigen Privilegierten, politisch gleich wenig zu sagen; damit ist, wenn auch negativ, der Gedanke staatsbürgerlicher Gleichheit vorbereitet worden. Erst jetzt wurde vor allem eine unmittelbare Verbindung zwischen der staatlichen Spitze und der Masse der Bevölkerung geschaffen. Der absolute Staat, dessen Siegeszug um die Mitte des 17. Jahrhunderts sich entschied, war so die notwendige Entwicklungsstufe auf dem Weg zum modernen nationalen und demokratischen Staat.

Von den Staaten, denen die Zukunft gehörte, führte nur in England der Weg nicht über die absolute Staatsform. Seine andersartigen innenpolitischen Voraussetzungen hatten sich gerade im Zeitalter der Revolution und Cromwells deutlich herausgebildet. Die Zusammensetzung der sozial maßgebenden Schichten entsprach in England allerdings bis auf unsere Tage durchaus der des Festlandes, ja, die alten privilegierten Schichten haben hier noch heute eine größere politische Stellung als im übrigen Europa. Sie verdanken es der Tatsache, daß sie sich nicht starr abschlossen und daß sie verstanden, sich zu erneuern und die zukunftsfähigen Kräfte aufzunehmen. Vor allem war entscheidend, daß an die Stelle des nationalen Königstums der Tudors und vor allem der Elisabeth mit starken Ansätzen zum Absolutismus das landfremde Königtum der Stuarts trat, demgegenüber die im Parlament vertretenen Schichten die Idee der Nation und staatlicher Macht verkörperten. So konnte in England von dem alten ständischen Parlament eine „organische" Entwicklung zum modernen Parlament erfolgen, während auf dem Festland der Weg über die absolute Krone unvermeidlich war. Den Gedanken nationaler Größe und staatlicher Macht, der in England seinen Ausdruck im Parlament fand, vertrat auf dem Festland die absolute Krone; beider Entwicklung war gemeinsam, daß in ihr der moderne nationale Machtstaat sich auszubilden begann.

Aber der Gesamtcharakter des Zeitalters ist dadurch bestimmt, daß dieser moderne nationale Machtstaat doch eben erst in den Anfängen stand und so die Staaten noch recht künstliche Gebilde waren. Ihre Machtpolitik ist deshalb im Innern wie nach außen noch vielfach unsicher und gebrochen; die staatliche Kraft war schwach, die Autorität der Regierung eigentlich nirgends gesichert, der finanzielle Zustand fast überall trostlos. Moderne Staatsgesinnung war nur in wenigen Persönlichkeiten lebendig, die Ansätze nationalen Empfindens höchstens unbewußt vorhanden. In richtiger Einschätzung der inneren Schwäche trug deshalb auch die Politik der „Staatsraison" nicht den harten und gewaltsam vorantreibenden Charakter, den wir gern mit diesem Wort verbinden. Sie mahnte vielmehr zu Mäßigung und Vorsicht, und die Umkleidung der Interessenpolitik mit moralischer

Der Meßberg in Hamburg um 1660
Gemälde von Elias Galli. Hamburg, Museum

Begründung war nicht nur taktisches Mittel, sondern inneres Bedürfnis. Auch die überfeinen und vielfach künstlichen Methoden der Diplomatie mit ihrem Hin und Her der Verhandlungen und der Undurchsichtigkeit der Gegensätze bringen die innere Unsicherheit und Unfertigkeit der damaligen Staaten zum Ausdruck. Es gab ja noch nicht feste und klare Staatsgrenzen; der Umfang der staatlichen Autorität war nach außen ebenso unsicher wie im Innern. Nicht Grenzsteine und Regelung der Grenzziehung durch internationale Verträge, sondern das alte feudale Mittel der Lehensabhängigkeit mit mancherlei Unklarheiten bestimmte vielfach den Umfang des Staatsgebietes und die Art der Annektionen. Wie wenig ein Staatsbewußtsein im heutigen Sinn vorhanden war, zeigt am deutlichsten, daß nicht nur die Soldaten, sondern auch Generale und Diplomaten wie selbstverständlich den Dienst des einen mit dem des anderen Staates vertauschten.

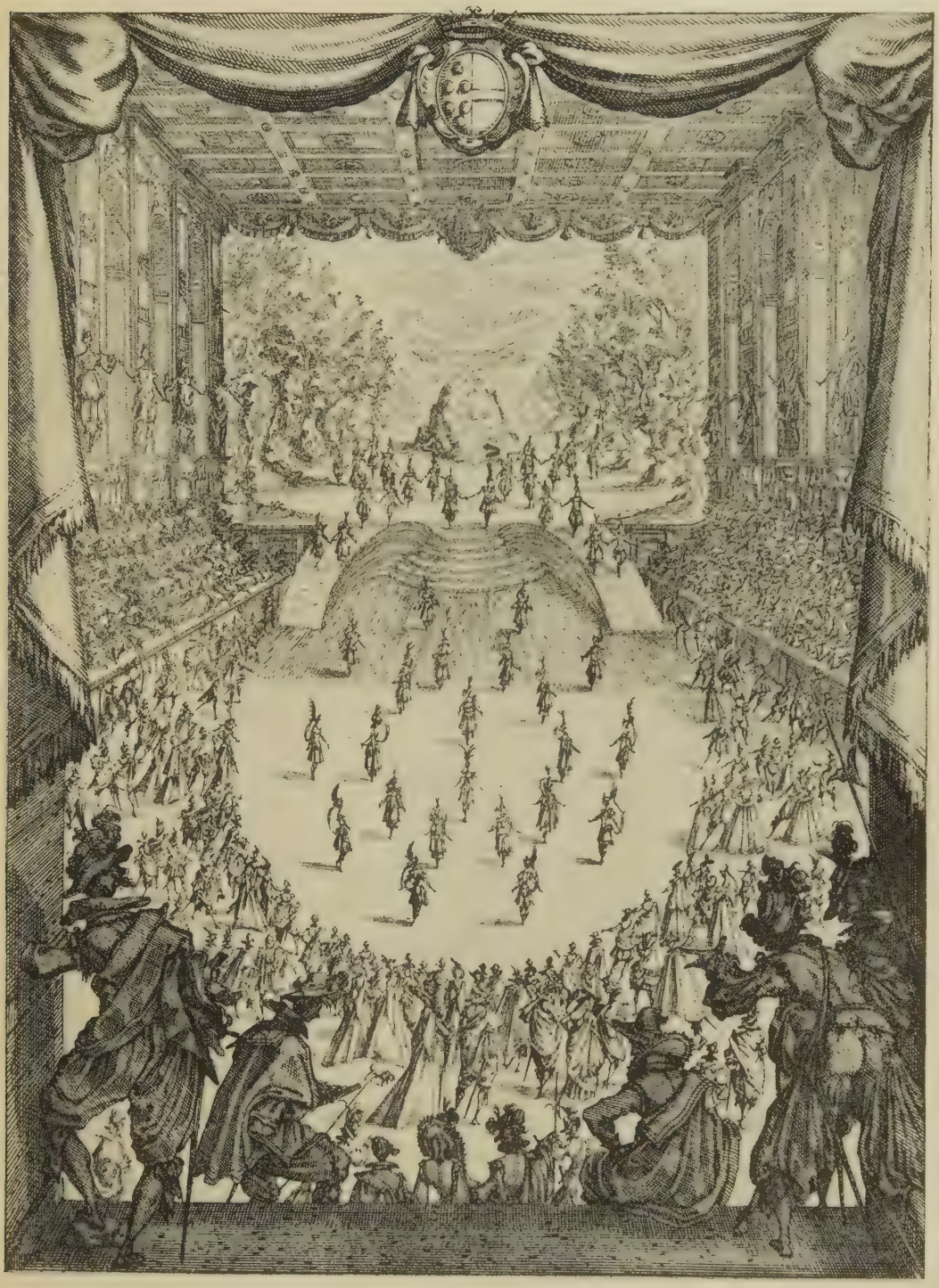
So trägt die Entwicklung des staatlichen Lebens der Jahrzehnte von 1618—1660 deutlich die Züge des Übergangs. Die schon lange vor 1618 eingeleitete und 1660 noch keineswegs abgeschlossene Entwicklung vom alten feudalen zum modernen absoluten Staat, von konfessionell bestimmter zur Politik der „Staatsraison", vom ständisch zersplitterten und aufgelockerten zum nationalen Machtstaat hatte entscheidende Fortschritte gemacht. Noch immer rangen die alten und die neuen Kräfte miteinander, aber der Sieg der neuen war im Grunde entschieden. Auch die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft trägt verwandten

Charakter. Die Kräfte des Zeitalters der Gegenreformation und die Epoche der Aufklärung stehen gegen- und nebeneinander, greifen vielfach auch noch ineinander über. Aber auch hier dringt das neue moderne Weltbild unaufhaltsam vor. Nur eine Aufzählung, nicht einmal eine Skizze der Entwicklung von Kunst und Wissenschaft kann in unserem Zusammenhang versucht werden, zumal die von der Außenpolitik her bestimmten Grenzen unseres Zeitraumes für sie nicht passen.

Auch in Kunst und Wissenschaft zeigen sich verstärkte Ansätze nationaler Tendenzen, wenn auch von geschlossenen nationalen Kulturen in unserem Sinne noch keine Rede sein kann. Gerade die größten Künstler und Gelehrten lebten vielfach im Ausland und standen im Dienst auswärtiger Staaten. Auch das kulturelle Leben bestimmte die Tendenz der Entkonfessionalisierung und Entkirchlichung. Das innere Leben der damaligen Kirchen war gering. Die Theologie der katholischen wie der verschiedenen protestantischen Kirchen erstarrte in scholastischer Orthodoxie. Inneres Leben herrschte nur in der katholischen Kirche Frankreichs, also gerade in dem Staat, dessen Politik den klarsten Bruch mit konfessionellen Tendenzen vollzogen hatte. Hier waren starke Kräfte einer innerkatholischen Reform lebendig, verbunden mit wachsender Liebestätigkeit und mit einem Ringen um die Grundlagen des katholischen Glaubens. Im ganzen folgten die neuen Kräfte der Zeit dem Zug der Verweltlichung, der sich auf allen Lebensgebieten zeigte. Die neue Philosophie vollzog die Abtrennung von der Theologie, auch die Kunst diente nicht entfernt so stark wie früher dem kirchlichen Leben. Schon rein äußerlich traten die kirchlichen Stoffe zurück; neue Kunstarten des Landschafts- und Genrebildes begannen zu blühen, auch das Porträt stärker hervorzutreten. Der Stil der Zeit, der Barock, diente in den katholischen Gebieten zur Verherrlichung der Kirche, aber er hat mit konfessionellen, gegenreformatorischen Tendenzen sehr wenig zu tun. Seiner Freude an der reichen und manchmal überreichen Form stand, vor allem in Frankreich, das Bestreben zur Seite, neue ruhigere und gesetzmäßige Formen zu finden. Wie in anderen Stilen, so waren auch im Barock mannigfache Kräfte lebendig, und seine Auswirkungen sind in den einzelnen Ländern außerordentlich verschieden gewesen.

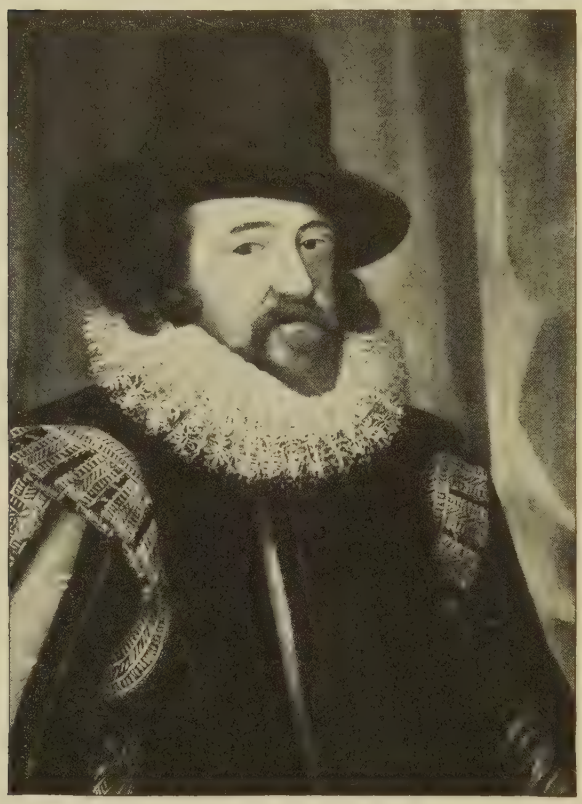
Am stärksten gegenreformatorischen Charakter trugen, entsprechend seiner Politik, Kunst und Literatur in Spanien, das seine letzte, große kulturelle Blütezeit erlebte. Wie damals in keinem anderen Lande standen gleichzeitig Malerei und Literatur noch einmal auf einem Höhepunkt, den die Namen Velasquez, Murillo und Ribera, die Dramatiker Lope de Vega und Calderon bezeichnen. Nationale spanische wie katholisch-kirchliche Kräfte verbanden sich wie im Gesamtleben des spanischen Volkes auch hier auf das allerengste, obwohl auch in der Malerei wie im Drama schon neue Kräfte über die Zeiten der eigentlichen Gegenreformation hinauswiesen. In Italien verbanden sich nicht in ähnlicher Weise wie in Spanien die katholischen mit nationalen und staatlichen Tendenzen, und trotz den großen Barockbauten und der Plastik Berninis und Borrominos und der Malerschule von Bologna stand die Kunst Italiens nicht mehr an der ersten Stelle. Noch immer freilich gab es kaum einen bedeutenden Künstler Europas, der nicht selbst in Italien gewesen und von der italienischen Renaissance abhängig war, aber die größten Maler der Zeit lebten nicht mehr hier, sondern neben Spanien in den beiden Niederlanden.

Von der überreichen Zahl der großen flandrischen Maler lebte neben van Dyck der



Ballett zu Florenz am Hofe Cosimos II. de'Medici, 1616. Kupferstich von Jacques Callot

größte unter ihnen, Rubens, noch in den beiden ersten Jahrzehnten unseres Zeitabschnittes. Beider Kunst ist „internationaler" als die Spaniens, van Dyck starb als Hofmaler Karls I. von England, und Rubens' „Werkstatt war die Welt". Er ist der größte Maler des katholischen Barocks im Norden, aber auch seinen kirchliche Stoffe behandelnden Bildern fehlte der tiefe Zug inniger und andächtiger Frömmigkeit, wie sie etwa die religiösen Bilder des Spaniers Murillo auszeichnen. Die Freude an der Fülle der Formen und der künstlerischen Beherrschung des dargestellten Gegenstandes bestimmte Rubens durchaus.



Francis Bacon von Verulam.
Gemälde von Paul van Somer. London

Ganz anders ist der Charakter der Kunst in den benachbarten selbständigen Niederlanden. Bodenständig, erwachsen aus dem calvinistischen Boden einer bürgerlichen Welt, auf dem man keine Kirchen prachtvoll ausschmückte, ist sie innerlicher, individualistischer und herber als die der flandrischen Schule und die Farben- und Formenpracht eines Rubens. Sie verkörpert weit stärker den Charakter der neuen Zeit. Die weltlichen Stoffe stehen hier durchaus im Vordergrund, die Erfassung der Wirklichkeit bestimmt die nicht mehr idealisierende Porträtkunst von Franz Hals und die Landschaftsbilder Jakobs van Ruisdael. Sie alle überragt Rembrandt, der größte Maler des europäischen Nordens aller Zeiten, dessen ganze Schaffenszeit durch unseren Zeitraum umfaßt wird. In den Zeiten des Westfälischen Friedens stand er auf dem Höhepunkt seines Wirkens, in einsamer Größe über alle Zeitschranken des Stils und der Weltanschauung hinauswachsend, erfüllt von tiefinnerlicher, individualistischer Religiosität. Die Größe seiner Alterskunst und ihrer Selbstbekenntnisse hat auch sein auf der Höhe künstlerischer Geltung stehendes Volk damals nicht begriffen.

In den Niederlanden hatte der religiöse und politische Freiheitskampf gegen Spanien eine Überfülle künstlerischer Kräfte geweckt. In England lähmte der innere Kampf alle künstlerischen Energien. Das Zeitalter der Elisabeth war zugleich das Shakespeares gewesen, der die Königin um mehr als ein Jahrzehnt überlebte. Das England der Stuarts und Cromwells besaß keine bedeutenden Künstler. Miltons große Dichtungen, vor allem

Tax-Ordnung.

Vor die Ehehalten/Handwercksleuth vnd Taglöhner.

Den Ehehalten/ Als

Einem Oberknecht zu drey oder vier Pferden oder Ochsen / deß Jahrs für alles vnd jedes/wie es Namen haben mag / zu raichen 18. in 20. fl.
Einem Vnter- oder Mittel-Knecht zu Pferd oder Ochsen 14. in 15. fl.
Einem Jungen zu Pferden oder Ochsen 5. 6. 7. in 8. fl.
Einer Ober Magd oder Köchin 5. 6. 7. in 8. fl.
Einer Hauß- oder Viehemagd in gleichem.
Einem Mägdlein 2 1/2. 3. in 4. fl.

Taglöhner.

Deß Tags zu Schneiden oder zu Treschen/ neben der Kost/ 6. kr.
ohne die Kost/ 12. kr.
Wann man aber nach dem Morgen zu Schneiden pflegt/solle es/weiln bevorab dieselbe sehr vnderschidlich/vnd an einem Ort gröisser als am andern seyn / vff die Proportion deß Taglohns gericht werden.

Von einem Tagwerck Wiesen zu Mehen/ im Hew vnd Grumat. 18. kr.
Deß Tags zu Hewen/neben der Kost 3. kr.
Ohne die Kost/ 6. kr.
Deß Tags Stroh zu Schneiden / neben der Kost/ 2. kr.
Ohne die Kost/ 16. kr.
Deß Tags zu Jeten/neben der Kost/ 4. kr.
Ohne die Kost/ 8. kr.
Für ein gemein Hecker / oder Garten-Taglohn/neben der Kost 5. in 6. kr.
Ohne Kost. 10. in 12. kr.
Ein Stroh-Dachdecker / Schlierer / oder Klatber/deß Tags im Sommer. 14. in 16.
Im Winter. 10. in 12. kr. (kr.
Von einer Klaffter hart Holtz im Wald zu hawen. 13. in 14. kr.
Von einer Klaffter weich Holtz/ 12. kr.
Deß Tags im Hauß Holtz zu hawen in langen Tagen ohne die Kost 10. in 12. kr.
In kurtzen Tagen 8. in 10. kr.

Wagner.

Für einen 4. Rössichen Bauren-Wagen/ sampt der Zugehör/ohne die Leitern 5 1. in 6. fl.
Für einen 2. Rössichen Wagen / sampt der Zugehör 5. fl.
Für ein Paar Leitern 48. kr. 2. fl.
Für ein groß Strassen- oder Fuhrmanns-Rad 1. fl.
Für ein gemein Rad/zwar nach vnderschid der grösse 42. kr.
Für ein starcke Ax zu einem Fuhrmanns- oder Strassen-Wagen 20. kr.
Für ein gemeine Ax 15. kr.
ein Felchen 5. kr.
ein Spaichen 2. kr.
ein zwifache Waag 12. kr.
ein Fördergestell sampt der Deichsel/ 2. fl. 4. kr.
Für ein Hindergestell 48. kr.
ein Langwied 12. kr.
ein Kipfstock 5. kr.
einen newen Bauren-Karm 3. fl.
einen welten Mühl- oder Malz-Karm. 3. fl. 30. kr.
Für ein Pflugsrädlein 24. kr.
ein Pflugs-Gestell 24. kr.
ein Hinder-Theil am Pflug 48. kr. 1. fl.
ein Egen/einfach 24. kr.
ein doppelte 48. kr.
ein Hacken/oder Beil-Heim 2. kr.
ein Haw enstil 2. kr.

Schmid.

Von einer newen Rad-Schinen zu lächen vnd auffzubrennen 6. kr.
Von einer alten Rad-Schinen auffzubrennen 3. kr.
Von einem newen Schinnagel zu machen 1/2. kr.
Wann der Schmid das Eisen dazu gibt 3. kr.
Einen Rad-Ring groß oder klein zu machen 2. kr.
Wann der Schmid das Eisen dazu gibt
Ist zu bezahlen nachdem er klein oder groß/ Sampt dem Eisen
Für ein newe Hewgabel 16. kr.
ein Mistgabel 20. kr.
ein Reithawen 18. kr.
ein Misthacken 16. kr.
ein breite Hawen 20. kr.
ein Holtz-Axt oder Beil 24. kr.
ein kleines Beilein 15. kr.
ein Schauffel 20. kr.
ein Pieckel 16. kr.
ein Huf-Eisen auffzuschlagen/dazu der Schmid das Eisen gibt 5. 6. in 7. kr.
Von einem zu machen
Von einem alten auffzuschlagen 2. kr.
Zwey alte für ein newes
Ein Pflug-Schar anzurichten 16. kr.
Einem zu erlegen 12. kr.
Von deß Schnids Eisen
Von einer Pflug-Seeg zu machen 8. kr.
Wann der Schmid das Eisen dazu gibt
Von einem Blech oder Sohl / macherlohn 7. 7 1/2 kr.
Gibt der Schmid das Eisen 24 kr.
Von einem Grendel zu ringen 20. kr.
Sampt dem Eysen 20. kr.
Von einem newen Pflug-Gestell mit aller Zugehör beschlagen 36. kr.
Wann der Schmid das Eysen darzu gibt.
Von einem Egen-Zahn oder Zincken zu machen. 3 1/2.
Sampt dem Eysen
Von einer doppelten Egen zu beschlagen 1. fl. 15. kr.
Sampt dem Eysen

Sattler vnd Riemer.

Für einen newen Sattel von gutem Leder 4. fl.
Für einen Gutschen-Sattel 2. in 2 1/2. fl.
einen Bauren-Sattel 2. fl.
Für einen newen Bambs mit Rehe-Haaren zu füttern 24. kr.
ein Commet 1. in 1. 2/2. fl.
Für ein Affter-Geschirr/sampt den Noth- vnd Seiten-Riemen 5. fl.
Für ein gemeinen Baurenzaum/36. in 40. kr.
ein Halt-Seil

Botenlohn.

Von der Meil in gemein	6. kr.
Da man Tags vnd Nachts gehet oder trägt/ von der Meil	12. kr.
Deß Tags Wart-Gelt ohne Kost.	10. kr.

Fuhrlohn.

Deß Tages mit 4. Pferden zu fahren ohne Kost vnd Futer/ vnd nach Gelegenheit der Mehn	1. fl. 30. kr.
Deß Tags mit 3. Pferden	1. fl. 7½. kr.
Mit 2. Pferden deß Tags	45. kr.
Deß Tags mit 2. Pferd / oder Ochsen zu ackern.	42. kr. biß 1. fl.

Steinmetzẽ/ Zimmerleuth/ Meurer/ Dach-Decker vnnd Tünecher.

Dem Meister im Sommer deß Tags	18. kr.
Im Winter	15. kr.
Dem Gesellen im Sommer	15. kr.
Im Winter	12. kr.
Dem Jungen/ Handlanger / vnd Mördelrührer im Sommer	12. kr.
Im Winter.	10. kr.

vnd wenig oder vil Eisen erfodert/

Einen solchen alten Ring anzulegen	14. kr.
Von einer newen Radbüchsen zu machen	3. kr.
Gibt aber der Schmid das Eisen darzu	
Einem Arblech zu machen	2½. kr.
Das Eisen dazu	
Einem streichblech	1 kr.
Sampt dem Eisen	
Einem Ring zur fördern Ax	1. kr.
Sampt dem Eisen	
Einem dergleichen Ring auffzubrennen	14. kr.
Einem newen Nothring	3. kr.
Sampt dem Eisen	
Einem Deichselring / Kipffstockring/ Leichselring/ vnd Löhnen	2. kr.
Wann der Schmid das Eisen dazu gibt	
Einem Vorwarff/ sampt dem Kettlein	4 kr.
Sampt dem Eisen	
Einem Wagnagel	18. kr.
Mit dem Eisen	
Einem Rühmagel zu machen	1. kr.
Sampt dem Eisen	
Für ein Gereurscheit-Nagel	1. kr.
Für ein Mittel-Nagel	4 kr.
Für ein gantzen Wagen von newem zu beschlagen / wann der Schmid das Eisen darzu gibt	8. fl.
Wann man dem Schmid das Eisen darzu gibt/ soll für Macherlohn gegeben werden	
Wann das Eisen an gemachter Arbeit darzu gegeben wird	
Von einem Glied zur Hem-Ketten	1. kr.
Wann der Schmid das Eisen gibt	1½ kr.
Einem Glied an kleinen Ketten zu machen	½. kr.

ein Bauch-Sail	11. in 16. kr.
ein einfache Karm-Hilff	48. kr.
ein baar Schleuch	16. in 20. kr.
ein Ochsen-Emmet	30. in 36. kr.
ein baar Joch-Riemen	30. in 36. kr.
ein baar Nee-Riemen	½. in 1. kr.
ein einfache Halffter mit einem Zigel/	30. kr.

Sailer.

Für ein Pfund Rist-Strick	10. kr.
Für ein Pf. Glocken: Zug: oder ander Sail	12. kr.
Für ein Pf. Hasen-Zwirn	12 kr.
Für ein Pf. klaren weissen Bindfaden	30. kr.
Ein Pf. vngebleichten Bindfaden	20. kr.
Ein baar lange: oder Leitstreng	15. kr.
Ein baar halbe: oder Mittelstreng	7½. kr.
Ein baar Ackerstreng	10. kr.
Ein baar Wurfffail	6. kr.
Ein Bauchstrang	2. in 2½. kr.
Ein Kühestrick	2. kr.
Ein Claffter Refschnür oder das Pf. vmb	½. kr.
Ein Claffter starcken Zwirn	
Der Fischer-Leimb	2½. kr.
Ein Bündelein von 24. Fahrschnüren	1. kr.
Ein härin Streichtuch	10. kr.
Ein baar Buttenbänder von Bast	1. kr.
Ein Geißel: oder Riemenstecken	1. kr.
Ein Pf. Wagenschmier	4. in 5 kr.
Ein Pf. Leinöhl	5. in 6. kr.
Ein Schmierlägel	3. in 4. kr.

Alles nach dem Reichsthaler vff 18. Batzen gerechnet.

Signatum Onolzbach vnder vffgetrucktem Fürstlichen Cantzley-Secret Insigel/ den 21. Febr. Anno 1652.

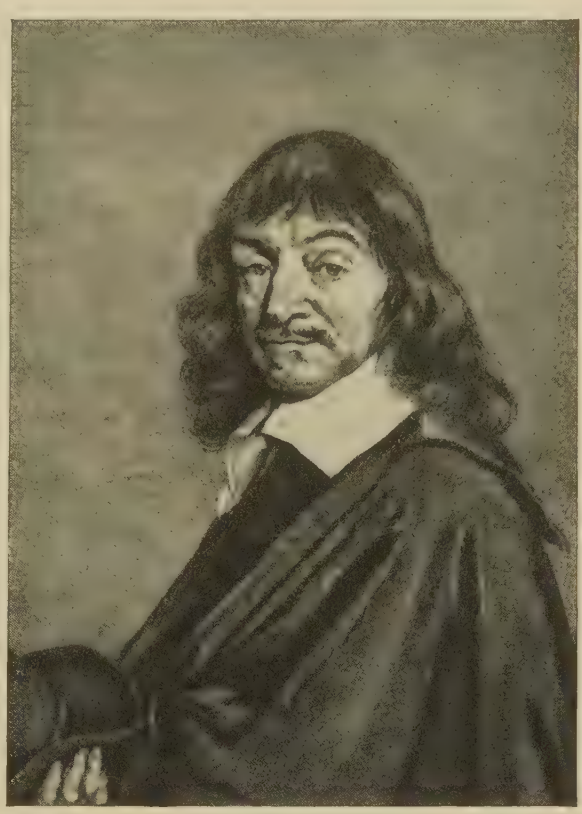
Preistarif der fürstlichen Kanzlei in Ansbach aus dem Jahre 1652
für Arbeiten verschiedener Berufe

Der Gulden war in Deutschland damals vornehmlich als Verrechnungsmünze von Bedeutung;
im Umlauf waren überwiegend Taler, Groschen, Pfennige, Batzen usw.
1 fl (Florin oder Gulden) = 60 Kr (Kreuzer) • 1 Taler = 72 Kreuzer • 1 Batzen = 4 Kreuzer

Berlin, Staatsbibliothek

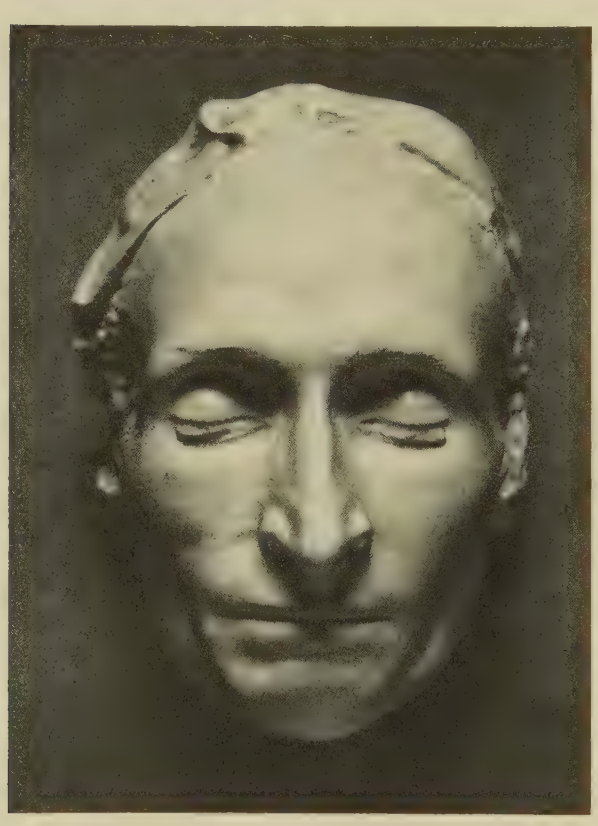
sein „Verlorenes Paradies", erschienen erst nach der Restauration. In den Jahren von 1641 bis 1660 war der Dichter so stark in die inneren Kämpfe hineingerissen worden, daß er ausschließlich politische und religiöse Streitschriften veröffentlichte. Die beiden ersten Stuarts hatten allerdings versucht, die Kunst zu fördern, aber ihre Kunstpflege galt auswärtigen Meistern. Der Puritanismus war nicht direkt kunstfeindlich, aber seine Tendenzen waren nicht dazu angetan, sie zu begünstigen.

In Deutschland lag die Malerei völlig danieder. Dagegen war in den Zeiten unmittelbar vor dem Kriege, besonders im Süden, die Baukunst im Aufschwung begriffen. Aber auch hier hörte bald jede bedeutende künstlerische Tätigkeit auf, und nach dem Kriege wurde die Architektur stark vom Ausland beeinflußt. Der Name Deutschlands war in den Zeiten Rembrandts, Rubens' und Velasquez' „aus dem Buche der Kunstgeschichte" gestrichen. Nur in der Musik herrschte reges Leben. Auch hier vollzog sich die Loslösung der weltlichen Musik von der kirchlichen. Die um 1600 entstandene neue italienische Oper wurde nach Deutschland übertragen; 1627 wurde mit der von Schütz komponierten und von Opitz verdeutschten „Daphne", die erste deutsche Oper aufgeführt. Der führende Dichter der Zeit, Opitz, und seine Schule waren freilich nur von literarhistorischer und nationalpolitischer Bedeutung. Seine Dichtungen waren „Zweckpoesie" und ohne inneren künstlerischen Wert. Er forderte schon 1624 in seiner Schrift „Von der deutschen Poeterey" den Gebrauch der nationalen Sprache, brach mit der Herrschaft des Latein und wurde zum „Begründer der modernen Literatursprache". Lebendiger als die Lyrik von Opitz waren die dramatischen Werke von Gryphius. Größeren inneren Wert besaßen in der kirchlichen Dichtkunst auf katholischer Seite die Werke des Angelus Silesius (Scheffler) und die unvergänglichen protestantischen Kirchenlieder Paul Gerhardts. Lebendige Zeitbilder schufen in Satire und Roman Moscherosch und Grimmelshausen, dessen die deutschen Zustände in den Zeiten des „Dreißigjährigen Krieges" kraß schildernder „Simplizissimus" allerdings erst 1668 erschien. Das künstlerische und literarische Leben



René Descartes.
Stich von Suyderhof nach Frans Hals

Deutschlands wies so manche bedeutende Erscheinung, unter anderem auch höchst wichtige pädagogische Bestrebungen, und viele fruchtbare Ansätze auf. Wenn trotzdem ein wirklich erfreuliches Gesamtbild nicht entstand, so lag das nicht an den Folgen des Krieges, sondern an der Zerfahrenheit der politischen Verhältnisse, die auch die kulturellen Kräfte zersplitterten und auch hier den ausländischen Einflüssen alle Wege öffneten. Auch Opitz' Forderung einer deutschen Literatursprache war von ausländischen Vorbildern beeinflußt worden, aber seine nationale Tendenz entsprach Bestrebungen der sich seit 1617 vielfach in Deutschland bildenden Gesellschaften, die den ausländischen Einfluß bekämpften, die Sprache von Fremdwörtern reinigen, überhaupt die nationalen Elemente der Kultur stärken wollten. Ihr Wirken blieb nicht ohne Erfolg, aber sie konnten nicht verhindern, daß in Deutschland noch mehr als in anderen Ländern Europas der Einfluß französischer Literatur und Kultur immer stärker wurde.



Blaise Pascal. Totenmaske.
Original in der Bibliothèque de Port-Royal, Paris

Frankreich besaß keine Künstler, die mit Rembrandt, Rubens und Velasquez auf einer Linie zu nennen sind. In Kunst und Literatur Frankreichs rangen wie im politischen und kirchlichen Leben starke Kräfte gegeneinander, und doch bildete sich deutlich eine ausgesprochen nationalfranzösische Kultur aus. Poussin, Claude Lorrain und Lebrun begründeten die nationalfranzösische Malerei; sie gaben ihr, dem französischen Geist entsprechend, einen nach Klarheit und Durchsichtigkeit, Einfachheit und Geschlossenheit strebenden klassizistischen Stil. Dieselbe Entwicklung bestimmte die Dichtkunst, in der seit Malherbes Tod das moderne Theater durchaus vorherrschte. Molières Wirken beginnt erst am Ende der Epoche. Corneille, der größte französische Dramatiker der Zeit, fügte sich nicht immer gern den Geboten des neuen Stils und dem Einfluß der staatlichen Kunstpflege. Denn das Frankreich Richelieus benutzte bereits bewußt das moderne Machtmittel staatlicher Förderung und Beeinflussung von Kunst und Wissenschaft. Die Sprachreinigung, die in Deutschland private, von kleineren Fürsten begünstigte „Gesellschaften" versuchten, sollte in Frankreich die von Richelieu begründete Akademie durchführen, die zunächst in Kunst

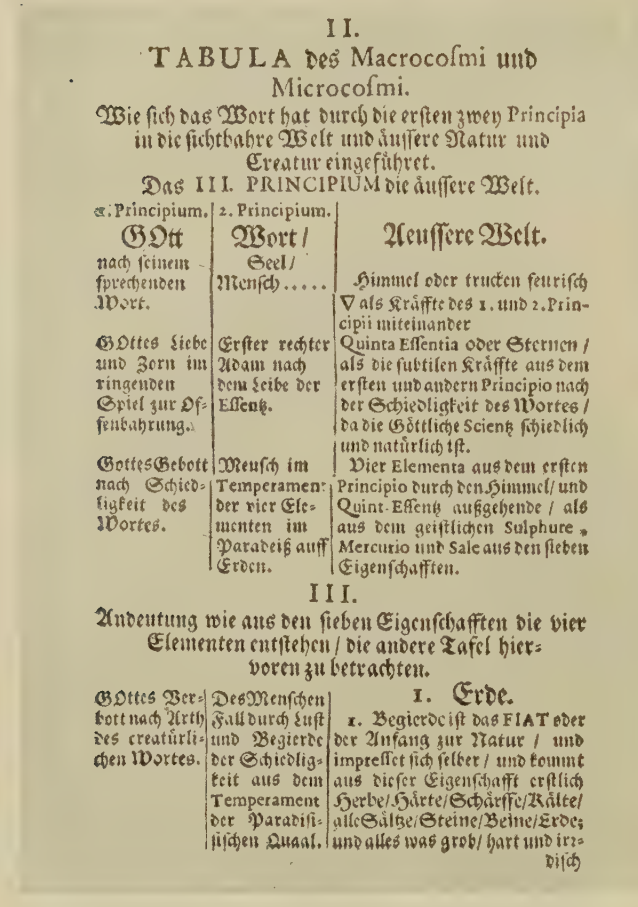
und Wissenschaft wenig günstig wirkte, da ihre Gründung dem staatlichen, nicht künstlerischem Interesse entsprang. Aber die enge Verbindung des staatlichen Lebens mit Kunst, Literatur und Wissenschaft, die für Frankreich bis auf unsere Tage bezeichnend ist, ist schon von Richelieu begründet worden.

Auf dem Gebiet der Philologie behaupteten die Niederlande die unbedingt führende Stellung, die sie im Menschenalter zuvor erworben hatten; Leiden blieb der Mittelpunkt der europäischen Philologie. Die Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft, mit beginnender Erkenntnis historisch-politischer Probleme und Anfängen aktenmäßiger Darstellung, hatte vor allem in Frankreich, England und Deutschland Vertreter.

Hugo Grotius.
Stich von W. J. Delff nach Miereveldt

Aus der phantastischen Naturbetrachtung erwuchs langsam die von der Mathematik bestimmte moderne Naturwissenschaft und Philosophie. In den Bahnen des Kopernikus, Lionardo da Vinci, Tycho de Brahe und Giordano Bruno fortschreitend, haben die Italiener Campanella und Galilei und der Deutsche Kepler dem Zeitalter der Naturwissenschaft und Philosophie die Wege weiter bereitet. Der Dominikaner Campanella verband ein System der Naturphilosophie mit politisch sozialen Ideen, um derentwillen ihn die Spanier verfolgten, Galilei entdeckte die Gesetze der Pendelschwingung und des Falles; die römische Inquisition nötigte ihn zum Widerruf. Kepler, der Freund Wallensteins, begründete im Geist exakter Naturforschung auf mathematischer Grundlage die wissenschaftliche Astronomie. Aber die große Bedeutung dieser Männer tritt vor der epochemachenden Wirkung des Engländers Bacon und des Franzosen Descartes zurück, die die moderne Philosophie begründeten.

Mit Bacon nannte das England der Stuarts den ersten großen modernen Philosophen sein eigen. Seine ersten wichtigen Schriften gehören noch in die Zeit Elisabeths und Shakespeares, aber Ansehen und politische Bedeutung erhielt er erst in den Zeiten der Stuarts.



II.

TABULA des Macrocosmi und Microcosmi.

Wie sich das Wort hat durch die ersten zwey Principia in die sichtbahre Welt und äussere Natur und Creatur eingeführet.

Das III. PRINCIPIUM die äussere Welt.

1. Principium. GOtt nach seinem sprechenden Wort.	2. Principium. Wort / Seel / Mensch.....	Aeussere Welt. Himmel oder trucken feurisch ☿ als Kräffte des 1. und 2. Principii miteinander
GOttes Liebe und Zorn im ringenden Spiel zur Offenbahrung.	Erster rechter Adam nach dem Leibe der Essentz.	Quinta Essentia oder Sternen / als die subtilen Kräffte aus dem ersten und andern Principio nach der Schiedligkeit des Wortes / da die Göttliche Scientz schiedlich und natürlich ist.
GOttes Gebott nach Schiedligkeit des Wortes.	Mensch im Temperamenter vier Elementen im Paradeiß auff Erden.	Vier Elementa aus dem ersten Principio durch den Himmel / und Quint-Essentz außgehende / als aus dem geistlichen Sulphure, Mercurio und Sale aus den sieben Eigenschafften.

III.

Andeutung wie aus den sieben Eigenschafften die vier Elementen entstehen / die andere Tafel hiervoren zu betrachten.

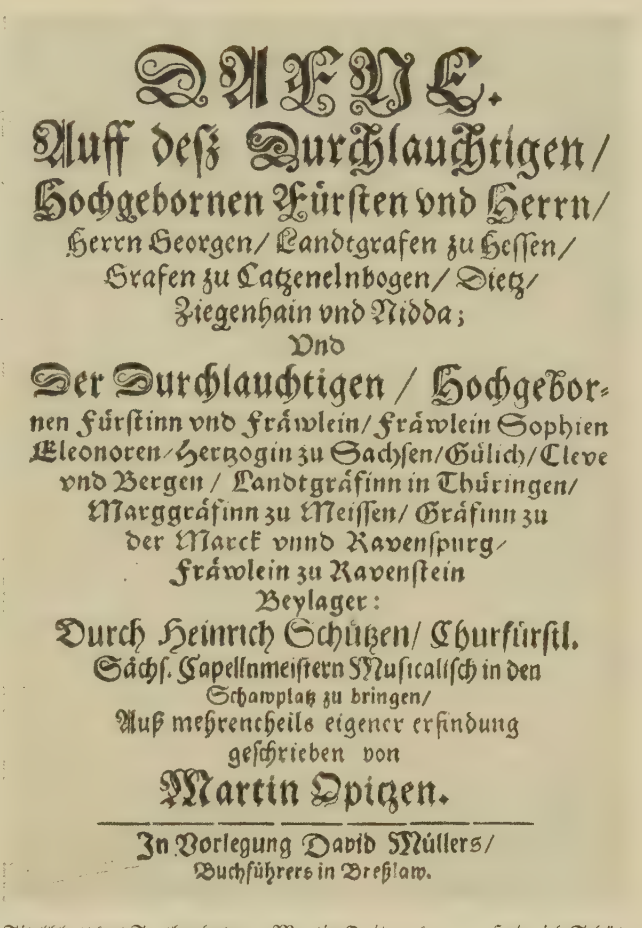
GOttes Verbott nach Arth des creatürlichen Wortes.	Des Menschen Fall durch Lust und Begierde der Schiedligkeit aus dem Temperament der Paradisischen Quaal.	I. Erde. 1. Begierde ist das FIAT oder der Anfang zur Natur / und impresset sich selber / und kommt aus dieser Eigenschafft erstlich Herbe / Härte / Schärffe / Kälte / alle Sältze / Steine / Beine / Erde; und alles was grob / hart und irrdisch

Eine Seite aus den „Theosophischen Sendbriefen" von Jakob Böhme in der 1682 (nach seinem Tode) in Amsterdam erschienenen Ausgabe

Ehrgeizig und nach äußerer Geltung strebend, stieg er unter Jakob I. zur Würde eines Lordkanzlers empor, um seine politische Laufbahn, der Bestechung angeklagt, unrühmlich zu enden. Er brach als erster mit der aristotelischen, scholastischen Philosophie und trennte in seiner Erfahrungsphilosophie streng Wissenschaft und Glauben. Mit ihm beginnt die eigentlich wissenschaftliche Philosophie; Erfahrung, Naturerkenntnis und Experiment waren für ihn ihre Grundlagen, noch nicht die Mathematik, trotz den bei Kepler und Galilei bereits vorhandenen Ansätzen. Erst der Franzose Descartes verband die Philosophie mit der Mathematik. Im Gegensatz zu dem Weltmann Bacon lebte Descartes einsam und allein der Wissenschaft, vor allem in den Niederlanden; am Ende seines Lebens trat er in schwedischen Dienst und starb in Stockholm. Dem Empirismus Bacons setzte er eine rationalistische, auf der Mathematik beruhende Philosophie zur Seite. Der grundsätzliche Zweifel war sein Ausgangspunkt; er trennte rationale und sinnliche Erfahrung. Das Selbstbewußtsein der Vernunft und des denkenden Ich war das Zentrum seiner Philosophie, die von maßgebendem Einfluß auf die weitere Entwicklung dieser Wissenschaft bleiben sollte. Der Engländer Hobbes, wohl stark von Descartes beeinflußt, schuf dann eine fast materialistische Philosophie der „Körperlehre".

Bacon, Descartes und Hobbes war gemeinsam, daß ihre Philosophie religiös indifferent war. Von den bedeutenden Denkern der Zeit vertrat nur der Franzose Pascal, der in seinen „Briefen aus der Provinz" begeistert für den Jansenismus eintrat und auch große mathematische Entdeckungen gemacht hatte, eine religiös bestimmte Philosophie. Der Deutsche Jakob Böhme, der eine auch schon von der modernen Naturwissenschaft beeinflußte Philosophie protestantischer Mystik vertrat, war schon in den ersten Zeiten des

„Dreißigjährigen Krieges" gestorben. Aber mit Bacon, Descartes und Hobbes vollzog sich die Trennung der Philosophie von der Theologie, trotz vorsichtigen Versuchen Descartes', seine Philosophie mit der kirchlichen Lehre nicht in Widerspruch zu setzen. Diese Abtrennung der Philosophie von der Theologie verband sich mit einer rein weltlichen Auffassung des Staates. Sie fand ihren philosophischen Ausdruck vor allem in der Staatslehre von Hobbes. Gegenüber dem Naturzustand, der für ihn der Kampf aller gegen alle war, gab es für ihn nur eine Rettung, den Staat, der auch nach Hobbes durch Vertrag entstanden ist. In seinem 1651 erschienenen „Leviathan" gab er die schärfste und überspannteste theoretische Rechtfertigung des Absolutismus, mitbestimmt durch die Eindrücke der englischen Revolution. Er vertrat den Gedanken der Staatsallmacht, aber nicht mit religiöser, sondern mit politischer Begründung. Ein Gottesgnadentum lehnte Hobbes ausdrücklich ab, auch seine Forderung des Staatskirchentums war politisch, nicht kirchlich bestimmt. Auch in der staatsrechtlichen Literatur begann sich eine rein weltliche Auffassung des Staates durchzusetzen, sowohl bei den Anhängern der Lehre der „Staatsraison" wie bei ihren Gegnern. Der Niederländer Grotius (de Groot), den innenpolitische Gründe aus seiner Heimat vertrieben und der lange Zeit als schwedischer Gesandter in Paris lebte, begründete das moderne Völkerrecht. Seine Schrift „De jure pacis ac belli" erschien 1625; auch er ging, wie fast alle staatsrechtlichen Schriften der Zeit, vom Naturrecht und einem rein weltlichen System der Rechtsphilosophie aus.

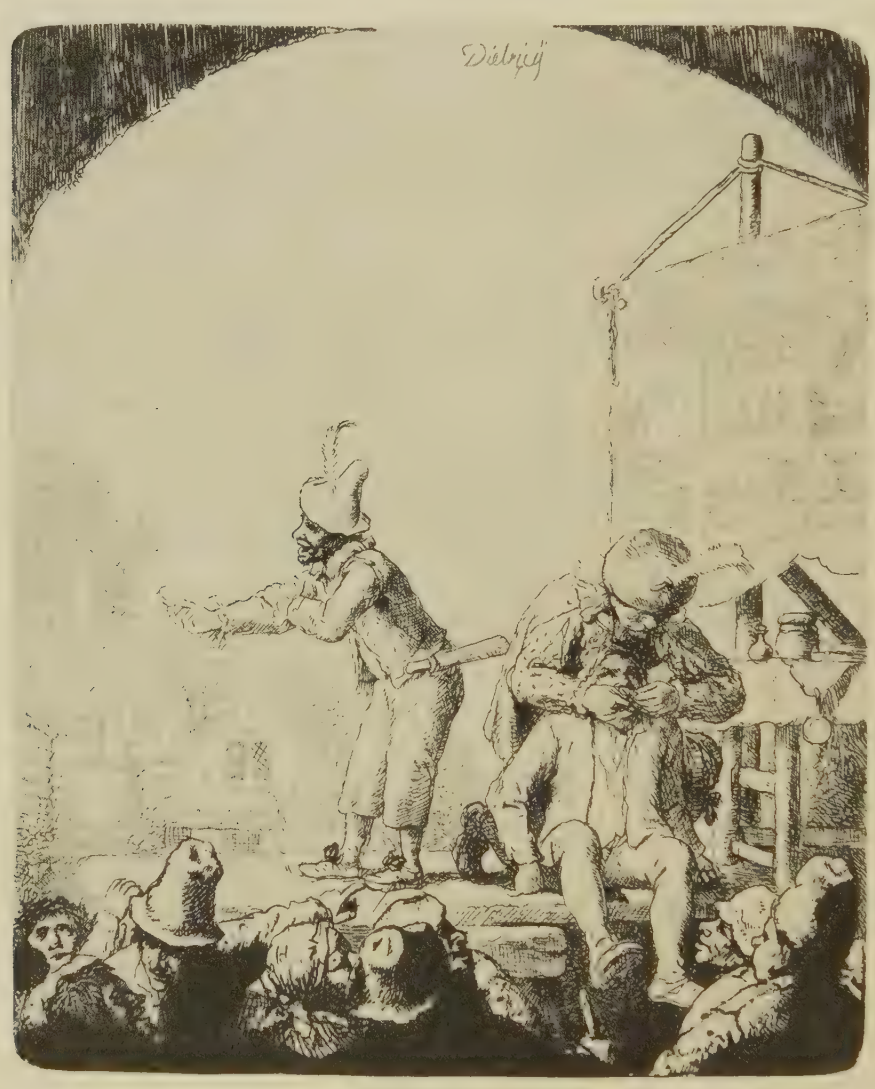


DAFNE.
Auff deß Durchlauchtigen/
Hochgebornen Fürsten vnd Herrn/
Herrn Georgen/ Landtgrafen zu Hessen/
Grafen zu Catzenelnbogen/ Dietz/
Ziegenhain vnd Nidda;
Vnd
Der Durchlauchtigen / Hochgebornen Fürstinn vnd Frawlein/ Frawlein Sophien Eleonoren/ Hertzogin zu Sachsen/ Gülich/ Cleve vnd Bergen / Landtgräfinn in Thüringen/ Marggräfinn zu Meissen/ Gräfinn zu der Marck vnnd Ravenspurg/ Frawlein zu Ravenstein
Beylager:
Durch Heinrich Schützen/ Churfürstl. Sächs. Capellnmeistern Musicalisch in den Schawplatz zu bringen/
Auß mehrentheils eigener erfindung geschrieben von
Martin Opitzen.
In Verlegung David Müllers/ Buchführers in Breßlaw.

Titelblatt des Textbuches von Martin Opitz zu der von Heinrich Schütz komponierten ersten deutschen Oper „Daphne" 1627. Die Partitur ist verbrannt

So steht die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft in einer Linie mit der politischen. Den Sieg der „Staatsraison" über die konfessionellen Kräfte begleitete eine Entkonfessionalisierung auf allen Lebensgebieten. Die Männer, die die neuen Kräfte vertraten, waren einsam in ihrer Zeit; auch ihr persönliches Schicksal zeugt vielfach davon. In den Massen

herrschte noch konfessionelle Leidenschaft, Hexenwahn und Aberglaube. Aber die Kräfte der modernen Welt, die vielfach noch heute unser Schicksal bestimmen, begannen sich durchzusetzen. Die Zeit von 1618 bis 1660 ist gewiß in diesem Zusammenhang nur eine Episode; Jahrhunderte, nicht Jahrzehnte bestimmen solche Entwicklungen. Aber den seit Jahrhunderten sich vorbereitenden neuen Kräften hat doch dieses Zeitalter europäischen Machtkampfes erst die Tore zu voller Entfaltung geöffnet. So traurig das politische Bild des Zeitalters des „Dreißigjährigen Krieges" gerade für uns Deutsche ist, in den harten Kämpfen und Leiden dieser Zeit wurde doch auf allen Lebensgebieten, in Staat und Wirtschaft, in Wissenschaft und Kunst, den modernen Kräften der Zukunft der Weg bereitet.



Fahrendes Volk.
Kupferstich von Chr. W. E. Dietrich

Der osmanische Staat
von seiner Entstehung bis zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts

Von Hans Heinrich Schaeder

Hofmusikanten eines Sultans. Arabische Miniatur des 12. Jahrhunderts

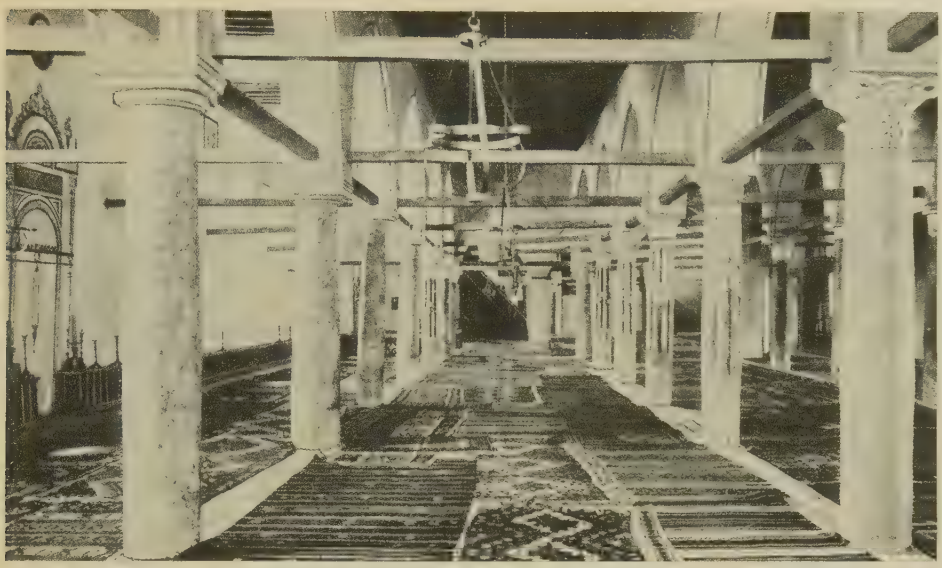
Ältere türkische Geschichte bis zur Begründung der osmanischen Macht

Die islamische Kultur ist nicht die Kultur der Araber. Die arabische Expansion des 7. und 8. Jahrhunderts schuf zwar eine neue Oikumene, die von Transoxanien und Nordwestindien bis nach Marokko und Spanien reichte, und begründete ihre Einheit, indem sie die Sprache des Koran zur Gemeinsprache einerseits des politisch-administrativen Verkehrs, andererseits der höheren literarischen Produktion, zumal im Gebiete der Theologie, des kanonischen Rechtes und der Geschichtschreibung, erhob. Aber das arabische Element war nicht stark genug, um den Bestand der unterworfenen Völker wesentlich zu verändern, die kulturellen Kräfte des Arabertums nicht lebendig genug, um die vorgefundenen Kulturbewegungen in andere Richtung zu drängen oder gar an ihre Stelle neue und eigenartige Tendenzen treten zu lassen. Die Entstehung der islamischen Kultur ist ein Vorgang der Anpassung vorhandener Bildung und Lebensweise an das islamische Dogma und das islamische Gesetz, nicht eine geistige Erneuerung, die zur Entbindung latenter Kräfte geführt hätte, wie es in denselben Jahrhunderten der Mission der römischen Kirche unter den Deutschen gelang. Vom 9. Jahrhundert an war der Übergang des Primats in kultureller Hinsicht von den Arabern an die Perser entschieden; nicht nur das Kalifat von Bagdad, dessen Politik in die Nachfolge der sassanidischen Despotie eintritt, beweist es: auch die Fatimidenherrschaft in Ägypten bedeutet den Sieg eines Herrschaftsgedankens, dessen Ursprung nach Iran weist.

Gleichzeitig tritt nun ein neues völkisches Moment in den Kreis der islamischen Nationen, das sich in militärischer Tüchtigkeit und Disziplin, nicht minder in politischer Klugheit und Energie immer wieder sowohl Arabern wie Persern überlegen gezeigt hat, so wenig es auch diese Tugenden, wenn es zur Macht gelangte, gleichmäßig zu bewahren vermochte. Außerdem zeigen die Türken — denn von ihnen ist die Rede — seit ihrem ersten geschichtlichen Auftreten neben kriegerischer Tüchtigkeit einen Ernst des Lernenwollens, des Bildungsstrebens, der sie, auch in Zeiten der Stagnation und des Niederganges, doch geistig lebendiger erhalten hat als irgendein anderes islamisches Volk. Das gilt in besonderer Weise von den Osmanen, aber grundsätzlich nicht weniger von ihren Stammesverwandten in Sibirien, Zentralasien, Aserbeidschan und Rußland. Die Türken sind es, die heute in der geschichtlich notwendigen Europäisierung der islamischen Völker die Führung zu übernehmen scheinen.

Sie blicken auf eine Geschichte von etwa vierzehn Jahrhunderten zurück. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts bildet sich in Zentralasien, mit dem Sturz der Herrschaft der Awaren, ein türkisches Reich, das schon unter dem zweiten Nachfolger des Begründers von der Mandschurei bis nach Transoxanien reicht. Während der westliche Teil, dessen Mittelpunkt im Gebiet südlich des Balkaschsees zu suchen ist, anfänglich die Hegemonie des im Ostteil regierenden Herrschers anerkennt, löst sich dieser Zusammenhang kaum dreißig Jahre nach der Reichsgründung und ermöglicht es den Chinesen, im 7. Jahrhundert beide Teile nacheinander ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Erst gegen Ende des Jahrhunderts gelingt es einem Nachkommen des Begründers des älteren Reiches, die Unabhängigkeit zurückzugewinnen. Sein Bruder, der ihm in der Regierung folgt, erneuert das Reich im alten Umfange, und seine Söhne, Bilgä Kagan (gest. 734) und der ihm als Feldherr zur Seite stehende Prinz Kültegin (gest. 731) wissen es zu erhalten. Die Grabdenkmäler dieser beiden Männer, ebenso wie das des im Dienste ihrer beiden Vorgänger tätigen Staatsmannes Tonjukuk, sind in der nördlichen Mongolei in der Nähe des Orchon gefunden worden. Auf ihnen sind umfangreiche Inschriften erhalten, in denen die Geschichte der Türken geschildert und die großen Taten der Reichserneuerer gepriesen werden — kostbare älteste Urkunden türkischer Sprache und Gesittung.

Um 745 dringen, wiederum von der nordöstlichen Mongolei her, die Uiguren vor, ein anderes türkisches Volk. Sie treten die Herrschaft in Zentralasien an, deren Mittelpunkt die Stadt Chotscho bei Turfan wird. Dort schneiden sich die beiden berühmten Seidenstraßen, die auf dem Wege von China nach dem Westen am Nord- und Südrande des Tarimbeckens entlang führen, jene den Abhängen des Tienschan, diese denen des Kuenlün folgend. Hier traten die Türken — denen schon früher höhere geistige Kultur nicht fremd war, wie die aus einem iranischen Alphabet geistvoll abgeleitete Schrift der vorerwähnten Gedenksteine zeigt — in ein Gebiet, das zu jener Zeit in einer heute unvorstellbaren Weise dank seiner wirtschaftlichen Bedeutung an den kulturellen Leistungen sowohl der Westländer wie des chinesischen Reiches teilnahm. Buddhismus, nestorianisches Christentum und Manichäismus wetteiferten hier missionierend miteinander; heilige Schriften der drei Religionen wurden in die türkische Landessprache übersetzt. Christliche Mission griff auch zu den Türken jenseits des Tienschan, im Siebenstromland (Semirjetschie) hinüber.



Inneres der Moschee des Seldschuken-Sultans Alaeddin (1219—1236) in Konia

Das Uigurenreich wurde um die Mitte des 9. Jahrhunderts von den türkischen Kirgisen vernichtet. Aber selbständige Uigurenherrschaften erhielten sich einmal im Bereich von Turfan, sodann weiter östlich in der heute zu China gehörenden Provinz Kansu. Hier wie auch in Turkestan blieb die uigurische Kultur bis zur Zeit der ersten mongolischen Eroberung lebendig, und als Tschingizchan an die innere Organisation seines Reiches heranging, begab er sich in die Lehre der Uiguren.

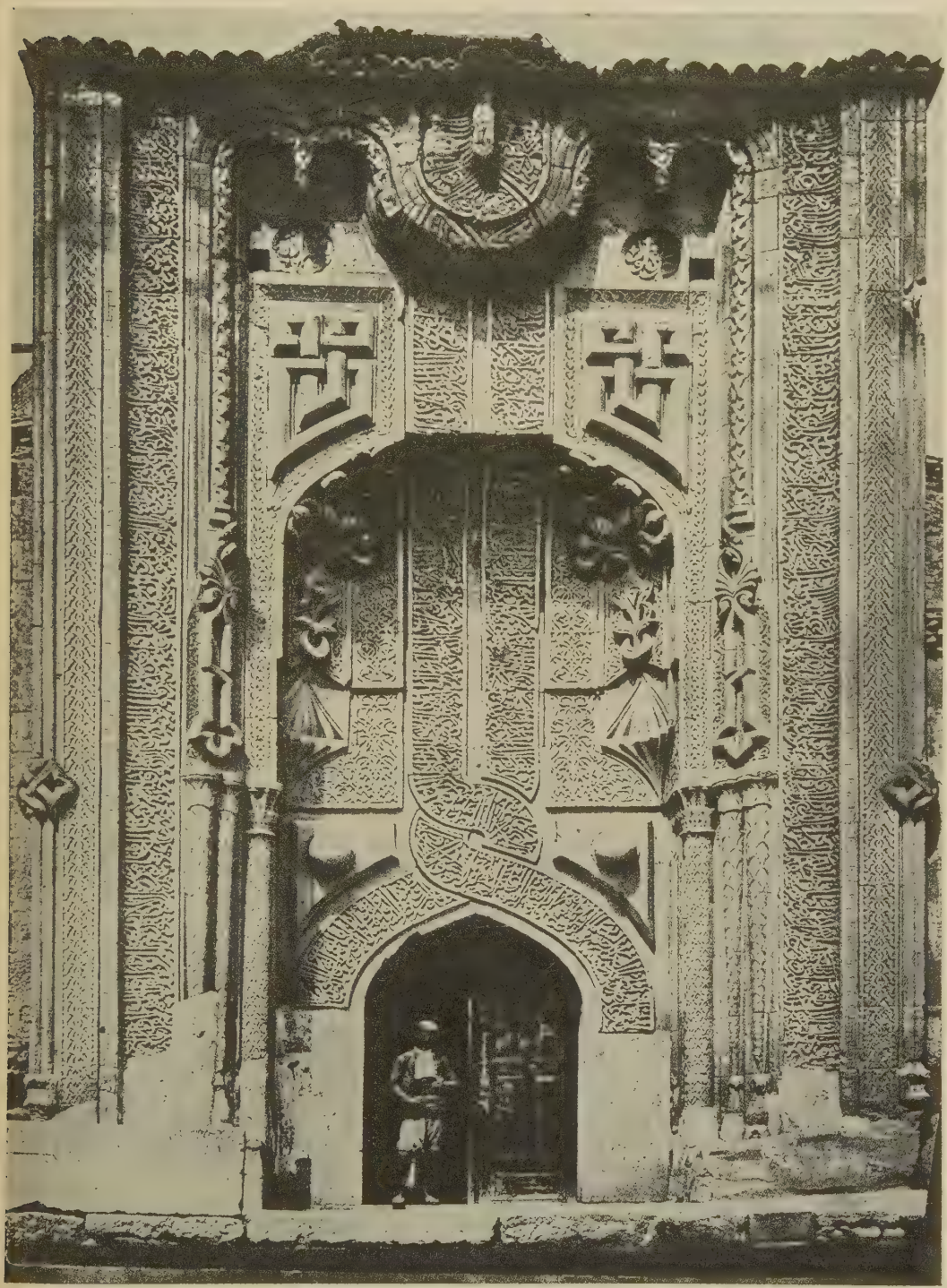
Die Muslime stießen beim Vordringen in Ostiran und Transoxanien überall auf türkische Lokalherrschaften, und über die Nordostgrenze des islamischen Gebietes drangen türkische Stämme und Gruppen in nicht allzu starkem, aber ununterbrochenem Strom ein. Während aber die Türkvölker, die in den nämlichen Jahrhunderten durch die Kirgisensteppe nach Rußland und in die nördliche Balkanhalbinsel eindrangen, weder ihre Unabhängigkeit noch ihre völkische Eigenart zu erhalten vermochten — als Beispiele dienen die slawisierten Bulgaren an der Donau und die Komanen in Ungarn —, gelang den Türken im „Lande des Islam" beides. Das verdankten sie einerseits den besonderen Verhältnissen in Ostiran, andererseits der Prätorianerpolitik der Kalifen und ihrer Statthalter. Ostiran war, wenn man so sagen darf, das Klärbecken, in dem die räuberischen Nomaden aus der Steppe für den Aufstieg zu höheren Stufen der materiellen und geistigen Kultur vorbereitet wurden. Hier lösten sich, nach dem Niedergange der nationaliranischen Samanidenherrschaft, im 11. und 12. Jahrhundert die drei türkischen Dynastien der Ghaznawiden, der Seldschuken und der Chwarizmschahe ab, von denen die erste und die dritte ihren Ausgang von türkischen Sklaven nahm, alle drei auf den Spitzen der Schwerter ruhend, ohne staatliche Schwerkraft, kulturell unselbständig und durchaus der vorgefundenen islamisch-persischen Kultur botmäßig.

Die Stellung der türkischen — zum guten Teil aus gekauften Sklaven (Mamluken)

bestehenden — Truppen im Dienst der Kalifen wurde besonders von Mutasim (833—842) gefördert. Sie wuchsen an Zahl und Bedeutung in wenigen Jahrzehnten so über die andern Teile des Heeres hinaus, daß sie auf die Verwaltung, auf die Entschließungen des Herrschers, ja auf die Thronfolge bestimmenden Einfluß gewannen. Und den türkischen Dynastien im Osten entsprechen auf der andern Seite die Mamlukendynastien in Ägypten, die Tuluniden, die sich 868—904, die Ichschididen, die sich 935—969 von Bagdad unabhängig behaupten konnten, dann die bahritischen und, ihnen folgend, die burdschitischen Mamluken, die seit dem Ende der Aijubiden bis zur osmanischen Eroberung (1250 bis 1517) über Ägypten herrschten.

Die Seldschuken haben das unzweifelhafte Verdienst, im 11. und 12. Jahrhundert den Bestand des islamischen Reiches in Asien, das unter den Abbasiden und ihren Hausmeiern zu verfallen drohte, neu zusammengefaßt und gestärkt zu haben. Zwar war die Ausbreitung ihrer Macht die Hauptveranlassung zu den Kreuzzügen, aber nächst der inneren Uneinigkeit der Kreuzfahrer war es der erfolgreiche Widerstand der Seldschuken und der aus ihrer Herrschaft in Mossul hervorgegangenen Aijubiden, der keine der Kreuzfahrerniederlassungen zur Dauer kommen ließ. Schon Alp Arslan begründete ein Jahr vor seinem Tode die Seldschukenherrschaft in Kleinasien (1071). Sein Neffe Suleiman ibn Kutalmysch befestigte sie, und mit ihm begann das Sultanat von Rum. Von den anderen seldschukischen Linien, die sich nach Sandschars Tode 1156 in Kirman, in Syrien und im Irak erhoben, löste es sich alsbald los und zeigte größere Lebenskraft: während die andern Dynastien das 12. Jahrhundert nicht überlebten, ausgenommen nur die Ortokiden, die sich bis 1231 in Palästina hielten, vermochten die Rumseldschuken bis zum Ende des 13. Jahrhunderts wenigstens die nominelle Oberhoheit in Kleinasien zu wahren.

In dieser Zeit vollzog sich, besonders gefördert durch den Mongoleneinbruch in Persien um 1220, aus dem Osten nach Kleinasien ein dauernder Zustrom von türkischen Elementen, die sich über das ganze Land zerstreuten. Wenn auch von einer eigentlichen Türkisierung Anatoliens in dieser Zeit noch kaum die Rede sein kann, so zeigt doch der Aufstieg der Osmanen, daß es an kriegerischer türkischer Mannschaft nicht fehlte. In den einwandernden Türken war der Gedanke des Glaubenskrieges nicht nur durch die Nähe der byzantinischen Grenze und lockende Beute lebendig, sondern er wurde mit religiöser Wärme propagiert. Schon seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts hatte die in Ostiran zu ihrer klassischen Form entwickelte islamische Mystik starken Widerhall und andächtige Aufnahme unter den Türken in Transoxanien gefunden. Es bildete sich unter ihnen eine enthusiastische Laienfrömmigkeit aus, mit entschieden aktivistischen und gemeinschaftsbildenden Tendenzen. Zu Jesi in Turkestan starb 1166 der nach dieser Stadt benannte eigentliche Begründer des volkstümlich türkischen Frömmigkeitstypus, Ahmed Jesevi. Er wird bis zum heutigen Tage in Anatolien nicht weniger verehrt als in Zentralasien. Von ihm geht eine Ordensgründung aus, deren Ideen auch nach Anatolien hinübergetragen wurden. So erklärt sich das sehr rege religiöse Leben unter den türkischen Untertanen der Rumseldschuken. Diese hatten als Hauptstadt in ihren ersten Anfängen Nicäa gewählt, um nach der Eroberung dieser Stadt durch Gottfried von Bouillon 1096 ihren Sitz nach Ikonium, dem späteren Konia, zu verlegen. Dort lebte um die Mitte des 13. Jahrhunderts an ihrem Hofe der große persische Mystiker und religiöse Dichter Dschelaleddin Rumi,



Das reich verzierte Tor des Indsche Minareli Dschami, einer Moschee in Konia aus dem 13. Jahrhundert

der Begründer des Ordens der Mewlewis, der sogenannten tanzenden Derwische. Sein Wirken hat dazu beigetragen, den anatolischen Islam an persische Vorbilder anzuschließen, so daß in der Folgezeit die osmanische Kultur geradezu zu einer Provinz der persischen wurde. Die Seldschuken von Konia zeigten auch, wie man am Aufstieg der Osmanen beobachten kann, obwohl sie innere Spaltungen in ihrem Reich und das Entstehen von kleineren Teilherrschaften — so im 12. Jahrhundert die Danischmende in Kappadokien mit Siwas, Kaisarije und Malatia — nicht aufhalten konnten, eine nicht geringe Geschicklichkeit in der Aufrechterhaltung ihrer wenigstens nominell anerkannten Lehnshoheit und in der Ablenkung unruhiger Elemente auf den Kampf gegen die Griechen.

Durch den mongolischen Eroberzug wurde Anatolien weniger in Mitleidenschaft gezogen als die östlich angrenzenden Länder. Der Rumseldschuke Alaeddin Kaikobad I. unterwarf sich 1236 freiwillig und wehrte dadurch eine Verwüstung seines Reiches ab. Sein Nachfolger Kaichosrev II., der die gleiche Politik verfolgte und den Mongolen, nachdem sie einen Raubzug durch Kleinasien unternommen hatten, tributpflichtig wurde, mußte 1240 den ersten für uns in der Geschichte Anatoliens sichtbaren Derwischaufstand niederwerfen, der sich an den Namen des Baba Ishak, von seinen Anhängern „Gesandter Gottes" genannt, knüpfte und dem später unter der osmanischen Herrschaft ähnliche Erhebungen entsprechen. Nach dem Tode Alaeddins ermöglichten die Streitigkeiten unter seinen Söhnen den Mongolen wiederholtes Eingreifen in die Thronfolge. Aber eben um diese Zeit begann die Verselbständigung einzelner türkischer Fürstentümer im Westen Kleinasiens deutlichere Gestalt zu gewinnen, und damit bildeten sich neue Machtmittelpunkte, die sich der mongolischen Herrschaft entzogen und infolge der Errichtung des lateinischen Kaisertums in Byzanz (1204—1261) auch vom Westen her in ihrer Entwicklung kaum behindert wurden.

Nach der Überlieferung der altosmanischen Historiker wäre die dem Oghuzenstamme angehörende Sippe der Kajy unter ihrem Führer Süleiman infolge der Mongoleneinfälle aus ihren Sitzen im östlichen Persien nach dem Westen ausgewandert und hätte zunächst im armenischen Gebiet neue Weideplätze gefunden. Von dort hätte sie sich südwärts gewandt, um wieder in ihre ursprüngliche Heimat zurückzukehren. Nach dem frühen Tode aber, den ihr Führer bei der Überschreitung des Euphrat fand, wäre ihre Bewegung zum Stillstand gekommen, und Süleimans dritter Sohn, Ertogrul, hätte sie wieder nach Kleinasien zurückgeführt und sich unter den Schutz des Sultans von Konia gestellt, der ihm die Gegend von Sögüd westlich des Sakaria, etwa auf halbem Wege zwischen Biledschik und Eskischehir, unmittelbar an der byzantinischen Grenze anwies.

Ertogrul, der angeblich 1281 starb, und sein Sohn Osman (gest. 1326) gelten der Überlieferung bereits als erfolgreiche und weitgreifende Eroberer. Aber es ist sicher, daß ihre Leistungen nicht an denen von Osmans Sohn Orchan und besonders von dessen beiden Söhnen Süleiman und Murad gemessen werden dürfen. Langsam und organisch entwickelte sich ihre territoriale Hausmacht, und es dauerte Jahrzehnte, bis sie zu einer offenen Expansionsbewegung übergingen. Die Richtung, die Osman einschlug, wies nach den Griechenstädten am Marmarameer. Der Sieg von Baphaion-Kojunhisar über ein starkes griechisches Heer 1301 gab ihm eine Stellung, von der aus er Brussa, Nicäa und Nikomedia bedrohte. Sein Vordrängen hielten die von dem Paläologen Andronikos II.

Mongolischer Reiterkampf. Persische Miniatur (um 1350). Konstantinopel, Staatl. Bibliothek

angeworbenen spanischen Katalanen unter dem deutschen Kondottiere Roger de Flor (Roger Blum) für einige Zeit auf. Aber sie gingen, vom Kaiser in ihren Ansprüchen nicht befriedigt und ihres Führers durch Meuchelmord beraubt, bald dazu über, auf eigene Faust Krieg zu führen, und leisteten damit dem planmäßigen Vorgehen der Osmanen gegen die Griechen nur Vorschub. Zum erstenmal wurden jetzt Türken in den Dienst der um den byzantinischen Thron Streitenden gezogen und kamen so nach Europa hinüber. Osman, der Jenischehir zwischen Brussa und Nicäa zu seiner Hauptstadt gemacht hatte, eroberte von dort aus einen der festen Punkte der Landschaft südlich des Marmarameeres nach dem andern. Seine Krieger waren noch durchaus Reiter, die ihre nomadischen Lebensgewohnheiten festhielten. Sie operierten, indem sie ihre Zelte vor einer Stadt aufschlugen, Ausfälle der Einwohner und Zuzug von außerhalb durch Reiterangriffe abwehrten und die belagerte Stadt allmählich aushungerten. So mußte sich im Todesjahre Osmans (1326) Brussa seinem Sohne Orchan nach langjähriger Belagerung ergeben. Damit war eine ebenso feste wie vorteilhafte Position für den Angriff auf Byzanz erreicht. Osman wurde auf seinen letzten Wunsch in Brussa beigesetzt, wie später seine Nachkommen. Daß er, und nicht sein Vater Ertogrul, als Reichsgründer betrachtet wurde und der Dynastie den Namen gab, hat seinen Grund wohl nicht nur darin, daß er den Schritt vom Hordenführer zum Schöpfer einer etwas festeren, planvoll operierenden Kriegsorganisation tat, sondern in einer besonderen religiösen Weihe, die auf seiner Person lag und an die sich eine, wenn auch nur schwache, historische Erinnerung erhalten hat. Er erscheint nämlich nicht sowohl als ein

Heerführer wie andere, sondern als Exponent einer religiösen Bruderschaft, der zwei in seiner Nähe auftretende und mit ihm verschwägerte Männer, und außerdem anscheinend auch sein Schwiegervater, der Scheich Edebaly, angehören. Wenn er als „Glaubenskämpfer" (Gazi) bezeichnet wird, so bedeutet das nicht einen leeren Titel, sondern eine mit Bewußtsein vor ihm ergriffene religiöse Funktion: seine Stellung ist der des christlichen Ordensritters unmittelbar zu vergleichen.

Sein Sohn Orchan (1326—1359) sah sich vor die Aufgabe gestellt, das Eroberte durch den festen Unterbau einer geordneten Verwaltung zu sichern. Sein Bruder Alaeddin — vielleicht ist dabei nicht an leibliche, sondern an eine Ordensbruderschaft zu denken — stand ihm beratend zur Seite. Dieser ist nach der Überlieferung — die einzelne Einrichtungen wie die der Janitscharentruppe und des Knabenzehnts anachronistisch schon in die Zeit Orchans versetzt — der eigentliche Schöpfer der osmanischen Heeresordnung, während Orchan das kriegerische Eroberungswerk förderte. Er richtete sich zunächst gegen Nicäa-Iznik, erlitt aber 1329 bei Pelekanon-Maltepe durch das Heer des Kaisers Andronikos II., der, unterstützt von dem mächtigen Johannes Kantakuzenos, der belagerten Stadt zur Hilfe eilte, zunächst eine Niederlage. Durch eine Scheinflucht — ein strategisches Mittel, dessen sie sich in der Folgezeit oft mit Erfolg bedienten — veranlaßten die Türken das griechische Heer, sich aufzulösen, und wurden dadurch zu einem neuen Angriff instand gesetzt, in dessen Verfolg sie Nicäa mit stürmender Hand einnahmen. Im selben Jahre begannen sie mit der Belagerung des letzten griechischen Bollwerks Nikomedia-Izmid. Zweimal sandte der Kaiser der Stadt Entsatz, aber auf die Dauer blieb die Aushungerungstaktik der Osmanen stärker: 1337 fiel die Stadt in ihre Hände. Außer ihnen waren auch andere türkische Emire am Werke, durch Angriffe auf Inseln des Ägäischen Meeres und Thrakien der kaiserlichen Macht Abbruch zu tun. Von den Byzantinern her gesehen, heben sich erst allmählich die Osmanen in ihrer besonderen Bedeutung unter den zahlreichen und unermüdlichen türkischen Konquistadoren hervor.

Für den autonomen islamischen Herrscher sind zwei Rechte charakteristisch: die Nennung seines Namens in der Freitagspredigt und die Prägung eigener Münzen. Orchan ging dazu über, Münzen auf seinen Namen schlagen zu lassen, während bis dahin byzantinische und seldschukische Münzen in seinem Lande in Umlauf gewesen waren. Gegenüber der rücksichtslosen Ausbeutungspolitik der Byzantiner besteuerte er seine christlichen Untertanen, die Rajas, in schonenderer Weise und suchte sie mit Erfolg durch religiöse Toleranz zu überzeugten Anhängern der osmanischen Herrschaft zu machen. Die Heeresverfassung beruhte auf den Grundsätzen des Lehnswesens: dem berittenen Krieger wurde vom Herrscher ein Landlos, Timar, übertragen; nach der Größe des Lehens richtete sich die Zahl der vom Besitzer für den Heerbann zu stellenden Berittenen. Die Lehnsmänner wurden in Fahnen, Sandschaks, unter einem Sandschakbej zusammengefaßt. In dem Maße nun, wie die Eroberungszüge an Bedeutung zunahmen, stellte sich die Notwendigkeit einer Fußtruppe heraus. Es steht fest, daß Orchan auf Veranlassung des Heeresrichters von Biledschik, Kara Chalil, damit begann, Fußsoldaten (Jaja) anwerben zu lassen. Unter seinem Nachfolger Murad I. wurde aus Gefangenen die „neue Truppe", das Janitscharenkorps, zusammengestellt, das den Kern des Fußheeres und damit die Hauptstütze der militärischen Macht der Osmanen bildete. Zu ihrer Rekrutierung wurde

später die Einrichtung des Knabenzehnts, der Dewschirme, geschaffen, die sich seit Murad II., also seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nachweisen läßt und erst von Murad IV. 1638 wieder aufgehoben wurde. Sie bestand darin, daß alle fünf Jahre Aushebungen unter den Knaben der christlichen Untertanen stattfanden, die zunächst nach einem bestimmten Prozentsatz erfolgten, später sich auf alle Tauglichen erstreckten. Die Ausgehobenen mußten den Islam annehmen und wurden dann gemeinsam in den vier Pagenkammern erzogen, bis sie mit dem 25. Jahre zum Eintritt in das Janitscharenkorps fähig wurden. Aus ihnen gingen durch Auslese die Leibpagen des Sultans hervor, die ihrerseits den Nachwuchs für die höheren Staatsämter bildeten. So stand dem Christenknaben, der vom Knabenzehnt erfaßt wurde, der Weg zu allen Ehren offen, die der Staat zu vergeben hatte. Nicht nur die militärischen Leistungen, sondern auch die politischen Geschicke des osmanischen Staates lagen in den Händen dieses nichttürkischen Elementes, das sich ständig erneuerte. Anfänglich waren die Janitscharen zur Ehelosigkeit verpflichtet, erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts ertrotzten sie das Recht zu heiraten. Es ist in der Geschichte ohne Beispiel, daß ein Staat von fremdstämmigen Sklaven getragen wird. Die Festigkeit und das Gedeihen des osmanischen Reiches hing davon ab, daß einerseits der jeweilige Herrscher, dessen Person und Entschlüsse unantastbar waren, kriegerische und staatsmännische Tugenden besaß, und daß anderseits die Disziplin und Stoßkraft der Janitscharentruppe erhalten blieb. Solange beides zutraf und solange die Expansion des Reiches im Gange blieb, also etwa bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, verharrte das osmanische Reich auf der Höhe der Weltmacht, um dann rasch zur Ohnmacht und Zerrüttung herabzusinken.

Aber wir sind den Ereignissen voraufgeeilt. Orchan war es, der die Heeresordnung begründete, so daß Spätere ihm darüber hinaus deren volle Ausbildung zuzuschreiben in Versuchung kamen. Wieviel seine Macht jetzt schon in den Augen seiner Feinde bedeutete, geht daraus hervor, daß Johannes VI. Kantakuzenos ihm 1344 seine Tochter Theodora als Gattin antrug, um sich seines Beistandes zu versichern. Aber umgekehrt wußte Orchan, daß es nicht mehr die Byzantiner waren, mit deren Widerstand er zu rechnen hatte, sondern andere Gegner, vor allem die neue Großmacht, die sich soeben im Rücken der Byzantiner erhob: die Serben. Seit der Thronbesteigung des Stephan Duschan (1331 bis 1355) aus der Dynastie der Nemanja ging ihre politische Absicht auf die Vereinigung aller Balkanstaaten zu einem großserbischen Reich und letztlich auf die Krönung dieses Reiches durch die Eroberung von Byzanz. Schon 1347, ein Jahr nachdem Duschan sich zum „Zaren der Serben, Griechen, Bulgaren und Albanier" hatte krönen lassen, sandte Orchan eine Schar gegen ihn und wiederholte dies in den nächsten Jahren noch zweimal. Im Jahre 1356 ging er zu offenen Feindseligkeiten gegen Byzanz über. Während vordem schon öfter osmanische und andere Türken in Thrakien erschienen waren und dort entweder eine der Parteien in den Bürgerkriegen oder das byzantinische Reich in seinem Abwehrkampf wider Serben und Bulgaren unterstützt hatten, ging jetzt Orchans Sohn Süleiman mit 30000 Mann als Eroberer nach Europa hinüber. Er gewann außer anderen festen Plätzen Gallipoli und unternahm von da aus Plünderungszüge ins Innere bis nach Demotika und Adrianopel. Aber durch einen Unglücksfall verlor er sein Leben, und sein Vater folgte ihm zwei Monate später ins Grab.

Die Unterwerfung der Balkanstaaten

Murad I. (1359—1389), der einzige überlebende Sohn Orchans und einer Christin, trat in die Tradition seines Vaters und seines Bruders ein. Er erweiterte und befestigte die von Süleiman in Thrakien erworbene Macht: Demotika, Philippopel und Adrianopel wurden osmanisch, und Adrianopel trat nun, bis zur Eroberung von Byzanz, als Hauptstadt an die Stelle von Brussa. Er setzte die europäische Eroberungspolitik fort, obwohl sein asiatischer Besitz dadurch bedroht wurde, daß die ägyptischen Mamluken in Kilikien einfielen und der König von Zypern im Bunde mit den Johannitern von Rhodos Adalia eroberte. Der Krieg gegen die Serben endete mit einer vernichtenden Niederlage Vukaschins, des Mörders des letzten Nemanjiden, bei Tschirmen an der Maritza 1371. Zwei Jahre später wurde Murad vom griechischen Kaiser Johannes V. Paläologos als Oberherr anerkannt und empfing seinen Sohn Manuel als Geisel. Dessen älterer Bruder, Andronikos, verschwor sich mit Murads Sohn Saudschi zu dem Ziele, ihre beiden Väter zu entthronen. Aber ihre Verschwörung wurde rasch niedergeworfen, und Saudschi wurde geblendet, während der griechische Prinz mit dem Leben davonkam und, nachdem er mit einer zweiten Erhebung gegen seinen Vater mehr Erfolg gehabt hatte, für drei Jahre (1376—1379) den Thron besteigen konnte. Als nach seiner Absetzung noch einmal sein Vater auf den Thron zurückkehrte, forderte Murad von diesem außer einem hohen Jahrestribut und Gefolgschaftsleistung noch die Auslieferung der letzten byzantinischen Besitzung auf asiatischem Boden, Philadelphia. Während seine Herrschaft sich in Europa bis über Bulgarien und Albanien erstreckte, erhoben sich in seinem Rücken in Kleinasien Unruhen, die ihn mehrfach zum Eingreifen nötigten. Seine Abwesenheit ermutigte wiederum die Serben, sich gegen die türkische Herrschaft zu erheben. Im Bunde mit Bosniern und Kroaten schlugen sie ein türkisches Heer 1387 bei Plotschnik an der Topliza und veranlaßten dadurch auch den bulgarischen Zaren Johannes Schischman III., der vorher Murad Heeresfolge geleistet hatte, sich mit ihnen zu vereinigen. Er war der erste, den die Strafe der Osmanen ereilte: nur durch Tributzahlung und Auslieferung der Festung Silistria konnte er seinen Thron noch für wenige Jahre halten. Murad schritt nun zur endgültigen Abrechnung mit den Serben. Der gewaltige Sieg auf dem Amselfelde (Kosovo Polje) am 15. Juni 1389 kostete ihn zwar das Leben — er fiel durch die Mörderhand des Milosch Obilitsch —, entschied aber zugleich über das Geschick der ganzen Balkanhalbinsel. Der Serbenfürst Lazar, der sich dreizehn Jahre früher als Stephan I. zum „König von Bosnien, Serbien und der ganzen Seeküste" hatte krönen lassen, wurde an Murads Leiche hingerichtet. Sein Nachfolger Stephan Lazarevitsch war nichts weiter als ein Vasall des Osmanen; der Bulgarenzar starb in osmanischer Gefangenschaft. Murads Sohn Bajezid, dessen Tatkraft den zeitweise ungewissen Sieg entschieden hatte, bestieg den Thron (1389—1403).

Der rätselhaften Schnelligkeit, mit der er strategische Bewegungen auszuführen wußte, verdankt er den Beinamen Jyldyrym, „Blitz". Seine Aufgaben waren die seines Vaters:

Niederhaltung der christlichen Balkanvölker, Auseinandersetzung mit den konkurrierenden Emiraten in Anatolien, engere Einkreisung von Byzanz und Vorbereitung des vernichtenden Schlages. Nachdem er in Kleinasien erfolgreich vorgedrungen war und durch Niederwerfung eines von dem Patriarchen Euthymios geleiteten bulgarischen Aufstandes und Einnahme der alten Haupt- und Krönungsstadt Trnovo (1393) den Rest bulgarischer Selbständigkeit aufgehoben hatte, reichte seine Herrschaft von Armenien bis zur Donau und Adria. Sein Feldherr Evrenos Beg kämpfte in Morea und nötigte die dortigen Türken zur Anerkennung der osmanischen Oberhoheit. Um diese Zeit gelang es zum letzten Male, christliche Herrscher des Abendlandes zu einem Abwehrkampf gegen die türkische Gefahr zu sammeln. Schon nach Orchans Tode hatte Papst Innozenz VI., etwas später sein Nachfolger Urban V., den Kreuzzug zur Rettung des griechisch-christlichen Kaisertums gepredigt. Aber ihre Mahnungen blieben so vergeblich wie die Bitten um Hilfe, die Johannes V. an den ungarischen König richtete. Jetzt schienen die Bemühungen Manuels II. (1391 bis 1425) bessere Früchte zu zeitigen; die Kreuzzugspredigt des Papstes Bonifaz IX. kam ihnen zu Hilfe. König Sigismund von Ungarn konnte ein Ritterheer zusammenbringen, dem außer französischen Adligen unter dem Herzog von Burgund auch Süddeutsche, Engländer, Böhmen und Polen angehörten. Mit ihm zog er die Donau hinab und traf bei Nikopolis auf die Türken unter Bajezid. Die mangelnde Disziplin im christlichen Heere und die Widerstandskraft der Janitscharen wirkten zusammen, um die Schlacht — am 27. September 1396 — mit einem völligen Siege der Osmanen enden zu lassen, dessen Bekanntwerden im Abendlande alle Neigungen zu weiteren Befreiungsversuchen erstickte. Bajezid forderte jetzt die Übergabe von Byzanz. Der Kaiser, dem die Ankunft eines kleinen fränkischen Heeres in Konstantinopel, geführt von dem französischen Marschall Boucicaut (1397), keine wesentliche Erleichterung zu schaffen vermochte, begab sich selber nach Venedig, Frankreich und England, um Beistand zu erbitten, aber vergeblich.

Murad I.
Gemälde-Sammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol

Da trat eine ganz unerwartete Wendung ein, die dem auf die Hauptstadt und ihre

nächste Umgebung beschränkten griechischen Reich eine kaum verdiente Gnadenfrist von fünfzig Jahren gewährte und zugleich die osmanische Macht bis an den Rand des Verderbens brachte. Von den kleinasiatischen Fürsten, die Bajezid in den ersten Jahren seiner Regierung enteignet hatte, veranlaßt, erschien 1400 Timur, mit dem Beinamen „der Lahme" (Leng), der Tamerlan des Abendlandes, auf seinem entsetzlichen Zerstörungs- und Eroberungszuge, den er anderthalb Jahrhunderte nach dem ersten Mongolensturm angetreten hatte, in Kleinasien, ging über den Euphrat und nahm Siwas ein. Bajezid, der die ihm drohende Gefahr durchaus unterschätzte, nutzte die Ruhepause nicht genügend aus, die der Tatare ihm dadurch gewährte, daß er zunächst seine Flanke und seinen Rücken durch die unter den maßlosesten Greueln vollzogene Eroberung von Aleppo, Damaskus und Bagdad deckte, um dann im Frühjahr 1402 in Anatolien einzurücken. Bei Angora traf er mit dem osmanischen Heer zusammen. Hier fiel im Juni des Jahres die große Schlacht, die entschieden war, als ein großer Teil von Bajezids Heer zum Feinde überging. Der Osmane selber geriet in Gefangenschaft und wurde von Timur, obwohl er ihn mehrfach schwer beleidigt hatte, am Leben gelassen. Die Tataren verwüsteten nun Kleinasien, zerstörten Brussa, nahmen Smyrna den Johannitern fort, setzten die von Bajezid depossedierten Kleinfürsten wieder in ihre Herrschaften ein und überließen dann, ohne den Versuch zu machen, das europäische Reich der Osmanen anzugreifen, Anatolien wieder seinem Schicksal. Bajezid hatte seine Niederlage und das Ende seiner Macht nur um wenige Monate überlebt und war Anfang 1403 als Gefangener gestorben. Die nun folgenden zehn Jahre gehören zu den kritischsten, durch die das Haus Osman hindurchging. Sein ungestörter und gradliniger Aufstieg in den vorangegangenen fünf Generationen, der dem von dem Chaos der Thronstreitigkeiten und dynastischen Intrigen ringsum ermüdeten Auge des Betrachters eine wohltätige Erholung, ja geradezu einen ästhetischen Genuß gewährt, war vor allen Dingen durch die bisherige Reibungslosigkeit der Erbfolge ermöglicht worden. Hier, nach Bajezids Tode, erheben sich zum ersten Male die in andern orientalischen Dynastien gewöhnlichen Kämpfe um die Nachfolge, die Mehmed II. dadurch abschnitt, daß er durch Hausgesetz bestimmte, das jeweils zum Thron gelangende Mitglied seines Hauses solle, „um der Ordnung der Welt willen", seine Brüder töten. So hatte schon Bajezid nach dem Tode Murads seinen Bruder Jakub beseitigt. Das Hausgesetz des Brudermordes wurde bis zum Regierungsantritt Ahmeds I. (1603), der seinen Bruder Mustafa am Leben ließ, regelmäßig befolgt.

Die Kämpfe unter Bajezids Söhnen waren schon im vollen Gange, als, zu ihrem unverdienten Glück, Timur, der 1404 in seine Residenz Samarkand zurückgekehrt war, in der Vorbereitung eines Feldzuges gegen China Anfang 1405 starb. Seine Nachkommen herrschten in Iran und Transoxanien, und aus ihnen ging Babur hervor, der zu Beginn des folgenden Jahrhunderts das Reich der Großmoguln in Indien begründete. Aber weiter im Westen, in Mesopotamien, Syrien und Kleinasien blieb von seinen Taten nichts als die Zerstörung, die er hinter sich gelassen hatte. So konnte Mehmed, der dritte von Bajezids fünf Söhnen, als er 1413 in der Schlacht bei Tschamorlu gemeinsam mit den Serben den letzten der mit ihm konkurrierenden Brüder aufs Haupt geschlagen hatte, sich dazu anschicken, die Macht seines Hauses neu aufzurichten. Zunächst mußte er allerdings in Europa manche Zugeständnisse machen und sah sich in Asien von unaufhörlichen

Timur, Audienz erteilend.
Miniatur des persischen Malers Behzad, 1467

Aufständen bedroht. Auch mit Venedig geriet er in kriegerischen Konflikt und mußte es erleben, daß seine Flotte 1416 vor Gallipoli von der venezianischen vernichtend geschlagen wurde. Im selben Jahre brachen zwei Aufstände aus, die besonderes Interesse verdienen, da sie auf religiöser Grundlage beruhen und in die Reihe der messianischen Erhebungen im Islam gehören. Auf der Halbinsel Karaburun, gegenüber von Chios, erhob sich Bürklüdsche Mustafa und predigte freiwillige Armut, Gütergemeinschaft und Freundschaft zwischen Muslimen und Christen. Seine Anhänger verehrten ihn als Propheten und gingen in Scharen für ihn in den Tod. Er selber wurde von Mehmeds Sohn Murad und dem ihn begleitenden Bajezid Pascha ergriffen und in Ephesus unter Martern hingerichtet. Der griechische Historiker, der davon berichtet, behandelt diesen Aufstand ganz für sich, nach der türkischen Überlieferung aber wäre Bürklüdsche nur der Werber für einen andern gewesen, den Scheich Bedreddin von Simawna bei Adrianopel, der unter einem von Mehmeds Brüdern das hohe Amt des Heeresrichters bekleidet hatte und dann nach Mehmeds Regierungsantritt nach Nicäa verbannt worden war. Auf die Nachricht von Bürklüdsches Aufstand hin entfloh er zu Schiff nach der Walachei, setzte sich im südlichen Bulgarien fest und machte Anstalten, von dort über den Balkan nach Rumelien hinüberzugreifen. Aber er wurde von seinen eigenen Anhängern an Mehmed ausgeliefert und in dem makedonischen Serres hingerichtet. Mehmed war damals im Begriff, gegen einen Aufrührer zu Felde zu ziehen, der sich für einen — tatsächlich bei Angora gefallenen — Sohn Bajezids ausgab und sich in Saloniki festgesetzt hatte. Mit ihm wurde indes erst Murad II. fertig, der fünf Jahre später auf den Thron folgte (1421—1451).

Gefangener Tatarenfürst.
Persische Miniatur (um 1490). Paris, Sammlung J. Doucet

Er muß als der eigentliche Restaurator der osmanischen Macht angesehen werden.

Grabmal Mehmeds I. in Brussa, in farbiger Fayence-Malerei ausgeführt

Nachdem er den falschen Mustafa überwältigt hatte und, die soeben begonnene Belagerung von Byzanz unterbrechend, gegen seinen eigenen jüngeren Bruder, der ebenfalls Mustafa hieß und in Kleinasien weithin Gefolgschaft gefunden hatte, zu Felde gezogen war, gewann er in Europa von Jahr zu Jahr an Boden. Unaufhörlich breitete sich das Türkentum hier aus, so daß der byzantinische Historiker Dukas — vielleicht der wertvollste Gewährsmann für diese Zeit — meinen konnte, es habe damals mehr Türken zwischen Gallipoli und der Donau als drüben in Asien gegeben. Murad drang in Griechenland vor, ließ die Küsten des Kaiserreiches Trapezunt plündern und schlug Ungarn und Polen an der Donau.

Wieder hielt der Papst — es war Eugen IV. — die Zeit für gegeben, die christlichen Fürsten zu einem Kreuzzug zu sammeln. Unter einem glänzenden Führer, Johannes Hunyadi, dem Woiwoden von Siebenbürgen, sammelte sich ein Heer aus vieler Herren Ländern, vertrieb die Türken aus Serbien und bereitete ihnen 1443 eine große Niederlage auf bulgarischem Boden. Murad sah sich nun genötigt, mit den Ungarn und ihren Verbündeten einen zehnjährigen Frieden zu schließen, der die Donau als Grenze festsetzte. Dieser Friede wurde, kaum unterzeichnet, von den Christen gebrochen, die ihres Gegners vermeintliche Schwäche weiter auszunutzen wünschten und nun an der Küste des Schwarzen Meeres südwärts zogen. Bei Warna trafen sie im November 1444 mit Murad zusammen, der wenige Monate zuvor zugunsten seines Sohnes Mehmed auf den Thron verzichtet, aber jetzt die Führung wieder übernommen hatte. Der große Sieg, den er nun über die Christen davontrug, veranlaßte ihn dennoch nicht, seinen Verzicht rückgängig zu machen. Hierzu verstand er sich erst im nächsten Jahre, als Janitscharenunruhen sein Eingreifen nötig machten.

Um die Niederlage von Warna wettzumachen, rüstete Hunyadi 1448 ein starkes Heer aus Ungarn, Polen, Walachen, Böhmen und Deutschen und lagerte mit ihm auf dem Amselfelde, das sechzig Jahre zuvor die Vernichtung der Serben gesehen hatte. Ohne das Heranrücken des mit ihm verbündeten Führers der Albanier, des Georg Kastriota, abzuwarten, der vom Islam zum Christentum zurückgekehrt war — als Muslim ist er unter dem Namen Skanderbeg bekannt —, ließ Hunyadi sich in die Schlacht ein, die außerordentlich blutig und verlustreich verlief und, durch Verrat der Walachen, mit einem so entschiedenen Siege der Türken endete, daß sie sich nunmehr einstweilen vor Angriffen an der nördlichen Grenze sicher fühlen und andern Zielen zuwenden konnten.

Zu Anfang des Jahres 1451 starb Murad. Mehmeds erste Regierungshandlung bestand darin, daß er seinen noch im Kindesalter stehenden Bruder Ahmed ermorden ließ, was — wie schon erwähnt — von nun an stehender Brauch im Hause Osman wurde. Der Sinn des neuen Herrschers war seit seiner frühesten Jugend auf den Gewinn von Byzanz gerichtet. Nachdem er in Asien Ruhe geschaffen hatte, bot ihm jetzt die Drohung des Kaisers Konstantin IX. (1448—1453), den in Byzanz gefangen gehaltenen türkischen Prinzen Orchan freizulassen, falls nicht seine jährliche Pension verdoppelt würde, den willkommenen Anlaß, ein Ende zu machen. Die Stadt, die er nun einschließen und bombardieren ließ, verteidigte sich zunächst trotz ungenügender Besatzung durch ihre starken Befestigungen. Am 5. April 1453 erschien Mehmed selber vor den Mauern, am 29. Mai begann der entscheidende Sturmangriff, der, nachdem sie zweimal zurückgeworfen waren, die Türken in die Stadt führte. Der Kaiser kam im Getümmel um, Mehmed ritt am Morgen des 30. Mai in die Stadt ein und sprengte, indem er die islamische Bekenntnisformel ausrief, auf den Hochaltar der Hagia Sophia. Das zweite Rom war dem Kreuz verloren und dem Halbmond gewonnen, das tausendjährige oströmische Reich der Herrschaft der Osmanen gewichen, die zur asiatisch-europäischen Großmacht aufgestiegen war. In die religiöse Funktion von Byzanz trat nun, als Zentrum des orthodoxen Ostens, Moskau, das dritte Rom, ein. Aber die neuen Herren, die sechzig Jahre später den Kalifentitel annehmen, sind Erben der Komnenen und Paläologen nicht minder als die Zaren von Moskau. Wie die Abbasiden in die Tradition des sassanidischen Gottesgnadentums eintreten, so erneuern die Osmanen in Konstantinopel im Hofzeremoniell, in der Gliederung der Hofämter, in ihrer Lebensführung, die an die Stelle von kriegerischer Energie alsbald die schrankenlose Hingabe an Prunk und Sinnengenuß treten läßt, den byzantinischen Herrschertypus. Wie die Araber in Bagdad, so schließen die Türken sich in Konstantinopel vollends an die Despotie altorientalischen Gepräges an. Der orientalische Despotismus ist ein Gift, das jeden zerstört, der davon kostet. Wenn diese Zerstörung bei den Osmanen, ähnlich wie bei den Abbasiden, erst hundert Jahre nach dem Einzug in Konstantinopel sichtbar zu werden beginnt, so liegt der Grund darin, daß dies Jahrhundert noch so bedeutende Herrscher heraufführte wie Selim I. und Süleiman, so wie im ersten Jahrhundert der Abbasiden Mansur, Mahdi, Harun und Mamun auftraten.

Nachdem Mehmed sich nun mit der Eroberung von Konstantinopel vor die Vollendung des osmanischen Reiches auf europäischem Boden gestellt sah — er lebt bei den Türken unter dem Namen „der Eroberer" fort —, mußte seine Tätigkeit sich in zwei Richtungen bewegen. Es handelte sich darum, einmal die Nordgrenze zu befestigen und das Gebiet

Timur auf der Jagd.

Indische Miniatur von Mir Mohammed, kopiert nach einem Original der timuridischen Epoche in Delhi. Paris, Nationalbibliothek

Szene aus der Eroberung von Byzanz durch die Kreuzfahrer.
Miniatur aus einem 1462 für Ludwig XI. von Frankreich in Brüssel geschriebenen Manuskript.
Paris, Bibliothek des Arsenals

des Islams gegen die dort stehenden unversöhnlichen Feinde zu erweitern, sodann der Kultur der Osmanen die Prägung zu geben, die der nunmehr gewonnenen Sicherung ihres Besitzstandes entsprach. Daß Mehmed die kluge und versöhnliche Politik gegenüber den christlichen Untertanen fortzusetzen gewillt war, zeigte seine Haltung gegenüber den Griechen. Bis unmittelbar vor die Eroberung Konstantinopels reichten die Versuche des römischen Papstes, für eine abendländische Hilfsaktion die Union der Kirchen zu erkaufen. Aber bei den Griechen in Byzanz und nicht minder in den übrigen Balkanländern war der Gegensatz gegen Rom nach wie vor ein so entschiedener, daß die bei den letzten Kaisern hie und da auftretende Neigung, für die Existenz ihres Reiches das Schisma zu opfern, auf den unüberwindlichen Widerstand der breiten Bevölkerung stieß. Mehmed wußte wohl, was er tat, als er den orthodoxen, strikt unionfeindlichen Gennadios zum Patriarchen von Konstantinopel machte und seine Befugnisse sogar noch gegenüber den bisherigen erweiterte, indem er ihm die bürgerliche Gerichtsbarkeit über die griechischen Christen überließ. Er ging weiter und zog auch den armenischen Patriarchen von Brussa nach Konstantinopel. Als Folge dieser beiden Maßnahmen trat nun nicht nur die Konsolidierung der in der Stadt verbliebenen Griechen, sondern außerdem eine nicht geringe Zuwanderung von Griechen und Armeniern nach Konstantinopel ein. Am Fanar bildete sich das griechische Viertel, dessen Angehörige im Laufe der Zeit den Sultanen für ihre Geldgeschäfte unentbehrlich wurden und eine Plutokratie von nicht unbedeutender Macht bildeten. Ähnliches gilt von den Armeniern, deren kaufmännische Begabung sich nunmehr in ernsthafter Konkurrenz mit der der Griechen und der am Levantehandel beteiligten Abendländer entfalten konnte.

Mit der Wiederbesiedelung Konstantinopels parallel geht nun die von Mehmed aufgenommene und von seinen Nachfolgern überaus glänzend weitergeführte bauliche Erneuerung der Stadt. Der Eroberer selbst verwandelte alsbald die Hagia Sophia in ein islamisches Gotteshaus und legte den Grund zu der nach ihm benannten Moschee. Unter den übrigen Moscheen, die er weiterhin errichtete, verdient die über dem Grabmal des Märtyrers Ejjub begründete besondere Erwähnung. Nicht geringere Aufmerksamkeit wandte er der Errichtung von geistlichen Schulen, Karawanserein, Krankenhäusern, Bädern und Brunnen zu. Er ist der eigentliche Begründer der Bautätigkeit, die in der Folgezeit als eine der wesentlichen Leistungen der osmanischen Herrscher von der öffentlichen Meinung gefordert wurde.

Seit der Abbasidenherrschaft, so kann man sagen, entfaltete geistiges Leben sich im Islam überall da, wo es Mäzene gab. Insbesonders suchten Theologen und Juristen Stellen auf, wo ihnen durch fromme Stiftungen und deren Erträgnisse der Lebensunterhalt und die Muße zu gelehrter Arbeit gesichert war. Da Mehmed in großem Umfang solche Stiftungen in seiner neuen Hauptstadt errichtete, konnte es nicht ausbleiben, daß sie aus allen islamischen Ländern Gelehrte anzog und alsbald zu einem neuen geistigen Zentrum der islamischen Welt wurde. Als sechzig Jahre später die Mamlukenherrschaft in Ägypten gestürzt wurde, verlor Kairo in kürzester Zeit seinen alten Glanz, um ihn an die neue Metropole abzugeben. Bagdad war damals schon längst eine für das Ganze der islamischen Kultur bedeutungslose Provinzstadt geworden.

Unter den Werken des Friedens, die Mehmed hinterließ, stehen der Bedeutung nach die beiden von ihm erhaltenen weltlichen Gesetzbücher (Kanunnames) nicht an letzter Stelle. Das eine von ihnen beschäftigt sich vor allen Dingen mit den Reichsämtern, das andere mit Straf- und Steuergesetzen. Bis dahin wurde in den islamischen Ländern wenigstens der Fiktion nach durchaus nur nach dem ererbten religiösen Gesetz Recht gesprochen. Die Veränderung der Verhältnisse aber, insbesondere auch die eigentümlichen, mit dem Lehnswesen gegebenen Bedingungen, unter denen der osmanische Staat sich zur Großmacht entwickelt hatte, forderte gebieterisch eine zweite Instanz neben dem religiösen Recht. Zwar wurde dessen Pflege darum keineswegs minder eifrig gefördert, es entstand im Gegenteil während der osmanischen Herrschaft eine Reihe von sehr beliebten Kompendien des islamischen Rechts nach der hanefitischen Schule — das angesehenste unter ihnen ist das Mülteka des Scheichs Ibrahim el-Halebi, der unter Süleiman dem Großen starb —, aber schon von Osman wird der Erlaß neuer Verordnungen, vor allem über Marktzoll und Lehnswesen, überliefert und Mehmed ging zur Kodifizierung solcher Verordnungen über. Sie besteht übrigens lediglich in der Aneinanderreihung einzelner Gesetze, ohne daß diese einem allgemeineren Rechtsgedanken untergeordnet bzw. ohne daß eine neue Systematik versucht würde.

Aber schon von dem Beginn seiner Herrschaft an sah der Eroberer sich ständig veranlaßt, seine Aufmerksamkeit auf die Nordgrenze zu richten. In Ungarn lebte noch Hunyadi, in Albanien Skanderbeg, die beiden unversöhnlichsten Feinde der Osmanen. Mehmed wünschte zunächst, die Reste politischer Selbständigkeit in den bereits unterworfenen Balkanstaaten zu beseitigen. Er griff zunächst nach Serbien und forderte 1454 von dessen Herrscher Georg Brankowitsch die Auslieferung seines Landes, und zwar auf

Mehmed II.
Gemälde von Gentile Bellini. London, Privatbesitz

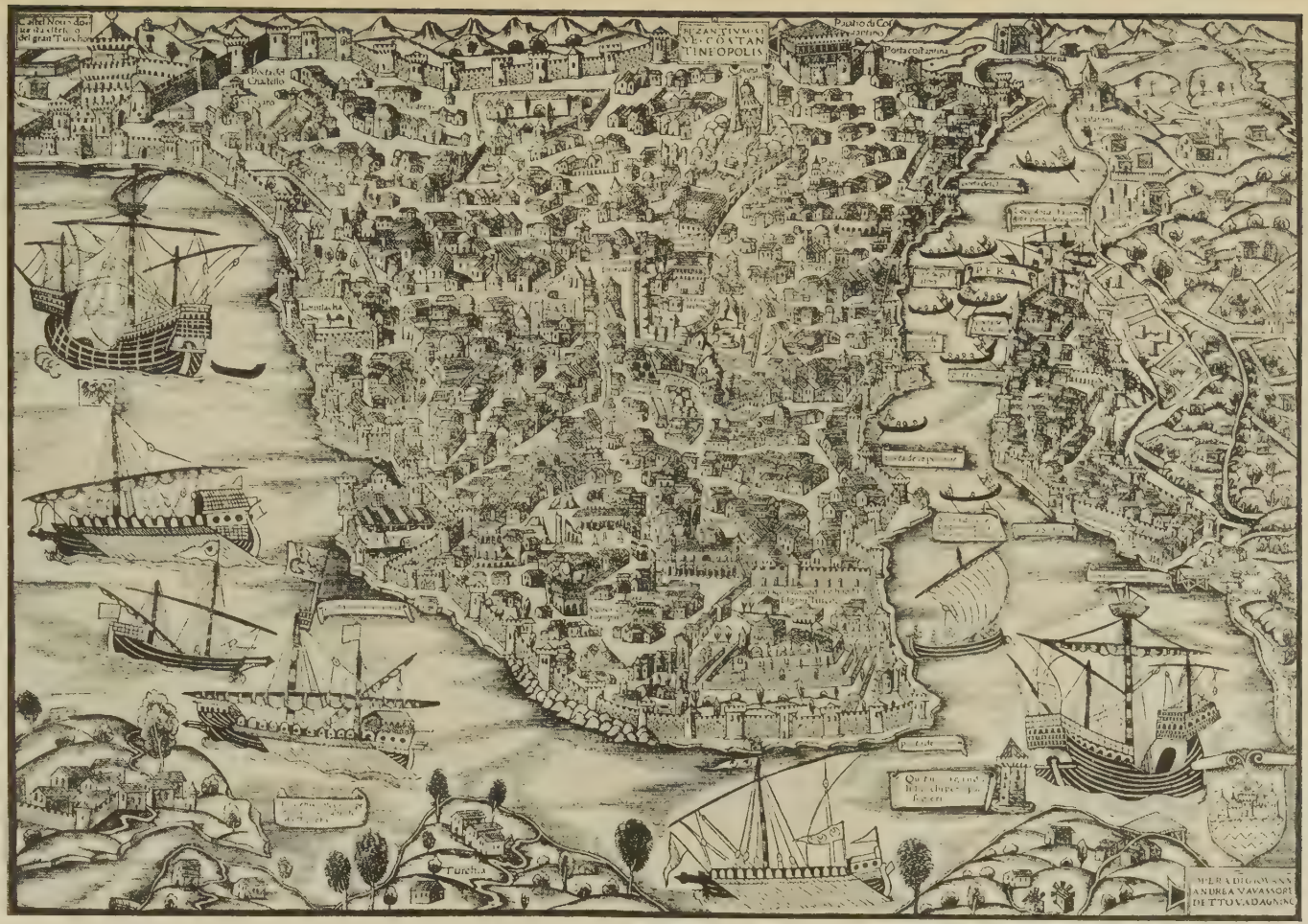
Grund seiner Verwandtschaft mit dem früheren Herrscherhaus der Lazariden. Der Serbe aber wandte sich hilfesuchend nach Ungarn. Mit Hunyadis Hilfe konnte das türkische Heer von Semendria zurückgeworfen werden, und ein Unterführer Mehmeds erlitt bei Kruschewatz eine schwere Niederlage. Mehmed wandte sich nun 1456 gegen den festesten Stützpunkt seiner Feinde, Belgrad. Die Nachricht vom Falle Konstantinopels hatte in die westliche Christenheit wie der Blitz eingeschlagen. Die Päpste waren seither nicht müde geworden, den Kreuzzugsgedanken zu neuem Leben zu erwecken, waren aber infolge der

Eifersucht der christlichen Herrscher untereinander zu keinem Ziel gelangt. Stärkere Wirkung hatte die Predigt der Minoriten, und insbesondere dem Johann von Capistrano und seiner hinreißenden Beredsamkeit war es gelungen, den Ungarn Streitkräfte zuzuführen. Das Heer Hunyadis vermochte Belgrad zu entsetzen und den Ansturm der Osmanen blutig abzuwehren, so daß der Eroberer die Seinen nach Bulgarien zurückführte. Aber sein Glück wollte es, daß noch im selben Jahre seine beiden einflußreichsten Gegner, Hunyadi und Capistrano, starben und daß ihnen im nächsten Jahre, 1457, Georg Brankowitsch folgte.

Mehmed richtete sich nun gegen den Peloponnes. Die Herrschaft der dort verbliebenen letzten Paläologen wurde beseitigt. Aber über Skanderbeg konnten die Türken auch jetzt noch nicht Herr werden. Das Ende ihrer Bemühungen war ein 1461 geschlossener zehnjähriger Friede auf Grund des Status quo. Zur Entschädigung fiel im selben Jahr das Kaiserreich von Trapezunt; der letzte Komnene wurde nach Konstantinopel geführt. Im folgenden Jahr schlugen die Türken sich siegreich in der Walachei.

Den eifrigen Bemühungen des Papstes gelang es 1463, zwischen Friedrich III., dem deutschen Kaiser, und Matthias Corvinus, dem Sohn und Nachfolger Johann Hunyadis, einen Vertrag herbeizuführen, durch den dem Ungarn das Königtum für sich und sein Haus zugesichert wurde, jedoch so, daß im Falle des Aussterbens seines Geschlechts die Habsburger sein Reich erben sollten. Damit schien Ungarn gegen die Türkengefahr in höherem Maße gesichert. Mehmed war außerdem durch andere Aufgaben in Anspruch genommen. Auf Veranlassung der Venezianer hatte Skanderbeg den Vertrag gebrochen und die Feindseligkeiten neu eröffnet. Er wurde in der Festung Croja belagert, erhielt aber Entsatz, so daß die Türken mehrmals geschlagen wurden. Wiederum war es der vorzeitige Tod eines ihrer Gegner, der den Osmanen den Weg freigab: zu Anfang des Jahres 1468 starb Skanderbeg sechzigjährig am Fieber in Alessio. Damit lag Albanien den Türken offen da und wurde in kurzer Zeit dem Reich eingegliedert. Mit Hilfe der inzwischen wesentlich ausgebauten und in ihrer Kriegstüchtigkeit geförderten Flotte kämpften die Türken auch zur See gegen Venedig und hatten 1470 den großen Erfolg, Negroponte (das alte Chalkis auf Euböa) zu erobern.

Aber um dieselbe Zeit regte sich im Osten eine Gefahr, durch die Mehmed gezwungen wurde, zeitweise seine europäischen Unternehmungen ruhen zu lassen. Seit etwa zwanzig Jahren wuchs jenseits seiner östlichen Grenze die Macht Uzun Hasans, des tatkräftigen und verschlagenen Häuptlings des Turkmenenstammes vom Weißen Hammel (Ak-kojunlu), der sich nunmehr als Herrscher über große Teile von Mesopotamien und der angrenzenden Gebiete des nordwestlichen Persiens betrachten konnte. Er hatte sich außerdem mit den Venezianern in Verbindung gesetzt und beanspruchte jetzt auf Grund seiner Verschwägerung mit den Komnenen von Trapezunt deren inzwischen an die Osmanen gefallenes Reich. Um seinen Ansprüchen Nachdruck zu verleihen, fiel er 1471 in Kleinasien ein, unterstützt von den Venezianern. Mehmed trat ihm zwei Jahre später gegenüber und schlug ihn jenseits des Euphrats bei Terdschan. Dieser Sieg erhöhte sein Selbstgefühl so sehr, daß er nunmehr dazu überging, den Titel des Emirs mit dem anspruchsvolleren des Sultans zu vertauschen. Zwei Jahre später traf er die alten Rivalen der Venezianer, die Genuesen, indem er ihnen ihre Handelskolonie in Kaffa (Feodosia) auf der Krim abnahm. Und 1478 übertrug er dem Chan der Krimtataren, Mengli Girai, die Herrschaft über die



Konstantinopel nach zwei Generationen osmanischer Bautätigkeit im Jahre 1520.
Zeichnung von Giovanni Andrea Vavassore. Nürnberg, Germanisches Museum

Krim und das nördliche Ufer des Schwarzen Meeres, die sogenannte kleine Tatarei. In diesem Jahre starb auch Uzun Hasan, dessen Reich nunmehr in raschen Verfall geriet, um allerdings ein Vierteljahrhundert später einem neuen Reich den Platz zu räumen, das den Osmanen gefährlicher werden sollte.

Die Venezianer sahen sich jetzt vor die Frage gestellt, ob sie ihre nicht mehr allzu bedeutenden territorialen Besitzungen in den von den Osmanen beanspruchten Ländern oder die Hauptgrundlage ihrer wirtschaftlichen und politischen Bedeutung, den Levantehandel, preisgeben sollten. Sie entschieden sich für das erstere und schlossen 1479 einen Frieden, in dem sie auf ihre Besitzungen in Albanien, im Peloponnes und in der Ägäis verzichteten und außerdem nicht nur eine beträchtliche einmalige Geldleistung, sondern noch einen hohen jährlichen Pauschalzoll übernahmen. Damit hatte die türkische Flotte freies Spiel und konnte zum Angriff auf den letzten im Bereich des griechischen Meeres verbliebenen Feind, die Johanniter auf Rhodos, übergehen. 1480 ging Mehmed gegen Rhodos vor, noch einmal leisteten die Ritter erfolgreichen Widerstand. Aber dies machte in der abendländischen Welt weniger Eindruck als die im gleichen Jahre unter furchtbaren Greueltaten erfolgte Erstürmung von Otranto in Apulien durch die Türken. Die Christenheit atmete erleichtert auf, als Mehmed im Mai 1481 bei der Vorbereitung eines neuen Zuges gegen Rhodos auf kleinasiatischem Boden starb, noch vor Vollendung seines 53. Lebensjahres, der eigentliche Begründer der osmanischen Weltmacht, nicht nur von den Christen, sondern auch im osmanischen Volk vielfach mit Recht als der Größte seines Stammes bezeichnet. Keiner von seinen Vorgängern reicht an Zielsicherheit und gezügelter Kraftentfaltung an ihn heran, und selbst die Taten Selims I. und Süleimans II. können seinen Ruhm nicht überstrahlen.

Der Tschinili-Kiöschk im Top-kapu-Serail in Konstantinopel, erbaut 1466
(Erneuerung 1590 unter Murad III.)

An seinen Tod schlossen sich Thronstreitigkeiten, die das Reich nicht unerheblich gefährdeten. Während der Großwesir, vielleicht im Sinne des verstorbenen Herrschers, sich für den jüngeren Sohn Dschem einsetzte, bahnte ein Aufstand der Janitscharen dem älteren, Bajezid, den Weg zum Thron. Er belohnte die Janitscharen durch eine Solderhöhung, die nun zu einer festen Abgabe wurde und deren Entrichtung von jedem zum Thron gelangenden Herrscher wiederholt werden mußte. Bajezid wandte sich sogleich gegen seinen Bruder. Er dachte nicht daran, auf die von ihm vorgeschlagene Teilung des Reiches einzugehen, sondern griff ihn an und schlug ihn bei Jenischehir. Damit beginnt die odysseische Irrfahrt des jüngeren Bruders, die ihn von Konia zu den Mamluken nach Kairo und von dort zu den Johannitern nach Rhodos führt, von denen er weiter nach Südfrankreich gebracht wird. Daran schließt das unwürdige Schauspiel an, in dem die christlichen Herrscher sich abwechselnd bemühten, ihn in die Gewalt zu bekommen und sich dadurch die hohen, vom osmanischen Hof für die Garantierung seiner Haft geleisteten Jahrgelder zu sichern. Von den Johannitern geht Dschem 1488 in die Hand des Papstes Alexander VI. über, der gezwungen wird, ihn an Karl VIII. von Frankreich auszuliefern. Aber wenige Jahre später geht dies gehetzte Leben zu Ende: In Neapel stirbt Dschem 1495, angeblich an den Folgen des ihm im Auftrag des Papstes eingeflößten Giftes.

Szene aus der Verteidigung von Rhodos durch die Johanniter, 1480. Ulmer Holzschnitt aus dem Jahre 1496

Nach der Beseitigung seines Bruders zeigte Bajezid in einem seit Osmans Tagen bei keinem herrschenden Mitglied seines Hauses mehr sichtbar gewordenen Maße friedliche

Neigungen. Schon sein Vater hatte sich dichterisch betätigt und die Sammlung seiner poetischen Erzeugnisse ist auf uns gekommen. In viel stärkerem Maße aber richtete Bajezid sein Interesse auf religiöse, insbesondere mystische Spekulationen, die ihm den Beinamen des „Heiligen" eintrugen. Die Periode seiner Herrschaft bedeutet die Zeit des großen und entscheidenden Umschwungs in der türkischen Bildung, die nun den Anschluß an die persische endgültig findet. In der Richtung zu diesem Ziel hatte sie sich schon seit zwei Jahrhunderten unverkennbar bewegt. Während aber die türkische Literatur bis auf Bajezid auf der Stufe tastender und unbeholfener — allerdings gerade deswegen vielfach reizvoller — Versuche, sich das persische Erbe zu assimilieren, stehenbleibt, wird nun das von den Persern geschaffene Niveau in raschem Aufschwung erreicht und in mancher Hinsicht überholt. Es ist dies ein Vorgang, der, äußerlich betrachtet, der abendländischen Renaissance zu entsprechen scheint: die Träger der osmanischen Bildung erkennen die Überlegenheit der persischen rückhaltlos an und begeben sich geschlossen und bedingungslos in ihre Nachfolge. Aber indem sie dies tun, werfen sie gleichzeitig mit Verachtung alles beiseite, was bisher an volkstümlicheren geistigen Erzeugnissen aus der nationalen Eigenart des Türkentums aufgestiegen war.

Am deutlichsten zeigt die Sprache die vollkommene Unnatürlichkeit der neuen Entwicklungsstufe. Der hohe Stil, der jetzt gepflegt wird, verdrängt das türkische Sprachgut bis auf geringe Reste und setzt arabische und persische Fremdwörter an seine Stelle. Die volkstümliche Erzählungskunst in gebundener und ungebundener Form, die höchst reizvolle geistliche Lyrik des 14. und 15. Jahrhunderts, die uns heute viel wertvoller erscheint als das unorganische Produkt der osmanischen Kunstdichtung, wurden als barbarisch verworfen. Wenn aber die persische Dichtung jetzt zum klassischen Muster erhoben wird, so sind es nicht die großartigen epischen und lyrischen Erzeugnisse ihrer ersten Blütezeit im 10. bis 12. Jahrhundert, sondern es ist die ausufernde Rhetorik der nachmongolischen Periode, die von den Osmanen zum Vorbild genommen und sogleich überboten wird. Infolgedessen konnte die osmanische Kunstdichtung von ihren Anfängen an nichts anderes sein als hemmungs- und seelenlose Artistik, für die es keine andere Entwicklung gab als die zu immer spitzfindigeren und absonderlicheren Künsteleien. Der Durchbruch zur Humanität, zur Übereinstimmung von Dichtung und Leben, wie er im 19. Jahrhundert angestrebt wurde, konnte nicht anders erfolgen als mit der völligen Abwendung von der im 16. Jahrhundert zur klassischen Form entwickelten Kunstdichtung.

Bedeutender und eigenartiger als die Entwicklung der Dichtung bei den Osmanen stellt sich die der Geschichtschreibung dar. Mit Bajezid beginnt eine reiche und überaus wertvolle Produktion auf diesem Gebiete, und während die Nachrichten über die beiden ersten Jahrhunderte der osmanischen Herrschaft dürftig und mangelhaft sind, beginnt jetzt eine zusammenhängende Kette von geschichtlichen Quellen ersten Ranges, die zwar durchweg offiziös gefärbt und rhetorisch überwuchert sind, aber dank ihrer Reichhaltigkeit über alle wichtigen Ereignisse zuverlässige Nachricht vermitteln.

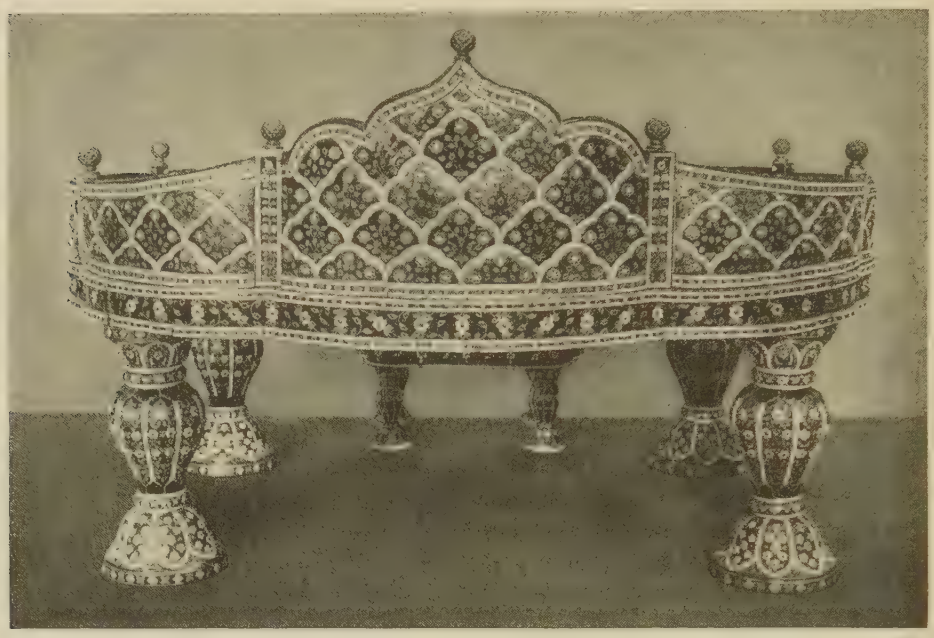
Die von seinem Vater begonnene Bautätigkeit setzte Bajezid fort. Die Besiedelung seines Reiches mit kulturell produktiven Elementen förderte er in nicht geringem Maße durch die Aufnahme der zahlreichen Juden, die durch den Erlaß des Großinquisitors

Torquemada 1492 aus Spanien verwiesen wurden. Sie fanden besonders in der europäischen Türkei neue Wohnsitze und entwickelten sich schnell zu einem der wirtschaftlich wichtigsten Bevölkerungsteile des osmanischen Reiches.

Seinen politischen und militärischen Weg fand Bajezid von seinem Vater vorgezeichnet. Seine Heere unterwarfen Bosnien und boten den Versuchen der Polen, in der Moldau Fuß zu fassen, Widerstand. Mit Venedig kam es zu neuen kriegerischen Entwicklungen, die dazu führten, daß die Republik 1503 ihren wichtigen Stützpunkt im Golf von Korinth, Lepanto, ihre Besitzungen in Messenien und endlich Durazzo abtreten mußte. Um dieselbe Zeit erhob sich an der Ostgrenze der osmanischen Herrschaft in Asien der neue Feind, der nun in einen bis in die jüngste Vergangenheit reichenden Gegensatz zu den Osmanen trat. Ismail, der väterlicherseits aus dem Geschlecht des als Heiligen weithin verehrten Scheichs Sefi von Ardebil, nahe der Südwestküste des Kaspischen Meeres, stammte und dessen Mutter eine Tochter des Uzun Hasan war, erhob sich gegen Ende des Jahrhunderts in der Landschaft Gilan als Anführer einer schnell an Verbreitung gewinnenden und von weither Zulauf findenden Derwischbewegung von ausgesprochen schiitischem Charakter. Es war zunächst nur der Wille, sich an den Erben Uzun Hasans und dem mit ihnen verbündeten Fürsten von Schirwan (am Südabhang des Kaukasus) zu rächen, der ihn öffentlich hervortreten ließ. Aber der unerwartete und große Erfolg seines Auftretens veranlaßte ihn, seinen Siegeszug fortzusetzen; er gewann in wenigen Jahren Schirwan und Aserbeidschan und schlug 1502 seine Residenz in Täbris auf. Damit trat er in die Tradition Uzun Hasans ein und begann den Osmanen ein bedrohlicher Nachbar zu werden. Aber zu kriegerischen Konflikten kam es erst zehn Jahre später.

Sitzender Derwisch.
Miniatur des persischen Malers Behzad (um 1500).
Paris, Sammlung Doucet

Bajezids letzte Lebensjahre wurden durch heftige Streitigkeiten zwischen seinen Söhnen getrübt. Da er seinem Sohn Ahmed den Thron zudachte, lehnte dessen jüngerer Bruder Selim sich auf und ging zum offenen Angriff über. Es kam so weit, daß er Adrianopel mit Gewalt einnahm. Erst jetzt setzte sich sein Vater mit Energie zur Wehr und nötigte ihn zur Flucht in die Krim. Und wie Bajezid einem Janitscharenaufstand seine Herrschaft verdankte, so verlor er sie auch durch einen solchen. Er wurde gezwungen, auf den Thron zu verzichten, und starb 1512, wahrscheinlich von seinem Sohn vergiftet.



Der Thron des Schahs Ismail von Persien, 1514 nach Konstantinopel entführt

Die Eroberung von Syrien, Ägypten und Ungarn

Selim hat in der kurzen Zeit seiner Regierung (1512—1520) das Gebiet seines Reiches gewaltig erweitert und zugleich den Beinamen des „Grausamen", unter dem er in der osmanischen Geschichte fortlebt, sich in vollem Maße verdient. Nachdem er seinen Bruder Ahmed, der sich in Brussa festgesetzt hatte, 1503 geschlagen und getötet hatte, begann er noch im gleichen Jahre mit der großen Verfolgung der Schiiten in Kleinasien, die angeblich 40000 Menschen das Leben kostete und sich jedenfalls den Taten Tschingizchans und Timurs ebenbürtig anreiht. Dieser Schritt hatte die Folgen, die er erwarten mußte: Schah Ismail von Persien mußte als begeisterter Vertreter der schiitischen Sache als der natürliche Rächer der Erschlagenen gelten. Er ging sofort zum Kampf gegen Selim über und fiel in Kleinasien ein. Aber Selim stellte sich ihm alsbald entgegen und brachte ihm bei Tschaldyran 1514 eine gewaltige Niederlage bei, die ihn instand setzte, in Persien einzufallen und die Hauptstadt Täbris zu besetzen. Die politische Feindschaft, die nunmehr offen ausgebrochen war, nahm um so entschiedeneren und unversöhnlicheren Charakter an, als sie sich mit einem religiösen Gegensatz verband: der Gegensatz zwischen Sunniten und Schiiten, der schon früher häufig in der Geschichte Persiens zu leidenschaftlichem Ausbruch gekommen war, wurde jetzt in der Feindschaft zwischen Osmanen und Sefewiden, zwischen Türken und Persern verewigt. Die Osmanen wurden nunmehr zu Vorkämpfern des sunnitischen Islam. Das schiitische Element in der Bevölkerung des

osmanischen Reiches konnte nur noch versteckt und in Form von Geheimbünden sein Dasein erhalten.

Mit dem Angriff auf den neuen persischen Herrscher hatte Selim aber zugleich den Konflikt mit einer andern Macht angebahnt, die seit Timurs Tode ihre alten Ansprüche auf Syrien mit erneutem Erfolg vertreten hatte und darüber hinaus bis nach Kilikien vorgedrungen war: den tscherkessischen Mamluken in Ägypten. Als er dazu überging, die turkmenischen Fürsten aus der Dynastie Zulkadr in Armenien, die unter der Oberhoheit der Mamluken standen, zu enteignen, war der Krieg mit den ägyptischen Herren unvermeidlich. Als der mamlukische Sultan Kansuh nach Syrien ausrückte, fand er Selim 1516 bereits bei Dabik, in der Nähe von Aleppo, vor. Der Sieg war Selim günstig und eröffnete ihm ganz Syrien. Nachdem Damaskus von den Osmanen eingenommen war, lag auch der Weg nach Ägypten frei. Zu Beginn des Jahres 1517 erschien Selim vor Kairo. Nach kurzem Widerstand wurde der neue Herr von Ägypten, Sultan Tumanbeg, geschlagen, und Selim war Herr von Kairo und Ägypten. Er fand hier den letzten Abbasiden, Mutawakkil, vor, der, von den Mamluken patronisiert, das Erbe der Kalifen zum Schein verwaltete, und ließ sich angeblich von ihm seine Rechte übertragen. Nachdem auch der Scherif, der über die beiden heiligen Städte herrschte, ihm gehuldigt und die Schlüssel der Kaaba ausgehändigt hatte, konnte Selim es wagen, sich die Kalifenwürde zuzueignen, die nun beim Hause Osman bis zu seinem Ende blieb. Im nächsten Jahre kehrte Selim nach Adrianopel zurück. Zwei Jahre später, 1520, starb er unerwartet an der Pest.

Süleiman II. Kupferstich von Melchior Lorichs, (1557—1559 in Konstantinopel)

Mit seinem Sohn Süleiman, der mit Recht „der Große" genannt wird, tritt nun ein Herrscher auf den Plan, der in seiner langen Regierung (1520 bis 1566) noch einmal alle Macht und allen Glanz des osmanischen Reiches zusammenfaßte und zur höchsten Höhe steigerte, um es dann nach seinem Tode einem raschen Verfall zu überlassen. Er hat nicht nur die Künste und Wissenschaften und das materielle Gedeihen seines Reiches in beispielloser Weise gefördert, sondern er hat auch das große, seit 150 Jahren vergeblich versuchte Werk der Eroberung Ungarns

vollendet. Vom Beginn seiner Regierung an hielt Süleiman das Ziel der Erweiterung seines Reiches nach Norden fest im Auge. Da er kampflos zum Thron kam, brauchte er nicht wie andere Sultane die erste Zeit seiner Regierung in Thronstreitigkeiten zu verschwenden, sondern konnte direkt zum Angriff auf die Nordgrenze ausholen. Schon 1521 fiel Belgrad. Im nächsten Jahre ward den Türken im Ägäischen Meere ein neuer, beträchtlicher Erfolg zuteil: Rhodos fiel nach jahrzehntelangen Bemühungen, die Johanniter siedelten nach Malta über und vermochten diese ihre neue Position gegen alle Versuche türkischer Flotten zu halten. Zum Krieg gegen Ungarn, wo der Jagellone Ludwig II. herrschte, schickte Süleiman sich 1526 aufs neue an. Am 29. August gewann er den Sieg bei Mohatsch, der der ungarischen Freiheit ein Ende machte. Mit der Einnahme von Ofen, 1529, war die Eroberung Ungarns in der Hauptsache abgeschlossen. Süleiman setzte den Johann Zapolya als König ein, um so die Ansprüche Ferdinands I. auf die ungarische Krone abzuwehren. Um die kaiserliche Macht ins Herz zu treffen, rückte er gegen Wien und begann am 21. September die Belagerung, die er jedoch nach wenigen Wochen, am 15. Oktober, unverrichteter Dinge abbrechen mußte. Auch ein zweiter Feldzug gegen Österreich, 1532, blieb ohne bedeutenderen Erfolg, und so kam es im folgenden Jahre zu einem Frieden zwischen Süleiman und Ferdinand auf Grund des Status quo.

Um dieselbe Zeit wurde wieder einmal die Aufmerksamkeit des osmanischen Herrschers auf den Erbfeind im Osten hingelenkt. Süleiman machte sich die Schwierigkeiten zunutze, in die der seit 1524 regierende Tehmasp, der Sohn Ismails des Sefewiden, verstrickt war, um einen Krieg gegen Persien zu beginnen. Er nahm 1534 die Hauptstadt Täbris und bald danach auch Bagdad ohne Mühe ein. 1535 schloß er mit Franz I. von Frankreich die Kapitulationen ab, die den gegenseitigen Schutz der Untertanen und Handelsniederlassungen garantierten. Sie wurden in der Folgezeit mehrfach feierlich erneuert und bilden den Auftakt der durch mehrere Jahrhunderte anhaltenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Höfen von Konstantinopel und Paris, unter denen die Gegner der Osmanen, vor allem das Deutsche Reich und Venedig insofern zu leiden hatten, als der französische König stets geneigt war, Widerstandsleistungen oder Angriffe dieser Mächte gegen die Türken zu verhindern. Außerdem datiert von dieser Zeit an der Vorrang des französischen Einflusses an der Pforte, der bis ins 19. Jahrhundert erhalten blieb.

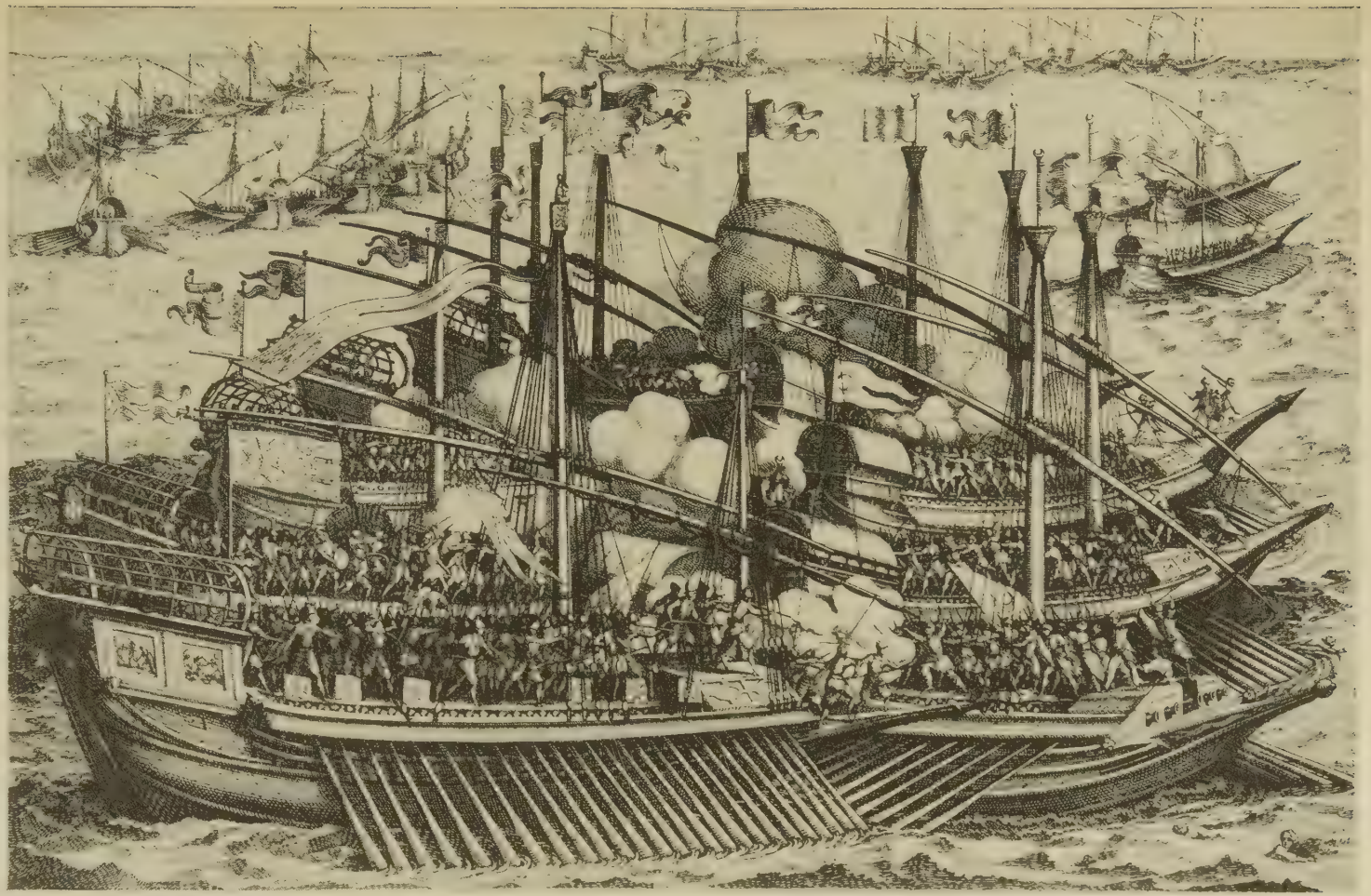
Süleiman sah deutlich, daß eine kraftvolle Eroberungspolitik nur getrieben werden konnte, wenn seinen Unternehmungen zu Lande wirksame Flottenoperationen zur Seite gingen. Als erwünschtesten Helfer gewann er den ehemaligen Korsaren Chaireddin Barbarossa, der die schon seit den Tagen Mehmeds des Eroberers bedeutend entwickelte osmanische Flotte zu einer gefürchteten Macht im östlichen Mittelmeer und darüber hinaus werden ließ. Der Krieg, der 1537 gegen Venedig aufs neue eröffnet wurde, kostete die Lagunenrepublik mehrere Besitzungen im Ägäischen Meer. Eine Landung bei Reggio in Kalabrien rief in Italien eine Panik hervor, die sich steigerte, als die osmanische Flotte Nizza einnahm. 1538 wurde die von Andrea Doria geführte Flotte, die vom Kaiser, von den Venezianern und vom Papst zusammengebracht worden war, geschlagen. Gleichzeitig operierte der hervorragende ägyptische Statthalter Süleiman Pascha im Indischen Ozean und tat dort den Portugiesen Abbruch. Als Chaireddin 1547 starb, konnten sich die den Osmanen feindlichen Mittelmeermächte von ihrem gefährlichsten Gegner befreit fühlen.

Belagerung Belgrads durch Süleiman II. (1521),
vorn Türkenzelt mit Pascha und Janitscharen. Türkische Miniatur. Konstantinopel, Staatl. Bibliothek

Inzwischen war Johann Zapolya 1543 gestorben. Süleiman, der sich aufs neue vor die Notwendigkeit gestellt sah, die Thronfolge Ferdinands von Österreich zu hintertreiben, rückte in Ungarn ein und verwandelte es in eine türkische Provinz. Der Friede, zu dem es 1547 mit Ferdinand kam, überließ diesem Kroatien und Teile des westlichen und nördlichen Ungarn, verpflichtete ihn gleichzeitig zu einer Tributzahlung und bestätigte Johann Siegmund, den Sohn Zapolyas, in Siebenbürgen und Teilen des östlichen Ungarn. Schon 1551 begann der Krieg in Ungarn aufs neue, ging aber jahrelang nur stockend vorwärts, bis 1566 Süleiman von Stambul aufbrach und gegen die Festung Sziget rückte. Sie wurde heldenhaft von Zriny verteidigt. Als sie im September des Jahres fiel, war zwei Tage vorher der Sultan in seinem Lager gestorben. Die letzten Jahre seiner Regierung waren von Kämpfen unter seinen Söhnen, die ihn mehrfach zum Eingreifen nötigten, erfüllt. Sein ältester Sohn Mustafa fiel den Verdächtigungen der Lieblingsfrau Süleimans, der Russin Roxolane, zum Opfer und wurde 1553 ermordet. Darauf erhob sich Streit zwischen den beiden Söhnen der Favoritin, Selim und Bajezid. Der letztere mußte nach Persien fliehen und wurde dort 1561 am Hofe des Schahs im Auftrage Süleimans ermordet.

Süleiman lebt in der türkischen Geschichte unter dem Titel „der Gesetzgeber" fort. Aber die gewaltigen Anstrengungen, die er machte, um die Verfassung des Reiches neu zu begründen, wirkten kaum über seinen Tod hinaus. Seine Regierung bedeutet den Höhepunkt und zugleich die Wendung zu Abstieg und Untergang, deren erste Etappen bis auf Murad IV. Leopold Ranke unvergleichlich geschildert hat.

Die Gründe des Niederganges der osmanischen Macht werden klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das ungeheure Gewicht des großen Reichs von zwei Trägern balanciert werden mußte: dem autokratischen Herrscher und seinem Heere. Es fehlte dem türkischen Reich an einem nationalen Halt. Das türkische Element in der Bevölkerung war an Zahl zu schwach, um sich die unterworfenen Völker zu assimilieren. In diesen, vor allem in den christlichen Balkanslawen, wurde der ihnen von Natur innewohnende Freiheitssinn, der in der Niedergangszeit vor der islamischen Eroberung sich nicht hatte auswirken können, unter dem Türkenjoch erst eigentlich erweckt. Die zunehmende Neigung der türkischen Lehensinhaber zu Wohlleben und Luxus legte den kopfsteuerpflichtigen Rajas immer drückendere Lasten auf. Habgier und Bestechlichkeit wurden mehr und mehr die Kennzeichen der osmanischen Beamtenschaft. Aber gefährlicher noch war die Zersetzung, die in der Herrenschicht selber um sich griff. Die Voraussetzungen für den Bestand des Reiches lagen zu allererst in der persönlichen Tüchtigkeit des jeweiligen Herrschers und in der Uneigennützigkeit seiner höchsten Würdenträger, sodann in der Erhaltung der Wehrfähigkeit des Heeres, die ihrerseits an die Aufrechterhaltung der Lehnsordnung nach ihrem ursprünglichen Plan, an die Disziplin der nicht mit Lehen ausgestatteten Teile des Heeres und nicht zuletzt an die fortdauernde Expansion des Reiches gebunden war. Nur solange die Grenzen andauernd erweitert wurden, solange also der gesamte Heerbann in voller Tätigkeit stand, konnte die Verwaltung des Reiches funktionieren. Traten längere Zeiten der Ruhe ein, so entstand in den Lehnsbesitzern die Neigung, sich ganz den Arbeiten des Friedens zu widmen und sich ihrer Wehrpflicht nach Möglichkeit zu entziehen. Es war ursprünglich vorgesehen worden, und Süleiman



Die Galeeren Ferdinands I., Großherzogs von Toskana, greifen die türkische Flotte an. Kupferstich von Jacques Callot

hatte diese Verordnung erneuert, daß ein größeres Lehen nicht auf den Sohn des Belehnten übergehen dürfte, sondern daß dieser aufs neue mit einem Lehen der kleinsten Ordnung anzufangen hatte. Aber in Friedenszeiten konnte die Neigung, diese Verordnung zu umgehen, nur zu leicht Wurzel fassen. Ursprünglich war die Lehensverteilung strikt zentralisiert, aber in dem Maße, wie das Reich sich ausdehnte, mußte man dazu übergehen, die provinziellen Statthalter, in erster Linie die Beglerbegs, mit der Lehnsgewährung zu betrauen. Von diesen Beamten, die über den Sandschakbegs standen, gab es ursprünglich zwei: einen in Anatolien mit dem Sitz in Kutahia, einen in Rumelien mit dem Sitz in Sofia. Sie waren die obersten Heerführer in Vertretung des Sultans, und ihrer Autorität mußten sich selbst die Söhne des Sultans im Felde unterwerfen. Der Name, der ihnen in späterer Zeit beigelegt wurde, „Schwämme des Sultans", ist bezeichnend genug für den Gebrauch, den sie mehr und mehr von ihrer Autorität machten. Es lag nahe, daß sie die Befugnis zur Lehenserteilung ihren Günstlingen auch ohne militärische Gegenleistung zugute kommen ließen. Um diesem Zustand zu wehren, bestimmte Süleiman, daß die Beglerbegs nur eine Bescheinigung über eine vorzunehmende Belehnung ausstellen sollten, während die eigentliche Ausfertigung erst an der Pforte selber nach gebührender Kontrolle zu erfolgen hätte. Dennoch konnte diese Bestimmung die Entwicklung nicht aufhalten und der fortschreitenden Vernachlässigung der Dienstpflicht von seiten der Lehensinhaber nicht steuern. Infolgedessen ging das Schwergewicht der militärischen Macht zu den Söldnern, insbesondere zu den Janitscharen über. Diese benutzten die Steigerung ihrer Bedeutung zu immer größeren Ansprüchen gegenüber der Krone. Ihr Oberster, der zum engsten Kronrat gehörte, griff in politische Entscheidungen ein und machte seinen Einfluß bei der Thronfolge geltend. Nicht nur in Fällen von Geldmangel und entsprechend verzögerter Soldauszahlung drohten Unruhen und Aufstände der Janitscharen, sondern darüber hinaus benutzten sie die gefährliche Waffe der Empörung gegen mißliebige Entschlüsse, Ernennungen oder Absetzungen seitens des Herrschers. So wurde vom 16. Jahrhundert an das Janitscharenkorps aus der stärksten Waffe der osmanischen Herrscher zu ihrer schlimmsten Plage, der erst Mahmud 1826 ein Ende zu bereiten unternahm.

Seit Mehmed II. stand dem Sultan als Regent, mit weitgehender Regierungsgewalt ausgestattet und durch ein besonderes Zeremoniell hervorgehoben, der Großwesir zur Seite, neben den, ihm an Rang, nicht aber an politischer Bedeutung ebenbürtig, die sogenannten „Wesire der Kuppel" traten. Die Großwesire gingen zumeist aus dem Knabenzehnt hervor. Unter Süleiman dem Großen wirkte 1529—1536 Ibrahim Pascha, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der begabte und überaus mächtige, aber zugleich auch mit allen Mitteln seine persönliche Bereicherung fördernde Albanese Mehmed Sokolli. Im 17. Jahrhundert erstand in der Großwesir-Dynastie der Köprülüs den osmanischen Herrschern inmitten des Niederganges noch einmal eine kraftvolle Stütze.

In letzter Instanz aber liegen die Gründe für den Niedergang der Osmanen darin, daß nach den gewaltigen Herrscherpersönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts die Kraft ihres Stammes verbraucht schien. Immer stärker werden cäsaristische Neigungen und Charaktereigenschaften an den Osmanen sichtbar. War den Thronstreitigkeiten durch die Vorschrift des Brudermordes der Boden entzogen, so geschah es jetzt, daß noch bei

Lebzeiten eines Sultans unter seinen Söhnen Intrigen aller Art und blutige Konflikte zum Ausbruch kamen. Man suchte dem zu steuern, indem man die Prinzen bis zum Ableben des regierenden Herrschers im Serail gefangen hielt. Aber diese Maßnahme hatte wiederum die Folge, daß sie jeder Vorbildung für ihre kriegerischen und politischen Aufgaben entzogen und auf Luxusentfaltung, Vergnügungen, insbesondere auf Haremsfreuden hingeleitet wurden. Die Haremswirtschaft mit all ihren Übeln gibt dem osmanischen Hof die Prägung. Der charakter- und willenzerstörende Einfluß, der allem Despotismus und dem Despotismus vorderasiatischer Tradition im besonderen innewohnt, tat auch an den Nachkommen Osmans seine Wirkung — wie Ranke sie gezeichnet hat:

„Nachdem die Osmanen aufgehört, Eroberer zu sein, blieben sie in der Mitte der alten Feste gelagert. Man hat ein Sprichwort, daß da kein Gras wieder wachse, wohin ein osmanisches Pferd den Fuß gesetzt; und die Verödung der schönsten Länder der Erde, die sie eingenommen, scheint es genugsam zu bestätigen. Auch sich selbst haben sie nicht kultivieren mögen. Es ist wahr, daß viele von ihnen Tugenden haben, die den Menschen zieren; und man rühmt, daß sie ohne Falsch, beharrlich, mildtätig, gastfrei seien; doch zu einer freien Entwicklung des Geistes haben sie es nie gebracht, sie sind immer Barbaren geblieben. Von der Schönheit der Dinge haben sie wenig mehr begriffen als den Reiz des Goldes und der Frauen; Neigung, sich die Welt durch eine Erkenntnis, die sich auf die Wahrheit der Erscheinung und nicht auf Phantome des Wahns bezöge, zu eigen zu machen, bemerkt man an ihnen so gut wie keine; sie wandeln unter den Reliquien eines edlern Daseins und achten ihrer nicht. Es gibt Irrtümer, welche die Seele über und über zu erfüllen vermögen, welche das Auge für den Geist und die heitere Wahrheit blöde machen; welche das Leben in einer dumpfen Selbstgenügsamkeit abschließen. Das sind die ihren."

Türkenzug. Holzschnitt von Pieter Koeck van Aelst, 1536

Von der Schlacht bei Lepanto bis zum Frieden von Karlowitz

Selim II. (1566—1574), der nach dem Tode seines Vaters vor Sziget auf dem Thron folgte, trug den bezeichnenden Beinamen „der Trunkene". Die Genußsucht, die ihn beherrschte, bestimmte ihn alsbald dazu, die Unternehmungen in Ungarn abzubrechen. 1568 kam es zu einem Frieden mit Österreich auf Grund des beiderseitigen Besitzstandes, wobei die Österreicher die Zahlung eines bedeutenden Jahrestributes übernahmen. Ein weiterer Erfolg, der Selim in den Schoß fiel, war der Gewinn von Zypern 1570, der den Rückgang der venezianischen Macht im östlichen Mittelmeer um einen weiteren entscheidenden Schritt förderte und zugleich ein Zeichen dafür ist, wie sicher sich die osmanische Flotte diesem ihrem bedeutendsten Gegner gegenüber fühlte. Aber die unmittelbare Folge war nun ein vom Papst eifrig gefördertes Bündnis zwischen der Republik und Spanien. Die Flotte, die man zusammenstellte, gewann einen unvergleichlichen Führer in Don Juan d'Austria, einem natürlichen Sohn Karls V. Er unternahm es, die im Golf von Korinth bei Lepanto, dem alten Naupaktos, liegende türkische Flotte anzugreifen, und gewann am 7. Oktober 1571 einen Sieg, von dessen Ruhm Europa widerhallte. Den 277 Schiffen der Türken standen 208 der christlichen Verbündeten gegenüber. Cervantes, der als Angehöriger der spanischen Flotte an der Schlacht teilnahm und einen Arm in ihr einbüßte, bezeugt: „Dieser unsterbliche Tag brach den Stolz der Osmanen und enttäuschte die Welt, welche die türkische Flotte für unbesiegbar hielt." Er rechnet den Tag von Lepanto als den größten seines Lebens und aller Zeiten. Aber wie stets, so verhinderte auch hier die Uneinigkeit der Verbündeten die Ausnützung des Sieges. Während die osmanische Flotte mit Einsatz bedeutender Energie erneuert wurde, ließen es die Verbündeten dahin kommen, daß in dem 1573 abgeschlossenen Frieden die Abtretung Zyperns an die Türken besiegelt wurde. Die christlichen Nationen suchten jetzt im Wettlauf miteinander Handelsverträge mit der Pforte abzuschließen. Die vorübergehende Niederlage von Lepanto wurde vollends aufgewogen durch den gleichzeitigen und erfolgreichen Feldzug des späteren Großwesirs Sinan Pascha in Jemen.

Als Selim 1574 an den Folgen seiner Trunksucht starb, folgte ihm mit seinem Sohn Murad III. (1574—1595) ein Fürst, dem zwar wissenschaftliche und künstlerische Interessen nachgerühmt werden, der aber aller positiven Herrschereigenschaften ledig war, wozu ein wahrscheinlich epileptisches Leiden beitrug. Mit Furchtsamkeit und Unschlüssigkeit verband er eine krankhafte Habgier, die sich in grotesker Weise äußerte, die aber zur Folge hatte, daß er ungeheure Schätze in seinem Palast zusammenbrachte. Thronstreitigkeiten beim persischen Feind veranlaßten die Türken aufs neue, im Osten kriegerisch aufzutreten. Sie begannen ihre Unternehmungen diesmal im Kaukasus und hatten den Erfolg, Georgien mit der Hauptstadt Tiflis zu erobern. Von hier drangen sie nach Süden mit dem traditionellen Ziel, Täbris einzunehmen, was ihnen 1585 gelang. Dann geriet der Krieg ins Stocken, aber der 1590 geschlossene Friede lieferte den Osmanen die eroberten Gebiete im Kaukasus und in der Ebene an seinem Südabhang aus. Inzwischen hatte

Abbas (1586—1628) den Thron der Sefewiden bestiegen. Die Geschichte hat ihm den Beinamen „der Große" verliehen. Er gebot dem Niedergang der sefewidischen Macht noch einmal mit starker Hand Einhalt, wehrte im Osten die räuberischen Einbrüche der türkischen Özbegen, im Westen der Türken ab, vertrieb mit Hilfe der im Jahre 1600 von den Engländern gegründeten indischen Handelskompanie die Portugiesen aus ihrer Handelsniederlassung am Persischen Golf und gab seinem Reich durch straffe Organisation und Förderung des Verkehrswesens einen beträchtlichen Aufschwung der öffentlichen Wohlfahrt. Seine Hauptstadt Isfahan stattete er mit glanzvollen Bauten aus. Der römische Reisende Pietro della Valle hat ein eindrucksvolles Bild von seinem Wesen und seinen Leistungen gegeben, und aus seinem Bericht hat Goethe eine unübertreffliche Charakteristik des Herrschers geschöpft.

Murad III. Aquarell von Melchior Lorichs. Ehemals Prag, Sammlung Lanna

Sinan Pascha, dessen Erfolge in Jemen wir erwähnten, war 1593 zum drittenmal zum Großwesirat gelangt und trieb zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten mit Österreich. Das Ziel war diesmal kein geringeres als die Eroberung von Böhmen, und die Unternehmungen schienen einen verheißungsvollen Lauf zu nehmen, als 1594 die wichtige Festung Raab erobert wurde. Unter Mehmed III. (1595—1603), der während dieses Krieges seinem Vater folgte, wurde 1595 Erlau eingenommen. Aber erst unter dem folgenden Herrscher, Ahmed I. (1603—1617), wurde dieser Krieg durch einen für die Osmanen günstigen Frieden zum Abschluß gebracht, nachdem 1604 Stefan Bocskay, der nach der Vertreibung des Siegmund Bathory zum Fürsten von Siebenbürgen erhoben worden war, seine Anerkennung von den Türken durch ein gegen Österreich gerichtetes Bündnis erkauft hatte. Nun konnte der Kaiser Rudolf II. 1606 zum Frieden von Zsitva-Torok bei Komorn gezwungen werden, in dem Bocskay in Siebenbürgen anerkannt, den Türken alle bisherigen Besitzungen bestätigt und außerdem eine enorme einmalige Zahlung geleistet werden mußte. Ahmed, der sich als Erbauer der nach ihm benannten Moschee in Konstantinopel einen Namen gemacht hat, mußte auch in Asien kämpfen, einerseits gegen Aufstände in Syrien und im Libanon, wo sich 1603 der Drusenfürst Fachreddin zum erstenmal regte, anderseits in Persien, wo eine Empörung in Täbris den Verlust dieser Stadt und Bagdads an Abbas, allerdings nicht für lange Zeit, zur Folge hatte. Ahmed hatte

zum erstenmal bei seiner Thronbesteigung auf den Brudermord verzichtet. Das hatte zur Folge, daß nach seinem Ableben 1617 sein Bruder Mustafa auf den Thron folgte, der aber schon im nächsten Jahre wegen Geistesschwäche auf den Beschluß einer Versammlung des Kronrats und der geistlichen Autoritäten abgesetzt wurde. An seine Stelle trat der minderjährige Sohn Ahmeds, Osman II. (1618—1622). Unter ihm nahmen die europäischen Unternehmungen eine neue Richtung, nämlich gegen Polen. Die Schlacht bei Jassy 1620 brachte den Türken einen Sieg, dem aber der im folgenden Jahr geschlossene Friede in seinem Ertrag nicht entsprach. Osman, der für den Mißerfolg die Janitscharen verantwortlich machte, wollte den Versuch machen, sich ihrer zu entledigen. Aber wie groß die Macht der Janitscharen war, zeigte sich nun darin, daß sie ihn ermordeten und noch einmal 1622 seinen geisteskranken Oheim Mustafa auf den Thron brachten. Allerdings wurde es notwendig, ihn schon im nächsten Jahre zu erneutem Thronverzicht zu nötigen. Während seiner Regierung ging ein Teil der kaukasischen Besitzungen wieder an die Perser verloren.

Nun folgte ein Bruder Osmans II., Murad IV. (1623—1640), ein Herrscher, der noch einmal die Tugenden seiner großen Vorfahren zu erneuern schien, die er allerdings zugleich auch an Rücksichtslosigkeit des Blutvergießens sämtlich in den Schatten stellte. Zu Beginn seiner Regierung trat aufs neue der Druse Fachreddin hervor, der inzwischen Unterstützung suchend in Europa geweilt hatte. Er nahm Damaskus ein und dehnte sein Herrschaftsgebiet an der Küste von Antiochia aus. 1631 ging er zum offenen Angriff auf den osmanischen Statthalter über. Er wurde zwei Jahre später gleichzeitig zur See und zu Lande angegriffen, und nachdem sein Sohn Ali eine Schlacht verloren hatte und in ihr gefallen war, geriet er selber in die Hände der Osmanen, wurde nach Stambul geführt und dort enthauptet. Auch in dem mittlerweile traditionell gewordenen Krieg gegen Persien war Murad glücklich: 1634 fielen Täbris und Eriwan, 1638 auch Bagdad wieder in seine Hände. Auf der andern Seite erfuhr die osmanische Macht Einbußen durch die Krimtataren, die eine türkische Flotte vernichteten, und durch die Kosaken, die Büjükdere am Bosporus plünderten. Um dieselbe Zeit schufen die Österreicher sich eine feste Wehr gegen die türkischen Vorstöße, indem sie von Dalmatien bis nach Siebenbürgen die stark befestigte Militärgrenze errichteten und ausbauten. Damit wurde die Postenkette geschaffen, von der fünfzig Jahre später der glorreiche Rückstoß gegen die türkische Großmacht ausgehen konnte. Mit besonderer Sorgfalt nahmen die Österreicher sich der serbischen und bosnischen Überläufer, der sogenannten Uskoken, an, die auf den Boden des Reiches hinübertraten.

Unter Ibrahim (1640—1648) gelang es der überhandnehmenden Haremspolitik, den fähigen Großwesir Kara Mustafa zu beseitigen. Der Versuch der türkischen Flotte, den Venezianern Kreta, ihre letzte starke Position, wegzunehmen, mit der sie die Ägäis abzuriegeln vermochten, hatte einen glücklichen Anfang. 1645 fiel Kanea in die Hände der Türken. Ibrahim wurde wegen Verschwendungssucht abgesetzt. Es war das Jahr des Westfälischen Friedens, in dem Deutschland sich aus den Wirren des Dreißigjährigen Krieges erhob, als Mehmed IV. zur Regierung kam. Seine ungewöhnlich lange Regierung (1648—1687) verdankt ihre Erfolge nicht seinen persönlichen Eigenschaften: wohin seine Neigungen gingen, sagt sein Beiname „der Jäger". Aber unter ihm trat nun der erste

Moschee Ahmeds I. in Konstantinopel, erbaut 1609—1616 von dem Architekten Agha

Vertreter der hervorragenden Großwesir-Dynastie hervor, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Sache des türkischen Reiches rühmlich führte. Mehmed Köprülü, wahrscheinlich anatolischer Herkunft und durch den Knabenzehnt an den Hof gekommen, hatte mehrere Provinzstatthalterschaften durchlaufen und es bis zum Wesir der Kuppel gebracht. Auf Betreiben seiner Gegner wurde er aus dieser Stellung beseitigt und verbannt, als aber die Venezianer bedrohliche Erfolge errangen, 1651 bei Paros und fünf Jahre später an den Dardanellen siegten, wurde der nahezu achtzigjährige Mann 1656 zum Großwesirat berufen. Er übernahm es nur gegen das Zugeständnis diktatorischer Vollmachten. Seine Tätigkeit richtete sich nun zunächst darauf, durch schärfste Sparmaßnahmen und Beseitigung der Unredlichkeiten in der Finanzverwaltung die inneren Kräfte des Reiches zu stärken. Als Feldherr war er gegen die Venezianer ebenso siegreich wie im Norden. Die Unternehmung gegen Kreta vermochte er jedoch nicht zu Ende zu führen. Als er 1661 starb, hatte er seinem Sohn Ahmed, der ihm an hervorragenden Gaben nicht nachstand, die Nachfolge in seinem Amt gesichert. Dieser begann 1663 aufs neue den Krieg mit Österreich, und obwohl er im folgenden Jahr bei St. Gotthard an der Raab geschlagen wurde, fiel doch der bald darauf geschlossene Friede für ihn günstig aus. Fünf Jahre später kamen die Angriffe auf Kreta zum Ziel: Kandia fiel, und damit ging die Insel, die 465 Jahre lang in Händen der Venezianer gewesen war, ihnen für immer verloren. Die Kapitulationen mit Frankreich wurden 1673 erneuert. Um diese Zeit tauchte in Europa zum erstenmal die orientalische Frage als Gegenstand der Publizistik auf.

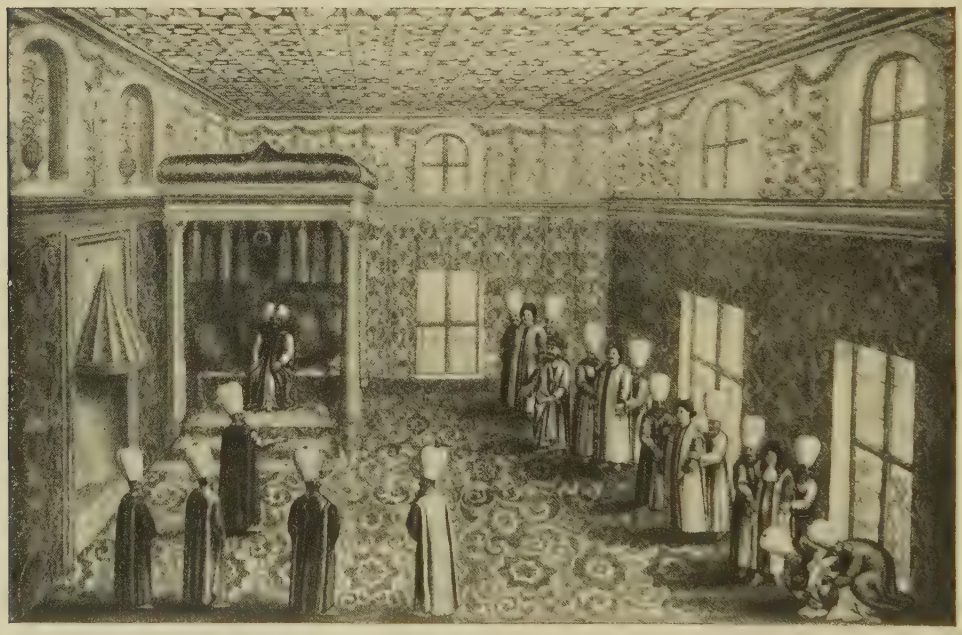
G. W. Leibniz beschäftigte sich mit ihr in einer ausführlichen Denkschrift, die er dem französischen König vorlegte und in der er zur Eroberung von Ägypten und Durchstechung der Landzunge von Suez riet.

Als der Kosakenhetman Doroschenko sich unter den Schutz der Osmanen stellte, glaubten diese die Zeit zu neuer Machterweiterung an der polnischen Grenze gekommen. Sie forderten die Abtretung der Ukraine, und diese wurde tatsächlich von dem schwachen polnischen König Michael 1672 im Frieden von Bucsacs zugestanden. Die unmittelbare Folge davon war eine Erhebung in der polnischen Nobilität, und der Kronfeldherr Sobieski, der bald darauf als Johann III. zum König von Polen gekrönt wurde, ging dazu über, den Osmanen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Dennoch mußte er, als es zum Friedensschluß kam, auf Podolien und die Ukraine verzichten. Im Zusammenhang mit den polnischen Unternehmungen trafen die Osmanen zum erstenmal mit dem Zaren von Moskau zusammen. Das Jahr 1681 wurde für sie schicksalsvoll: sie mußten Kiew an den Zaren Feodor III. preisgeben — Ahmed Köprülü war schon fünf Jahre vorher gestorben —, und seit dieser Zeit beginnt der russisch-osmanische Gegensatz, der im 18. Jahrhundert der Hauptantrieb für den Niedergang der osmanischen Macht von außen her war.

Die Veranlassung zum Krieg mit Österreich war erneut gegeben, als die Türken, angetrieben von Ludwig XIV., 1683 den Empörer Emmerich Tököly als König von Ungarn bestätigten. Die gegen das Reich gerichteten Intrigen des französischen Königs wurden von den Zeitgenossen wohl durchschaut; Prinz Eugen hat später gesagt, daß ohne Ludwig XIV. die Osmanen nie vor Wien hätten ziehen können. Diesmal richtete sich nun der Angriff mit dem Aufgebot aller Kräfte gegen die Kaiserstadt selber. Am 14. Juli erschienen die Türken vor Wien, das von dem Grafen Rüdiger von Starhemberg gehalten wurde, während Karl von Lothringen am Kahlenberg lagerte und auf Entsatz wartete. Kaiser Leopold I. war nach Linz geflohen. Als in letzter Stunde das Entsatzheer, aus Reichstruppen und einem polnischen Aufgebot unter Johann Sobieski bestehend, heranrückte, mußte die türkische Belagerung am 13. September nach ungeheuren Opfern aufgehoben werden. Der Führer der Türken, Kara Mustafa, wurde beim Rückzug auf Veranlassung des Sultans in Belgrad erdrosselt. Nun kam eine Allianz des Kaisers mit Sobieski und Venedig zustande, deren Ziel der Angriffskampf gegen die Türken war. Der erste Erfolg schien die kühnsten Erwartungen zu rechtfertigen; man hoffte auf eine Vertreibung der Ungläubigen aus Europa. Mit unendlicher Begeisterung wurde von der Christenheit die Nachricht vom Falle Ofens am 2. September 1686 aufgenommen. Auch die Venezianer erzielten in Morea unter dem Verteidiger von Kreta, Morosini, Erfolge und konnten vorübergehend Athen besetzen. Während dieser Besetzung wurde 1687 das Parthenon zerstört, das bis dahin allen Stürmen der Jahrhunderte getrotzt hatte. Schon zwei Jahre später mußte Athen wieder aufgegeben werden. Während dieser Zeit versuchten die Polen vergebens Kameniec zu nehmen, und auch die Sehnsucht der Russen nach der Krim blieb unerfüllt. Als 1687 die Türken eine neue große Niederlage durch Karl von Lothringen bei Mohatsch erlitten und außerdem Siebenbürgen sich dem Kaiser unterwarf, erhoben sich die Janitscharen gegen den Großwesir Süleiman und den Sultan, der abgesetzt ward.

Inneres des Bagdad-Kioskes im Top-kapu-Serail in Konstantinopel, erbaut 1634—1689

Unter der Regierung Süleimans II. (1687—1691) nahm der Rückgang der osmanischen Macht weiter seinen Lauf. Belgrad wurde 1688 vom Kurfürsten Max Emanuel von Baiern eingenommen, und bald hernach trug Ludwig von Baden einen großen Sieg bei Nisch davon. Aber nochmals erstand den Türken in der Not in Mustafa Köprülü, dem Bruder Ahmeds, der nun das Großwesirat übernahm, ein Retter. Seine erste große Tat war die Rückeroberung von Belgrad 1690. Er erneuerte auch die Kapitulationen mit Frankreich. Aber im nächsten Jahr, nachdem inzwischen Ahmed II. (1691—1695) Sultan geworden war, wandte sich sein Geschick. Bei Szalankemen, nahe von Peterwardein, wurde er am 19. August 1691 geschlagen und fiel in der Schlacht. Mit Mustafa II. (1695—1703) trat noch einmal ein energischer Herrscher hervor. Aber jetzt gewannen die Österreicher gegen ihn einen Vorkämpfer, der unter den Zeitgenossen seinesgleichen nicht hatte, den größten Feldherrn, der je österreichische Heere geführt hat, Prinz Eugen von Savoyen. Er trat vierunddreißigjährig die Führung an und gewann am 11. September 1697 bei Zenta den Sieg, der dem Vordringen der Türken über die Donau ein Ende machte. Gleichzeitig führte der russische Zar Peter gegen die Türken Krieg und gewann 1696 Asow. Als am 26. Januar 1699 zu Karlowitz der Friede abgeschlossen wurde, fielen Siebenbürgen und der größte Teil von Ungarn nebst Kroatien und Slawonien an den Kaiser, Kameniec, Podolien und die Ukraine an Polen, Morea mit Ausnahme von Lepanto, außerdem mehrere feste Plätze in Dalmatien an Venedig. Der kriegerischen Überlegenheit der Osmanen war hiermit ein Ziel gesetzt. Die Entwicklung der Geschichte hatte sie überholt und die europäischen Mächte auf eine Stufe staatlicher und kultureller Ausbildung geführt, zu der sich das Osmanentum nicht mehr zu erheben vermochte.



Empfang einer polnischen Gesandtschaft beim Sultan im Thronsaal des Arsch Odassi in Konstantinopel

Zeittafeln

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1500–1660	**1500–1660**
1501. Ludwig XII. von Frankreich und Ferdinand von Aragon erobern Neapel.	1501. Luther bezieht die Universität Erfurt.
	1503—1513. Papst Julius II.
1504. Frankreich muß auf Neapel verzichten; Neapel wird spanischer Besitz (bis 1713).	
	1505. 17. Juli: Luther tritt in das Augustinerkloster in Erfurt ein.
	1507. Julius II. schreibt einen Ablaß zum Neubau der Peterskirche aus.
1508. Liga von Cambrai (Papst Julius II., Kaiser Maximilian I., Ludwig XII. von Frankreich, Ferdinand von Aragon) gegen Venedig.	1508. Luther wird Professor der Theologie in Wittenberg.
1509—1547. Heinrich VIII. von England.	1509. Calvin in Noyon (Picardie) geboren.
	1510/11. Luther reist in Ordensangelegenheiten nach Rom.
1511. 5. Okt.: Heilige Liga (Papst Julius II., Venedig, Ferdinand von Aragon) gegen die Franzosen in Italien.	
1512. Papst Julius II. vertreibt im Bund mit Venedig und den Schweizern die Franzosen aus Italien / Reichstag zu Köln: Einteilung des Deutschen Reiches in zehn Landfriedenskreise.	1512. Luthers Vorlesungen über den Römer- und Galaterbrief. 1512—1517. Fünftes Laterankonzil.
1513. Maximilian I. besiegt mit englischen und burgundischen Truppen die Franzosen bei Guinegate / Die Engländer besiegen die mit Frankreich verbündeten Schotten bei Flodden / Die Franzosen, durch die Heilige Liga bei Novara geschlagen, räumen Italien. Wiedereinsetzung der Medici in Florenz.	1513—1521. Papst Leo X. (Giovanni Medici).

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1500–1660	**1500–1660**
1500—1501. Entdeckung Brasiliens.	1501. Konrad Celtis findet die Werke der Hrotsuit von Gandersheim.
1502. „Bundschuh", Bauernaufstand im Bistum Speier (bei Bruchsal).	1502. Gründung der Universität Wittenberg.
1505. Heinrich VIII. privilegiert die „Merchant adventurers" als Großhändler-Korporation / Erste Einfuhr ostindischer Gewürze nach Deutschland auf dem Seeweg durch Jakob Fugger / Erste Post zwischen Brüssel und Wien durch Franz von Taxis eingerichtet.	1505. Wimpfeling: Epitome rerum Germanicarum, erste deutsche Geschichte. 1505—1507. Dürers Italienreise.
	1506. Gründung der Universität Frankfurt a. d. Oder / Reuchlin: Hebräische Grammatik / Beginn des Neubaus der Peterskirche in Rom, zunächst unter Bramante / Auffindung der Laokoongruppe in Rom.
1507. Der Nürnberger Kosmograph Martin Behaim † in Lissabon (Konstrukteur des Erdglobus 1491).	
1508. Jakob Fugger geadelt.	1508. Raffael wird durch Julius II. nach Rom berufen.
1509—1514. Wirtschaftlich und sozial begründete Unruhen in zahlreichen deutschen Städten.	1509. Erasmus: Encomium moriae (Lob der Narrheit) / Gründung der Universität Alcalà durch Kardinal Ximenez.
1510. Erfindung der Taschenuhr durch Peter Henle in Nürnberg.	1510. Erasmus: Institutio christiani principis, Staatslehre.
1511. Vermögen der Fugger ¼ Million Gulden (ca. 10 mal soviel wie 1487).	1511—1514. Reuchlins Streit mit den Kölner Dominikanern.
1512. Der Kölner Reichstag geht zum erstenmal gegen die Monopole und Gesellschaften vor wegen ihrer Preispolitik.	1512. Erasmus: De ratione studii et instituendi pueros / Erste griechische Grammatik in Deutschland von G. Simler, dem Lehrer Melanchthons.
1513. Der Spanier Balboa überquert die Landenge von Panama und erreicht den Stillen Ozean / „Bundschuh", Bauernaufstand im Breisgau.	1513. Abschluß des „Weißkunig" (poetisch-allegorische Biographie Friedrichs III. und Maximilians I.) von Marx Treizsaurwein mit Holzschnitten von Hans Burgkmair.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
	1514. Ablaßhandel des Erzbischofs Albrecht von Mainz durch Johann Tetzel beginnt.
1515—1547. Franz I. von Frankreich. 1515. Sieg der Franzosen über die Schweizer bei Marignano; Franz I. gewinnt Mailand / Thomas Wolsey wird Lordkanzler von England.	
1516. Ferdinand von Aragon †; der Habsburger Karl I., Enkel Ferdinands und Maximilians, wird König von Spanien.	1516. Französisches Konkordat, im wesentlichen die gallikanischen Vorrechte der pragmatischen Sanktion von Bourges beibehaltend.
1517. Die Türken erobern Ägypten; Ende des Kalifats von Kairo.	1517. Ende des 5. Laterankonzils / 31. Okt.: Luther schlägt seine 95 Thesen gegen den Ablaß an die Schloßkirche in Wittenberg / Kardinal-Großinquisitor Ximenez, der Reformator der spanischen Kirche, †.
1518. Reichstag zu Augsburg: die von Kaiser und Papst geforderte Türkenhilfe nicht bewilligt.	1518. Melanchthon nach Wittenberg berufen / 12. Okt.: Luther vor dem Kardinal-Legaten Cajetan in Augsburg, verweigert den Widerruf und flieht.
1519. Maximilian I. †. Wahlkampf zwischen Franz I. von Frankreich und Karl I. von Spanien um die deutsche Krone. Wahl Karls I. (V.) / Herzog Ulrich von Württemberg überfällt die Reichsstadt Reutlingen, wird deshalb vom Schwäbischen Bund aus seinem Herzogtum vertrieben.	1519. Januar: Religionsgespräch zwischen Luther und Miltitz in Altenburg / 27. Juni bis 16. Juli: Leipziger Disputation zwischen Luther und Eck.
1520—1566. Sultan Süleiman II. der Große. 1520. Karl V. in Aachen zum deutschen König gekrönt.	1520. 15. Juni: Der Papst erklärt Luther für einen Ketzer (Bulle „Exsurge") / 10. Dez.: Luther verbrennt die Bannbulle / Luther: „An den christlichen Adel"; „De captivitate Babylonica ecclesiae"; „Von der Freiheit eines Christenmenschen" / Anfänge der Reformation in den Niederlanden.
1521. Reichstag zu Worms. Karls V. Bruder Ferdinand erhält den österreichischen Hausbesitz der Habsburger / Die Türken erobern Belgrad / Bündnis Karls V. mit Leo X. gegen Frankreich. 1521—1526. Erster Krieg Karls V. mit Franz I. / 27. April 1522: Schlacht bei Bicocca, spanische und deutsche Landsknechte besiegen die verbündeten Schweizer und Franzosen / Franz I. verliert Mailand und Genua.	1521. 17./18. April: Luther in Worms vor Kaiser und Reich von Nuntius Aleander verhört / 26. Mai: Wormser Edikt gegen Luther und seine Anhänger / Luther auf der Wartburg / Melanchthon „Loci communes", erste evangelische Dogmatik / Loyolas Verwundung und Beginn seiner Bekehrung / Wiedertäuferbewegung in Wittenberg.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1514. Die Fugger sichern sich den Vertrieb der päpstlichen Ablässe in Deutschland.	1514. Niccolo Machiavelli: Il Principe / A. Dürer: Melancholia.
1515. Der Spanier Diaz de Salis erreicht die La Plata-Mündung.	1515. Heinrich Bebel: Triumphus Veneris, Satire gegen die Feinde des Humanismus / Th. Murner: Übersetzung der Aeneide Vergils / Correggio: Madonna mit dem hl. Franz.
	1515—1517. Epistolae obscurorum virorum.
	1516. Luther veröffentlicht die Theologia teutsch / Erasmus: erste Ausgabe des griechischen Neuen Testaments / Thomas Morus: Utopia / Ariost: Orlando furioso / Raffael: Sixtinische Madonna.
1517. Erster Kaffee-Import nach Europa. Beginn des Negersklavenhandels nach Amerika / Unterbindung des Handelswegs nach Indien infolge der Eroberung Ägyptens durch die Türken.	1517. Hans Sachs: erstes Fastnachtsspiel / Reuchlin: De arte cabbalistica (will die christliche Lehre in der Kabbala und in der neupythagoreischen Philosophie nachweisen).
	1518. Luthers Auslegung des Vaterunsers / Tizian: Himmelfahrt Mariä.
1519. Jakob Fugger bürgt mit 130000 Gulden für die Wahlverpflichtungen Karls V. / Stiftung der „Fuggerei", einer Siedlung für Arme in Augsburg.	1519. Beatus Rhenanus: Kommentar zu Tacitus' Germania / Humanistische Reform der Universitäten Erfurt und Leipzig / Leonardo da Vinci † in St. Cloux.
1519—1521. Eroberung von Mexiko durch Cortez; Krieg gegen Montezuma.	
1519—1522. Erste Erdumseglung des Portugiesen Magellans in spanischen Diensten.	
1520. Import der ersten Schokolade aus Mexiko nach Europa / Aufstand der spanischen Städte (Communidades) für ihre Privilegien gegen Karl V. / Handwerkeraufstand in Valencia.	1520. Claus Berg: Schnitzaltar von Odense / Hutten: Clag und vormanung gegen den gewalt des bapsts (Kampfgedicht) / Raffael † in Rom.
	1520—1521. Dürers Reise in die Niederlande.
1521. Eberlin von Günzburg, „Die 15 Bundesgenossen", sozialpolitisches Reformprogramm, Karl V. gewidmet / Die Portugiesen dringen bis zu den Molukken vor.	1521. Hutten: Gesprächbüchlein / Luther beginnt auf der Wartburg die Bibelübersetzung.
1521—1522. Projekte des Reichsregiments: Besteuerung des Klerus und der Juden, „gemeiner Pfennig", Einbehaltung der Annaten, Plan eines allgemeinen Reichszolls / Exekutionsordnung des Landfriedens.	

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1522. Die Türken erobern die Insel Rhodos / Erhebung der Reichsritterschaft unter Führung Sickingens, der 1523 fällt.	1522—1523. Hadrian VI., der letzte nichtitalienische Papst. 1522. Erste Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments, „Septemberbibel" (Übersetzung der ganzen Bibel bis 1534) / 9.—16. März: Luther predigt in Wittenberg gegen die „Zwickauer Propheten", Schwarmgeister und Bilderstürmer / Beginn der reformatorischen Tätigkeit Zwinglis in Zürich.
1523. Konzentrischer Angriff auf Frankreich; Abfall Karls von Bourbon von Franz I. / Ende der skandinavischen Union, Trennung Schwedens von Norwegen und Dänemark / Gustav Wasa wird König von Schweden (bis 1560).	1523. Reichstag zu Nürnberg; der Papst läßt ein „Sündenbekenntnis" ablegen und Besserung der kirchlichen Mißstände versprechen; der Reichstag verlangt ein Konzil auf deutschem Boden in Jahresfrist / Beginn der Reformation in Schweden unter Gustav Wasa. — Landgraf Philipp von Hessen tritt zur Reformation über. 1523—1534. Papst Klemens VII.
1524. Regensburger Bündnis („Convent"): Ferdinand, die Herzöge von Baiern und die süddeutschen Bischöfe verpflichten sich gegenseitig zur Durchführung des Wormser Edikts.	1524. Thomas Münzers „Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg" (gegen Luther) / Luthers erstes deutsches Gesangbuch / Reichstag zu Nürnberg bestimmt, die Stände sollen dem Wormser Edikt nachkommen „so weit als möglich."
1525. 24. Febr.: Schlacht bei Pavia: Spanier und Deutsche vernichten das französische Heer, Franz I. gefangen / Friedensschluß zwischen Frankreich und England in London / 5. Mai: Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen †; ihm folgt sein Bruder Johann der Beständige / In Indien wird das Reich der Großmoguln begründet.	1525. Englische Übersetzung des Neuen Testaments durch William Tyndale / 8. April: Der preußische Ordensstaat wird ein weltliches Herzogtum (seit 1526 Sitz des Ordens in Mergentheim) / 27. Mai: Thomas Münzer in Mühlhausen enthauptet / 13. Juni: Luthers Heirat mit Katharina von Bora.
1526. 14. Jan.: Friedensschluß zwischen Karl V. und Franz I. in Madrid / 22. Mai: Heilige Liga von Cognac: Frankreich, Mailand, Venedig und der Papst gegen Karl V. / 29. August: Schlacht bei Mohatsch, König Ludwig II. von Ungarn wird von den Türken besiegt und fällt / Ferdinand in Prag zum König von Böhmen gewählt, besiegt den ungarischen Prätendenten und zieht in Ofen ein / Gotha-Torgauer Schutzbündnis zwischen Kursachsen und Hessen.	1526. 1. Reichstag in Speier: reichsrechtliche Grundlegung der evangelischen Landeskirche; jeder Reichsstand soll es halten, wie er es gegen Gott und den Kaiser „hofft und vertraut zu verantworten" / Luthers „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes" / Erste evangelische Kirchenverfassung in Hessen / Ausbreitung der Wiedertäufer in Süddeutschland.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1522. „Ordnung des gemeinen Kastens" in Wittenberg von Universität und Rat zur Neuregelung des kirchlich-sozialen Lebens erlassen.	1522. Th. Murner: Von dem großen lutherischen Narren / Joh. Pauli: Schimpf und Ernst (Schwanksammlung). 1522—1526. Hans Holbein d. J.: Totentanz.
1523. Vertreibung der Europäer aus China.	1523. Hutten † / Hans Sachs: Die Wittenbergisch Nachtigall / Aufführung des Fastnachtsspiels „Vom Papst und seiner Priesterschaft" von Niklas Manuel Deutsch in Bern.
1524. August: Anfang der Bauernaufstände in Süddeutschland / Reichsmünzordnung von Eßlingen: Versuch einer Vereinheitlichung des Münzwesens im Reich.	1524. Erasmus: Diatribe de libero arbitrio.
1525. Bauernkrieg: Zusammenschluß der schwäbischen Bauernhaufen; „Die 12 Artikel aller Bauernschaft" / Das Heer des Schwäbischen Bundes unter dem Truchseß von Waldburg vertreibt die Bauernhaufen aus Württemberg. Die Bauernheere in Franken (Florian Geyer, Karlstadt), im Odenwald, im Elsaß und in Thüringen (Thomas Münzer) vernichtet: grausame Rache der Fürsten, Niedergang des freien Bauerntums / Jakob Fugger, der Reiche † / Entwurf eines deutschen Handelsgesetzes (unter Beteiligung Konrad Peutingers).	1525. Hans Holbein d. J.: Madonna des Bürgermeisters Meier. 1526. Luther: De servo arbitrio (gegen Erasmus) / Dürer: Die vier Apostel / Hans Holbein d. J. geht nach England.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1527—1529. Zweiter Krieg zwischen Karl V. und Franz I. / „Sacco di Roma": Deutsche und spanische Landsknechte unter Führung Karls von Bourbon stürmen und plündern Rom.	1527. Schul- und Kirchenvisitation in Kursachsen, Aufbau der evangelischen Landeskirche / Einführung der Reformation in Schweden und Dänemark.
1528. Packsche Händel, gefälschte Akten veranlassen Landgraf Philipp zum Präventivkrieg.	
1529. Die Türken vor Wien, ziehen nach kurzer Belagerung wieder ab / Friede zwischen Karl V. und Franz I. zu Cambrai: Franz I. verzichtet auf Italien, Karl V. auf seine burgundischen Ansprüche gegen Frankreich / Andrea Doria befreit Genua von Frankreich / Sturz des englischen Staatskanzlers Wolsey.	1529. 2. Reichstag in Speier; 19. April: Protest der evangelischen Fürsten gegen Mehrheitsbeschlüsse in Glaubenssachen / 1.—4. Okt.: Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli; eine Einigung scheitert an der Abendmahlsfrage / 16. Okt.: Kursachsen, Ansbach und Nürnberg einigen sich auf die Schwabacher Artikel / Luthers Großer und Kleiner Katechismus.
1530. 24. Febr.: Kaiserkrönung Karls V. in Bologna (letzte Kaiserkrönung durch einen Papst) / Karl V. auf dem Reichstag in Augsburg: Wahl Ferdinands zum römischen König.	1530. Luther auf der Koburg / Reichstag zu Augsburg: 25. Juni: Verlesung der Confessio Augustana / 3. August: Verlesung der katholischen Widerlegung (Confutatio) / Melanchthons Apologie / 31. Dez.: Schmalkaldischer Bund.
1531. Bündnis Baierns mit dem Schmalkaldischen Bund zu Saalfeld.	1531. Die englische Kirche trennt sich von Rom, wird verstaatlicht, der König ihr Oberhaupt / Straßburg und die oberländischen Städte treten dem Schmalkaldischen Bund bei / 11. Okt.: Zwingli fällt bei Kappel / Karl V. verbietet die neuen Lehren in den Niederlanden.
1532. Vertrag Franz' I. von Frankreich mit Baiern, Kursachsen und Hessen zu Scheyern / Neuer Türkeneinbruch.	1532. Der Schmalkaldische Bund gibt sich eine „Verfassung zur Gegenwehr" / Abkommen zwischen Karl V., Ferdinand und den Protestanten im „Nürnberger Religionsfrieden" zur Abwehr der Türkengefahr / Ansbacher Kirchenordnung für die Markgrafschaft Brandenburg / Erstes Auftreten Calvins als Reformator in Paris.
1533. Friede zwischen Ferdinand und Süleiman.	
1534. Rückführung Herzog Ulrichs nach Württemberg durch Philipp von Hessen.	1534—1549. Papst Paul III.
	1534. Württemberg wird protestantisch / Bugenhagen reformiert Pommern / Heinrich VIII. erläßt die Suprematsakte.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1527. Das Vermögen der Fugger beträgt 2 Millionen Goldgulden.	1527. Machiavelli † in Florenz / Baldassare di Castiglione: Cortegiano.
1528. Erster Kolonisationsversuch deutscher Kaufleute (Welser und Ehinger aus Augsburg) in Venezuela / Die Kakaobohne kommt von Mexiko nach Europa.	1528. Dürer in Nürnberg † / Erasmus: Ciceronianus sive de optimo genere dicendi (gegen die Alleinherrschaft des ciceronianischen Stils) / De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione (Grundlegung unserer Aussprache der alten Sprachen) / Gründung der Universität Marburg durch Philipp von Hessen.
1529. 22. Apr.: Vertrag zu Saragossa: Festlegung der spanisch-portugiesischen Grenze im Stillen Ozean.	1529. Guevara: Libro aureo de Marco Aurelio (geistreichelnder, überladener Stil, wirkt auf John Lyly und Shakespeare).
1530. Reichs-Polizei-Ordnung / Halsgerichtsordnung. Carolina, das erste allgemeine deutsche Strafgesetzbuch, 1532 in Kraft gesetzt / Kolonialversuch der Fugger im Sunda-Archipel und an der Westküste von Südamerika / Bau der Börse in Antwerpen.	1530. Correggio: Anbetung der Hirten.
1531—1535. Demokratischer Umschwung in Lübeck unter Jürgen Wullenwever; Lübeck erliegt den vereinigten nordischen Mächten; Wullenwever 24. Sept. 1537 enthauptet; Ende der hansischen Großmacht.	1531. Michael Servet: De trinitatis erroribus (gegen die Trinitätslehre) / Erste vollständige Aristoteles-Ausgabe durch Erasmus / Der Bildhauer und Holzschnitzer Tilman Riemenschneider in Würzburg †.
1532. Anbau des Zuckerrohrs in Brasilien. 1532—1534. Pizarro erobert Peru.	1532. Hans Holbein d. J.: Bildnis des Kaufmanns Georg Gisze.
1534—1535. Täuferherrschaft in Münster mit kommunistischen Idealen, durch protestantische und katholische Fürsten blutig niedergeworfen.	1534. Der bairische Historiker Johannes Aventinus (Turmair), Schüler des Konrad Celtis †.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
	1534—1535. Herrschaft und Sturz der Wiedertäufer in Münster / Ausdehnung des Nürnberger Religionsfriedens.
1535. Zug Karls V. nach Tunis, Unterwerfung der Barbaresken.	
1536—1538. Dritter Krieg zwischen Karl V. und Franz I., der sich mit den Türken verbündet: durch den Waffenstillstand von Nizza beendet.	1536. Wittenberger Konkordie / Calvin: Institutio religionis christianae, System der Dogmatik / Calvin kommt nach Genf / Zusammenschluß der Eidgenossen mit Straßburg und Konstanz zur ersten helvetischen Konfession.
	1536—1539. Aufhebung der englischen Klöster.
	1537. Dänische Kirchenordnung Christians III.
1538. Ferdinand erlangt im Frieden von Großwardein die Anwartschaft auf Ungarn / Liga der katholischen Fürsten Deutschlands.	1538—1541. Calvin, aus Genf verbannt, in Straßburg.
1539. „Frankfurter Anstand": Waffenstillstand zwischen Karl V. und den Protestanten.	1539. Einführung der Reformation in Sachsen und in Kurbrandenburg / Einsetzung des Konsistoriums als kirchliche Landesbehörde in Wittenberg.
	1540. 27. Sept.: Bestätigung des Jesuiten-Ordens durch Paul III. / Religionsgespräche in Hagenau, Worms und (1541) Regensburg / Vermittlungsversuch Contarinis zwischen Katholiken und Protestanten / Konflikt unter den Protestanten wegen der Doppelehe Philipps von Hessen.
1541. Die Türken erobern Ofen; Ungarn wird türkische Provinz / Mißglückter Zug Karls V. nach Algier.	1541. Calvin beginnt in Genf die Organisation des Kirchenwesens (Presbyterialverfassung) / Reformation in Schottland durch John Knox.
1542. Reichsfeldzug gegen Ungarn / Die Schmalkaldener vertreiben Herzog Heinrich von Braunschweig.	1542. Erzbischof Hermann von Wied versucht die Reformation in Köln einzuführen, wird abgesetzt / Erneuerung der Inquisition durch Gian Pietro Carafa (später Papst Paul IV.)
1542—1544. Vierter Krieg Karls V. gegen Franz I. und Süleiman II.	1542—1552. Franz Xavier missioniert in Indien und Japan.
	1543. Canisius tritt als erster Deutscher dem Jesuitenorden bei.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
	1534—1541. Michelangelo: Jüngstes Gericht, Freskogemälde in der Sixtinischen Kapelle.
1535. Frankreich schließt mit der Türkei die ersten „Kapitulationen" ab.	1535. Thomas Morus (geb. 1480) hingerichtet. Der humanistische Jurist Ulrich Zasius † (Rückkehr zu den Quellen des römischen Rechts).
1536. Hartes Armengesetz Heinrichs VIII. in England.	1536. Erasmus in Basel †.
1536—1568. Religiös-soziale Unruhen in England.	
	1540. Michael Servet entdeckt den kleinen Blutkreislauf / Francesco Guicciardini, der erste Geschichtschreiber Italiens, in Florenz † (seine Istoria d'Italia erst 1561—1564 gedruckt).
	1541. Der Arzt und Naturphilosoph Theophrastus Paracelsus †.
1542. Die „neuen Gesetze" für das „neue Spanien" erlassen auf Anregung von Las Casas.	
1543. Verbot der Indianersklaverei.	1543. Nikolaus Koppernikus: De revolutionibus orbium celestium (System der heliozentrischen Astronomie) / Der Nürnberger Hartmann entdeckt die Inklination der Magnetnadel / Andreas Vesalius: De humani corporis fabrica.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1544. Reichstag in Speier: Einigung Karls V. mit den Protestanten gegen die Türken und gegen Frankreich / Einfall Karls in Frankreich / Friede von Crépy (Karl V. behält Mailand).	1544. Der Reichstag von Speier erkennt alle Säkularisationen vor 1541 an.
	1545. Kurpfalz tritt zum Protestantismus über.
	1545—1547. Erste Phase des Konzils in Trient.
1546. Karl V. schließt mit dem Papst, mit Baiern, mit Herzog Moritz von Sachsen Verträge zur bewaffneten Unterdrückung des Protestantismus / Achterklärung über Kursachsen und Hessen/Schmalkaldischer Krieg: Einbruch Herzog Moritz' in Kursachsen.	1546. Jan.: Religionsgespräch in Regensburg / 18. Febr.: Luther in Eisleben †.
	1546—1547. Schmalkaldischer Krieg.
1547. 24. April: Niederlage der Schmalkaldener bei Mühlberg, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp gefangen / Übertragung der sächsischen Kur auf die albertinische Linie / 19. Juni: Waffenstillstand mit den Türken auf fünf Jahre.	1547—1549. Konzil in Bologna.
1547—1584. Iwan IV. der Schreckliche, Zar von Rußland.	
1547—1599. Heinrich II., König von Frankreich.	
1548. Burgundischer Vertrag: Staatsrechtliche Zusammenfassung der niederländischen Provinzen, Anfang der Abtrennung der Niederlande vom Reich (endgültig erst 1648) / Bruch zwischen Kaiser und Papst.	1548. 15. Mai: Augsburger Interim gewährt den Protestanten Laienkelch und Priesterehe bis zur Entscheidung durch das Konzil / Ignatius von Loyola: Exercitia Spiritualia.
	1549. Einigung zwischen Calvin und den Zwinglianern über die Abendmahlslehre (Consensus Tigurinus) / Neuordnung der Liturgie in der englischen Staatskirche: Book of common prayer.
1550. Belagerung von Magdeburg durch Kurfürst Moritz von Sachsen.	1550—1555. Papst Julius III.
1551. Neuer Krieg zwischen Habsburg und den Türken / Habsburger Familienpakt regelt die Nachfolge Karls V.	1551—1552. Zweite Phase des Trienter Konzils.
1552. Abfall Moritz' von Sachsen von Karl V. / Vertrag von Chambord: Bündnis zwischen den deutschen Protestanten und Heinrich II. von Frankreich; die Bistümer Metz, Toul und Verdun an Frankreich überlassen / Moritz von Sachsen vertreibt Karl V. aus Innsbruck / Gaspard von Coligny wird Admiral von Frankreich.	1552. Gründung des Collegium Germanicum in Rom als philosophisch-theologische Studienanstalt für den deutschen Klerus / Passauer Vertrag zwischen Moritz und Ferdinand: Aufhebung des Interims.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
	1544. Gründung der Universität Königsberg durch Markgraf Albrecht von Brandenburg.
	1545. Erste Gesamtausgabe der lateinischen Schriften Luthers.
1546. Höchster Stand des Vermögens der Fugger: 4¾ Millionen Goldgulden / Gründung der Börsen in Lyon und Toulouse.	
1549. Ankunft der ersten Jesuitenmission in Südamerika.	1549. Joachim du Bellay, Führer der Dichtergruppe La Pléiade: Défense et Illustration de la Langue Française (Theorie und Programm einer klassischen französischen Sprachkunst).
1549. Die Reiseberichte des Freiherrn S. von Herberstein erschließen Großrußland.	
1550. Leipzig beginnt den osteuropäischen Pelzhandel an sich zu ziehen.	1550. Ronsard: Oden / Sebastian Münster: Cosmographia (Begründung der wissenschaftlichen Geographie).
1551. Neue Reichsmünzordnung.	1551. Palestrina wird Kapellmeister in St. Peter in Rom / Dedekind: Grobianus (Sittenspiegel).
	1552. Pietro Aretino † / Der Geograph Sebastian Münster †.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1553—1558. Maria die Katholische Königin von England (Tochter Heinrichs VIII. und Katharinas von Aragon).	1553. 27. Okt.: Der Arzt Michael Servet in Genf verbrannt (seine Christianismi restitutio 1553 in Lyon erschienen).
1553. Kurfürst Moritz von Sachsen fällt im Kampf gegen Albrecht von Brandenburg.	
1555. Vermählung Philipps II. von Spanien mit Maria von England / Reichstag zu Augsburg: Grundlage der künftigen Reichsordnung auf der Grundlage des Ewigen Landfriedens von 1495.	1555. 25. Sept.: Augsburger Religionsfriede: Religionsfreiheit für die lutherischen Reichsstände mit Ausschluß der geistlichen Fürstentümer / Petrus Canisius, Katechismus („Summa doctrinae christianae").
	1555—1559. Papst Paul IV.
1556. Karl V. überläßt seinem Bruder Ferdinand die alleinige Regierung in Deutschland (bis 1564), seinem Sohn Philipp die in Spanien (bis 1598).	1556. Loyola †.
1556—1605. Großmogul Akbar (Förderung von Kunst und Wissenschaft, religiöse Toleranz).	
	1557. Wormser Religionsgespräch; letzter Einigungsversuch von Reichs wegen.
1558. Karl V. † / Ferdinand I. wird römischer Kaiser, ohne vom Papst gekrönt zu werden / 8. Jan.: England verliert Calais an Frankreich.	
1558—1603. Elisabeth von England (Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn).	
1559. 3. April: Der Friede von Cateau-Cambresis beendet den Krieg zwischen Philipp II. von Spanien und Heinrich II. von Frankreich; Spanien erhält Italien und Burgund / Heinrich II. fällt im Turnier / Regiment der katholischen Herzöge von Guise für den jungen Franz II. (verheiratet mit Maria Stuart).	1559. Uniformitätsakte in England: alle Nonconformists verfolgt; Entstehung der Independenten-Gemeinden / Generalsynode der französischen Calvinisten in Paris; Verfassung des französischen Calvinismus: „Confessio Gallicana" nach Genfer Muster / Menno Simons †, der Organisator der Täufergemeinden in Holland und Nordwestdeutschland (Mennoniten, „Taufgesinnte").
1559—1567. Margarete von Parma Statthalterin in den Niederlanden.	
1560—1574. Karl IX. von Frankreich; Regentschaft seiner Mutter Katharina von Medici.	1560. Vertreibung der „Krypto-Calvinisten" (Anhänger von Melanchthons Abendmahlslehre) durch die strengen Lutheraner aus Kursachsen / Errichtung einer ständigen Nuntiatur in Wien.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1553. Englische Schiffe umfahren zum erstenmal das Nordkap nach Nordrußland, ein Schiff erreicht Archangel / Gründung der englisch-russischen und der englisch-afrikanischen Gesellschaft.	1553. Rabelais in Paris † / Der sächsische Hofmaler Lukas Cranach †.
	1554. Die Universität in Dillingen gegründet.
1555. Webergesetz in England / Französisch-türkischer Handelsvertrag.	1555. Georg Agricola, der erste systematische Mineraloge Deutschlands † / Georg Wickram: Rollwagenbüchlein (Schwanksammlung) / Ronsard: Hymnen / Sleidanus: De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare (erste urkundlich fundierte Zeitgeschichte).
	1556. Orlando di Lasso wird Kapellmeister Herzog Albrechts V. in München / Matthias Flacius Illyricus: Catalogus testium veritatis (Sammlung aller Schriften und Lehren, die vor Luther gegen die katholische Kirche und für die evangelische Lehre zeugten).
	1556—1559. Heidelberger Schloß, Ottheinrichsbau.
1557. Erster Staatsbankrott Spaniens (und der Niederlande) / Auch die französische Krone zahlungsunfähig.	1557. Georg Wickram: Der Goldfaden (erster deutscher Roman) / Ronsard: Amours.
1558. Gründung der Waren- und Wechselbörse in Hamburg.	1558. Gründung der Universität Jena.
1559. Reichsmünzordnung Ferdinands I.	1559. Der Mathematiker Adam Riese † / Württembergische Schulordnung.
	1559—1574. Magdeburger Centurien, Kirchengeschichte vom Standpunkt des strengen Luthertums unter Leitung von M. Flacius.
1560. Durch Jean Nicot wird der Tabak in Frankreich eingeführt.	

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1561. Maria Stuart kehrt nach Schottland zurück, versucht den Katholizismus gegen die schottischen Calvinisten durchzusetzen / Ende des Deutschordensstaates in Kurland, Livland und Estland; Kurland wird weltliches Herzogtum, Estland schwedisch, Livland polnisch.	1561. Heidelberger Katechismus (calvinistisch) für Kurpfalz / Ferdinand I. zwingt seinen Sohn, den späteren Kaiser Maximilian II., zur Preisgabe seiner protestantischen Neigungen / Kaspar Schwenckfeld, der Begründer der spiritualistischen Sekte der Schwenckfeldianer, † / „Buch der Disziplin", erste schottische Kirchenverfassung von Knox nach calvinistischem Muster.
1562. Friede zwischen Ferdinand I. und dem Sultan / Ausbruch der französischen Religionskriege / 1. März: Blutbad von Vassy.	1562. Januaredikt von St. Germain, beschränkte Duldung der Hugenotten.
	1562—1563. Dritte Phase des Trienter Konzils, Abschluß der katholischen Dogmenbildung.
1563. 18. Febr.: Franz von Guise ermordet / März: Der Friede von Amboise beendet den ersten Hugenottenkrieg; beschränkte Anerkennung der Calvinisten in Frankreich.	1563. Prozeß Herzog Albrechts V. von Baiern gegen den protestantischen Adel (angebliche Adelsverschwörung), Beginn der Gegenreformation in Baiern / Kirchliche Organisation des Calvinismus in den Niederlanden.
1563—1570. Dänisch-schwedischer Krieg.	
1564. Abberufung Granvelas aus den Niederlanden.	1564. 27. Mai: Calvin in Genf † / Professio fidei, endgültige Formulierung des katholischen Bekenntnisses / Erster Index librorum prohibitorum / Beginn der Opposition der strengen Calvinisten (Puritaner) gegen die anglikanische Kirche / Beginn der Gegenreformation in Polen.
1564—1576. Kaiser Maximilian II.	
1565. Juni: Zusammenkunft Albas und Katharinas von Medici in Bayonne / Angriff der Türken auf Malta.	1565. Religionsedikt Philipps II. in den Niederlanden; Opposition Wilhelms von Oranien, Egmonts und Admiral Hoornes.
1566. Petition des niederländischen Geusenbundes an die Statthalterin um Religionsfreiheit und Einberufung der Stände / Bildersturm der Calvinisten in den Niederlanden / Aufruhr und Verfolgung der Morisken (christianisierte Nachkommen der Mauren) in Spanien.	1566—1572. Papst Pius V. (Dominikaner, Großinquisitor).
	1566. Zweite helvetische Konfession (von Bullinger formuliert), Grundlage der reformierten Kirchen / Catechismus Romanus / Confessio Belgica, Grundlage der calvinistischen Kirche in den Niederlanden, auf der Synode von Antwerpen erlassen.
1567. Alba in den Niederlanden / Mißglückter Versuch der Hugenotten, Katharina von Medici und Karl IX. in ihre Hand zu bekommen.	
1567—1568. Bürgerkrieg in Schottland; Maria Stuart muß zugunsten ihres Sohnes Jakob VI. auf die schottische Krone verzichten, flieht zu Elisabeth von England, wird gefangen gesetzt.	

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
	1561—1565. Das Rathaus in Antwerpen von Cornelis Floris gebaut.
1562. Lehrlingsgesetz Elisabeths von England (5 Eliz. c. 4, Arbeitsgesetz, bis 1814 gültig) / John Hawkins beginnt den Sklavenhandel von Afrika nach Amerika.	
	1563. Die Universitäten Ingolstadt und Dillingen werden jesuitisch / Baubeginn des Escorial.
1564. Handelskrieg zwischen England und den spanischen Niederlanden; Philipp II. läßt alle englischen Schiffe in spanischen Häfen beschlagnahmen; gegenseitige Sperrung der Häfen; Schädigung Antwerpens / Englische Faktorei in Emden.	1564. Michelangelo †.
1565. Der erste Tabak aus Frankreich nach Deutschland eingeführt.	1565. Jacobus Acontius (Italiener, lebt in England): Stratagemata santanae, tritt für religiöse Toleranz ein.
1566. Gründung der Börse in Rouen / Eingewanderte niederländische Protestanten gründen die Börse in Köln.	1566. Jean Bodin: Methode zur leichten Erkenntnis der Geschichte, positivistische Geschichtsmethodologie.
1566—1570. Gründung der Londoner Börse.	
1567. Englische Faktorei in Hamburg (Durchbrechung des hansischen Handelsmonopols).	1567. M. Flacius: Clavis scripturae, Bibelwörterbuch und Hermeneutik / Gründung der Universität Helmstedt.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1568—1571. Albas Gewaltherrschaft / 5. Juni 1568: Egmont und Hoorne hingerichtet / Oraniens Angriff von Alba zurückgeschlagen.	1568. Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel (Herzog Julius) wird protestantisch.
1569. Cosimo von Medici wird Großherzog von Toskana.	
1570. 8. Aug.: Friede von St. Germain beendet den zweiten Hugenottenkrieg; Coligny wird Mitarbeiter Katharinas von Medici.	1570. Consensus von Sendomir, Einigung der Lutheraner, Calvinisten und Brüdergemeinden in Polen.
1571. 7. Okt.: Sieg der spanischen Flotte unter Don Juan d'Austria bei Lepanto über die Türken (Ende der türkischen Seeherrschaft).	1571—1572. Jesuitenschule und -kolleg in Fulda begründet; Beginn der Rekatholisierung des Hochstifts Fulda.
1572. Beginn des Niederländischen Aufstands / 18. Juli: Wilhelm von Oranien wird Generalstatthalter / 23.—24. August: Bartholomäusnacht: Ermordung der Hugenotten in Paris (Coligny †) / Ende der Jagellonen; Polen wird Wahlkönigreich, Verfall des Landes unter der Adelsherrschaft.	1572. Der calvinistische Reformator Schottlands, John Knox † / Duldung der Mennoniten in den Niederlanden.
	1572—1585. Papst Gregor XIII.
1573. Venedig verliert Zypern an die Türken.	1573. Beginn der Gegenreformation in Polen / Gregor XIII. errichtet die Congregatio Germanica, einen ständigen Kardinalsausschuß für die deutschen Fragen.
1574. Alba verläßt die Niederlande.	1574. Beseitigung der Melanchthonianer Cracow und Peucer in Sachsen.
1574—1589. Heinrich III. von Frankreich.	
	1575. Confessio Bohemica, gemeinschaftliches Glaubensbekenntnis der nichtkatholischen Stände Böhmens.
1576—1612. Kaiser Rudolf II.	
1576. Genter Pazifikation: die südlichen und nördlichen Niederlande vereinigen sich zur Vertreibung der Spanier.	
	1577. Konkordienformel, abschließendes Bekenntnis des Luthertums, Grundlage der lutherischen Orthodoxie.
1578. Alexander Farnese gewinnt die südlichen Niederlande für Spanien zurück.	1578. Vertreibung der protestantischen Prediger aus Wien.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1569. Erdkarte von Gerhard Mercator; Begründung der modernen Kartographie.	1569. Peter Bruegel d. Ä. („Bauern-Bruegel") in Brüssel †.
1571. Handelssperre der spanischen Niederlande gegen England.	1571. Benvenuto Cellini, der Goldschmied und Bildhauer (Selbstbiographie!) † / Johann Fischart: S. Dominici und S. Francisci Leben (Satire gegen die Bettelmönche).
1572. Angriff englischer Schiffe unter Fr. Drake auf die spanischen Handelsplätze in Amerika; in den folgenden Jahren weite Piratenfahrten / Kurfürst Johann Georg von Brandenburg gestattet das Bauernlegen.	1572. Ronsard: La Franciade.
	1573. Fr. Hotman: Francogallia, Staatstheorie der Monarchomachen, Vertretung des Rechts der Stände gegen das Königtum.
	1574. du Plessis-Mornay (Mitarbeiter Colignys): Vindiciae contra tyrannos (Hugenottische Staatslehre, Rechte der ständischen Opposition; 1579 erschienen).
1575. Zweiter spanischer Staatsbankrott (schwere Verluste der Fugger) / Verbot der Kinderarbeit in den ungarischen Bergwerken.	1575. Gründung der Universität Leiden.
	1576. Johann Fischart: Das glückhafft Schiff von Zürich / Bau der ersten englischen Theater / Jean Bodin: De la république (Staatslehre, für die absolute Monarchie, gegen Religionsverfolgungen).
1577—1580. Francis Drakes Fahrt nach dem Stillen Ozean und Erdumseglung.	
1578. Die Russen gehen über den Ural nach Asien vor.	1578. Universität Altdorf gegründet.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1579. 23. Jan.: Utrechter Union: Zusammenschluß der nördlichen Provinzen der Niederlande.	1579. Faustus Sozzini († 1604) muß wegen seiner antitrinitarischen Lehre vor der Inquisition fliehen, sammelt in Polen die Unitarier zu einer kirchlichen Gemeinschaft (Sozinianer).
1579—1583. Aufstand in Irland.	
1580. Dez.: Portugal mit Spanien vereinigt.	1580. Konkordienbuch, offizielle Sammlung aller konfessionellen Schriften des Luthertums als Grundlage einer Einigung der lutherischen Stände.
1581. 26. Juli: Lossagung der nördlichen Niederlande von Spanien unter Wilhelm von Oranien / Beginn der Eroberung Sibiriens durch Rußland.	
1582. Polnisch-russischer Friede von Jam-Zapolski.	1582. Die spanische Mystikerin S. Teresa de Jesus † (geb. 1515) / Die Jesuitenmission in China beginnt.
	1583—1584. Kölner Bistumskrieg, Sieg der katholischen Partei.
1584. 10. Juli: Wilhelm von Oranien ermordet. Erfolgreicher Krieg Alexanders Farnese gegen die nördlichen Niederlande.	1584. Kardinal Carlo Borromeo, der Vorkämpfer der Gegenreformation in der Schweiz, †.
	1584—1602. Straßburger Kapitelstreit / Sieg der katholischen Partei.
1585. Bündnis Philipps II. mit der französischen Liga / Elisabeth von England schickt den Niederländern Geld und Truppen / 17. Aug.: Fall von Antwerpen; Flandern und Brabant für Spanien zurückgewonnen.	1585—1590. Papst Sixtus V.
	1586—1593. Kardinal Robert Bellarmin S. J.: De controversiis christianae fidei adversus huius temporis haereticos.
	1586. Sixtus V. legt die Zahl der Kardinäle auf 70 fest.
1587. 8. Febr.: Maria Stuart enthauptet / Englischer Flottenangriff unter Drake auf Spanien (Cadiz).	1587. Der schwedische Thronfolger Sigismund Wasa (zum Katholizismus übergetreten) besteigt den polnischen Thron, versucht den Katholizismus zu restituieren.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
	1579. John Lyly: Euphues.
1580. Die Venezianer bringen den Kaffee nach Italien.	1580. Jean Bodin: Démonomanie (Lehre von den Dämonen und ihrer Bekämpfung). Montaigne: Essays, Buch 1 und 2 / Johann Fischart: Beschreibung des vielhörnigen Hütleins (gegen die Jesuiten) / Edmund Spenser: The Shepherds Calendar (Schäferdichtung).
1581. Gründung der englisch-levantinischen Gesellschaft / „Compendious or brief Examination of certain ordinary Complaints of divers of our Countrymen in these our Dayes" (von William Strafford?), Grundzüge der englischen Merkantilpolitik / Erneuerung des französisch-türkischen Handelsvertrages (Protektorat über alle Christen im Orient).	1581. Torquato Tasso: Gerusalemme liberata.
1582. Gregorianische Kalender-Reform (zunächst nur in den katholischen Ländern durchgeführt).	1582. Gründung der Universität Würzburg / Gründung der Accademia della Crusca in Florenz (Sprachgesellschaft).
1583. Englische Kolonisation an der Küste Neufundlands; Sir Walter Raleighs Expedition nach Virginia.	1583—1597. Bau der Jesuitenkirche S. Michael in München, erster deutscher Barockbau.
1584. Abbruch der englisch-spanischen Handelsbeziehungen / Einführung der Kartoffel in Europa.	1584. Justus Lipsius (1547—1606): De Constantia (Erneuerung des Stoizismus).
	1584—1585. Giordano Bruno: Spaccio della bestia trionfante, Della causa, principio ed uno, Degli eroici furori (in England erschienen).
1585. Antwerpen, von den Spaniern erobert, verliert seine Bedeutung als Welthandelsplatz zugunsten von Amsterdam.	
	1586. Gründung der Jesuiten-Universität Graz / Stevin: Theorie der schiefen Ebene; kommunizierende Röhren / Die ersten wandernden englischen Schauspielertruppen (Komödianten) in Deutschland bezeugt.
	1586—1593. Erste Ausgabe der Annales ecclesiastici von Caesar Baronius: Grundlegung der kathol. Geschichtsschreibung.
	1587. Das erste deutsche Volksbuch von Doktor Faust in Frankfurt a. M. erschienen.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1588. 12. Mai: Barrikadenkämpfe in Paris; Heinrich III. muß die Stände nach Blois berufen / August: Untergang der spanischen Armada beim Angriff auf England / 23.—24. Dez.: Heinrich und Ludwig von Guise ermordet.	1588. Der protestantische Theosoph Valentin Weigel † / Ludwig von Molina S. J.: Concordia liberi arbitrii cum gratiae donis (Angriff auf den Thomismus, führt zum Kampf zwischen Dominikanern und Jesuiten).
1589. 1. Aug.: Ermordung Heinrichs III. von Frankreich (Ende des Hauses Valois).	1589. Der Metropolit von Moskau erlangt die Patriarchenwürde und die Unabhängigkeit vom Patriarchat Konstantinopel.
1589—1610. Heinrich IV. (Bourbone, Calvinist) Statthalterschaft Moritz' von Oranien in den nördlichen Niederlanden.	
1590. Alexander Farnese führt das spanische Heer gegen Frankreich.	1590. Papst Urban VII.
	1590—1591. Papst Gregor XIV.
1591. Unterwerfung der aragonischen Stände durch Philipp II.	1591. Papst Innozenz IX. / Der spanische Mystiker Johannes vom Kreuz †.
1592. Sigismund Wasa, König von Polen, wird König von Schweden.	1592—1605. Papst Klemens VIII.
	1593. 25. Juli: Heinrich IV. tritt zur katholischen Kirche über.
1595. Heinrich IV. erklärt Philipp II. den Krieg.	1595. Der Mystiker Philippo Neri † / Ferdinand von Steiermark kommt zur Herrschaft; rücksichtslose Rekatholisierung des Landes.
1596. Bündnis Frankreichs, Englands und der Niederlande gegen Philipp II.	
1597. Eine zweite spanische Flotte beim Angriff auf England im Sturm vernichtet.	1597. Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit, geistiger Vorkämpfer der Gegenreformation in Deutschland, †.
1598. Friede von Vervins: Philipp II. muß auf die Unterwerfung Frankreichs verzichten / Erhebung des lutherischen Karls IX. Wasa gegen seinen katholischen Neffen Sigismund auf den schwedischen Thron / Ende des Hauses Rurik in Rußland.	1598. Edikt von Nantes, Duldung des Calvinismus in Frankreich.
1598—1605. Zar Boris Godunow von Rußland.	1598—1603. Gewaltsame Ausrottung des Protestantismus in Innerösterreich durch Ferdinand II.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
	1588. Marlowe: Life and death of Doctor Faustus / Montaigne: Essays Buch III.
1590. Beginn der Verwendung der Ruhrkohle, anfangs Tagbau.	1590. Philip Sidney: Arcadia (Schäfergedicht) / Edmund Spenser: Faery Queen (allegorischer Ritter-Roman in Stanzen).
	1590—1595. Shakespeare: Richard III., Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig.
	1592. Jean Bodin: Colloquium heptaplomeres (fordert Duldung und Pflege aller Religionen).
	1593. Christopher Marlowe †.
	1594. Orlando di Lasso † / Palestrina † / Bau des Globe-Theaters für Shakespeares Truppe.
1595. Beginn der holländischen Kolonisierung in Ostindien und auf den Sundainseln.	1595. Georg Rollenhagen: Froschmeuseler, allegorisch-satirisches Lehrgedicht.
1596. Dritter Staatsbankrott Spaniens.	1596. Galilei erfindet das Thermometer / Joh. Kepler: De admirabili proportione coelestium orbium.
1597. Die Hanse erwirkt ein Reichsgesetz, das englische Kaufleute und englische Waren aus dem Reich verbannt / Englisches Armengesetz betr. Unterstützung, Arbeitsvermittlung und Armenpflege (bis 1834 gültig).	1597. Francis Bacon: Erste Essays (vollständige Ausgabe 1625).
	1597—1619. Bau der alten Residenz in München.
1598. Schließung des hansischen Stalhofs in London.	1598. Ben Jonsons erstes Drama: Every Man in his humour.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1598—1621. Philipp III. von Spanien.	
	1601. Religionsgespräch in Regensburg zwischen protestantischen Theologen und Jesuiten.
1603. Irland wird endgültig unterworfen / Das Shogunat in Japan geht an die Tokugawa über (bis 1867).	
1603—1605. Der falsche Demetrius in Rußland.	
1603—1625. Jakob I. von England (englisch-schottische Personalunion des Hauses Stuart).	
1604. Unterdrückung des evangelischen Gottesdienstes in Ungarn; erfolgreicher Aufstand der ungarischen Protestanten unter Stefan Bocskay, der 1605 zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt wird.	
	1605—1621. Papst Paul V.
	1605. Landgraf Moritz von Hessen-Kassel tritt zur reformierten Kirche über.
1606. Wiener Friede zwischen Habsburg und Ungarn; Religionsfreiheit für die ungarischen Protestanten, Anerkennung der Herrschaft Stefan Bocskays in Siebenbürgen und einem Teil von Ungarn.	
	1607. Maximilian von Baiern besetzt die Stadt Donauwörth wegen ihrer protestantischen Haltung.
1608. Sprengung des Regensburger Reichstags durch die Protestanten.	1608. Franz von Sales: Introduction à la vie dévote / 12. Mai: Union der protestantischen Stände unter Führung von Kurpfalz in Auhausen gegründet.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1599. Der erste Posttarif in Deutschland.	1599—1609. Shakespeares Dramen: Julius Caesar, Hamlet, Othello, Lear, Macbeth, Coriolan.
1600. Gründung der englisch-ostindischen Kompanie / Gründung der Amsterdamer Bank / Der erste indossierte Wechsel nachweisbar (in Neapel).	1600. 17. Febr.: Giordano Bruno in Rom verbrannt / William Gilbert entdeckt den Erdmagnetismus.
1601. Das englische Unterhaus gegen die Monopole / Postabkommen zwischen den Thurn-Taxis und Frankreich.	1601. Tycho de Brahe † / Kepler wird Hofastrolog Kaiser Rudolfs II.
1602. Gründung der niederländisch-ostindischen Kompanie.	1602—1604. Galileische Gesetze (Fall und Pendelschwingungen).
1603. Besiedelung Kanadas durch die Franzosen.	1603. Joh. Althusius: Politica methodice digesta (monarchomachische Staatsrechtslehre).
1604. Gründung der französisch-ostindischen Gesellschaft.	1604. Joh. Valentin Andreä (1586—1654): Rosenkreuzerschriften (erst 1614 anonym veröffentlicht).
1605. Zulassung niederländischer Calvinisten in Hamburg.	1605. Cervantes: Don Quixote, 1. Teil / Francis Bacon: Advancement of learning (eine Enzyklopädie der Wissenschaften).
1606. Gründung der Virginia-Kompanie / Gründung der englischen Levantekompanie.	1606. Galilei erfindet den Proportionszirkel.
1607. Niederlassung der Engländer auf dem indischen Festland in Surat / Vierter Staatsbankrott Spaniens; die Fugger verlieren 3¼ Millionen Dukaten / Kaiser Rudolf II. bestätigt die englische Niederlassung in Stade.	1607. Gründung der Universität Gießen / Erste Oper von Monteverdi: Orfeo.
1608. Gründung des Jesuitenstaats Paraguay / Erste Erwähnung des Gebrauchs der Gabel (in Italien).	1608. Der holländische Brillenschleifer Lippershey erfindet das Fernrohr.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1609. 9. April: Zwölfjähriger Waffenstillstand zwischen Spanien und den Niederlanden; Anerkennung der niederländischen Union.	1609. 9. Juli: Majestätsbrief Rudolf II. sichert den Protestanten in Böhmen Religionsfreiheit zu / 10. Juli: Katholische Liga unter Führung Baierns in München gegründet / Johann Arnd: Vier Bücher vom wahren Christentum (protestantisches Erbauungsbuch mit Neigung zur Mystik).
1609—1614. Jülisch-klevischer Erbfolgestreit.	
1610. 14. Mai: Heinrich IV. von Frankreich ermordet / Die Polen in Moskau.	
1610—1643. Ludwig XIII. von Frankreich.	
1611. Gustav Adolf wird König von Schweden.	
1612—1619. Kaiser Matthias.	1612. Johann Arnd: Paradiesgärtlein (protestantische Erbauungsschrift).
1613. Haus Romanow in Rußland auf den Thron erhoben (bis 1762) / 10. Jan.: Dänisch-schwedischer Friede in Knäröd.	1613. Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg tritt zum Calvinismus über.
1614. Vertrag von Xanten: Teilung des jülich-klevischen Erbes unter Pfalz-Neuburg (katholisch) und Brandenburg (reformiert) / Letzte Berufung der französischen Stände vor 1789.	
	1616. Franz von Sales: Traité de l'amour de Dieu.
1617. Russisch-schwedischer Friede zu Stolbowa; Abtretung der Ostseeprovinzen an Schweden / Erbfolgevertrag zwischen Kaiser Matthias und Spanien / Krönung des Erzherzogs Ferdinand (II.) zum König von Böhmen, 1618 zum König von Ungarn.	1617. Franz Suarez, bedeutender spanischer Dogmatiker, S. J. †.
1618. Brandenburg erwirbt Preußen als polnisches Lehen / Ende des russisch-polnischen Krieges / Böhmische Empörung wegen Verletzung des Majestätsbriefs / 23. Mai: Fenstersturz in Prag.	1618. Gründung der Benediktiner-Kongregation des hl. Maurus in St. Germain, Beginn der wissenschaftlichen Patristik.
	1618—1619. Generalsynode der Calvinisten in Dordrecht; der strenge Calvinismus setzt sich durch.
1619—1637. Kaiser Ferdinand II.	
1619. 26. Aug.: Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen gewählt / Auflösung der protestantischen Union.	

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1609. Erste wöchentliche Zeitung in Deutschland (Straßburg).	1609. Hugo Grotius: Mare liberum (verteidigt die Handelsfreiheit, im Interesse der Niederlande gegen Spanien und England) / Kepler: Astronomia nova, Gesetze der Planetenbewegung / Shakespeare: Sonette.
1610. Erstes Vorkommen des Wortes „Aktie" (Niederländisch-ostindische Kompanie) / Erste Einführung des Tees in Holland.	1610—1612. Shakespeare: Wintermärchen, Heinrich VIII., Sturm / Shakespeare verläßt London.
1611. Dauernde Niederlassung der Merchant adventurers in Hamburg.	1611. Kepler erfindet das astronomische Fernrohr.
1612. Beginn der englischen Besiedlung Westindiens.	1612. Jakob Böhmes erste Schrift: Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang.
1613. Bau des ersten Börsengebäudes in Amsterdam.	1613. Cervantes: Novellen.
1614. Gründung der puritanischen Neu-Englandstaaten in Nordamerika / Zusammenbruch des Handelshauses der Welser.	1614. Der spanische Maler El Greco† / Anfänge des holländischen Bildnismalers Frans Hals († 1666) / Napier erfindet die Logarithmenrechnung.
1615. Die Holländer nehmen den Portugiesen die Gewürzinseln (Molukken) ab.	1615. Montchrétien: Traité de l'économie politique (System des Merkantilismus).
1616. Erste dänisch-ostindische Kompanie / Holländisch-japanischer Handelsvertrag / Die Pommersche Landesordnung legt die Leibeigenschaft der Bauern fest und erleichtert das Bauernlegen.	1616. 23. April: Cervantes in Madrid † / Shakespeare in Stratford †.
	1617. Gründung der Fruchtbringenden Gesellschaft, älteste deutsche Sprachgesellschaft in Weimar (nach dem Vorbild der Accademia della Crusca in Florenz).
1619. Gründung der Banken in Hamburg und Venedig / Gründung Batavias auf Java.	1619. Hugo Grotius: De veritate religionis christianae / Jakob Böhme: Von den drei Prinzipien des christlichen Wesens.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1620. 8. Nov.: Schlacht am Weißen Berg bei Prag, Sieg der Ligisten unter Tilly über die pfälzisch-böhmische Armee / Friedrich von der Pfalz flieht aus Böhmen.	1620. Die puritanischen „Pilgerväter" begründen die calvinistische Kirche in Nordamerika / Gewaltsame Rekatholisierung in Böhmen und der Pfalz.
1621—1665. Philipp IV. von Spanien / Wiederbeginn des niederländischen Krieges.	1621—1623. Papst Gregor XV. 1621. Gregor XV. regelt die Papstwahl („Aeterni patris").
1622—1623. Tilly besiegt Christian von Halberstadt, Georg Friedrich von Baden und Ernst von Mansfeld.	
1623. Maximilian von Baiern erhält die pfälzische Kur.	1623—1644. Papst Urban VIII.
1624. Beginn der politischen Wirksamkeit Richelieus.	1624. Gründung des Lazaristen-Ordens.
1625—1649. Karl I. von England. 1625. Wallenstein zum Befehlshaber der kaiserlichen Truppen im Reich ernannt.	1625. Stiftung des Ordens der barmherzigen Schwestern durch Vincenz von Paul.
1626. 25. April: Wallenstein siegt über Mansfeld an der Dessauer Elbbrücke, besetzt Pommern / 27. Aug.: Tilly besiegt Christian IV. von Dänemark bei Lutter am Barenberge.	
1627. Vorstoß Wallensteins und Tillys nach Holstein, Schleswig und Jütland / Böhmische Landesordnung, Verlegung der Regierung nach Wien.	1627. Gründung des römischen Collegium de propagatione fidei.
1628. 21. April: Wallenstein zum „General des ozeanischen und baltischen Meeres" ernannt, mit Mecklenburg belehnt / Vergebliche Belagerung Stralsunds / Erste englische Petition of right, parlamentarische Opposition gegen die Krone.	1628. La Rochelle, die letzte Festung der Hugenotten, erobert.
1629. Friedensschluß zwischen Frankreich und England / 22. Mai: Lübecker Friede zwischen dem Kaiser und Christian von Dänemark, der das Restitutionsedikt anerkennt und auf Einmischung im Reich verzichtet / Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden; Schweden erhält Livland / Ausschaltung des Parlaments in England.	1629. 6. März: Restitutionsedikt: Rückgabe aller seit 1552 säkularisierten geistlichen Güter, Ausschluß der Calvinisten vom Religionsfrieden / Richelieu sichert den Hugenotten ihre religiösen und bürgerlichen Rechte, löst aber ihre politische Korporation auf.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1620. Fahrt der Mayflower, Gründung von New Plymouth / Landung der ersten Negersklaven in Jamestown.	1620. Tommaso Campanella: Sonnenstaat (Utopie) / Francis Bacon: Novum Organum scientiarum (Wissenschaftslehre).
1620—1623. Gewaltige Inflation in Deutschland.	
1621. Gründung der niederländisch-westindischen Kompanie / Konflikt der englischen mit der niederländischen Ostindien-Kompanie.	1621. Letzter plattdeutscher Bibeldruck in Goslar.
	1622. Anfänge des Dramatikers Calderon (1600—1681).
	1622—1625. Rubens malt in Paris einen Bilderzyklus des Lebens der Maria Medici.
	1623. Anfänge des Malers Velasquez in Madrid (1599—1660) / Erste Gesamtausgabe der Dramen Shakespeares (First Folio Edition).
1624. Erste englische Niederlassung in Ostindien / Gründung von Neu-Amsterdam (später Neu-York) durch die Holländer.	1624. Martin Opitz: Teutsche Poemata und Buch von der teutschen Poeterei / Herbert von Cherbury: De veritate (Deismus).
1625. Die Franzosen besetzen die Antillen / Errichtung des ersten Kolonialamts in London.	1625. Hugo Grotius: De jure belli ac pacis / Anfänge des Malers Zurbarán in Sevilla (1596—1662) / Jakob Ayrer in Nürnberg †, Verfasser von Dramen nach dem Vorbild der englischen Komödianten.
1626. Bauernaufstand in Oberösterreich.	
	1627. Der Jesuit Franz Suarez, Neubegründer des Thomismus † / Anfänge Rembrandts (1606—1669) / Die erste deutsche Oper Daphne, Text von Martin Opitz, Musik von Heinrich Schütz, in Torgau aufgeführt.
1628. In Le Havre wird der erste mit Schleusen versehene Hafen angelegt / Gründung der Kanadischen und der Senegal-Gesellschaft durch Richelieu.	1628. Der französische Lyriker Malherbe, Hofdichter Heinrichs IV., in Paris † / William Harvey: De motu cordis et sanguinis (Entdeckung des doppelten Blutkreislaufs).
	1629. Bernini (1598—1688) wird Baumeister von St. Peter in Rom / Corneilles (1606 bis 1684) erstes Lustspiel Mélite.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1630. Juli: Regensburger Kurfürstentag: Höhepunkt der kurfürstlichen Opposition (mit Rückhalt an Frankreich) gegen den Kaiser / Entlassung Wallensteins.	
1630. Gustav Adolf landet auf Usedom, besetzt Pommern.	
1631. Vertrag Frankreich-Schweden in Bärwalde: französische Hilfsgelder für die Schweden / 20. Mai: Tilly nimmt Magdeburg ein / Brandenburg und Sachsen schließen sich Gustav Adolf an / Bündnisvertrag Frankreich-Baiern / 17. Sept.: Sieg Gustav Adolfs bei Breitenfeld. Sächsische Truppen erobern Prag.	
1632. Gustav Adolf besiegt Tilly am Lech, zieht in München ein / Wallenstein tritt ihm, nach Vertreibung der Sachsen aus Böhmen, entgegen / 16. Nov.: Schlacht bei Lützen, Gustav Adolf fällt / Oxenstierna übernimmt die politische Leitung des Krieges.	
1633. April: Heilbronner Tagung der oberdeutschen Protestanten / Vertrag mit Schweden, Anschluß an Frankreich / 12. Okt.: Wallenstein vernichtet die Schweden in Schlesien / 14. Nov.: Bernhard von Weimar erobert Regensburg / Frankreich besetzt Lothringen (bis 1659).	
1634. 25. Febr.: Ermordung Wallensteins in Eger / 5./6. Sept.: Niederlage Bernhards von Weimar und Horns bei Nördlingen / 1. Nov.: Vertrag zwischen Frankreich und den Protestanten.	
1635. 30. Mai: Sachsen schließt mit dem Kaiser den Prager Frieden, erhält die Lausitz / Frankreich erklärt Spanien den Krieg.	
1636. 4. Okt.: Sieg der Schweden unter Banér bei Wittstock / Torstenson dringt in Böhmen ein.	
1637—1657. Kaiser Ferdinand III.	1637. Johann Gerhard † in Jena, Vertreter der lutherischen Orthodoxie, der „protestantische Kirchenvater".
1638. Schwedisch-französisches Bündnis / Bernhard von Weimar erobert Breisach / „Covenant", Zusammenschluß der Schotten zum Schutz der „wahren Religion" gegen Karl I. von England.	1638. Cornelius Jansen † (geb. 1585), durch sein posthum (1640) erschienenes Werk „Augustinus" (1642 von Urban VIII. auf Betreiben der Jesuiten verdammt), der Begründer des Jansenismus.

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1630. Thomas Mun: Englands treasure by foreign trade (1664 gedruckt; Theorie des Merkantilismus) / Puritanische Auswanderung nach Neu-England.	1630. Johann Kepler †.
1631. William Petty: Political Arithmetic (für staatlich reglementierte Wirtschaftspolitik).	
	1632. Rembrandt: Anatomie des Prof. Tulp / Galilei: Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo.
	1633. 22. Juni: Galilei muß vor der Inquisition die Lehre des Koppernikus abschwören.
	1635. Richelieu gründet die Académie française. Lope de Vega, spanischer Dramatiker †.
1636. Erster Tee-Import nach Paris (1650 nach England).	1636. Corneille: Le Cid.
1637. Zusammenbruch der Tulpenspekulation in Holland.	1637. Descartes: Discours de la méthode. Erstes öffentliches Opernhaus in Venedig.
1638. Japan den Europäern verschlossen.	

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1640. Loslösung Portugals von Spanien; Haus Braganza (bis 1910) / Aufstand in Katalonien.	
1640—1688. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der „Große Kurfürst".	
1640—1653. Das „Lange Parlament" in England.	
	1641. Katholischer Aufstand in Irland, Ermordung der Protestanten in Ulster / Aufhebung der englischen Bischofskirche.
1642. 2. Nov.: Sieg der Schweden unter Torstenson bei Breitenfeld / Richelieu †; Kardinal Mazarin wird Leiter der französischen Politik.	
1642—1649. Bürgerkrieg in England.	
1643. 19. Mai: Spanische Niederlage durch die Franzosen unter Condé bei Rocroi.	1643—1648. Westminster-Synode, Festsetzung der presbyterianischen Kirchenverfassung / Seit 1643 gewinnt der Jansenismus von Port Royal Bedeutung (gegen die Jesuiten gerichtet).
1643—1645. Dänisch-schwedischer Krieg.	
1643—1715. Ludwig XIV. von Frankreich; Regentschaft der Königin Anna, Leitung des Staates durch Mazarin.	
1644. Brandenburg und Sachsen schließen Waffenstillstand mit Schweden.	1644—1655. Papst Innozenz X.
1644—1645. Beginn der Friedensverhandlungen in Münster (mit Frankreich) und Osnabrück (mit Schweden) / Beginn der Mandschu-Herrschaft in China (bis 1912).	
1645. 23. Aug.: Friede zu Brömsebro; Dänemark verliert seine Besitzungen in Schweden.	1645. Synkretistischer Streit zwischen den orthodoxen Lutheranern und dem Helmstädter Theologen Georg Calixt, der sich für eine Lehr-Verständigung der christlichen Konfessionen einsetzt.
1648. Friede zwischen Spanien und den Niederlanden / 24. Okt.: Friedensschlüsse in Münster und Osnabrück.	1648. 20. Nov.: Innozenz X. verdammt den Westfälischen Frieden („Zelo domus Dei"), 1651 veröffentlicht.
1648—1653. Krieg der Fronde in Frankreich, Sieg der Krone.	

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
	1639. Poussin aus Italien als Hofmaler nach Paris berufen zur Ausschmückung des Louvre (Die vier Jahreszeiten).
1640. Endgültige Festsetzung der Engländer in Indien / Niederländisches Handelsmonopol in Japan / Prägung der Louisdor.	1640. Thomas Hobbes: The Elements of Law, Natural and Politique / P. P. Rubens † / Moscherosch: Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald / Corneille: Horace und Cinna.
	1641. Descartes: Meditationes de prima philosophia / Paul Fleming: Gedichte / Anton van Dyck †.
1642. Der Holländer Abel Tasman umsegelt Australien.	1642. Galilei † / Thomas Hobbes: De cive / Rembrandt: Die Nachtwache / Corneille: Polyeucte (christliche Tragödie).
1643. Bund der vereinigten Kolonien von Neu-England.	1643. Hermann Conring: Über den Ursprung des deutschen Rechts (gegen das römische Recht) / Torricelli erfindet das Barometer.
	1644. J. Milton: Areopagitica (Staatslehre) / Der Chemiker Helmont † (von ihm stammt die Bezeichnung „Gas") / Descartes: Principia philosophiae.
	1645. Hugo Grotius † / Herbert von Cherbury: De religione gentilium errorumque apud eos causis (Lehre des Deismus) / Anfänge Murillos (1618—1682) in Sevilla.
	1646. Andreas Gryphius: Olivetum (Der Ölberg, lateinisches religiöses Epos).
	1647. Corneille: Rodogune.
	1648. Druck der ersten Lieder von Paul Gerhardt.

Politische Ereignisse	Kirchlich-religiöse Ereignisse
1649. 30. Jan.: Karl I. von England hingerichtet / Errichtung des Commonwealth durch Cromwell.	1649. John Fox († 1691) begründet die „Gesellschaft der Freunde" (Quäker) / Richard Baxter (1615—1691) The saints everlasting rest, Erbauungsschrift des englischen Independentismus.
1650. Sturz der Oranier in den Niederlanden.	
1651. Bund der rheinischen Kurfürsten.	
1652. Hildesheimer Allianz zwischen den niedersächsischen Ständen und Schweden.	
1653. Wahl Ferdinands IV. zum römischen König († 1654) / Protektorat Cromwells (bis 1658).	1653. Blaise Pascal schließt sich den Jansenisten in Port Royal an / 22. Juli: Konstituierung des Corpus Evangelicorum in Regensburg.
1653—1654. Reichstag in Regensburg; der „jüngste" Reichstagsabschied.	
1654. Königin Christine von Schweden legt die Krone nieder; ihr folgt Karl X. von Pfalz-Zweibrücken.	
1654—1660. Nordischer Krieg.	
	1655—1667. Papst Alexander VII.
1656. Sieg der mit Schweden verbündeten brandenburgisch-preußischen Truppen über Polen bei Warschau.	
1657. Bündnis Englands mit Frankreich.	
1658. Begründung des Rheinbunds.	1658. Die Sozinianer aus Polen vertrieben.
1658—1705. Kaiser Leopold I.	
1659. 7. Nov.: Pyrenäenfriede zwischen Frankreich und Spanien / Ende der spanischen Vorherrschaft in Europa.	
1660. Friede von Oliva; Souveränität Preußens wird von Schweden und Polen bestätigt / Wiederherstellung des Königtums in England, Karl II. (Sohn Karls I.) besteigt den Thron.	1660. Wiederherstellung der Bischofskirche in England.
1661. Beginn der selbständigen Regierung Ludwigs XIV.	

Wirtschaftlich-soziale Ereignisse	Kunst und Wissenschaft
1649. Rußland hebt alle englischen Handelsprivilege auf.	1649. Joh. Val. Andreä: Theophilus (Erneuerung des Christentums) / Friedrich Spee: Trutznachtigall (Lyrik).
1650. Das erste Kaffeehaus in Oxford gegründet / 1. Aug.: Einsetzung eines ständigen Wirtschaftsrates in England.	
1651. 9. Okt.: Cromwells Navigations-Akte sichert der englischen Schiffahrt das Monopol im englischen Außenhandel.	1651. Thomas Hobbes: Leviathan, or the matter, form and authority of government.
1652. Gründung der Kolonie Kapstadt durch die Niederländer (Buren).	1652. Otto von Guericke in Magdeburg erfindet die Luftpumpe / Lauremberg: Scherzgedichte (in niederdeutscher Mundart).
1654. Holland erkennt die Navigations-Akte an / Englisch-portugiesischer Vertrag (Grundlage der englischen Wirtschaftsherrschaft über Portugal).	1654. Friedrich von Logau: Sinngedichte / Gründung der Universität Duisburg.
1655. Jamaika wird englisch.	1655. Christian Huygens erfindet die Pendeluhr / Erste Zeitung in Berlin.
1656. Beginn der Handelsbeziehungen der Niederländer zu China / Eröffnung des Hôpital général in Paris (Verbindung von Armenhaus und Fabrik) / Begründung der ersten Strumpfwirkerfabrik in Paris.	1656—1657. Blaise Pascal: Lettres Provençales (gegen die Jesuiten).
	1657. Angelus Silesius: Sinn- und Schlußreime (2. Aufl. 1674: Cherubinischer Wandersmann).
1659. Ordonnanz zum Schutz des bäuerlichen Besitzes in Frankreich.	1659. Corneille: Oedipe / Molière: Les Précieuses ridicules.
	1660. Andreas Gryphius: Das verliebte Gespenst, Singspiel, darin das Scherzspiel in schlesischem Dialekt: Die geliebte Dornrose / Spinoza: De deo et homine eiusque felicitate / Velasquez †.
	1668. Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplizissimus.

Register

A

Aachen, Reichs- (bis 1801) und 813—1531 Krönungsstadt: 71, 73, 75, 81, 324, 350.

Abbas I., der Große, 1586 bis 1628 Schah von Persien: 547.

Abbasiden, Kalifen-Dynastie von Bagdad (750—1258) bis 1517 noch in Ägypten: 516, 528, 530, 539.

Abendmahlslehre u. -streit: 91 f., 136, 139, 148, 156, 163, 176.

Ablaßwesen: 7 f., 12, 14 f., 20, 45 f., 50, 67, 148, 188, Abb. S. 7, 47.

Acontius, Jakob, aus Trient, † um 1566, protestant. Theolog: 328, Abb. S. 327.

Adalia, Stadt an der Südküste Kleinasiens: 522.

Adam, Hans, † 1568, Holzschneider in Nürnberg: Abb. S. 302, 303.

Adams, Robert, 1540—1595, engl. Stecher und Architekt: Abb. S. 297.

Adolf III. von Schaumburg, 1547—1556 Erzbischof von Köln: 332 f.

Adrian v. Utrecht s. Hadrian VI.

Adrianopel, Stadt in der europ. Türkei, seit 1361 türkisch, 1366—1453 Residenz der Sultane: 521 f., 526, 537, 539.

Agha, türk. Architekt: Abb. S. 549.

Aegidius v. Viterbo, † 1532, Ordensgeneral der Augustiner-Eremiten und Kardinal: 5.

Agostino Veneziano (A. di Musi), venez. Stecher des 16. Jh.: Abb. S. 6, 75.

Agricola, Johann, 1494(?) bis 1566, Anhänger der Reformation, 1540 Hofprediger in Berlin, Mitverfasser des Augsburger Interims: 163.

Ägypten, 638 von den Arabern erobert, 1250—1517 unter Mameluckenherrschaft, 1517 türkisch: 513, 516, 522, 530, 539, 550.

Ahausen s. Auhausen.

Ahmed I., 1589—1617, türkischer Sultan (seit 1603): 524, 547 f. Abb. S. 549.

Ahmed II., türk. Sultan 1691 bis 1695, Nachfolger Suleimans II.: 552.

Ahmed, † 1451, Sohn des Sultans Murad II.: 528.

Ahmed, † 1503, Sohn Bajezids I.: 537 f.

Ahmed Jesevi, † 1166, türkischer Mystiker: 516.

Aijubiden, ägyptisch-syrische Dynastie 1171—1263: 516.

Alaeddin, Bruder des Sultans Orchan: 520.

Alaeddin Kaikobad I., Herrscher der Rumseldschuken (Mitte des 13. Jh.): 518, Abb. S. 515.

Alava, spanischer Botschafter in London: 274.

Alba, Fernando Alvarez de Toledo, Herzog von, 1507—1582, span. Feldherr und Staatsmann: 191, 239, 243, 260 f., 269 ff., 276, 280, 282, 289 f., 350, Abb. S. 261, 269.

Albanien u. Albanier, Land u. Volk an der Ostküste der Adria: 521 f., 528, 532, 534, 544.

Albertiner, die seit 1485 (Albrecht der Beherzte) in der Mark Meißen (Herzogtum Sachsen), seit 1547 auch in Kursachsen herrschende jüngere Linie des Hauses Wettin: 122, 356.

Albrecht v. Mainz, 1490—1545, Sohn Johann Ciceros von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg (1513), Mainz (1514), Kardinal (1518): 12, 20, 65, 73, 134, 184, Abb. S. 19, Tafel S. 16.

Albrecht V., 1528—1579, Sohn Wilhelms IV., seit 1550 Herzog von Baiern: 186, 330, 334, 336, 338, 343, 346, 348, 351, 378, Abb. S. 337.

Albrecht Achilles, 1414 bis 1486, Sohn Friedrichs I. von Brandenburg, 1440 Fürst von Ansbach, 1464 von Bayreuth, 1470 Kurfürst von Brandenburg: 26.

Albrecht Alcibiades, 1522 bis 1557, Markgraf von Kulmbach-Baireuth (1541): 200, 204, Abb. S. 202, 203.

Aldegrever, Heinrich, 1502 bis 1555/61, Maler u. Stecher in Soest: Abb. S. 168.

Aldringer, Johann Graf von, 1588—1634, kaiserlicher General im Dreißigjähr. Krieg: 441.

Aleander, Hieronymus, 1480 bis 1542, ital. Humanist, päpstlicher Legat für Deutschland (1521, 1531/32, 1538) und Frankreich (1524/25), Kardinal (1538): 75 f., 78, 80 ff., 86, 90, 99, Abb. S. 75.

Aleppo, Stadt im nördl. Syrien: 524, 539.

Alessio, Hafenstadt in Albanien: 532.

Alexander der Große, 356 bis 323 v. Chr., seit 336 König von Makedonien, eroberte das Perserreich und Ägypten: 210.

Alexander VI., 1430 (1431) bis 1503, aus dem span. Geschlecht der Borgia, 1492 bis 1503 Papst: 112, 535.

Alexander von Parma s. Farnese, Alessandro.

Algier, Stadt an der Nordküste Afrikas: 170, 180, Abb. S. 173.

Ali, † 1633, Sohn Fachreddins: 548.

Alkmar, Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland: 280.

Allgäu, Voralpenlandschaft im südl. Schwaben zwischen Oberrhein und Lech: 103.

Allstädt, Stadt in Nordthüringen: 106.

Alp Arslan, 1029—72, Fürst der Seldschuken (1064—72): 516.

Alsen, Insel an der Ostküste Schleswigs im Kleinen Belt: 490.

Altdorf, Stadt in Mittelfranken bei Nürnberg, Universität (1623 bis 1814): 358, Abb. S. 362.

Althusius, Johannes (Althusen), 1557—1638, Jurist, verfaßte die erste deutsche systematische Staatslehre: 361.

Alvarez de Toledo, Pedro, span. Vizekönig von Neapel: 171.

Amberger, Christoph, † 1561 oder 1562, Augsburger Maler: Abb. S. 112.

Amboise, Stadt im franz. Dep. Indre-et-Loire. — Friede (1563): 260.

Amerika: XXII, XXVII, 144, 152, 214, 244f., 260f., 278, 292, 297, 306, 312, 369f., 475, 482, 486.

Amman, Jost, 1539—1591, Maler, Stecher u. Holzschneider in Nürnberg: Abb. S. 91, 318, 319.

Amselfeld (Kosovo Polje), Landschaft in Südserbien. — Schlachten (1389 und 1448): 522, 528.

Amsterdam, Hauptstadt der Niederlande, im 17. Jh. bedeutendste Handelsstadt Europas: 266, 304, 306.

Anagni, Stadt in der ital. Provinz Frosinone, wo 1303 Papst Bonifaz VIII. gefangen genommen wurde: 116.

Anatolien, Name für Kleinasien: 516, 518, 522ff., 527, 532, 534, 538, 544, 549.

Andalusien, Landschaft in Südspanien, in deren Bereich sich die maurische Herrschaft (Kgr. Granada) bis 1492 hielt: 247.

Andronikos II., 1260—1332, oströmischer Kaiser 1282 bis 1328: 518ff.

Andronikos IV., † 1385, oström. Kaiser (1376—1379): 522.

Angelsachsen, germanische Stämme, die seit dem 5. Jh. England eroberten: 162.

Angelus Silesius (Johannes Scheffler), 1624—1677, Arzt, Lutheraner, dann Katholik und Pantheist, dichtete geistliche Lieder: 505.

Anglikanische Kirche, englische Staatskirche auf reformierter Grundlage mit z. T. kath. Kultus und bischöflicher Verfassung, entstanden unter Eduard VI. (1547—1553) und Elisabeth (1558—1603): 161f., 212, 286, 300, 474ff., 478.

Angora, Hauptstadt der Türkei (seit 1920) in Kleinasien. — Schlacht (1402): 524, 526.

Anhalt, Gliedstaat des Deutschen Reichs, hervorgegangen aus mehreren früher getrennten Einzelländern: 138, 156, 394.

Anhalt-Dessau, ehemaliges anhaltisches Teilfürstentum, bestand 1473—1570 und 1603 bis 1863: 162.

Anjou, ehemal. franz. Herzogtum an der unteren Loire, seit 1246 im Besitz einer Seitenlinie des franz. Königshauses, das später die Provence, Neapel-Sizilien und Ungarn erwarb, wurde 1480 wieder Kronbesitz: 212.

Anjou, Herzog von, Titel Heinrichs III. (s. d.) von Frankreich vor seiner Thronbesteigung: 276.

Anna von Österreich, 1601 bis 1666, Tochter Philipps III. von Spanien, seit 1615 Gemahlin Ludwigs XIII. von Frankreich, 1643—1651 Regentin für Ludwig XIV.: 444, 471, 486, Tafel S. 472.

Anna, Kurfürstin von Sachsen, 1532—1583, Tochter Christians III. von Dänemark, Gemahlin des Kurfürsten August von Sachsen: 383f., Abb. S. 379.

Anna, † 1590, Tochter Ferdinands I. von Österreich, vermählt mit Albrecht V. von Baiern: 186.

Anna von Jülich-Kleve, 1515 bis 1557, Gemahlin Heinrichs VIII. von England, 1540 geschieden: 180.

Annales ecclesiastici, katholisches Geschichtswerk von C. Baronius, 1588—1593: 238, 357f.

Ansbach, ehemaliges Fürstentum in Franken, mit Baireuth-Kulmbach Stammland der Hohenzollern, 1474—1791 selbständig: 122, 127, 130, 157, 162, Tafel S. 504.

Antiochia, ehemal. Hauptstadt Syriens und Residenz der Schukiden: 548.

Anton von Bourbon, 1518 bis 1562, durch seine Heirat (1548) mit Johanna d'Albret Erbe des Königreichs Navarra (1555), Vater Heinrichs IV. von Frankreich: 257, 271.

Anton von Worms (A. Woensam), um 1500—1541, Kölner Holzschneider: Abb. S. 87.

Antwerpen, Stadt und Seehafen in Belgien an der Schelde, unter Karl V. bedeutendste Handelsstadt Europas: 31, 85, 91, 152, 184, 246, 264, 266, 268, 280, 282f., 292, 306, 373, Abb. S. 83, 262, 265, 284.

Apulien, it. Landschaft, früher zum Königreich Neapel gehörig: 534.

Aquila, Kaspar, 1488—1560, Theolog u. Mitarbeiter Luthers bei der Bibelübersetzung: 96.

Araber und Arabien, Semitisches Volk in Südwestasien und Nordostafrika und Land im SW Asiens: 6, 513, 528, 536. Abb. S. 513.

Aragonien, Landschaft u. ehemaliges Königreich in Nordostspanien: 71, 144, 192, 230, 244, 250, 298.

Ardebil, Stadt am Kaspischen Meer: 537.

Ardennen, Waldgebirge zwischen Eifel und Maas: 264.

Aretino, Pietro, 1492—1556, italienischer Publizist: 212.

Ariost(o), Ludovico, 1474 bis 1533, ital. Dichter („Der rasende Roland"): 212.

Arioviſt, † um 58 v. Chr., germ. Heerführer, kämpfte gegen Caesar: 188.

Aristoteles, 384—322 v. Chr., griech. Philosoph, dessen Lehren von maßgebendem Einfluß auf die mittelalterliche Philosophie waren: 18, 46, 508.

Armada und Armadaschlacht (1588): 294ff., 300, 401, Abb. S. 297.

Armenien, Land zwischen Kaspischem und Schwarzem Meer, südlich des Kaukasus: 518, 523, 529, 539.

Arminius, 17 (16) v. Chr. bis 21 n. Chr., Fürst der Cherusker, besiegte die Römer in der Schlacht am Teutoburger Wald (9 n. Chr.): 52, 188.

Arminius, Jakob (Hermansz), 1560—1609, niederländischer Theolog, Haupt der Remonstranten (Arminianer): 308.

Arnim, Hans Georg von, 1581 bis 1641, General im Dreißigjähr. Kriege, erst in kaiserl. dann in sächs. Diensten: 434, 436, 438, 440.

Arras, Stadt im franz. Dep. Pas de Calais, ehemalige Hauptstadt Artesiens, zu Burgund und dann zu den span. Niederlanden gehörig, seit 1640 in französischem Besitz: 118, 453, 473.

Artesien, Landschaft in Nordwestfrankreich, gehörte seit 1384 zu Burgund, später zu den span. Niederlanden, seit 1659 und 1678 zu Frankreich: 118, 456.

Aserbeidschan, Land im NW Persiens, an der Südwestküste des Kaspischen Meeres: 514, 537.

Asow, russ. Hafen an der Mündung des Don, ehem. Festung, 1471 türkisch: 552.

Asper, Hans, 1499—1571, Maler in Zürich: Abb. S. 129.

Athen, Hauptstadt Griechenlands, 1451 türkisch: 550.

Augsburg, Stadt im bair. Schwaben, freie Reichsstadt (bis 1805) und reichsunmittelbares Bistum, Sitz der Fugger und Welser: 28, 34, 45ff., 66, 86, 92, 102, 104, 128, 130, 138, 146, 149f., 158, 162, 172, 175, 184, 187, 190f., 194, 197, 200f., 203, 214, 246, 320, 324, 333, 337, 340, 355, 358, 366, 368, 373f., 389, Abb. S. 48, 49, 373.

Augsburger Interim s. Interim.

Augsburger Reichstag
(1518): 47f., 53f.
(1526): 122.
(1530): 146ff., 152, 156ff., 161, 193, 197, Abb. S. 149.
(1547/48): 191, 193ff., 204.
(1551): 198.
(1555): 204, 207.
(1566): 328, 382.

Augsburger Religionsfriede (1555): XXV, 205ff., 215, 317f., 321, 324, 334f., 382, 391f., 424, Tafel S. 208.

Augsburgische Konfession, Bekenntnisschrift der Lutheraner, 1530 auf dem Augsburger Reichstag überreicht: 147—150, 169, 175, 196, 327, 345, Abb. S. 149.

August, „Vater August", 1526 bis 1586, Kurfürst von Sachsen (seit 1553), Sohn Heinrichs des Frommen und Nachfolger seines Bruders Moritz, vermählt mit Anna von Dänemark (1548): 348, 382ff., 386, Abb. S. 378.

August II., der Starke, 1670 bis 1733, Kürfürst von Sachsen (seit 1694) u. als Friedrich August I. König von Polen (1697 bis 1706 und wieder seit 1709): 379.

Augustin, 354—430, Heiliger und Kirchenlehrer („Confessiones" u. „De civitate Dei"): 16f., 19, 66, 68, 192.

Augustiner-Eremiten, Mönchsorden, der nach der Augustinerregel lebte, 1256 entstanden, seit 1567 Bettelorden: XXI, 15, 46, 50, 88, 91f., Abb. S. 16, 17.

Auhausen, Dorf in bair. Schwaben an der Wörnitz, in dem 1608 die protestant. Union geschlossen wurde: 394.

Avignon, Hauptstadt des franz. Dep. Vaucluse an der Rhone, 1348—1790 päpstlicher Besitz, 1309—1377 bzw. 1408 Papstresidenz: 4, 6, 20, 67f., 86, 211.

Awaren, türkisches Nomadenvolk, drangen im 6. Jh. in Europa ein, 791—793 von Karl d. Gr. besiegt: 514.

B

Baba Ishak, Derwischführer: 518.

Babur, 1483—1530, Eroberer Indiens (1526) und Begründer der Dynastie der Großmogule: 524.

Babylonisches Exil der Kirche, Zeit des Aufenthaltes der Päpste in Avignon 1309 bis 1377: 4.

Bacon, Francis (Baco of Verulam), 1561—1626, engl. Staatsmann unter Jakob I. und Philosoph: 302, 314, 361, 507ff., Abb. S. 504.

Baden, Gliedstaat des Deutschen Reiches, ehemalige Markgrafschaft: 394, 410.

Bagdad, Stadt in Mesopotamien am Tigris, ehemalige Residenz der Kalifen (763 bis 1258), seit dem 16. Jh. wechselnd in türk. und pers. Besitz, 1638 endgültig türkisch: 513, 516, 524, 528, 530, 540, 547f.

Bahriten, Mamlukendynastie in Ägypten: 516.

Baiern, ehemaliges Herzogtum, 1623—1805 Kurfürstentum: 5, 25, 100, 102f., 122f., 127, 134, 156ff., 170, 172, 184, 186, 190, 194, 200, 319f., 323f., 326, 330, 334, 336, 338, 340, 343, 348f., 351ff., 356, 360, 364, 378, 380, 390ff., 394, 406ff., 415f., 418ff., 422f., 426, 436ff., 440, 442, 454, 457f., 460, 462f., 494f., 552.

Bajezid I., 1347—1403, türkischer Sultan (1389—1403): 522ff., 526.

Bajezid II., 1446—1512, türk. Sultan (seit 1481): 535ff.

Bajezid, † 1561, Sohn Suleimans II.: 542.

Bajezid Pascha: 526.

Baldung, Hans, gen. Grien, 1476—1545, Maler u. Stecher, in Nürnberg, Straßburg u. Freiburg tätig: Abb. S. 14, 69, 139.

Balkanhalbinsel, Halbinsel in Südosteuropa, genannt nach ihrem Hauptgebirge Balkan: 515, 521ff., 526, 529f., 542.

Balkaschsee, drittgrößter See Asiens in Turkestan, nördlich des Tienchan-Gebirges: 514.

Baltringen, Dorf in Württemberg: 103.

Bamberg, Stadt in Franken, ehemaliges reichsunmittelbares Bistum: 134f., 390.

Banér, Johann, 1596—1641, schwedischer Feldherr im Dreißigjähr. Krieg: 439, 452, 455.

Baphaion-Kojunhisar, Ort in Kleinasien. — Schlacht (1301): 518.

Bar, Landschaft und ehemaliges Herzogtum (seit 1355) in Frankreich beiderseits der oberen Maas, kam 1431 zu Lothringen und mit diesem 1766 an Frankreich: 487.

Barbareskenkriege, Kriege Karls V. gegen die Berberstaaten in Nordafrika (1535 und 1541): 170f., 180, 201.

Barcelona, Hafenstadt an der Nordostküste Spaniens, Hauptstadt Kataloniens: 120, 144, 473.

Baronius, Cäsar, 1538—1607, ital. kath. Kirchenhistoriker, Verfasser der Annales ecclesiastici, seliggesprochen: 238.

Bartholomäusnacht (23./24. August 1572): 275ff., Abb. S. 277.

Bartsch, Adam von, 1757—1821, Stecher in Wien: Abb. S. 493.

Basel, Stadt in der Schweiz (seit 1501 zur Eidgenossenschaft gehörig), ehemaliges reichsunmittelbares Bistum: 3, 45, 50, 65, 88, 102, 134, 166, 220, 344, 358.

Baseler Konzil (1431—1449), 1433 Friedensschluß mit den Hussiten, 1437 Spaltung des Konzils, 1439 Wahl Felix' V. zum Papst, 1448 Übersiedlung nach Lausanne: 3f., 6.

Basken, der Urbevölkerung angehörender Volksstamm der westlichen Pyrenäen: 230.

Bathory, Siegmund, 1572 bis 1613, bis 1602 Fürst von Siebenbürgen: 547.

Bauernkrieg (1525): 96, 101 bis 110, 121f., 127f., 130, 166ff., 202, 204, 380ff., Abb. S. 105, 107, 109, Beilage S. 104.

Bayonne, Stadt im franz. Dep. Basses-Pyrénées: 260f., 270.

Beck, Leonhard, 1480—1542, Maler und Holzschneider in Augsburg: Abb. S. 34.

Bedreddin von Simawna, türk. Scheich und Beamter: 526.

Beham, Bartel, 1502—1540, Stecher aus Nürnberg: Abb. S. 31, 100.

Beham, Hans Sebald, 1500 bis 1550, Bruder des Bartel B., Stecher: Abb. S. 30, 34, 35, 38, 67, 174, 186, 187, 210.

Behzad, pers. Maler des 15. Jh.: Abb. S. 525, 537.

Belgien, das Gebiet der spanischen Niederlande (1555 bis 1713; s. a. Spanische Niederlande): 238, 299, 306.

Belgrad, Hauptstadt Südslawiens und vorher Serbiens, 1433—1521 ungarisch, 1521 bis 1718 u. 1739—1867 türk., 1718 b. 1739 österreichisch: 84, 531f., 540, 550, 552, Abb. S. 541.

Bella, Stefano della, 1610 bis 1664, florent. Stecher: Abb. S. 399, 400, 420, 431, 433.

Bellarmin, Robert, 1542 bis 1621, ital. Jesuit und Kardinal (1599): 358, Abb. S. 359.

Bellini, Gentile, 1429—1507, venez. Maler: Abb. S. 531.

Benediktiner, ältester nach festen Regeln lebender Mönchsorden, gestiftet von Benedikt von Nursia im 6. Jh.: 343, 360.

Berlin, Hauptstadt Preußens: 358.

Bern, Stadt und Kanton der Schweiz, seit 1353 zur Eidgenossenschaft gehörig: 134, 158, 220.

Bernhard von Weimar, 1604 bis 1639, protestant. Feldherr im Dreißigjähr. Krieg in schwedischen und franz. Diensten, Sohn Johanns III. von Sachsen-Weimar, erstrebte vergeblich die Begründung eines eigenen Fürstentums in Franken, später im Elsaß: 439f., 442, 451ff., Abb. S. 453.

Bernhard von Clairvaux, 1091 bis 1153, Heiliger, Abt von Clairvaux, Kreuzzugprediger, Mystiker und Gegner der Scholastik: 86.

Bernini, Lorenzo, 1598—1680, italien. Baumeister des Barock in päpstlichen und franz. Diensten: 502.

Bertold, 1465—1543, Bischof von Chiemsee seit 1508: 72.

Bertold von Henneberg, 1442 bis 1504, Erzbischof von Mainz (1484), Führer der Reichsreformbewegung unter Maximilian I.: 56, 207.

Bethlen, Gabriel, 1580—1629, Fürst von Siebenbürgen (seit 1613), Nachfolger Gabriel Batthorys, vermählt mit Katharina von Brandenburg, Gegner Habsburgs, 1620 zum König von Ungarn gewählt: 407, 411, 417f.

Beuckelszoon, Jan, s. Johann von Leiden.

Bicocca, Ort in der Lombardei. — Schlacht (1522): 113.

Bieberstein, bischöfl. Schloß in der Nähe Fuldas (Rhön): 344.

Biledschik, Stadt im westl. Kleinasien: 518, 520.

Bilgä Kagan, † 734, türkischer Herrscher: 514.

Billick, Eberhard, Ordensprovinzial der Karmeliter in Köln, Anhänger der kathol. Reformbewegung: 332f.

Bismarck, Otto Fürst von, 1815—1898: 216, 456.

Blake, Robert, 1599—1657, englischer Admiral im Kampf gegen Holland und Spanien: 481f.

Blarer, Gerwig, 1520—1567, Abt des Klosters Weingarten: 333f., 342, Abb. S. 334.

Blaubeuren, Stadt in Württemberg mit 1095 gestiftetem Kloster (1534 evang.): 358.

Blois, Hauptstadt des franz. Dep. Loir-et-Cher, ehemalige Grafschaft: 280, 293f.

Bocskay, Stefan, 1557—1606, Fürst von Siebenbürgen und Ungarn (seit 1605): 547.

Bodensee: 103f.

Bodenstein, Andreas, s. Karlstadt.

Bodin, Jean, 1530—1596, franz. Staatsrechtlehrer, trat für Toleranz und Absolutismus ein: 277, 310, 361.

Bogislaw XIV., † 1637, letzter Herzog von Pommern: 433f.

Böhme, Jakob, 1575—1624, Pantheist und Mystiker, von Beruf Schuhmachermstr.: 508, Abb. S. 508.

Böhmen, ehemaliges Kronland der österr. Monarchie, bis 1306 im Besitz der einheimischen Dynastie der Přemisliden, 1310 bis 1437 unter luxemburg. Herrschern, 1437—1457 habsburgisch, dann bis 1471 von dem hussitischen Georg Podiebrad beherrscht, 1471—1526 unter der Regierung jagellonischer Könige, seit 1490 mit Ungarn verbunden; mit diesem seit 1526 wieder habsburgisch: 23, 46, 93, 126 f., 132, 186, 190 f., 330, 345 ff., 394, 397, 401, 404, 406 ff., 415 f., 418, 434, 438 f., 458, 469, 508, 523, 528, 547.

Bologna, Stadt in der ital. Landschaft Emilia mit ältester und ehedem berühmtester Universität Europas, seit 1506 zum Kirchenstaat gehörig, 1547 bis 1551 Tagungsort des Trienter Konzils: 119, 142, 144, 175, 177, 193, 195, 198, 502, Abb. S. 143, Tafel S. 120.

Bonifaz VIII., 1235—1303, Papst 1294—1303, vertrat die päpstlich. Herrschaftsansprüche am schroffsten (Unam sanctam) stand im Konflikt mit Philipp IV. von Frankreich, der ihn 1303 in Anagni gefangen nehmen ließ: 4.

Bonifaz IX., Papst 1389 bis 1404, Gegenpapst Klemens' VII., der in Avignon residierte: 523.

Bora, Katharina von, 1499 bis 1552, Luthers Gattin seit 1525, vorher Nonne: 108, Abb. S. 110, Tafel S. 160.

Bornholm, Ostseeinsel, 1527 bis 1577 lübischer Pfandbesitz, 1658—60 schwedisch: 429, 490, 492.

Borromeo, Carlo, Graf von, 1538—1584, Heiliger, Kardinal und Erzbischof von Mailand: 236.

Borromini, Francesco, 1599 bis 1667, italien. Baumeister und Bildhauer der Barockzeit: 502.

Bosnien, Balkanlandschaft, 1463 türkisch: 522, 537, 548.

Bosse, Abraham, 1602—1676, Stecher in Paris: Abb. S. 447, 448, Tafel S. 472.

Bothwell, James Hepburn, Graf von, 1536—78, dritter Gemahl Maria Stuarts, ermordete Darnley, starb als Verbannter in Dänemark: 289.

Boucicaut, frz. Heerführer (um 1400): 523.

Boulogne-sur-Mer, Hafenstadt im frz. Departement Pas-de-Calais, 1419—1477 burgundisch, 1544—50 englisch: 181.

Bourbon, Karl von, s. Karl v. Bourbon.

Bourbonen, frz. Herrschergeschlecht, Seitenlinie der Kapetinger; regierten 1589 bis 1792 und 1814—1830/1848: 256 f., 274, 280, 293 f.

Bourg, Anne du, s. du Bourg.

Bourges, Hauptstadt des frz. Departements Cher in der Landsch. Berry. — Pragmatische Sanktion (1483) legte die Sonderstellung und Freiheiten der frz. Kirche gegenüber dem Papsttum fest: 35.

Brabant, belg. Provinz mit der Hauptstadt Brüssel, ehemaliges Herzogtum, 1430 endgültig burgundisch, seitdem Teil der Niederlande; Nordbrabant wurde 1648 ein Teil der Vereinigten Niederlande: 153, 264, 269, 282 f., Abb. S. 281.

Braganza, portug. Herrscherhaus, regierte 1640—1853: 455.

Brahe, Tycho de, 1546—1601, schwedischer Astronom, 1576 bis 1597 in dänischen Diensten, seit 1697 in Prag, versuchte das ptolemäische u. kopernikanische Weltsystem zu vereinen: 507.

Bramante, Donato, it. Baumeister der Renaissance, † 1514: Abb. S. 3, 6.

Brambilla, Ambrosius, Stecher, um 1582—99 in Rom tätig: Abb. S. 229.

Brandenburg, Kurfürstentum, ehemal. Grenzmark gegen die Slawen, 1134—1320 unter den Askaniern; 1323—1373 in wittelsbachischem Besitz, 1373 bis 1411 luxemburgisch, 1411 bzw. 1415 hohenzollersch: 5, 25, 54, 59 f., 62, 73, 82, 104, 121 f., 134, 141, 175, 182, 322, 352, 356, 379, 394, 406, 410, 414, 418, 425, 430, 433 ff., 442, 453 f., 458, 460 f., 463 f., 466, 468 f., 488 ff., 494 ff.

Brandenburg-Ansbach und -Kulmbach s. Ansbach und Kulmbach.

Brankowitsch, Georg, 1367 bis 1456, seit 1427 Fürst von Serbien: 530, 532.

Brant, Isabella, die erste Gattin des Malers Rubens: Abb. S. 305.

Brasilien, Iberoamerikanischer Staat, bis 1822 portugiesische Kolonie: 481.

Braun, Caspar, Richter am Reichskammergericht, Gegner der Reformation: 175.

Braunschweig, Stadt und ehemaliges Herzogtum unter welfischen Herrschern: 121, 150, 156, 160 f., 169, 326, Abb. S. 372.

Braunschweig-Lüneburg, welfisches Teilfürstentum: 138, 382, 452.

Braunschweig-Wolfenbüttel, welfisches Teilfürstentum: 183 f., 324.

Breda, Stadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, seit 1404 nassauischer Besitz, kam 1648 endgültig an die Vereinigten Niederlande: 414, 452.

Breisach, Stadt u. ehemalige Festung am Oberrhein in Baden, ehemalige Reichsstadt, 1648—97 u. 1703—14 franz.: 440, 452, 456, 460, 462, 472 f.

Breisgau, Landschaft zwischen Oberrhein und Schwarzwald: 101, 345.

Breitenfeld, sächs. Dorf bei Leipzig. — Schlacht (1631 und 1642): 434, 436, 442, 455.

Bremen, Stadt und Bistum, Freie Hanse- u. frühere Reichsstadt (1646); ehemaliges reichsunmittelbares Erzbistum, dessen Gebiet 1648 schwedisch, 1715 hannoverisch u. 1866 preußisch wurde: 156, 158, 169, 190, 358, 371, 425, 460, 462, 468, 490, 496.

Breslau, Hauptstadt Schlesiens, ehemaliges Herzogtum u. Fürstbistum: 123.

Bretagne, Halbinsel im NW Frankreichs u. ehemaliges Herzogtum, fiel 1532 endgültig an die frz. Krone: 254.

Breu, Jörg d. Ä., 1480—1537, Maler und Holzschneider in Augsburg: Abb. S. 7.

Briel, Stadt in der niederländ. Prov. Nordholland: 272, 275.

Britannien s. England.

Brömsebro, Brücke über den Brömsebäck, bis 1658 Grenzfluß zwischen Schweden und Dänemark: 458, 489.

Brosamer, Hans, um 1500 bis 1554, Maler, Stecher und Holzschneider aus Fulda: Abb. S. 44, 56, 123.

Brüder vom gemeinsamen Leben, 1376 von Gerhard Groote gestiftet, verfolgten ähnliche Ziele wie die Mönchsorden: 38.

Bruegel, Pieter d. Ä., 1525 bis 1569, Maler in Antwerpen und Brüssel: Abb. S. 317, 385.

Brügge, Stadt in der belgischen Provinz Westflandern, ehemal. Hanse- und Seestadt, im 15. Jh. Haupthandelsstadt in Nordeuropa: 264.

Bruni, Leonardo, 1369—1444, ital. Humanist, Übersetzungen griech. Literatur, Geschichtswerke; 1415 auf dem Konstanzer Konzil: 36.

Bruno, Giordano, 1548—1600, italien. pantheistischer Philosoph, ursprünglich Dominikaner, trat für Luther ein, nach 7jähriger Gefangenschaft verbrannt: XXVI, 237, 361, 507.

Brussa, Stadt in Kleinasien, 1326 türkisch, bis 1361 Residenz der Sultane: 518 f., 522, 524, 529, 538, Abb. S. 527.

Brüssel, Hauptstadt Belgiens, Brabants und der spanischen Niederlande: 72 f., 154, 156, 194, 264, 282, 348, 350 f., 401, 448, Abb. S. 261, 270.

Buckingham, George Villiers, Herzog von, 1592—1628, engl. Staatsmann und Günstling Karls I., vom Parlament wegen seiner franzosenfreundlichen Politik angeklagt, wurde ermordet: 475.

Bucsacs, Stadt in Galizien. — Friede (1672): 550.

Buddhismus, die von Buddha im 6. Jh. v. Chr. gestiftete Religion: 514.

Bugenhagen, Johann, 1485 bis 1558, Mitarbeiter an Luthers Bibelübersetzung, Reformator der Hansestädte, Schleswig-Holsteins, Pommerns und Dänemarks: 88, 160 ff., 168 f., Abb. S. 161.

Büjükden, Ort am Bosporus: 548.

Bulgaren u. Bulgarien, slawisiertes Volk türk. Ursprungs und nach ihm benannter Staat der Balkanhalbinsel, 1393 bis 1878 unter türk. Herrschaft: 515, 521 ff., 526 f., 532.

Bundschuh, Bauernschuh, dann Feldzeichen und Bezeichnung von Bauernaufständen: 31, 100 f., Abb. S. 105.

Burdschiten, Mamlukendynastie in Ägypten: 516.

Burghley, William Cecil, Lord (1571), 1520—1598, leitender englischer Staatsmann unter Königin Elisabeth: 274, 287 f., 290 f., 303, Abb. S. 289.

Burgkmair, Hans, 1473 bis 1531, Augsburger Maler und Holzschneider: Abb. S. 4, 40, 164.

Burgos, Stadt in Spanien, ehemalige Hauptstadt von Altkastilien und Leon: 100.

Burgund, Landschaft in Ostfrankreich u. ehemaliges Herzogtum unter einer Seitenlinie des franz. Königshauses. Der letzte Herzog Karl der Kühne († 1477) scheiterte an seinen weitgehenden Herrschaftsplänen. Das mächtige Reich fiel an seine Erbtochter Maria, die Kaiser Maximilian I. heiratete, und damit an die Habsburger. Das eigentliche Herzogtum Burgund (Bourgogne) kam aber als frz. Lehen ebenso wie die Pikardie und Boulogne an Frankreich zurück; die Niederlande und die Freigrafschaft bildeten seit 1512 den burgund. Kreis. Seit 1515 regierte Karl V. die Lande, nach seiner Abdankung kamen sie an Spanien: XXIV, 23, 55, 60 f., 80, 97, 111 f., 114 f., 118, 143 ff., 152 f., 168, 172, 176, 182, 186, 188, 191, 194, 200, 214, 239, 262 f., 283, 523.

Burkhard, Georg, s. Spalatin.

Bürklüdsche Mustafa, türk. Sektierer (Anfang des 15. Jahrhunderts): 526.

Butzer, Martin, 1491—1551, Reformator Straßburgs, Verfasser der Confessio tetrapolitana und Urheber der Wittenberger Konkordienformel, seit 1549 Professor in Cambridge, wo er starb: 88, 96, 156, 175, 180, 184, 197.

Byzantinisches Reich, ehemaliges oströmisches Reich, dessen Rest 1453 mit der Eroberung Konstantinopels türk. wurde: 516, 518—528.

Byzanz s. Konstantinopel.

C

Cadiz, Seestadt in Südwestspanien (Andalusien); Ausgangshafen für die Amerikafahrten mit Handelsmonopol für die span. Kolonien (1509 bis 1778): 294, 297.

Cahors, Hauptstadt des frz. Dep. Lot, im Mittelalter Hauptsitz des südfranz. Geldleihgeschäfts: 7.

Cajetan, Jakob (de Vio), 1469 bis 1534, nach seiner Heimat Gaëta benannt, päpstlicher Legat auf dem Augsburger Reichstag von 1518, Dominikanergeneral: 5, 46 f., 49, 51, 78.

Calais, Hafenstadt u. Festung im frz. Dep. Pas-de-Calais, 1347—1558 englisch: 72, 296, Abb. S. 71.

Calderon de la Barca, Pedro, 1600—81, span. dramatischer Dichter: 248, 502.

Callot, Jacques, 1592—1635, Radierer, meist in Nancy tätig: Abb. S. 397, 413, 449, 451, 454, 456, 469, 503, 543.

Calvin, Johann (Cauvin) * Noyon (Pikardie) 10. Juli 1509, † Genf 27. Mai 1564, Reformator, studierte an frz. Universitäten, 1533 evangelisch, 1534—36 in Basel, dann in Ferrara, 1536—38 in Genf, 1538—41 Prediger in Straßburg, seit 1541 dauernd in Genf, wo er die reformierte Kirche begründete: XXIII, 156, 215 f., 219—226, 230, 254 ff., 278, 288, 308 f., 359 ff., Abb. S. 221, 223, 226, 267, 328.

Cambrai, Stadt im frz. Dep. Nord; 1508 die gegen Venedig gerichtete Liga von Cambrai zwischen Kaiser Max, Frankreich und Spanien; das zum Deutschen Reich gehörige Bistum fiel 1678 an Frankreich: 184. — Damenfriede (1529): 120, 143f., 154, 156, 171.

Campanella, Thomas, 1568 bis 1639, ital. Philosoph, 27 Jahre gefangen, vertrat in der Civitas solis ein kommunistisches Staatsideal: 507.

Campeggio, Lorenzo, 1474 bis 1539, päpstlicher Legat in Deutschland (1524, 1530) und England, Kardinal (1517): 5, 90, 100.

Canisius, Petrus (de Hondt), 1521—97, Heiliger (1925), erster deutscher Jesuit, verbreitete den Orden in Deutschland: 332f., 358, Abb. S. 331.

Canterbury, Stadt im SO Englands, vor der Reformation Sitz des Erzbischof-Primas von England: 162.

Carafa s. Paul IV.

Carandolet, Jean, Vorsitzender des Geheimen Rats unter Karl V.: 153.

Carlos, Don, 1545—68, ältester Sohn Philipps II. von Spanien aus der Ehe mit Maria von Portugal († 1545): 242, 322, Abb. S. 245.

Carolina, „Peinliche Halsgerichtsordnung", erstes allgemeindeutsches Strafrecht und Strafprozeßordnung, 1532 in Kraft gesetzt: 84f., 182, Abb. S. 151.

Casale (Monteferrato), Stadt in der ital. Prov. Alessandria, ehemalige zu Piemont u. früher zu Mantua gehörige Festung, 1681—1703 frz.: 473.

Cäsar, Gajus Julius, 100—44 v. Chr., Feldherr und Staatsmann des Römischen Reichs: 98, 210, 214.

Castiglione, Baldassare, Graf von, 1478—1529, ital. Diplomat und Schriftsteller: 114.

Cateau Cambrésis, Stadt im frz. Dep. Nord. — Friede (1559): 231, 299.

Cauvin, Jean, s. Calvin.

Cecil s. Burghley.

Celtis, Konrad (Pickel), 1459 bis 1508, deutscher Humanist und Gelehrter: 38f., Abb. S. 40.

Cervantes, Miguel de, 1547 bis 1616, span. Dichter: 546.

Chaireddin Barbarossa, †1546, türkischer Admiral und Herrscher in Nordafrika, eroberte 1515 Algerien, später auch Tunis, 1535 Krieg Karls V. gegen ihn, besiegte später christl. Flotten im Mittelmeer, unterstützte 1542—43 Franz I. von Frankreich: 170f., 540, Abb. S. 173.

Chalkis s. Negroponte.

Chambord, Schloß im frz. Dep. Loir-et-Cher, von Franz I. erbaut. — Vertrag (1551): 200.

Champagne, Landschaft und ehemal. Grafschaft und Prov. in Nordfrankreich, seit 1361 Kronbesitz: 97.

Champaigne, Philippe de, 1602 bis 1674, Hofmaler Ludwigs XIII.: Abb. S. 445, 471, 473.

Chastillon, Claude, 1560 bis 1616, Pariser Stecher: Abb. S. 225.

Chateau-Thierry, Stadt im frz. Dep. Aisne an der Marne: 181.

Châtillon, Stammschloß Colignys im Dep. Loiret: 271.

Chemnitz, Bogislaw Philipp, 1605—78, Geschichtsschreiber, 1644 schwed. Reichshistoriograph, Gegner der Habsburger: 464.

Chiemsee, Bistum in Oberbaiern (1215—1805): 72.

Chieregati, Francesco, † 1539, päpstlicher Legat auf dem Nürnberger Reichstag von 1522: 86.

China, früheres Kaiserreich: XXVII, 514f., 524.

Chios, Insel im Ägäischen Meer, an der Küste Kleinasiens, 1304 genuesisch, 1566 türkisch: 526.

Chièvres, Wilhelm v. Croy, Herr von, 1458—1521, Berater Karls V.: 60, 114.

Chotscho, ehemalige Stadt in Chinesisch Turkestan bei Turfan: 514.

Christian I., 1568—1630, Fürst von Anhalt-Bernburg, Staatsmann und Feldherr der protestantischen Union, Führer des pfälzisch-böhmischen Heeres in der Schlacht am Weißen Berge: 394.

Christian II., 1481—1559, König von Dänemark und Norwegen (1513—1523) und Schweden (1520—21), Urheber des Stockholmer Blutbades 1520, 1523 aus Dänemark vertrieben, vermählt mit Elisabeth, Schwester Karls V.: 156, 161, 168.

Christian III., 1503—59, König von Dänemark und Norwegen (seit 1534), vorher Herzog von Schleswig-Holstein, führte die Reformation durch (1536): 169.

Christian IV. von Dänemark, 1577—1648, König von Dänemark-Norwegen (seit 1588), Sohn Friedrichs II. nahm am 30jährigen Kriege teil, führte innere Reformen durch, erwarb die erste dänische Kolonie in Ostindien; vermählt mit Anna Katharina von Brandenburg: 408, 414f., 418f., 423, 428, 430, 433, 457f., 489, Abb. S. 415.

Christian I., 1560—91, Kurfürst von Sachsen und Nachfolger Augusts (seit 1586), suchte Verbindung mit den Calvinisten: 353, 355.

Christian von Halberstadt, 1539 bis 1626, Sohn Heinrich Julius' von Braunschweig-Wolfenbüttel, Bischof und Administrator von Halberstadt (1616—1624), protestantischer Heerführer im Dreißigjährigen Krieg: 410, 413.

Christine von Schweden, 1626 bis 1689, Königin von Schweden (1632—1654), Tochter Gustav Adolfs, 1655 kathol., lebte ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen in Rom: 435, 438, 488.

Christoph, 1515—1568, Herzog von Württemberg (seit 1550) Sohn Herzog Ulrichs, führte Reformation in seinem Lande endgültig durch: 328, 380, 382.

Chwarizmschahe, türkische Dynastie (1120—1222) in China und Turkestan: 515.

Claude Lorrain (Claude Gellée), 1600—1682, franz. Landschaftsmaler und Radierer: 506, Abb. S. 423.

Clouet, Jean, gen. Jannet, † 1540, wahrsch. niederl. Herkunft, seit 1516 Hofmaler Franz' I, in Tours u. Paris: Abb. S. 119.

Clouet, François, 1522—1572, Sohn des Jean Clouet, frz. Maler: Abb. S. 275, 291, 293.

Cochlaeus, Johannes, 1479 bis 1552, kathol. Theolog und Gegner Luthers, Kaplan Georgs von Sachsen: 175.

Coëllo, Alonso Sanchez, 1515 bis 1590, span. Porträtmaler: 247, Abb. S. 233, 245.

Cognac, Stadt im frz. Dep. Charente.—Liga (1526) zwischen Frankreich, Venedig, Mailand und dem Papst gegen Karl V.: 118.

Colbert, Jean Baptiste, Marquis de Seignelay, 1619 bis 1683, frz. Staatsmann, Finanz- u. Wirtschaftspolitiker unter Ludwig XIV., Vertreter des Merkantilismus: 448.

Coligny, Gaspard v. Châtillon, Graf von, 1519—72, frz. Staatsmann, Heerführer und Admiral, Führer der Hugenotten: 240, 256 f., 260 f., 270—78, 280 f., 290, 293, 298, Abb. S. 257.

Colonna, römisches Adelsgeschlecht, dem Papst Martin V. angehörte, spielte in den Kämpfen des Mittelalters eine große Rolle: 119.

Colonna, Prospero, 1452 bis 1523, ital. Kondottiere, erst in frz. Diensten, später Feldherr Karls V.: 113.

Colonna, Vittoria, 1492 bis 1547, ital. Dichterin, Gemahlin Pescaras, Freundin Michelangelos: 116, 330.

Comenius, Johann Amos, 1592—1670, pädagogischer Reformer u. Enzyklopädist, Bischof der böhmisch-mährischen Brüder (1648): 361, 412.

Condé, frz. Fürstengeschlecht, Seitenlinie der Bourbonen, benannt nach der Stadt Condé im frz. Dep. Nord: 256, 271.

Condé, Heinrich I. von, 1552 bis 1588, Führer der Hugenotten: 276.

Condé, Ludwig II., Prinz von, Herzog von Bourbon (Der Große Condé), 1621—86, frz. Feldherr, später in spanischen Diensten, Führer der Fronde, 1659 amnestiert und wieder frz. Heerführer in den Kriegen Ludwigs XIV.: 472 f., 486, Abb. S. 473.

Confessio Augustana siehe Augsburgische Konfession.

Confessio tetrapolitana, Bekenntnisschrift der 4 Städte Straßburg, Konstanz, Lindau, Memmingen: 149.

Conring, Hermann, 1606—81, deutscher Gelehrter, Mediziner und Staatsrechtler: 464.

Contarini, Gasparo, 1483 bis 1542, Gesandter Venedigs auf dem Wormser Reichstag, Kardinal, suchte Verständigung mit den Protestanten: 175 f., 227, 330.

Contz, Adam, 1573—1635, Jesuit, Schriftsteller u. Polemiker: Abb. S. 330.

Corneille, Pierre, 1606—84, frz. Dramatiker: 506.

Cornwall, Grafschaft im SW Englands: 478.

Cortez, Hernando, 1485 bis 1547, span. Konquistador, eroberte 1519—20 Mexiko: 144.

Coruña, La, Hafenstadt an der Nordwestküste Spaniens, Sammelpunkt der Armada: 71.

Covenant, Bündnis der schottischen Presbyterianer zum Schutz ihres Glaubens (1638): 476.

Cranach, Lukas d. Ä., 1472 bis 1553, Maler, Kupferstecher und Holzschnittzeichner, Anhänger der Reformation, meist am Hofe der ernestinischen Fürsten: 78, 89, Abb. S. 18, 21, 64, 79, 93, 110, 135, 161, Tafel S. 16, 88, 148, 168.

Cranach, Lukas d. J., 1515 bis 1586, Maler in Wittenberg, Sohn d. V.: Abb. S. 125, 185, 201.

Cremona, Stadt in der Lombardei, ehemals zum Herzogtum Mailand gehörig: 116.

Crépy (en Laonnais), Dorf im frz. Dep. Aisne. — Friede (1544): 181 ff., 187.

Croja, Stadt und Festung in Albanien: 532.

Cromwell, Oliver, 1599 bis 1658, engl. Staatsmann, Heerführer und Protektor der Republik: 98, 398, 478—486, 490, 497 f., 500, 504, Abb. S. 481.

Cromwell, Richard, 1626 bis 1712, Sohn und Nachfolger Oliver Cromwells; 1658—59 Protektor: 484.

Cues, Nikolaus von (Cusanus), 1401—64, Theolog, Philosoph und Astronom, 1448 Kardinal, 1450 Bischof von Brixen, förderte die wissenschaftliche Erkenntnis auf vielen Gebieten, Gegner der Scholastik und Vertreter der konziliaren Idee: 36, 40, 165.

Custos, Raphael, von 1590 bis 1651, Augsburger Stecher: Abb. S. 389.

Cuyp, Aelbert, 1620—91, Maler in Dordrecht: Abb. S. 427.

Cyrus, König von Medien: 210.

D

Dabik, Ort in Syrien. — Schlacht (1516): 539.

Dalmatien, Landschaft an der Ostküste der Adria: 548, 552.

Damaskus, Stadt in Syrien, 635 arabisch, lange Zeit zu Ägypten gehörig, 1516 türk.: 524, 539, 548.

Dänemark, nordisches Königreich, 1387—1814 mit Norwegen verbunden: 134, 156, 158, 161, 168 f., 180, 388, 402, 408, 414, 417 ff., 421, 423, 428 ff., 457 f., 460, 488—492, 497 f.

Danischmend, türkische Dynastie (1070—1174/77) in Ost-Anatolien: 518.

Dante Alighieri, 1265 bis 1321, bedeutendster italienischer Dichter („Göttliche Komödie"): 116.

Danzig, Stadt an der Weichselmündung, 1309—1454 im Besitz des Deutschen Ordens, Mitglied der Hanse, 1454 bis 1774 unter poln. Protektorat: 368.

Darnley, Heinrich Stuart, Lord, 1545—1567, Sohn des Grafen Lennox, 1565 Gemahl Maria Stuarts, ermordet; Vater Jakobs I. von England: 288 f.

Daucher, Hans, 1485—1538, Bildhauer in Augsburg: Abb. S. 121.

Dehio, Georg, geb. 1850, deutscher Kunsthistoriker: 361.

Delff, Willem Jakobsz van, 1580—1638, Stecher in Delft: Abb. S. 410, 435, 507.

Delft, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, zeitweil. Residenz Wilhelms I. von Oranien: 266.

Delhi, Stadt in Indien: Tafel S. 528.

Demotika, griech. Stadt in Westthrakien: 521 f.

Denk, Hans, 1495—1527, Theolog und Anhänger der Täuferbewegung: 128 f.

Dernbach, Balthasar von, 1548 bis 1606, 1570 Abt von Fulda, aus protestant. Familie: 342 ff., Abb. S. 344.

Derwische, moham. Sekten mit mythisch-pantheistischer Glaubensauffassung, entstanden meist im 12. u. 13 Jahrh.: 518, 537.

Descartes, René (Cartesius), 1596—1650, frz. Philosoph u. Mathematiker: XXVI, 314, 361, 507 ff., Abb. S. 505.

Deschler, Joachim, Bildhauer und Medailleur, † nach 1571 in Wien: Abb. S. 97, 367.

Dessau, Hauptstadt des Landes Anhalt und ehedem des Herzogtums Anhalt-Dessau: 122.

Dessauer Elbbrücke (bei Roßlau). — Schlacht (1626): 418.

Deutsch, Rudolf Manuel, s. Manuel.

Deutscher Orden, Ritterorden gegründet 1190—91, 1211 bis 1225 im Burzenland, seit 1230 in Preußen, seit 1466 unter der Lehensherrschaft Polens, 1525 Umwandlung des Ordensgebietes in ein weltliches Herzogtum: 123.

Deutschland: Karte S. 464.

Dietrich (Dietricy), Christian Wilhelm Ernst, 1712—74, Maler u. Radierer in Weimar und Dresden: Abb. S. 510.

Dietrich, Wendel, um 1535 bis 1622, Baumeister, in Augsburg und München tätig: Abb. S. 365.

Dillingen, Stadt im bairischen Reg.-Bez. Schwaben, ehemal. Residenz der Bischöfe von Augsburg, 1554—1804 Sitz einer Universität, 1805 bairisch: 337, 358, Abb. S. 361.

Ditzinger, Ludwig, Stecher, um 1600 in Tübingen tätig: Abb. S. 332, 333.

Dnjepr, zweitgrößter Strom des europäischen Rußlands, mündet ins Schwarze Meer: 492.

Dominikaner, Bettel- und Predigerorden, 1216 gestiftet vom hlg. Dominikus († 1221); 1232 wurde ihnen die Inquisition übertragen: XXVII, 4, 20, 45 f., 88, 156, 186, 228, 329.

Donau: 190, 411, 437 f., 458, 515, 523, 527, 552.

Donauried, mooriges Gebiet an der oberen Donau in Bairisch-Schwaben: 103.

Donauwörth, Stadt im bair. Reg.-Bez. Schwaben, ehemal. Reichsstadt, seit 1607 bairisch, 1705—14 nochmals Reichsstadt: 390 f., 394.

Dordrecht, Stadt in der niederl. Provinz. Südholland, ehemal. Hansestadt: 264, 280.

Dordrechter Synode, 1618 bis 1619, zur Schlichtung des Streits über Prädestinationslehre: 309, Abb. S. 309.

Doria, Andrea, 1468—1560, aus altgenuesischem Adel, Seefahrer, Flottenführer und Staatsmann, 1524—28 auf frz. Seite, seit 1528 auf der Karls V., 1531 Fürst von Melfi: 120, 540.

Doroschenko, Peter, Kosakenhetman: 550.

Dornijk (Tournay), Stadt im Hennegau, 1668—1713 und 1745—48 franz.: 118.

Dorpat, Stadt in Estland mit von Gustav Adolf gestifteter Universität, Mitglied der Hanse, ehemaliges Bistum, 1558 bis 1582 russisch, 1582—1625 polnisch, 1625—1704 schwedisch, dann bis 1920 russisch, seitdem estnisch: 489.

Douai, Stadt im frz. Dep. Nord, ursprünglich zu Flandern bzw. Burgund und den span. Niederlanden gehörig, 1668 frz.: 290.

Drake, Francis, 1540—1596, engl. Seeheld, hatte an der Besiegung der Armada bedeutenden Anteil: 294 ff.

Dresden, Hauptstadt Sachsens, 1319 endgültig wettinisch, seit 1485 Residenz des Herzogtums Sachsen, 1547 Hauptstadt von Kursachsen: 366.

Drontheim, Alte Wallfahrts-Residenz- und Krönungsstadt in Norwegen, bis 1537 Erzbistum: 490, 492.

Droeshout, Martin d. J., 1601 bis um 1650, Stecher niederl. Herkunft, in London tätig: Abb. S. 301.

Drusen, arab. Völkerschaft u. Sekte in Syrien: 547 f.

Dschelaleddin Rumi, 1207 bis 1273; religiöser Dichter der Perser: 516 f.

Dschem, 1458—95, türk. Prinz, Sohn Muhmeds II.: 535.

du Bourg, Anne, 1520—59, Professor in Orléans, als Protestant hingerichtet: Abb. S. 252.

Dudleigh s. Leicester.

Dukas, Johannes, byzantin. Geschichtsschreiber und genues. Diplomat des 15. Jh.: 527.

Dünaburg, Stadt in Lettland, Gründung des Deutschen Ordens (1278), 1561 polnisch, 1772 russisch: 489.

Dunkan s. Stephan Dunkan.

Dunkelmännerbriefe (Epistolae obscurorum virorum), Sammlung von fingierten und satirischen, gegen die Geistlichkeit gerichteten Briefen, die im Verfolg des Reuchlinschen Streits erschienen; erster Teil von Crotus Rubianus (1515), 2. Teil von Hutten (1517): 42, Abb. S. 41.

Dünkirchen, Hafenstadt im franz. Dep. Nord, ehedem zu Flandern und Burgund und den span. Niederlanden gehörig, 1658—1662 englisch, seither französisch: 486.

Durazzo, alban. Hafenstadt, 1501 türkisch: 537.

Dürer, Albrecht, 1471—1528, Maler, Radierer, Kupferstecher, Holzschnittzeichner, lebte in Nürnberg: XXVII, 32, 50, 69, 84, Abb. S. 15, 19, 25, 37, 63, 77, 83, Tafel S. 192.

Dyck, Anthonis van, 1599 bis 1641, flämischer Maler und Radierer, lebte in Antwerpen und am Hofe Karls I. von England: 502 f., Abb. S. 411, 417.

E

Eberlin von Günzburg, Johann, 1465—1530, protestant. Prediger und Volksschriftsteller, trat für soziale Reformen ein: 88, 90, 102.

Ebernburg, Burg Sickingens im Nahetal bei Münster am Stein (bair. Pfalz): 70, 92, 96 f., Abb. S. 99.

Eboli, Ruy Gomez de Silva, Fürst von, Herzog von Estremera und Pastrana, 1520 bis 1573, span. Staatsmann und Günstling Philipps II.: 243.

Eck, Johann Mayer von, 1486 bis 1543, kath. Theolog und Gegner der Reformation, Professor in Ingolstadt (seit 1510): 12, 40, 46, 51, 64, 66, 70, 148, 175.

Eck, Leonhard von, um 1475 bis 1550, Kanzler und leitender Staatsmann Baierns z. Zt. der Reformation, Gegner des Protestantismus: 100, 170, 184, Abb. S. 100.

Edebaly, Schwiegervater des Sultans Osman: 520.

Eduard VI., 1537—1553, König von England (seit 1547), Sohn Heinrichs VIII. und der Johanna Seymour, bis 1552 unter Vormundschaft Somersets; er führte die Reformation in England durch: 286.

Eger, Stadt in Nordwestböhmen, ehemals Reichsbesitz, seit 1322 an Böhmen verpfändet: 191, 440.

Egmont, Lamoral Graf von, Prinz von Gavre, 1522—1588, niederländischer Staatsmann u. Heerführer in span. Diensten, 1559 Statthalter von Flandern, hingerichtet: 267 f., 270, Abb. S. 270.

Eichsfeld, Landschaft rechts der unteren Werra, bis 1802 im Besitz des Erzbistums Mainz: 345, 390.

Eichstätt, Stadt in Mittelfranken und ehemaliges Bistum: 34, 340, 394.

Einsiedeln, Wallfahrtsort im schweizer. Kanton Schwyz, wo Zwingli 1516—1518 als Prediger lebte, später Mittelpunkt der Gegenreformation: 50.

Eisenach, Stadt in Thüringen, 1596—1741 eigenes Fürstentum: 15.

Eisleben, Stadt in der preuß. Prov. Sachsen in Nordthüringen, Geburts- und Sterbestadt Luthers: 106.

Ejjub, mohammedanischer Märtyrer: 530.

Elbe: 191, 388, 418, 462.

Eleonore, † 1558, Schwester Karls V., vermählt mit Manuel I. von Portugal († 1538) und Franz I. von Frankreich († 1547): 118.

Elisabeth, 1533—1603, Königin von England (seit 1558), Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn: 241, 274, 281, 285 f., 288—297, 300 ff., 312, 314, 402, 474, 477, 482, 500, 504, 507, Abb. S. 285, 287.

Ellwangen, Stadt in Württemberg, bis 1802 gefürstete Propstei: 340, 394.

Elsaß, Landschaft zwischen Vogesen und Oberrhein, ehedem territorial stark zersplittert, das Oberelsaß (Sundgau) habsburgisch, außerdem bestanden: das Bistum Straßburg, 12 Reichsstädte und viele kleinere Herrschaften; 1648 wurde der Sundgau, in der Folge die Reichsstädte, 1681 Straßburg franz., seit der franz. Revolution auch die übrigen Herrschaften: 31, 38, 69 f., 101, 104, 345, 354, 401, 404, 442, 449, 451 ff., 456, 460, 462 f., 472 f., 487.

Emden, Stadt in Ostfriesland, seit 1453 Residenzstadt der Cirksena, 1682 unter brandenburgischem Schutz: 272.

Emser, Hieronymus, 1478 bis 1527, Humanist und Sekretär Georgs von Sachsen, Gegner Luthers, 1527 Bibelübersetzung: 70.

Engelbrechtsen, Cornelis, 1468 bis 1533, Maler in Leiden: Abb. S. 153.

Engelsburg, antikes Bauwerk in Rom, als Grabmal Kaiser Hadrians 136/139 n. Chr. erbaut, im Mittelalter zur Festung umgebaut mit einer dem Erzengel Michael geweihten Kapelle: 120.

England, Hauptland Großbritanniens, ehemals eigenes Königreich: XXIV, XXVI f., 5, 10, 34 f., 53 f., 57, 59, 62, 72, 111 f., 114 ff., 118, 120, 127, 129, 136, 152, 154, 157, 162, 169, 178, 180, 181, 184, 192, 197, 200, 207, 211 f., 216, 234, 239 f., 246, 248, 256, 258, 260, 264, 266, 268, 271 f., 274 f., 280, 284—303, 306, 309, 311, 327, 330, 361, 370 f., 398, 400 ff., 406, 408 ff., 413 f., 417, 421, 428, 446, 448, 450, 472—488, 490 f., 496 ff., 500, 504, 507, 509, 523.

Ephesus, alte Stadt in Kleinasien, im 14. Jh. türkisch: 526.

Erasmus, Desiderius (E. v. Rotterdam, Gerhard Gerhards), 1465 oder 1466—1536, deutscher Humanist von Weltruhm, ursprünglich Mönch, lebte in Frankreich, England und in den Niederlanden, seit 1513 in Deutschland, 1521—1529 in Basel, wo er auch starb, erst Freund dann Gegner der Reformation, er wirkte auf philologischem, pädagogischem, philosophischem und religionsreformerischem Gebiet: 8 ff., 19, 42, 44, 46, 48, 50, 64 f., 69 f., 75, 86, 88, 106, 108, 145 f., 154, 164, 175, 180, 186, 211, 214, 263, 266, 330, Abb. S. 9, 11.

Erfurt, preuß. Stadt in Thüringen, ehemals mainzischer Besitz, 1392—1816 Universität, um 1500 Sammelpunkt der Humanisten: 14 ff., 45, 67, 88, 358, Abb. S. 12, 16.

Eriwan, russ. Stadt im Kaukasus: 548.

Erlau, Stadt in Ungarn, 1595 bis 1687 türkisch: 547.

Ernestiner, der ältere Zweig der Wettiner, von Kurfürst Ernst († 1486) abstammend, bis 1547 im Besitz der Kurwürde, seit dem 16. Jahrhundert in viele Einzellinien zersplittert: 356.

Ernst, 1497—1546, Herzog von Braunschweig-Lüneburg (seit 1520), führte die Reformation ein: 150.

Ernst v. Baiern, 1554—1612, 1566 Bischof von Freising, 1573 von Hildesheim, 1581 von Lüttich, 1584 von Münster, 1583 Erzbischof und Kurfürst von Köln, Sohn Albrechts V. von Baiern: 351 ff.

Ertogrul, † um 1280, Vater des Sultans Osman: 518 f.

Escorial, Ort in der span. Prov. Madrid mit dem von Philipp II. 1559—1586 erbauten Kloster und der Begräbniskirche der span. Könige seit Karl V.: 242, Abb. S. 241.

Eskischehir, Stadt in Kleinasien: 518.

Essex, Robert Devereux, Graf von, 1567—1601, Günstling der Königin Elisabeth von England (seit 1588), wegen eines Aufstandversuches gefangen genommen und hingerichtet: 302.

Eßlingen, Stadt in Württemberg, bis 1803 Reichsstadt. — 1488 Gründung des Schwäbischen Bundes: 106.

Estland, baltischer Staat, bis 1346 dänisch, dann Deutschordensgebiet, 1561—1721 schwedisch: 429, 492.

Euboea, Insel im Osten Griechenlands, 1211 venezianisch, 1470 türkisch: 532.

Eugen IV., 1383—1447, Papst 1431—1437, löste 1431 Basler Konzil auf, warb für Kreuzzug gegen die Türken: 527.

Eugen, Prinz von Savoyen, 1663—1738, kaiserl. Feldherr gegen Frankreich u. die Türken: 550, 552.

Euphrat, Strom in Vorderasien (Mesopotamien): 518, 524.

Europa: Karten S. 200, 496.

Euthymios, griech. Patriarch von Trnovo (seit 1375) und theolog. Schriftsteller: 523.

Evrenos Beg, türk. Feldherr unter Bajezid I. (1389—1403): 523.

Eyb, Gabriel von, 1496—1535 Bischof von Eichstätt: 34.

F

Faber, Johann, 1478—1541, Konstanzer Domvikar (1517) und Bischof von Wien (1530), Humanist: 135.

Fachreddin, Drusenfürst, 1586 bis 1633: 547 f.

Falkenberg, Dietrich von, 1585 bis 1631, schwedischer Oberst, fiel bei der Verteidigung Magdeburgs: 434.

Fanar, griechisches Stadtviertel in Konstantinopel: 529.

Farel, Guillaume, 1489—1565, Schweizerischer Reformator, Gehilfe Calvins: 220.

Farnese, italien. Dynastengeschlecht, dem Papst Paul III. angehörte, regierte seit 1545 in Parma; ausgestorben 1731: 172, 176, 184, 188, 201, 230.

Farnese, Alessandro, 1545 bis 1592, Feldherr im Dienste Spaniens, 1578 Statthalter der Niederlande, 1586 Herzog von Parma: 188, 282, 295, 297 f., Abb. S. 177.

Farnese, Ottavio, 1520—1586, Sohn Pier Luigis, seit 1550 Herzog von Parma: 188, Abb. S. 177.

Farnese, Pier Luigi, 1490 bis 1547, natürlicher Sohn des Papstes Paul III., von diesem 1545 zum Herzog von Parma ernannt, ermordet: 184, 192, 195.

Fatimiden, mohamedan. Dynastie (910—1171) in Ägypten und Syrien: 513.

Faust, Georg (Johannes), „Doktor Faust", Abenteurer, Schwarzkünstler und Arzt, geb. um 1480, † vor 1539, wurde nach seinem Tode bald Gegenstand der Sage: 209, Abb. S. 206.

Favre d'Etaples, Jacques de (Faber), 1455—1536, franz. Theolog und Bibelübersetzer: 46.

Feodor III., 1661—82, seit 1676 Zar von Rußland: 550.

Feodosia s. Kaffa.

Ferdinand I., 1503—1564, römischer König (1531) und deutscher Kaiser (seit 1556), 1521 Herr der österr. Erblande; 1526 König von Ungarn und Böhmen, Sohn Philipps des Schönen, Bruder und Nachfolger Karls V., vermählt mit Anna († 1547) Tochter Wladislaws II. von Böhmen-Ungarn, Schwester und Erbin König Ludwigs II.: 55 f., 60, 78, 84, 100, 104, 106, 121 f., 124, 126 f., 132, 134, 136, 144, 150, 152, 156 ff., 160, 170, 182, 186, 190, 194, 198, 200, 202, 204, 206 ff., 212, 234, 320 ff., 323, 330, 338, 346, 540, 542, Abb. S. 121, 127, 321, 325, Tafel S. 208

Ferdinand II., 1578—1637, 1597 Herzog von Kärnten und Steiermark, 1617 König von Böhmen, 1618 von Ungarn, 1619 römisch-deutscher Kaiser, Sohn Karls von Steiermark und Enkel Ferdinands I.: 346, 391 f., 404, 406—418, 420 bis 426, 433 f., 436 f., 439—443, 450, Abb. S. 405.

Ferdinand III., 1608—1657, römischer König (1636) und Kaiser (seit 1637), Sohn und Nachfolger Ferdinands II.: 417, 420, 426, 452, 455 f., 458, 460 f., 463, 466, 468 ff., 473, 488 f., 491, 494.

Ferdinand IV., † 1654, älterer Sohn Ferdinands III., 1653 zum römischen König gewählt, starb vor seinem Vater: 468, 470, 494.

Ferdinand I., Großherzog von Toskana, 1549—1609, regierte seit 1587: Abb. S. 543.

Ferdinand von Baiern, 1577 bis 1650, Sohn Wilhelms V. v. Baiern, 1612 Kurfürst von Köln, 1595 Koadjutor seines Onkels Ernst: 354.

Ferdinand Maria, 1636 bis 1679, Kurfürst von Baiern (seit 1651), Sohn und Nachfolger Maximilians I.: 494, Abb. S. 391.

Ferdinand der Katholische von Aragonien, 1452—1516, König von Aragonien (1479) und Sizilien (1468); durch seine Ehe (1469) mit Isabella, der Erbin von Kastilien, wurde die spanische Monarchie begründet. Unter seiner Regierung wurde Amerika entdeckt, das spanische Kolonialreich begründet und Granada erobert (1492): 144, 145, 172.

Ferrara, Stadt und Provinz in Italien am unteren Po, ehemaliges Herzogtum (seit 1471) unter der Dynastie Este, 1597 dem Kirchenstaat angegliedert: 111, 119, 142, 170.

Fischart, Johann, um 1545/51 bis 1590, volkstümlicher Schriftsteller und Satiriker, Gegner des Katholizismus: 320.

Flamen, germanischer Volksstamm (Niederfranken) in Belgien und Nordfrankreich: 153, 238, 266, 282, 306.

Flaminius, Titus Quinctius, † 174, röm. Konsul: 201.

Flandern, ehemalige Grafschaft an der Nordsee, 1385 mit Burgund vereinigt, 1477 habsburgisch, dann spanisch, 1618/79 kam der südl. Teil zu Frankreich: 72, 118, 153, 182, 262, 264, 268 f., 282 f., 486, 502, 504.

Flensburg, Stadt in Schleswig, seit 1866 preußisch: 358.

Floddon (Floddon Field) Schlachtfeld an der Grenze der Grafschaft Northumberland u. Schottlands (1513): 112.

Florenz, Hauptstadt Toskanas am Arno, 1434—1494 unter der Herrschaft der Medici, dann Republik unter dem Einfluß Savonarolas, 1512—1527 wieder mediceisch, 1527—1530 Republik, seitdem Hauptstadt Toskanas unter den Medici (bis 1738), nach deren Aussterben unter habsburgisch-lothringischen Herrschern: 7, 111 f., 118 f., 142, 170, 258, 260, 369, Abb. S. 503.

Flötner, Peter, um 1485—1546, Bildhauer und Medailleur in Nürnberg: Abb. S. 189.

Fouquet, Nicolas, 1615—1680, franz. Finanzminister unter Ludwig XIV. (1653—1661), wegen Betrügereien 1664 verurteilt: 486.

Franche Comté s. Freigrafschaft Burgund.

Franck, Sebastian, 1499—1542, Geschichtsschreiber, Schriftsteller und Theolog, obwohl Protestant wegen seiner freiheitlichen Anschauungen von diesen bekämpft: 163, 165.

Francken, Frans II., 1581 bis 1642, Maler in Antwerpen: Abb. S. 369.

Frank, Hans, Ulrich, 1603—1680, Maler u. Radierer in Kaufbeuren u. Augsburg: Abb. S. 421, 439.

Franken, Landschaft und ehemaliges Herzogtum im Maingebiet: 26, 97 f., 101, 104 f., 128, 138, 201, 204, 394, 451.

Frankenhausen, Stadt in Nordthüringen, bis 1920 zu Schwarzburg-Rudolstadt gehörig. — Schlacht (1525): 121.

Frankenthal, Stadt in der bair. Pfalz, zeitweilig Residenz der Pfälzer Kurfürsten: 466.

Frankfurt a. M., ehemalige Reichsstadt, seit 1356 Wahlstadt der deutschen Könige und 1562 Krönungsstadt: 53, 150, 162, 187, 203, 368, 389, Abb. S. 370, 371, 405, 496.

Frankfurter Anstand (1539): 174, 203.

Frankfurt a. Oder, ehemalige kurbrandenburgische u. Hansestadt, mit Universität von 1450—1811: 85, 358.

Frankreich, Königreich unter Herrschern der Häuser Valois (ältere Linie bis 1498, jüngere bis 1589), und Bourbon (1589 bis 1792): XXIV—XXVII, 5, 10, 23, 26, 28, 34 ff., 53—57, 59 ff., 72, 82 f., 96, 111—120, 127, 130, 134, 136, 143 f., 153 f., 156 ff., 160, 162, 170, 172, 174, 176, 178, 180 f., 183 f., 192, 194 ff., 200 f., 204, 212, 216, 220 ff., 224, 230, 232 ff., 236 f., 239 f., 244, 246, 250—262, 264, 266 ff., 270—280, 283—288, 290 f., 293—299, 303 f., 306, 310—314, 348, 352, 357, 361, 368, 370 f., 373, 380, 388, 398 f., 401 ff., 406, 408, 411, 413 f., 421—428, 430 f., 433, 436, 438—463, 465—468, 471 bis 476, 480, 482, 486 ff., 490 ff., 494—498, 502, 506 f., 523, 535, 540, 549 f., 552.

Franz I., 1494—1547, König v. Frankreich seit 1515, Nachfolger Ludwigs XII., mit dessen Tochter Claudia († 1524) er vermählt war, 2. Gemahlin Eleonore von Spanien († 1553): 10, 53, 54 f., 57, 62, 72, 112 f., 115—118, 143, 156 f., 162, 170 ff., 180 ff., 192, 200, 212, 239, 253, 540, Abb. S. 71, 119.

Franz II. Sforza, 1492—1535, Herzog von Mailand (1529), Sohn Lodovico Moros: 113, 116, 171.

Franz von Alençon, † 1584, jüngster Sohn Heinrichs II. von Frankreich, Bruder Karls IX., später Herzog von Anjou: 276 280.

Franz II., 1544—1560, König von Frankreich (seit 1559), Sohn Heinrich II. und der Katharina von Medici; 1558 vermählt mit Maria Stuart: 256 f.

Franz von Assisi, 1182—1226, Heiliger, Stifter des Franziskanerordens, stigmatisiert: 128.

Franziskaner (Minoriten), Bettelorden, gestiftet von Franz von Assisi 1209, bestätigt 1223: 70, 88, 130, 532.

Freiberg, Sebastian von, bair. Adliger: 102.

Freiburg, Stadt in Baden, Hauptstadt des Breisgaues, 1368—1806 habsburgisch, 1679 bis 1697 franz.: 358, 452.

Freigrafschaft Burgund (Franche Comté), ehemalige Prov. im Osten Frankreichs, im Mittelalter zum Deutschen Reich gehörig, kam 1361 an Flandern, 1384 an das Herzogtum Burgund, 1477 an die Habsburger, dann an Spanien, seit 1674/78 franz.: 23, 182, 239, 400 f., 463, 487.

Freising, Stadt und ehemaliges reichsunmittelbares Bistum in Oberbaiern: 351.

Friedewald, Schloß östlich von Hersfeld (Hessen-Kassel): 122.

Friedland, Stadt in Böhmen mit Schloß Wallensteins, der 1623 Herzog von Friedland wurde: 415.

Friedrich I Barbarossa, 1123 bis 1190, Herzog von Schwaben (1147), deutscher König (seit 1152), Nachfolger Konrads III., aus dem Geschlecht der Staufer, starb auf dem 3. Kreuzzug: 192.

Friedrich der Schöne, 1286 bis 1330, Sohn Albrechts I. von Österreich, Gegenkönig Ludwigs des Baiern (1314), dem er aber unterlag (1322): 23.

Friedrich III., 1415—1493, Herzog von Steiermark und Kärnten (seit 1424), deutscher König (seit 1440), 1452 zum Kaiser gekrönt (letzte Kaiserkrönung in Rom), vereinigte seit 1463 die österr. Lande in seiner Hand: 22, 35, 532.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg (Der Große Kurfürst), 1620—1688, Kurfürst von Brandenburg (seit 1640), Sohn Georg Wilhelms, vermählt mit Luise Henriette von Oranien († 1667) und Dorothea von Holstein-Glücksburg. Durch Gebietserwerbungen, inneren Ausbau des Staates und Schaffung eines stehenden Heeres Begründer des preuß. Staates: 379, 435, 458, 468, 489 f., 492, 494, Abb. S. 491, 493.

Friedrich I., 1471—1533, Herzog von Schleswig-Holstein (1482) u. König von Dänemark-Norwegen (1523/24), Sohn Christians I., führte die Reformation durch: 156, 161, 168 f.

Friedrich III. von Dänemark, 1609—1670, König von Dänemark-Norwegen (seit 1648), Sohn und Nachfolger Christians IV., führte den Absolutismus in Dänemark durch: 489.

Friedrich II., 1482—1556, seit 1544 Kurfürst der Pfalz: 136, 184.

Friedrich III. der Fromme, 1515—1576, Kurfürst der Pfalz (seit 1559), 1546 evang.: 322 f., 328, 352, 382.

Friedrich V., 1596—1632, Kurfürst der Pfalz (1616—1623), 1619 König von Böhmen (Winterkönig), 1621 geächtet, vermählt mit Elisabeth, Tochter Jakobs I. von England († 1662): 378, 407—410, 414, 418, 462, Abb. S. 409.

Friedrich III. der Weise, 1463 bis 1525, Kurfürst von Sachsen (seit 1486), Sohn und Nachfolger Kurfürst Ernsts, gründete 1502 die Universität Wittenberg: 46 ff., 54, 56, 58 ff., 62, 66, 73, 75 f., 88, 94, 107 f., 121, 130, 200, Abb. S. 63.

Friedrich von Zollern, 1486 bis 1505 Bischof von Augsburg: 34.

Friesen, germanischer Volksstamm an der Nordsee: 380.

Friesland, Provinz im NW der Niederlande, seit 1524 dem niederländischen Besitz Karls V. angegliedert, 1606—1747 unter Statthaltern einer oranischen Seitenlinie: 154, 264, 283.

Fronde, Adels- und Parlamentsaufstand gegen die absolutistische Herrschaft Mazarins und der Maria von Medici (1648—1653): 472 f., 480, 486, 496.

Frundsberg, Georg von, 1473 bis 1528, volkstüml. deutscher Landsknechtsführer: 113, 118 f. 188, 200, Abb. S. 112.

Fugger, Augsburger Patriziergeschlecht und bedeutendstes deutsches Handels- und Bankhaus zu Beginn der Neuzeit, im Besitz vieler auch außerdeutscher Bergwerke, seit 1530 Reichsgrafen: 20, 54, 152, 190, 214, 372, 374, 387, Abb. S. 58, 59.

Fugger, Jakob, 1459—1525, finanzierte die Kriege Maximilians I. und Karls V. sowie dessen Kaiserwahl, 1508 geadelt, stiftete die Fuggerei in Augsburg, förderte Kunst und Wissenschaft: 31, 54, 57, Abb. S. 55.

Fulda, Stadt in der preuß. Prov. Hessen-Nassau, ehemalige gefürstete Abtei: 342 ff., 384, 390, Abb. S. 342—344.

Fünen, zweitgrößte der dänischen Inseln zwischen Großem und Kleinen Belt: 491.

G

Galilei, Galileo, 1564—1642, ital. Mathematiker, Physiker u. Astronom, Erfinder des Fernrohrs, 1633 gefangen und von der Inquisition verurteilt: XXVI, 237, 314, 327, 361, 507 f.

Gallas, Mathias, Graf von Campo, Herzog von Lucera, 1584—1647, kaiserl. General im Dreißigjähr. Kriege, erbte Wallensteins Herrschaft Friedland: 441 f.

Galle, Johann, um 1600—1676, Antwerpener Stecher: Abb. S. 383.

Galli, Elias I., Maler, um 1660/80 in Hamburg tätig: Abb. S. 501.

Gallikanismus, Bezeichnung für die Sonderstellung und Freiheiten der franz. Kirche gegenüber dem Papsttum, festgelegt durch die Pragmatische Sanktion von Bourges (1438): 236, 250, 254 f., 298, 310, 313.

Gallipoli, Stadt und Halbinsel des Ägäischen Meeres, durch die Dardanellen von Kleinasien getrennt: 521, 526 f.

Gascogne, Landschaft und ehemal. Prov. im SW Frankreichs, 1154—1413 im Besitze Englands: 312, 314.

Gaston, Herzog von Orleans (seit 1626), 1608—1660, Bruder Ludwigs XIII. von Frankreich, Gegner Richelieus und Mazarins: 444, 472.

Gattinara, Mercurino de, 1465 bis 1530, Großkanzler Karls V., Piemontese, in niederländischen Diensten unter Maximilian I. und der Statthalterin Margarete: 57, 114, 146, 153, 176.

Gebel, Mathes, um 1500—1574, Nürnberger Medailleur: Abb. S. 334.

Geiler von Kaisersberg, 1445 bis 1510, volkstümlicher deutscher Prediger, wirkte meist in Straßburg: 40.

Geldern, ehemaliges Herzogtum am Niederrhein, 1393 mit Jülich vereinigt, 1543 den Niederlanden angegliedert, der nördl. Teil (Gelderland) trat der Utrechter Union bei, der südl. Teil (Oberquartier G.) blieb bei den span. Niederlanden: 180, 183, 282, 410.

Genf, Stadt und Kanton der Schweiz, ehemaliges Bistum, 1526 zugewandter Ort der Eidgenossenschaft, Wirkungsstätte Calvins: 156, 220 ff., 224 ff., 232, 254 f., 264, 266, 268, 308, 327, 360, Abb. S. 219, 225.

Genfer See, größter Alpensee im SW der Schweiz: 220.

Genlis, franz. Hugenottenführer: 275.

Gennadios, Patriarch von Konstantinopel: 529.

Gent, Hauptstadt der belg. Prov. Ostflandern, ehemals neben Brügge bedeutendste Handelsstadt Nordeuropas und Hauptstadt Flanderns: 263 f., 282.

Genua, Hafenstadt in Italien, im Mittelalter bedeutende Handelsrepublik, 1396—1409 franz., 1421—1436 mailändisch, dann wieder französisch (1458 bis 1461), mailändisch (1464 bis 1499) und nochmals franz.

(1499—1521), seitdem unabhängig, unter der Herrschaft Doria bis 1560: 112f., 116, 118, 120, 126, 142, 170, 246, 369, 532.

Georg der Bärtige, 1471—1539, Sohn und Nachfolger Herzog Albrechts als Herzog von Sachsen (seit 1500), Gegner der Reformation: 51, 70, 76, 121ff., 134.

Georg von Brandenburg-Ansbach, 1484—1543, Markgraf von Ansbach (seit 1515); Förderer der Reformation: 138, 150.

Georg Friedrich von Baden, 1573—1638, Markgraf von Baden-Durlach und Baden-Baden (1604—1622) protestant. Feldherr im Dreißigjährigen Krieg: 394, 410.

Georg Wilhelm von Brandenburg, 1595—1640, Kurfürst von Brandenburg (seit 1620), Sohn und Nachfolger Johann Sigismunds, Vater des Gr. Kurfürsten und Schwager Gustav Adolfs: 430.

Georgien, Land südlich des Kaukasus, ehemals selbständig unter den Bagratiden, im 15. Jh. Zerfall in Teilreiche: 546.

Gerhardt, Paul, 1607—1676, Dichter evang. geistl. Lieder: 505.

Geusen, „Bettler", erst Spottname, dann Bezeichnung für den gegen die absolutistische Herrschaft Spaniens gerichteten Adelsbund (1566); als Wassergeusen kaperten sie viele span. Schiffe und erhoben sich 1572 offen gegen die span. Herrschaft: 269f., 272, 276, 290, Abb. S. 266.

Geyer, Florian, † 1525, fränkischer Adliger, Führer im Bauernkrieg, wurde auf der Flucht getötet: 104f.

Ghaznaviden, türk. Herrschergeschlecht des 12. Jh.: 515.

Ghibellinen, Partei der Staufen und Anhänger des Kaisertums in Italien: 57, 98f., 111.

Ghislieri, Michael, s. Pius V.

Giberti, Giovanni Matteo, 1495 bis 1543, Berater Leos X. und Klemens' VII., seit 1524 Bischof von Verona: 118, 176.

Gießen, Stadt in Oberhessen mit Universität seit 1607: 327, 358.

Gilan, pers. Provinz am Kaspischen Meer: 537.

Giovio, Paolo, 1483—1552, ital. Geistlicher und Geschichtsschreiber: 181, 212.

Glapion, Johann, † 1522, Beichtvater Maximilians I. u. Karls V.: 96.

Goldene Bulle, 1356 erlassenes Reichsgesetz über die Kaiserwahl und die Rechte der Kurfürsten: 54, 203.

Goldenes Vließ, burgund. Orden, 1429 von Philipp dem Guten gestiftet, ging später auf Spanien und Österreich über: 152.

Goltzius, Hendrik, 1558 bis 1617, Maler u. Stecher in Haarlem: Abb. S. 311.

Gomarus, Franz, 1563—1641, niederländ. Theolog, 1594 bis 1611 Prof. in Leiden: 308.

Gonzaga, Ferrante, Statthalter Karls V. in Mailand: 195.

Gonzaga, Julia, 1513—1566, Tochter Ludwigs II. von Mantua: 330.

Goessen, Paschier: Abb. S. 388.

Gotha, Stadt in Thüringen: 42.

Goethe, Johann Wolfgang, 1749—1832: 547.

Gotland, schwedische Ostseeinsel, Hauptstadt Wisby, im frühen Mittelalter Handelszentrum der Ostsee, 1398—1408 dem Deutschen Orden gehörig, 1408—1645 dänisch, seither schwedisch: 429, 458.

Gottesfreunde, religiöse Brüderschaft des 14. und 15. Jh. in Süddeutschland, Anhänger der Mystik: 19.

Gottfried von Bouillon, †1100, Herzog von Niederlothringen (seit 1089), Führer des ersten Kreuzzugs: 516.

Götz von Berlichingen (mit der eisernen Hand), 1480—1562, Führer der Bauern im Bauernkrieg; mehrmals geächtet und gefangen, kämpfte schließlich in den Heeren Karls V. gegen Frankreich und die Türken: 104.

Graf, Urs, 1485—1527, Maler, Kupferstecher und Goldschmied in Basel: 89, Abb. S. 11, 117.

Graff, Johann Andreas, 1637 bis 1701, Maler u. Stecher in Nürnberg und Frankfurt: Abb. S. 370, 371.

Gran, Stadt und Erzbistum in Ungarn, 1543—1595 und 1605 bis 1683 türkisch: 181, 355.

Granada, Stadt in Südspanien ehemaliges arabisches Königreich und letzter Rest des maurischen Besitzes in Spanien (bis 1492): 228, 244.

Granvela, Nicolas Perrenot de, 1468—1550, Staatsmann und Berater Karls V., Nachfolger Gattinaras: 153, 176.

Granvela, Antoine Perrenot de, 1517—1586, Sohn Nicolas G.' Staatsmann und Kardinal, Berater Philipps II., Günstling der niederländ. Statthalterin Margarete, Erzbischof von Mecheln, 1534 abberufen, 1579 im span. Staatsrat: 201, 243, 266ff.

Graubünden, Kanton der Schweiz, entstanden aus der Vereinigung des 1367 gegründeten Gotteshausbundes mit dem Grauen Bund (1395 und 1424) und dem Zehngerichtebund (1436), seit 1498 zugewandter Ort der Eidgenossenschaft, 1512—1797 im Besitz der Veltlin als Untertanenherrschaft: 413.

Graz, Hauptstadt der Steiermark: 160, 346, 359.

Greco, El (Domenico Theotocopuli), 1547—1614, Maler, geborener Kreter, lebte in Spanien: 247, Abb. S. 249.

Gregor VII., Papst 1073—1085, Heiliger (1606), führte das Priesterzölibat und die Laieninvestitur durch, stand deswegen im Kampf mit Kaiser Heinrich IV.: 76, 207.

Gregor XIII. (Ugo Buoncampagni), Papst 1572—85, führte den nach ihm benannten Kalender ein (1582), förderte Jesuiten u. Gegenreformation: 236f., 240, 290, 355.

Greifenklau, Richard von, Erzbischof von Trier (1511 bis 1531), Franzosenfreund: 97f.

Greifswald, Stadt in Pommern, 1648—1815 schwedisch: 358.

Gresham, Thomas, 1519 bis 1579, engl. Kaufmann und Finanztheoretiker, gründete die Londoner Börse (1566): 292.

Griechenland und Griechen, seit 1456—60 türkisch: 201, 527, 529.

Grimma, Stadt in Sachsen mit Fürstenschule: 358.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, 1625 bis 1676, Verfasser des „Simplizissimus": 166, 505.

Grodno, Stadt und Festung in Polen am Njemen, früher litauisch, 1795—1918 russisch: 489.

Groningen, Stadt in NO-Holland, seit 1536 zu den Niederlanden gehörig: 264, 282.

Gropper, Johannes, 1503 bis 1559, kathol. Theolog und Jurist, wirkte in Köln und Soest, Mitverfasser des Augsburger Interims: 184, 332.

Großbritannien, westeurop. Insel und Königreich, entstanden aus der Vereinigung von England, Wales und Schottland: 482.

Großer Kurfürst s. Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Großmogul, Herrschertitel der mohammedanischen Dynastie in Ostindien (seit 1526): 524.

Großwardein, Stadt in Rumänien, 1660—1699 türkisch, seitdem ungarisch, 1919 rumänisch: 492.

Grotius, Hugo (de Groot), 1583—1645, niederländischer Staatsmann und Gelehrter, Begründer des Völkerrechts, 1619 als Anhänger Oldenbarneveldts verurteilt, 1635 bis 1645 in schwed. Diensten: 308, 361, 509, Abb. S. 507.

Gryphius, Andreas, 1616 bis 1664, deutscher Dramen- und Lustspieldichter: 505.

Guelfen, Anhänger der päpstlichen Gegner der Kaiserpartei im mittelalterlichen Italien: 111.

Guevara, Fernando Niño de, † 1609, Kardinal, Erzbischof von Toledo, seit 1601 Erzbischof von Sevilla u. Großinquisitor: Abb. S. 249.

Guicciardini, Francesco, 1483 bis 1540, ital. Geschichtsschreiber und Rechtslehrer. („Geschichte Italiens", 1561 bis 1564): 111, 116 f., 142.

Guinegate, Dorf im franz. Dep. Pas-de-Calais. — Schlacht (1513): 112.

Guisen, franz. Dynastengeschlecht, benannt nach der Stadt und ehemal. Grafschaft Guise im franz. Dep. Aisne, Zweig des Hauses Lothringen, seit 1527 Herzöge, 1696 ausgestorben: 256 ff., 260, 270, 275, 278, 280, 288, 293 f., 298.

Guise, Franz Herzog von, 1519 bis 1563, franz. Heerführer und Staatsmann, Gegner der Hugenotten, ermordet: 256, 260.

Guise, Heinrich I., Herzog von, † 1588, Sohn Franz' von Guise, Stifter der Heiligen Liga: 276, 293, Abb. S. 279, 293.

Guise, Karl von, †1574, Kardinal und Erzbischof von Reims: 256.

Güns, Stadt in Ungarn b. Ödenburg, bis 1647 österr.: 160.

Gustav Adolf von Schweden, 1594—1632, König von Schweden (seit 1611), Sohn Karls IX. 1620 vermählt mit Marie Eleonore von Brandenburg, Schwester Georg Wilhelms: 299, 392, 414, 421, 424, 426, 429—439, 449 ff., 488, Abb. S. 435.

Gustav Wasa, 1497—1560, Stammvater der schwed. Dynastie Wasa, befreite 1521 Schweden von der dän. Herrschaft und wurde 1523 König von Schweden, führte seit 1527 die Reformation ein: 428.

Güttel, Kaspar, protestant. Prediger: 88.

Gutenberg, Johann (Gensfleisch), * um 1400, † um 1468, aus Mainzer Patriziergeschlecht, Erfinder der Buchdruckerkunst (um 1450): 368.

H

Haag, Residenzstadt der Niederlande, ehemals Hauptstadt der Grafschaft Holland und Tagungsort der Generalstaaten: 266, 414.

Haager Konzert, Vereinigung Frankreichs, Englands und Hollands zu gemeinsamem Vorgehen gegen andere Mächte: 490.

Haarlem, Stadt in der niederländ. Prov. Nordholland: 266, 280.

Habsburger, deutsches Dynastengeschlecht aus dem Elsaß, benannt nach der „Habsburg" im schweiz. Kanton Aargau, erwarb mit Rudolf von Habsburg erstmalig die deutsche Krone 1273 durch Besiegung Ottokars von Böhmen das zweite Stammland Österreich und dessen Nebenländer (1282), seit 1438 blieb die deutsche Krone stets bei den Habsburgern. Durch die Heirat Maximilians I. mit der Erbin von Burgund, u. die seines Sohnes mit der Erbtochter Spaniens erwarben die Habsburger beide Reiche, 1526 auch Ungarn und Böhmen; seit 1556 zwei Linien, die spanische (bis 1700) und die österr. (erloschen 1740 mit Karl VI.): XXIV f., XXVII, 22 ff., 31, 53—57, 60, 62, 84, 96, 111, 115 f., 120, 127, 132, 134, 144, 156 f., 172, 182, 184, 190 f., 194, 198, 204, 212, 228, 239, 241, 248, 263 f., 276, 296, 321 bis 325, 336, 340 f., 345 bis 349, 356, 360, 378, 386, 390, 392, 394, 397 f., 400 ff., 404, 406 ff., 411—414, 416—419, 421—426, 430, 432, 438, 442 f., 445 f., 448 ff., 452 f., 455 f., 458, 460, 462, 464, 469, 473, 487 f., 492, 494—498, 532.

Hadeln, Marschlandschaft südl. der Elbemündung: 169.

Hadrian VI. (Adrian von Utrecht), 1459—1523, letzter deutscher und nichtital. Papst (1522—1523), vorher Lehrer der Philosophie und Theologie in Löwen, Erzieher Karls V. (1507) und Regent in Spanien (1520): 5, 83, 86.

Hagenau, Stadt im Elsaß, ehemalige Reichsstadt und Landvogtei, seit 1648 französisch: 65, 175.

Hagersches Liederbuch (1600): Abb. S. 374.

Hagia Sophia, die der „göttlichen Weisheit" geweihte, unter

Justinian erbaute Sophienkirche in Konstantinopel: 528, 530.

Haina, Stadt im Reg.-Bez. Kassel: Abb. S. 183.

Halberstadt, Stadt in der preuß. Prov. Sachsen, ehemals reichsunmittelbares Bistum, seit 1648 brandenburgisch: 20, 186, 410, 413, 418, 425, 463.

Halle, Stadt in der preuß. Prov. Sachsen, ehemals Mittelpunkt des Salzhandels und im Besitz des Erzbistums Magdeburg 1680 brandenburgisch: 184.

Hals, Franz, 1580—1666, niederländ. Bildnismaler: 504, Abb. S. 505.

Haelweg, Adrian, geb. um 1637, Stecher in Deventer: Abb. S. 415.

Hamburg, Freie und Hansestadt an der Unterelbe: 162, 190, 292, 358, 371, 389, 455, Abb. S. 501.

Hamburger Präliminarvertrag (1642): 458.

Hampden, John, 1594—1643, engl. Politiker und Gegner der absolutistischen Bestrebungen Karls I.: 476, 478.

Handelskompanien, privilegierte Gesellschaften zur Förderung des Handels und wirtschaftl. Ausbeutung von Kolonien: 292, 371, 547.

Hannover, Stadt, seit 1636 Residenz des welfischen Fürstentums Kalenberg-Celle, seit 1692 des Kurfürstentums und späteren Kgr. Hannover: 162.

Hans von Küstrin, 1513—1571, seit 1535 Markgraf von Küstrin (Neumark), zweiter Sohn Joachims I. von Brandenburg, führte Reformation ein, Mitglied des Schmalkaldischen Bundes: 186, 197, 200.

Hanse, Bund deutscher Kaufleute und Handelsstädte im Mittelalter zu gegenseitigem Schutz und gemeinsamer Wahrung der Handelsinteressen, beherrschte den Ostseehandel und die nordischen Reiche bis ins 16. Jh.: 31, 152, 168 f., 292, 320, 370 f., 386 ff., 403, 420, 428, 466.

Harcourt, Henri de Lorraine, Graf von, 1601—1666, franz. Heerführer, schloß sich der Fronde an: 472 f.

Hedio, Kaspar, 1494—1552, Humanist und Reformator: Abb. S. 139.

Heemskerk, Marten van, 1498 bis 1574, Maler und Stecher in Haarlem, 1534—37 in Rom tätig: Abb. S. 3.

Heidelberg, Stadt in Baden, bis 1720 Hauptstadt von Kurpfalz: 46 f., 352, 358, 364, 366, Tafel S. 360.

Heilbronn, Stadt in Württemberg, bis 1803 Reichsstadt: 105, 439.

Heilbronner Bund (1633): 439, 450 f.

Heilige Liga (1511), Bündnis zwischen Venedig, Papst, England, Aragon und später Kaiser Maximilian zur Vertreibung der Franzosen aus Italien: 118.

Heinrich VI., 1165—1197, 1169 deutscher König, 1190 Kaiser, Sohn Friedrich Barbarossas, vermählt mit Konstanze, der Erbin des Normannenreiches in Italien, versuchte das Kaisertum erblich zu machen: 198.

Heinrich der Löwe, 1129—1195, Herzog von Sachsen (1142) und Baiern (1156), förderte die deutsche Ostlandbesiedlung, verlor seine Länder bis auf einen kleinen Teil wegen seines Widerstandes gegen Friedrich Barbarossa: 192.

Heinrich d. Jüngere, 1489 bis 1568, seit 1514 Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Gegner der Reformation: 169, 183 f., 224.

Heinrich VII., 1457—1509, erster engl. König aus dem Geschlecht der Tudors (seit 1485), vermählt mit Elisabeth, Tochter Eduards IV.: 286.

Heinrich VIII., 1491—1547, König von England (seit 1509), Sohn u. Nachfolger Heinrichs VII., vermählt mit: 1. Katharina von Aragonien, † 1536, geschieden 1533 (Tochter Maria). 2. Anna Boleyn, † (hingerichtet) 1536 (Tochter Elisabeth). 3. Johanna Seymour, † 1537 (Sohn Eduard VI.). 4. Anna von Kleve, † 1557, geschieden 1540. 5. Katharina Howard, † (hingerichtet) 1542. 6. Katharina Parr, † 1548; führte Trennung der engl. Kirche von Rom durch (1533): 53, 72, 112, 115 f., 157, 162, 180 f., 192, 211 f., 286, Abb. S. 71, 163.

Heinrich II. von Frankreich, 1518—1559, König von Frankreich (seit 1547), Sohn und Nachfolger Franz' I., mit Katharina von Medici vermählt, verband sich 1552 mit den deutschen Protestanten gegen Karl V.: 170, 181 f., 200 f., 239, 254, 256, 276, 298, Abb. S. 251, 253.

Heinrich III. von Frankreich, 1551—1589, Herzog von Anjou, 1573/74 König von Polen, 1574 König von Frankreich, letzter Herrscher des Hauses Valois, ermordet: 276 f., 280, 293 f., Abb. S. 279.

Heinrich IV., 1553—1610, König von Frankreich (seit 1589) vorher Haupt der Hugenotten, Sohn Antons von Navarra und der Johanna d'Albret, vermählt mit Karls IX. Schwester Margarete (1572, Pariser Bluthochzeit) und später mit Maria von Medici: 76, 239, 274 ff., 278, 280 f., 293, 298 f., 310 bis 314, 443, Abb. S. 311.

Heinrich III. von Nassau, † 1538, Rat und Feldherr Karls V., vermählt mit Claudia, Erbin von Orange: 75, 97.

Heinrich der Fromme, 1473 bis 1541, Herzog von Sachsen (seit 1536), Bruder und Nachfolger Herzog Georgs, Förderer der Reformation: 182.

Helfenstein, Ludwig, Graf von, Verteidiger von Weinsberg im Bauernkrieg: 104.

Helmstedt, Stadt in Braunschweig mit ehemaliger Universität (1576—1809): 358, 382, Abb. S. 363.

Hemessen, Jan Sanders van, um 1500—1575, niederl. Maler: Abb. S. 155.

Hennegau, belg. Provinz, ehem. Grafschaft, seit 1299 mit Holland verbunden, 1345—1433 wittelsbachisch, dann burgund., habsburgisch und spanisch, ein Teil 1678 frz.: 153.

Henriette Marie, 1605—69, Gemahlin Karls I. von England, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, flüchtete sich während des Bürgerkrieges in ihr Heimatland: 475, 478, 480.

Herneissen, Andreas, 1538 bis 1610, Nürnberger Maler: Abb. S. 368.

Hessen, ehemalige Landgrafschaft (seit 1265); nach dem Tode Philipps (1567) geteilt: 98, 106, 121 f., 130, 134, 137 f., 140, 156, 158, 162, 168, 180, 182, 188, 190, 200, 326, 342 f., 382, 394.

Hessen-Kassel, ehemal. Landgrafschaft: 418, 451 ff.

Hetzer, Ludwig, 1500—1529, Anhänger der Täuferbewegung, übersetzte die Propheten des A. T. ins Deutsche: 128 f.

Heyden, Jacob van der, 1573 bis 1645, Straßburger Stecher: Abb. S. 453.

Hidalgos, niederer spanischer Adel: 244.

Hildesheim, Stadt der preuß. Provinz Hannover und bis 1803 reichsunmittelbares Bistum: 324, 351, 354.

Hildesheimer Allianz (1652): 468, 495.

Hinterpommern s. Pommern.

Hippler, Wendelin, Bauernführer, vorher Hohenloheſcher Sekretär: 105.

Hobbes, Thomas, 1588—1679, engl. Philosoph und Verfechter des Absolutismus: 508 f.

Hofmann, Melchior, † 1543, Wiedertäufer, wirkte in den Niederlanden und in Straßburg: 167.

Hogenberg, Franz, um 1540 bis 1590, Maler und Stecher aus Mecheln, meist in Köln tätig: Abb. S. 205, 247, 252, 261, 267, 269, 270, 281, 284, 351.

Hohenlohe, fränkisches Adelsgeschlecht, ehemal. Grafschaft und Fürstentum: 105.

Hohenzollern, deutsches Herrschergeschlecht, benannt nach der Burg Hohenzollern im Schwäbischen Jura, waren Burggrafen von Nürnberg u. Herren von Ansbach-Baireuth, seit 1227 zwei Linien: 1. schwäbische Linie; Fürsten von Hohenzollern bis 1848 und (seit 1866) rumänisches Herrscherhaus. 2. fränkische Linie; seit 1415 Kurfürsten von Brandenburg: 349, 382, 433 f.

Holbein, Hans, d. Ältere, 1465—1524, deutscher Maler: 320, Abb. S. 55.

Holbein, Hans, d. Jüngere, 1497/98—1543, Sohn Holbeins des Älteren, deutscher Maler, Zeichner und Radierer, Hofmaler Heinrichs VIII. von England: XXVII, 89, Abb. S. 9, 23, 147, 163, 166.

Holl, Elias, 1573—1646, Augsburger Baumeister, erbaute u. a. das dortige Rathaus: 366, Abb. S. 373.

Holland, ehemalige Grafschaft, 1349—1433 wittelsbachisch, dann burgund., habsburgisch und spanisch, seit 1581 führend im Aufstand der Verein. Niederlande, deren Kernland Holland wurde (s. a. Niederlande): 153, 168 f., 262, 264, 269, 272, 276, 280—283, 303 f., 308.

Hollar, Wenzel, 1607—1677, Zeichner und Radierer aus Prag, in Frankfurt, Straßburg, Köln und London tätig: Abb. S. 470, 479, 485, 497, 499, Tafel S. 360.

Holstein, ehemal. Grafschaft und Herzogtum, seit 1326 mit Schleswig vereint; 1459 mit Dänemark in Personalunion (s. a. Schleswig-Holstein): 161, 169, 380, 419, 423, 428.

Holyrood, ehemal. Residenzschloß der schottischen Könige bei Edinburgh: 288.

Homberg, Stadt im Reg.-Bez. Kassel. — Synode (1526): 130, 139.

Hoorne, Philipp II., Graf von Montmorency-Nivelle, 1518 bis 1568, niederländischer Adliger und Staatsmann, Gegner Spaniens, mit Egmont hingerichtet: 270, Abb. S. 270.

Horn, Gustaf, Graf von (seit 1651), 1592—1657, schwedischer Feldherr im Dreißigjährigen Krieg: 439, 442.

Hubmaier, Balthasar, 1485 bis 1528, Vorkämpfer des Täufertums, wurde verbrannt: 102, 128.

Hugenotten, Name der frz. Reformierten: XXIV 257 f., 260 f., 275 f., 293, 357, 360, 421, 443, 446, 475.

Hunyadi, Johannes (Johannes Corvinus), 1385—1456, ung. Feldherr und Reichsverweser (1446), kämpfte siegreich gegen die Türken; sein Sohn Mathias Corvinus wurde 1458 König von Ungarn: 527 f., 530 ff.

Hus, Johann, 1369—1415, nationaltschechischer Kirchenreformer, Rektor der Universität Prag, wegen seiner Lehren gebannt, vor das Konstanzer Konzil geladen, verurteilt und verbrannt: XXIII, 14, 46, 51, 81.

Hussiten und Hussitenkriege. Anhänger von Hus; die durch die Verbrennung von Hus entstandene Bewegung in Böhmen führte zu Aufständen und heftigen Kämpfen: 127, 190.

Hut, Hans, † 1527, Führer der Täuferbewegung: 128, 166.

Hutten, Ulrich von, 1488 bis 1523, deutscher Humanist, lebte u. a. am Mainzer Hof und in Italien, 1517 zum Dichter gekrönt, wegen seiner Teilnahme an der Sickingschen Fehde mußte er fliehen, starb in der Schweiz in d. Verbannung: 42, 44 f., 51 f., 65 f., 69 f., 72, 90, 96 ff., 188, Abb. S. 41, 51, 52, 69.

Huttensche Brüder s. Mährische Brüder.

I

Ibrahim, † 1648, türk. Sultan seit 1640, Bruder und Nachfolger Murads IV.: 548.

Ibrahim el-Halebi, türkischer Scheich, Verfasser eines Rechtskompendiums: 530.

Ibrahim Pascha, 1529—1536 Großwesir unter Suleiman II.: 544.

Ichschididen, Mamlukendynastie des 10. Jh. in Ägypten: 516.

Ignatius von Loyola siehe Loyola.

Ikonium s. Konia.

Independenten, kirchl. Part. in England, die jedes Staatskirchentum ablehnte und die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Einzelgemeinden erstrebte, als politische Partei Gegner des Königtums: 478 f.

Indien: 292, 304, 306, 369, 474, 481, 513, 524, 546.

Ingermanland, Landschaft am Finnischen Meerbusen, 1617 bis 1721 schwedisch, dann russisch: 429.

Ingolstadt, Stadt u. Festung in Oberbaiern, 1392—1447 Hauptstadt von Baiern-J., 1472 bis 1800 Universität: 45, 172, 333, 337, 346, 358, 391 f.

Innozenz III. (Lothar Graf von Segni), 1160/61—1216, Papst seit 1198, unter ihm Höhepunkt der päpstlichen Macht, er berief das vierte Lateran-Konzil und brachte den 4. Kreuzzug zustande, Vormund Kaiser Friedrichs II.: 4, 178.

Innozenz VI. (Stefano Alberti), † 1362, Papst (1352 bis 1362), residierte in Avignon: 523.

Innsbruck, Hauptstadt Tirols (seit 1363) mit Universität (1673): 198, 201 f., 355.

Interim, nach dem Schmalkald. Krieg von Karl V. erlassene Vorschriften zur vorläufigen Regelung der religiösen Frage: 196 ff., 200, 204 f., 211, 332.

Interregnum, die zwischen dem Tod Konrads IV. und der Wahl Rudolfs von Habsburgs liegende Zwischenzeit, in der es keinen allgemein anerkannten deutschen Kaiser gab (1254 bis 1273): 318.

Irak, das Gebiet am Mittel- und Unterlauf des Euphrat u. Tigris, das alte Mesopotamien: 516.

Iran s. Persien.

Irland, zweitgrößte der brit. Inseln, seit 1171 englisch: 290, 297, 477, 480, 482.

Ironsides („Eisenseiten"), Name für Cromwells Truppen: 478.

Isabella von Kastilien, 1451 bis 1504, Erbin von Kastilien (1474), vermählt mit Ferdinand dem Kath., Erben von Aragonien, aus welcher Verbindung die span. Monarchie entstand: 244.

Isfahan, ehemals bedeutende Handelsstadt in Persien: 547.

Ismail I., 1501—1524 Schah von Persien, Begründer des neupersischen Reiches: 537 f., 540, Abb. S. 538.

Italien: XXII, XXIV ff., 4 f., 8 ff., 23, 28, 32, 34, 36, 38, 40, 53, 60, 72, 78, 84, 96, 111—120, 126 f., 142 ff., 146, 152, 154, 160, 170 ff., 175 f., 187, 190, 192, 194, 196, 198, 201, 208, 212, 214, 228, 232—240, 242, 246, 247, 254, 260, 274, 302, 311, 313 f., 330, 361 f., 364, 366, 368 ff., 373 f., 380, 385, 400 f., 404, 414, 421 f., 424, 426, 436, 458, 460, 471, 473, 487, 497, 502, 505, 540.

Izmid s. Nikomedia.

Iznik s. Nicaea.

*

Jagellonen, litauisches Herrscher-Geschlecht, das seit 1386 den poln. Thron innehatte; seit 1471 in Ungarn und 1490 in Böhmen, hier mit Ludwig II. 1526 ausgestorben, in Polen 1572 erloschen: 429, 540.

Jakob I. (VI.), 1566—1625, Sohn Darnleys und der Maria Stuart, König von Schottland (1567) und England (1603), Nachfolger Elisabeths: 290, 294, 403, 408, 474 f., 508.

Jakub, Bruder des Sultan Bajezid I.: 524.

Jamaika, Antilleninsel südlich von Kuba, 1494 entdeckt, 1655 von Engländern erobert und diesen 1670 von Spanien abgetreten: 482, 486.

Janitscharen, Kerntruppe der türkischen Sultane, mit besonderen Vorrechten ausgestattet: 520 f., 523, 527, 535, 537, 544, 548, 550.

Jankau, Markt in Böhmen. — Schlacht (1645): 458.

Jansenismus, dem Protestantismus verwandte Lehre, begründet von dem Niederländer Jansen († 1638), bes. in Frankreich verbreitet: 486, 508.

Japan, ostasiatisches Kaiserreich: XXVII.

Jassy, Stadt in Rumänien, ehem. Residenz der Fürsten der Moldau. — Schlacht (1620): 548.

Jemen, Küstenlandschaft im SW Arabiens, 1517 von den Türken erobert: 547.

Jena, Stadt in Thüringen, 1485 ernestinisch, 1672—1690 Herzogtum, seitdem weimarisch; 1558 gegründete gemeinsame Universität für alle ernestinischen Fürstentümer: 94, 358.

Jenatsch, Jürg, 1596—1639, Schweizer Volksheld, ursprünglich evang. Pfarrer, befreite Graubünden von der Fremdherrschaft, wechselte sein Bekenntnis, wurde ermordet: 414.

Jenishehir, ehemalige Hauptstadt der Türken in Kleinasien: 519, 535.

Jerusalem, Hauptstadt Palästinas, 70 n. Chr. von den Römern zerstört, 615—28 persisch, 637 von Arabern erobert, 1099—1187 und 1229—1244 in christlicher Hand (Kreuzzüge), 1517 türkisch: 120, 230.

Jesi, Ort in Turkestan: 516.

Jesuiten, geistlicher Orden, 1534 von Ignatius von Loyola gestiftet, 1540 von Papst Paul III. bestätigt: XXVI f., 193, 214, 231—234, 236, 296, 310, 331 bis 334, 336 ff., 340 f., 343 bis 346, 349 f., 354 f., 358 ff., 363 f., 384, 390 f., 393 f., 404, 425, 440.

Joachim I. Nestor, 1484 bis 1535, Kurfürst von Brandenburg (seit 1499), Sohn und Nachfolger Johann Ciceros, Gegner der Reformation: 54, 73, 82, 134.

Joachim II. Hektor, 1505—71, Kurfürst von Brandenburg (seit 1535), Sohn und Nachfolger Joachims I., führte 1539 die Reformation ein: 175, 182 f.

Joachim von Ortenburg s. Ortenburg.

Johann Sigismund, 1572 bis 1620, Kurfürst v. Brandenburg (seit 1608), Sohn u. Nachfolger Joachim Friedrichs, 1613 reformiert, vermählt mit Anna, Tochter und Erbin des letzten Herzogs von Preußen, dem er 1618 nachfolgte; gewann Kleve, Mark und Ravensberg: 356.

Johannes Schischman III., bulg. Zar, s. Schischman.

Johannes Kantakuzenos, † 1383, byzantin. Feldherr u. Kaiser (1341—55): 520 f.

Johannes V., † 1391, byzantinischer Kaiser (1355—1390): 522 f.

Johann III., † 1539, Herzog von Kleve (1521) u. Jülich-Berg (1511), vermählt mit Maria, Erbin von Jülich: 180.

Johann Casimir, 1543—92, Pfalzgraf, Herr von Lautern (1575), Sohn des Kurfürsten Friedrich III. v. d. Pfalz, förderte in Kurpfalz als Vormund seines Neffen Friedrichs IV. den Calvinismus u. zog den Hugenotten zu Hilfe: 328, 352 f., 357, 390, Abb. S. 353.

Johann II. Kasimir, 1609 bis 1672, König von Polen 1648—1668, vorher Jesuit u. Kardinal, Sohn Sigismund III., Bruder und Nachfolger Wladislaws IV., letzter Wasa auf dem poln. Thron: 488 f., 492.

Johann III. Sobieski, 1624 bis 1696, seit 1674 König von Polen: 550.

Johann der Beständige, 1468 bis 1532, Kurfürst von Sachsen (seit 1525), Bruder und Nachfolger Friedrichs des Weisen, Sohn des Kurfürsten Ernst: 122 f., 130, 132, 134 f., 138, 150.

Johann Friedrich der Großmütige, 1503—54, Sohn und Nachfolger Johanns des Beständigen in Kursachsen (1532 bis 1547), 1547—52 gefangen, erhielt nur die thüring. Lande, z. T. erst 1554, zurück: 169, 178, 180, 188, 190 ff., 197 f., 201, 204, Abb. S. 135.

Johann Georg I., † 1656, Kurfürst von Sachsen (seit 1611), Sohn Christians I., Bruder und Nachfolger Christians, erwarb die Lausitz für Sachsen (1634): 408, 442.

Johann Friedrich, † 1628, Herzog von Württemberg (seit 1608): 394.

Johann von Oranien, † 1606, Fürst von Nassau-Dillenburg (seit 1559), Bruder Wilhelms von Oranien, Statthalter von Geldern (1579): 282.

Johann von Capistrano, 1386 bis 1456, Bußprediger, Begründer und Generalvikar der Franziskanerobservanten, Hussitengegner: 532.

Johann von Leiden (Jan Beuckelszoon), 1509—1536, Wiedertäufer, von Beruf Schneider, errichtete in Münster das kommunistische „Königreich Zion" (1534—1535), gefangen und hingerichtet: 168, Abb. S. 168.

Johannes Secundus (Jan Everaerts), 1511—1536, neulateinischer Dichter: Abb. S. 51.

Johanna die Wahnsinnige, 1479—1555, Tochter Ferdinands u. Isabellas von Spanien, Gemahlin Philipps des Schönen (Sohn Kaiser Maximilians), erbte 1504 Kastilien; Mutter Karls V. u. Ferdinands I.: 60.

Johanna d'Albret, 1528—72, Tochter und Erbin Heinrichs II. von Navarra u. Béarn, Gemahlin Antons von Bourbon, Mutter Heinrichs IV. von Frankreich: 271, 274, Abb. S. 274.

Johanniter, geistlicher Ritterorden, zur Unterstützung der Palästina-Pilger und zur Bekämpfung der Ungläubigen nach Johannes dem Barmherzigen (606—16 Patriarch von Alexandrien) benannt, gegründet um 1118 im Zusammenhang mit den Kreuzzügen: 522, 524, 534 f., 540, Abb. S. 535.

Joyeuse, Anne Herzog von, franz. Admiral, †. 1587 bei Coutras: Abb. S. 279.

Juan d'Austria, Don, 1547 bis 1578, natürlicher Sohn Karls V. und der Barbara Blomberg (1527—97), siegte 1571 bei Lepanto, 1576 Statthalter der Niederlande: 282, 546.

Jülich-Kleve-Berg, ehemal. Herzogtum am Niederrhein entstanden durch die Vereinigung des Herzogtums Jülich samt Geldern u. Berg mit Kleve; 1609 kam es infolge des Aussterbens des Herzoghauses zum Jülich-Kleveschen Erbfolgestreit: 175, 180, 183, 350, 492.

Jülich-Klevescher-Erbfolgestreit, entstanden durch das Aussterben des Kleveschen Herzoghauses (1609); Erbansprüche hatten neben Baden u. Kursachsen vor allem Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg. Durch den Vertrag von Xanten (1614) erhielt Brandenburg: Kleve Mark u. Ravensberg; Pfalz-Neuburg: Jülich u. Berg: 403.

Julius, 1528—89, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel (seit 1568), Sohn und Nachfolger Heinrichs des Jüngeren, führte die Reformation ein, gründete die Universität Helmstedt: 324, 382.

Julius II. (della Rovere), 1443 bis 1513, Papst seit 1503, in erster Linie Feldherr und Politiker, unter ihm Eröffnung des 5. Laterankonzils (1512): XXVI, 5, 8, 112, 116, 118, Abb. S. 4.

Julius III. (del Monte), 1487 bis 1555, Papst 1550—1555: 198, 201, 207.

Julius Echter von Mespelbronn, 1545—1619, Bischof von Würzburg (seit 1573), Begründer der Würzburger Universität, Förderer der Gegenreformation: 343 f.

Jung-Stilling (Johann Heinrich Jung), 1740—1817, Arzt, Nationalökonom und Schriftsteller: 110.

Jütland, Halbinsel, zu Dänemark gehörig: 419, 423, 490.

K

Kaaba, Hauptheiligtum des Islam in Mekka: 539.

Kabbala, „Überlieferung", jüdisches religionsphilosophisches System aus dem Mittelalter: 165.

Kaffa (Feodosia), Hafenstadt in der Krim, ehem. genuesische Handelsniederlassung, 1474 russisch: 532.

Kahlenberg, Berg im Wiener Wald: 550.

Kaichosrev II., Sultan der Rum-Seldschuken in der Mitte des 13. Jh.: 518.

Kairo, Hauptstadt Ägyptens, 1260—1517 Sitz der Kalifen, 1517 türkisch: 530, 535, 539.

Kaisarije (Cäsarea), Stadt in Kleinasien: 518.

Kajy, Sippe des türkischen Oghuzenstammes: 518.

Kalabrien, die südwestliche Halbinsel Italiens, ehem. zum Königreich Neapel gehörig: 540.

Kalmarische Union, die Vereinigung Schwedens, Norwegens u. Dänemarks durch

Königin Margarete von Dänemark-Norwegen (1397); bestand bis 1523, wo sich Schweden wieder selbständig machte: 168, 429.

Kamenice, Stadt in der Ukraine, ehem. Hauptstadt Podoliens, 1795 russisch: 550, 552.

Kammin, Stadt u. ehemaliges reichsunmittelbares exemtes Bistum in Pommern; 1545 evang., dadurch in Abhängigkeit von Pommern (seit 1556), 1648 brandenburgisch: 463.

Kanada, englisches Dominium in Nordamerika, bis 1763 frz.: 312.

Kandia, Stadt und Festung auf Kreta, 1669 von den Türken erobert: 549.

Kanea, Hauptstadt Kretas, 1645 von den Türken erobert: 548.

Kansu, Provinz im nordwestl. China: 515, 539.

Kappadokien, Landschaft im Osten Kleinasiens: 518.

Kappel, Dorf im schweizerischen Kanton Zürich: 158.

Kapuziner, Bettelorden, Abzweigung der Franziskaner, 1527 von Matteo de Bani gegründet: 331.

Karaburun, Halbinsel Kleinasiens gegenüber der Insel Chios: 526.

Kara Chalil, türkischer „Heeresrichter" unter Sultan Orchan: 520.

Kara Mustafa, Großwesir unter Sultan Ibrahim (1640 bis 1648): 548.

Kara Mustafa, † 1683, türk. Großwesir (seit 1676), leitete 1683 die Belagerung Wiens: 550.

Kardis, Stadt in Estland. — Friede (1661): 492.

Karelien, Landschaft an der finnisch-russ. Grenze, 1617 bis 1721 schwedisch: 429.

Karl der Große, 742—814, fränkischer König (768), Sohn und Nachfolger Pipins des Kleinen, unterwarf Langobarden und Sachsen, 800 Kaiser: 55, 61, 142, 210.

Karl IV., 1316—1378, Kurfürst von Böhmen u. deutscher König (1346), Gegenkönig Ludwigs des Baiern, 1355 zum Kaiser gekrönt, erließ 1356 das Reichsgrundgesetz der „Goldenen Bulle", begründete 1348 in Prag die erste deutsche Universität: 194.

Karl V., * Gent 24. Februar 1500, † Kloster San Juste (Spanien) 21. September 1558, Sohn Philipp des Schönen von Österreich u. Johannas der Wahnsinnigen von Spanien, erbte 1516 als Enkel Ferdinands des Kathol. u. der Isabella Spanien mit seinen Kolonien, 1519 als Enkel Maximilians u. der Maria von Burgund Österreich u. das burgundische Reich. 1519 König, 1520 Krönung in Aachen, 1530 Kaiserkrönung in Bologna, 1555 Verzicht auf Regierung in den Niederlanden, 1556 in Spanien, Neapel u. Deutschland, seit 1557 im Kloster San Juste in Spanien: XXIV f., 53—64, 70—84, 97, 99 f., 106, 111 bis 120, 122, 124, 126 f., 135 f., 138, 141—158, 160 ff., 170 bis 176, 178, 180—204, 206 ff., 210 ff., 214, 227 f., 230, 233 f., 239, 263 f., 267, 319—322, 338, 390, 392, 397 f., 400, 422, 540, 546, Abb. S. 61, 121, 143, 149, 151, 173, 191, 205, Tafel S. 72, 120.

Karl der Kühne, 1433—77, letzter Herzog von Burgund (seit 1467), Sohn und Erbe Philipps des Guten, erstrebte Königskrone und Eroberung Lothringens, fiel bei der Belagerung Nanzigs, seine Tochter u. Erbin Maria heiratete Kaiser Maximilian: XXIV, 115, 118, 214.

Karl I., 1600—49, König von England (seit 1625), Sohn und Nachfolger Jakobs I., vermählt mit Henriette Maria, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, erstrebte absolute Herrschaft u. kam dadurch in Konflikt mit dem Parlament u. mit Schottland, 1647—49 gefangen, hingerichtet: 414, 474—480, 484, 504, Abb. S. 475.

Karl II., 1630—85, König von England (seit 1660), Sohn Karls I., z. Z. der Thronkämpfe in Frankreich u. Holland, 1650 u. 1651 vergebliche Versuche zur Eroberung Englands; begünstigte den Katholizismus: 480 ff., 484.

Karl VIII. von Frankreich, 1470—98, König von Frankreich (1483), Sohn u. Nachfolger Ludwigs XI., unternahm 1494 Zug nach Italien, letzter Herrscher der älteren Linie des Hauses Valois: 60, 111, 535.

Karl IX. von Frankreich, 1550 bis 1574, König von Frankreich (seit 1560), Sohn Heinrichs II. und der Katharina von Medici: 260, 274 f., Abb. S. 275.

Karl IV. (III.) von Lothringen, 1604—75, Herzog von Lothringen 1625—34 u. 1659—70, kämpfte im Dreißigjährigen Krieg und später im Dienste des Kaisers gegen Schweden u. Frankreich: 449, 453, 466, 468, 472, 487.

Karl V. (IV.) Leopold, 1643 bis 1690, seit 1675 Herzog von Lothringen, Neffe und Nachf. d. V., kaiserl. Feldherr in den Türken- und Franzosenkriegen: 550.

Karl IX. von Schweden, 1550 bis 1611, König von Schweden (seit 1604), 1592 Regent und 1596 Reichsverweser, jüngster Sohn Gustavs I. Wasa († 1560): 299, 429 f.

Karl X., Gustav von Schweden, 1622—1660, König von Schweden (seit 1654), Sohn Johann Kasimirs von Pfalz-Zweibrücken und der Katharina († 1652), Schwester Gustav Adolfs v. Schweden: 488 bis 492.

Karl II. von Spanien, 1661 bis 1700, König von Spanien (seit 1665), Sohn Philipps IV. und Maria Annas von Österreich, mit ihm starben die spanischen Habsburger in männlicher Linie aus: 486.

Karl, † 1590, Herzog von Steiermark (1564), Sohn Ferdinands I. u. Vater Ferdinands II.: 345 f., Abb. S. 325.

Karl von Bourbon, Connétable, 1490—1527, franz. Kronvasall, 1515 franz. Statthalter in Mailand, schloß sich 1523 an Karl V. an und wurde kaiserl. Feldherr: 112 ff., 118 ff., 258.

Karlowitz, Stadt in Kroatien, bis 1918 ungarisch. — Friede (1699): 552.

Karlstadt (Andreas Rudolf Bodenstein), 1480—1541, genannt nach seinem Geburtsort Karlstadt (Unterfranken), Anhänger der Reformation und Schwarmgeist, Prof. in Wittenberg, seit 1528 in der Schweiz, 1534 Professor in Basel: 19, 46, 65, 92 ff., 104, 106, 128, 161, 169.

Kärnten, ehemaliges österr. Kronland und Herzogtum, 1276 im Besitz der Grafen von Görz (Tirol), 1335 habsburgisch: 345, 392, 404.

Karsthans, Spottname der Bauern z. Z. der Reformation; Titel einer Flugschrift: 90, Abb. S. 101.

Kasimir, 1481—1527, Markgraf von Kulmbach-Baireuth (seit 1515), Anhänger der Reformation, kaiserl. Feldherr, Vater des Albrecht Alcibiades: 121 f., 127, 130, 138, 204.

Kastilien, Landschaft, ehemaliges Königreich in Spanien: 71 f., 145, 153, 228, 242, 244, 248, 250, 252, 254, 299, 455.

Kastriota, Georg, s. Skanderbeg.

Katalonien, Landschaft an der Nordostküste Spaniens, Teil Aragoniens: 71, 244, 435, 458, 471, 473, 486, 519.

Katharina von Aragonien, 1485 bis 1536, Tochter Ferdinands und Isabellas von Spanien, 1502 vermählt mit dem nachmaligen König Heinrich VIII., 1533 geschieden, Mutter der Königin Maria von England: 157.

Katharina von Medici, 1519 bis 1589, Tochter Lorenzo Medicis, Herzogs von Urbino, 1533 Gemahlin Heinrichs II. von Frankreich: 176, 254, 260 f., 270 f., 274 ff., 278, 294, Abb. S. 251, 255, 279.

Kaukasus, Gebirge zwischen Kaspischem und Asowschem Meer: 537, 546, 548.

Kempten, Stadt im bair. Allgäu, bis 1803 Reichsstadt, mit reichsunmittelbarer Abtei: 162, 340, 394.

Kepler, Johannes, 1571—1630, Astronom und Entdecker der Gesetze der Planetenbewegung, stand im Dienste der Habsburger: 327, 361, 507 f.

Keßler, Johann, 1502—1574, Schüler Melanchthons, Reformator St. Gallens, Chronist: 94.

Kettenbach, Heinrich von, evang. Volksprediger: 88, 90.

Khlesl, Melchior, 1552—1630, österr. Staatsmann, Konvertit, 1598 Bischof von Wien, 1615 Kardinal, scharfer Gegner der Protestanten: 346, 394, Abb. S. 345.

Kiew, Stadt in der Ukraine, 1320 litauisch, 1569 polnisch, 1667 russisch: 550.

Kilian, Wolfgang, 1581—1662, Augsburger Stecher: Abb. S. 418, 419, 425.

Kilikien, Landschaft im SO Kleinasiens und an der Nordgrenze Syriens: 522, 539.

Kirchenordnungen, evang.: 129 f., 132, 161 f., 169, 175, 182, 200, 376, Abb. S. 376, 377.

Kirchenstaat, das bis 1870 bestehende Herrschaftsgebiet der Päpste mit der Hauptstadt Rom: 5, 111 f., 120, 142 f., 192, 425 f.

Kircher, Balthasar, † nach 1598, Baumeister in Braunschweig: Abb. S. 372.

Kirgisen, türkisches Volk im Norden und Nordosten des Kaspischen Meeres: 515.

Kirman, seldschukisches Sultanat an der Nordküste des Golfes von Oman an der Grenze von Belutschistan: 516.

Kleinasien s. Anatolien.

Klemens V., Papst 1305—14, Franzose, verlegte 1309 die päpstliche Residenz von Rom nach Avignon: 142.

Klemens VII. (Giulio von Medici), †1534, Papst 1523 bis 1534: 116, 118 ff., 126 f., 136, 142 ff., 150, 154, 157, 160 f., 170, 175, Abb. S. 143.

Kleve, ehemaliges Herzogtum, kam 1417 an die Grafen von Mark, 1511 mit Jülich-Berg vereinigt: 5, 25, 168, 180, 350, 466.

Knox, John, 1505—1572, Reformator Schottlands, gab eine engl. Bibelübersetzung heraus, bekämpfte Maria Stuart: 288.

Koblenz, Stadt an der Mündung der Mosel in den Rhein, bis 1803 kurtrierisch: 452.

Koburg: Stadt im bair. Reg.-Bez. Oberfranken, ehemals hennebergisch, 1353 wettinisch, 1465 ernestinisch: 148 f.

Koeck van Aelst, Pieter, 1502 bis 1550, niederl. Maler und Holzschneider: Abb. S. 545.

Köln, ehemalige Hanse- und Reichsstadt sowie Kurerzbistum (bis 1803), 1583—1761 dauernd in wittelsbachischer Hand: 54, 65, 73, 75, 152, 168, 175, 183 f., 187 f., 190, 291, 324, 332 f., 341, 345, 349—355, 358, 368, 390, 453, 468, 495.

Kölnischer Krieg (1583 bis 1586): 349, 353 ff., 390.

Komanen (Kumanen), türkischer Volksstamm in Ungarn: 515.

Komnenen, byzantinische Dynastie 1081—1185: 528, 532.

Komorn, Stadt u. ehemalige Festung in der Slowakei, 1594 und 1663 von den Türken belagert: 547.

Konfutation, Gegenschrift der Katholiken gegen die Augsburger Konfession auf dem Augsburger Reichstag (1530): 148.

Konia, Stadt im SW Kleinasiens und seldschukisches Sultanat im 13. Jh.: 516, 518, 535, Abb. S. 515, 517.

Königsberg i. Pr., Hauptstadt Ostpreußens, 1457 Residenz der Hochmeister des Deutschen Ordens und späteren Herzöge von Preußen, seit 1701 preuß. Krönungsstadt: 358, Abb. S. 493.

Königsberger Vertrag (1656): 489.

Konkordienformel (Torgauer Buch), Zusammenstellung der dogmatischen Grundsätze und Lehren des strengen Luthertums, auf die man die nord- und süddeutschen luther. Stände zu einigen versuchte (1577/80), nicht allgemein anerkannt: 327.

Konstantin der Große, 286/87 bis 337, 325 Kaiser und Alleinherrscher, erhob das Christentum zur Staatsreligion (324), berief das Konzil von Nicaea (325), machte 330 Byzanz (Konstantinopel) zur neuen Hauptstadt des Römischen Reiches: 3, 142.

Konstantin XI., †1453, letzter byzantin. Kaiser (seit 1448), gefallen bei der Eroberung Konstantinopels: 528.

Konstantinopel, Hauptstadt des Byzantinischen Reiches und von 1453—1920 der Türkei: 120, 518 f., 522 ff., 527—532, 540, 542, 547 ff., Abb. S. 529, 533, 534, 538, 539, 549, 551, 552.

Konstanz, Stadt in Baden, 1192—1548 Reichsstadt, 1548 bis 1805 österr.: 3, 102, 134 f., 138, 149, 156, 158, 355, 440.

Konstanzer Konzil, 1414 bis 1418, beseitigte das Schisma, verurteilte Hus und erstrebte Unterstellung des Papsttums unter das Konzil: 3, 6, 36, 51, 70.

Kopenhagen, Hauptstadt Dänemarks, seit 1445 dauernd Residenz der dänischen Könige; Universität 1479, 1658 und 1659 von Schweden belagert: 161, 169, 490, 492.

Kopernikus, Nikolaus, 1473 bis 1543, deutscher Astronom und Humanist, aus Thorn gebürtig, lebte längere Zeit in Italien, erkannte, daß die Sonne der Mittelpunkt des Planetensystems sei und stellte damit das nach ihm benannte Weltsystem auf: 507, Abb. S. 166.

Köprülü, Ahmed, 1633—76, seit 1661 Großwesir, Sohn u. Nachfolger Mehmeds: 549 f., 552.

Köprülü, Mehmed, 1596 bis 1661, seit 1656 Großwesir: 549.

Köprülü, Mustafa, † 1691, seit 1689 Großwesir, Bruder Ahmeds: 552.

Koran, „Verkündigung", heil. Buch der Mohamedaner, 634 erschienen, enthält Glaubens- u. Sittenlehre, Kultusvorschriften u. Rechtsgrundsätze des Islams: 513.

Korinth, Stadt in Griechenland, 1459 türk., 1699—1715 venezianisch: 537, 546.

Kosaken, „leichte Reiter", militärisch organisierte Völker tatarischer Herkunft zwischen Dnjepr u. Ural: 488 f., 548, 550.

Kowno (Kauen, Kaunas), Hauptstadt Litauens, bis 1795 polnisch: 489.

Krain, seit 1282 habsburgisches Kronland: 345, 404.

Krakau, Stadt in Polen, 1320 bis 1609 Residenz der poln. Könige, dann noch Krönungsstadt: 489 f.

Kraus, Johann Ulrich, 1655 bis 1719, Augsburger Stecher: Abb. S. 373.

Krell, Hans, † 1586, Porträtist in Leipzig: Abb. S. 378, 379.

Krems, Stadt in Österreich an der Donau: 458, Abb. S. 457.

Kreta, Insel im Mittelmeer, ehemals zum oströmischen Reich gehörig, 823—961 arabisch, 961—1204 wieder byzantinisch, 1212 venezianisch, 1699 nach 15jährigem Kampf türkisch: 247, 492, 548 ff.

Krim, südruss. Halbinsel, im 13. Jahrh. tatarisch, seit 1475 von der Türkei abhängig, 1783 russisch: 532, 534, 537, 548, 550.

Kroatien, seit dem 11. Jahrh. von Ungarn erobert, im 16. Jh. von Türken besetzt, dann zeitweise österr. Kronland, meist bei Ungarn, 1868 autonom: 522, 542, 552.

Kronberg, Hartmut von, † 1549, Verwandter u. Freund Sickingens, Anhänger der Reformation: 90, 96 f.

Kryptocalvinisten, dem Calvinismus zuneigende Lutheraner, besonders in Kursachsen, suchten Verständigung zwischen Lutheranern u. Reformierten herbeizuführen; 1574 und endgültig 1592 unterdrückt: 326.

Kuenlün, chines. Gebirge: 514.

Kulmbach, Stadt in Franken u. ehemalige Markgrafschaft in hohenzollerschen Besitz, 1398 bis 1603 Residenz: 138 f., 150, 200.

Kültegin, † 731, türk. Prinz und Feldherr: 514.

Kurie s. Papsttum.

Kurland, Landschaft im Baltikum, ehemals im Besitz des Deutschen Ordens, 1561 weltliches Herzogtum: 430, 491 f.

Kurpfalz s. Pfalz.

Kursachsen s. Sachsen.

Kuschewatz, Stadt in Südslawien, ehem. Sitz der serb. Könige. Schlacht (1456): 531.

Küstrin, Stadt an der Oder, Hauptstadt des 1535—1571 bestehenden hohenzollernschen Teilfürstentums, das die Neumark umfaßte: 186, 197, 200.

Kutakia, Stadt in Kleinasien: 544.

L

Labiau, Stadt in Ostpreußen. — Vertrag (1656): 489.

La Coruña s. Coruña.

Ladislaus IV. (Wladislaw), 1595—1648, König von Polen (seit 1632), Sohn und Nachfolger Sigismunds III., 1610 zum Zaren von Rußland erwählt, konnte sich aber als solcher nicht durchsetzen: 488.

Lainez, Jakob (Diego), 1512 bis 1565, span. Geistlicher, Mitbegründer und General (1556) des Jesuitenordens: 230, 340.

Lampe, Hans, † 1604, Baumeister in Braunschweig: Abb. S. 372.

Landau, Stadt in der bairischen Pfalz, ehemalige Reichsstadt, 1648 frz.: 97.

Landeskirchen, evangelische: XXVI, 123, 127, 130, 132, 138 f., 146, 161 f., 165, 169, 175, 215, 376.

Landsberger Bund, 1556 in Landsberg am Lech (Oberbaiern) zwischen Ferdinand I. u. mehreren katholischen Ständen geschlossenes Bündnis zur Abwehr etwaiger protestant. Angriffe: 348.

Landstuhl, Burg in der bair. Pfalz, seit 1507 im Besitze Sickingens: 98.

Lang, Johann, 1488—1548, Freund Luthers, Professor an der Universität Wittenberg: 19, 88.

Lang von Wellenburg, Matthäus, 1468—1540, Staatsmann und Berater Kaiser Maximilians, Kardinal (1513) und Erzbischof von Salzburg (1519): 104.

Langes Parlament in England, tagte 1640—48, dann als Rumpfparlament, 1653 aufgelöst, 1659 wieder berufen, löste sich 1660 selbst auf: 476 f., 479 ff., 484.

Languedoc, Landschaft und ehemalige Prov. in Südfrankreich: 254, 278.

Lannoy, Karl von, um 1470 bis 1527, flandrischer Adliger, 1522 span. Vizekönig von Neapel: 113 f., 116.

La Rochelle, Stadt im Dep. Charente-Inférieure, bis 1628 Sicherheitsplatz der Hugenotten, von Richelieu unterworfen: 271, 276, 422, Abb. S. 423.

Las Casas, Fray Bartolomé de, 1474—1560, span. Bischof, setzte sich für eine menschliche Behandlung der Indianer ein, befürwortete Einführung von Negersklaven: 214.

Lateinisches Kaisertum (1204 bis 1261), die nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer begründete Herrschaft des Abendlandes über das byzantinische Reich: 518.

Laterankonzil, viertes (1215), unter Innozenz III. im Lateran abgehaltenes Konzil, dessen Beschlüsse Reformen der Kirche, Verkündigung des Dogmas der Transsubstantiation, Ohrenbeichte und Rückeroberung des Heiligen Landes betrafen: 4, 178.

Laterankonzil, fünftes (1512 bis 1517), unter Julius II. eröffnet, beschäftigte sich mit Abschaffung kirchlicher Mißstände: 3 ff.

Laud, William, 1573—1645, Erzbischof von Canterbury (1633), Vorkämpfer des Anglikanismus und Absolutismus, hingerichtet: 475, 477, 479.

Lausitz, historische Landschaft in Mitteldeutschland zwischen Elbe und Oder, ehemals in wettinischem (bis 1303), brandenburgischem (bis 1368/70) u. böhmischem Besitz, 1467—1490 ungarisch, 1635 kursächsisch: 406, 408, 411, 442, 463.

Lautensack, Hans Sebald, um 1524—63, Maler und Stecher in Wien: Abb. S. 321.

Lazar, Stephan, 1367—1389, Fürst der Serben, nach der Niederlage auf dem Amselfelde von den Türken hingerichtet: 522.

Lazariden, serbisches Herrschergeschlecht im 14. Jh.: 531.

Lebrun, Charles, 1619—90, frz. Maler: 506, Abb. S. 487.

Lech, rechter Nebenfluß der Donau: 190, 437.

Leibniz, Gottfried Wilhelm, Freiherr von, 1646—1716, deutscher Philosoph, Mathematiker und Staatsmann: 550.

Leicester, Robert Dudley, Graf von, 1532/33—1588, Günstling der Königin Elisabeth von England, kämpfte 1585—87 in den Niederlanden, 1586 Generalstatthalter: 287, 290, 294, 303, Abb. S. 289.

Leiden, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, 1574 von Spaniern vergeblich belagert, erhielt 1575 Universität: 266, 281 f., 308, 507.

Leipzig, Stadt in Sachsen, mit Universität, begründet 1409 von aus Prag abgewanderten Studenten und Magistern: 70, 358, 389, 434, 455, Abb. S. 381, Tafel S. 456.

Leipziger Disputation (1519): 12, 51, 64, 66.

Leisniger Kastenordnung (1523), unter Mitwirkung Luthers versuchte Regelung des neuen evang. Gottesdienstes in der sächsischen Stadt Leisnig: 129.

Leiva, Antonio de, um 1480 bis 1536, span. Feldherr Karls V.: 113.

Lennox s. Darnley.

Leo X. (Giovanni de Medici), 1475—1521, Papst seit 1513, Sohn Lorenzos des Prächtigen: 5, 8, 10, 47 f., 53, 57 ff., 66, 72 f., 76, 83, 86, 111, 362, Abb. S. 5.

Leopold I., 1640—1705, deutscher Kaiser (seit 1658), Sohn u. Nachfolger Ferdinands III.: 494 f., 550, Abb. S. 496.

Leopold Wilhelm, 1614 bis 1662, Bischof von Passau, Straßburg, Halberstadt, Olmütz und Breslau, 1642 Hoch- und Deutschmeister, kaiserlicher Feldherr im Dreißigjährigen Krieg und Generalgouverneur der spanischen Niederlande (1646—1656): 425.

Lepanto (Naupaktos), Hafenstadt in Griechenland am Golf von Korinth. — Seeschlacht (1571): 242, 537, 546, 552.

Leu, Hans d. Ä., um 1460 bis 1507, Maler in Zürich: Abb. S. 131.

Levellers, politisch und religiös radikale Sekte in England zur Zeit Cromwells, sonderte sich von den Independenten ab: 479 f.

Libanon, Gebirge in Syrien: 547.

Lichtenberger, Johann („Claromontanus"), elsäss. Astrolog des 15. Jahrh.: Tafel S. 32.

Liga, katholische (1609), Bündnis kath. Fürsten gegen die protestant. Union unter Führung Maximilians von Baiern: 390, 394, 403, 406 ff., 410, 415, 424, 426, 434.

Ligue, kath., in Frankreich (1576), unter Führung der Guisen gegen die Hugenotten, bestand bis 1594: 278, 280, 293 f., 298 f., 310 f.

Limnäus, Johann, 1592—1665, deutscher Staatsrechtler: 464.

Lindau im Bodensee, Stadt im bair. Schwaben, bis 1803 Reichsstadt: 149.

Linz, Hauptstadt Oberösterreichs an der Donau: 550.

Lionardo da Vinci, 1452 bis 1519, italien. Maler, Bildhauer, Baumeister, Ingenieur, Naturwissenschaftler und Erfinder: 507.

Litauen, baltischer Staat, ehemaliges Großfürstentum, seit 1386 mit Polen vereint: 429, 488.

Livland, historische Landschaft im Baltikum, seit dem 13. Jh. zum Gebiet des Schwertbrüderordens gehörig, 1561 polnisch, 1629 schwedisch: 167, 430, 492.

Lochau (Annaburg), Schloß der ernestinischen Kurfürsten bei Torgau. — Bündnis (1551): 200.

Loire, größter Fluß Frankreichs: 254, 261.

Lombardei, histor. Landschaft in der norditalien. Tiefebene, benannt nach den Langobarden, mit Mailand als Hauptstadt: 113, 119.

London, Hauptstadt Englands und Großbritanniens: 116, 290, 293, 302, 477 ff., 484, Abb. S. 476, 477, 479.

Lope de Vega Carpio, Felix, 1562—1635, span. Dramatiker: 248, 502.

Lorichs, Melchior, um 1527 bis 1586, Maler, Stecher und Holzschneider, in Nürnberg, Wien, Konstantinopel und Kopenhagen tätig: Abb. S. 539, 547.

Lossius, E., Zeichner um die Wende des 18. Jahrh.: Abb. S. 16.

Lothringen, ehemaliges Herzogtum des alten Deutschen Reiches, 1633—1661 u. 1670 bis 1697 von Frankreich besetzt: 144, 256, 401, 422, 438, 443, 449, 452 f., 456, 460—463, 466, 472, 487, 550.

Lotzer, Sebastian, * 1490, Führ. im Bauernkrieg, verschollen: 102.

Löwen, Stadt in der belgischen Provinz Brabant, ehemalige Residenz der Herzöge von Brabant, Universität seit 1426: 74, 86, 184, 264.

Loyola, Ignatius von (Inigo Lopez de Recalde), 1491—1556, zuerst im span. Heeresdienst, 1521 verwundet, 1523 Pilgerreise nach Jerusalem, 1524 bis 1528 Studium der Philosophie und Theologie an spanischen Universitäten und in Paris, 1537 Priesterweihe und Begründung des Jesuitenordens in Venedig, seit 1541 General des Ordens in Rom, 1622 heiliggesprochen: 219 f., 230 ff., 241, 247, Abb. S. 233, Tafel S. 232.

Lübeck, Freie u. Hansestadt an der Ostsee, Vorort der Hanse: 158, 161, 168 f., 358, 368, 423.

Lübecker Friede (1629): 392, 423 f., 429.

Lublin, Stadt in Polen, ehemals bedeutendes Handelszentrum; 1568—69 wurde hier die Vereinigung Polens und Litauens beschlossen: 489.

Lucca, Stadt in Mittelitalien, 1327—69 Herzogtum, seit 1369 reichsunmittelbare Stadt und Republik: 170.

Ludwig der Baier, 1287 bis 1347, Herzog von Baiern, deutscher König (seit 1314), 1328 Kaiser, erwarb große Hausmacht und stand im Kampf gegen das Papsttum: 126, 208.

Ludwig XI., 1423—1483, König von Frankreich (seit 1461), Sohn u. Nachfolger Karls VII.: Abb. S. 529.

Ludwig XII., 1462—1515, König von Frankreich (seit 1498), aus der Linie Valois-Orleans, vermählt mit Anna, der Erbin der Bretagne, Nachfolger Karls VIII.: 112.

Ludwig XIII., 1601—43, König von Frankreich (seit 1610), Sohn und Nachfolger Heinrichs IV., bis 1617 unter Vormundschaft seiner Mutter Maria von Medici, vermählt mit Anna, Tochter Philipps III. von Spanien: 443 f., 446, 455, 457, 471, 475, 480, Abb. S. 447.

Ludwig XIV., 1638—1715, König von Frankreich (seit 1643), Sohn Ludwigs XIII. und Annas von Österreich, vermählt 1660 mit Maria Theresia, Tochter Philipps IV. von Spanien, Vollender des Absolutismus in Frankreich: 402, 448, 464, 471 ff., 486 f., 492, 494, 550, Abb. S. 487, Tafel S. 472.

Ludwig von Nassau-Oranien, 1538—74, Bruder Wilhelms von Oranien, kämpfte in den Niederlanden gegen die Spanier; gefallen in der Schlacht auf der Mooker Heide: 271 f., 274 f.

Ludwig V., Kurfürst von der Pfalz, 1508—44, Sohn und Nachfolger Philipps: 76.

Ludwig VI., † 1583, Kurfürst von der Pfalz (seit 1576), Sohn und Nachfolger Friedrichs III., war Lutheraner: 352 f.

Ludwig II., 1506—26, König von Ungarn und Böhmen (seit 1516), Sohn und Nachfolger Wladislaws II., vermählt mit Maria, Schwester Karls V.: 126, 154, 540.

Ludwig Wilhelm, 1655—1707, Markgraf von Baden (seit 1677), kaiserl. Feldherr in den Türkenkriegen u. Reichsfeldmarschall: 552.

Ludwig von Avila, Leibarzt Karls V.: Abb. S. 164.

Luise von Lothringen (de Vaudemont), seit 1575 Gemahlin Heinrichs III. von Frankreich: Abb. S. 279.

Luise von Savoyen, 1476 bis 1531, Gemahlin Karls von Orleans und Mutter Franz' I. von Frankreich, war mehrmals Regentin: 115.

Lüneburg s. Braunschweig-Lüneburg.

Luther, Martin, *Eisleben 10. Nov. 1483, † das. 18. Februar 1546, Sohn des Bergmanns Hans Luther († 1530) und der Margarete Ziegler († 1531), Schulunterricht in Mansfeld, Magdeburg (1497) und Eisenach (1498), 1501 Student in Erfurt, 1505 Magister u. Eintritt ins Augustinereremitenkloster Erfurt, 1507 Priesterweihe, 1508 in Wittenberg, 1511 Romfahrt, 1512 Doktor und Vorlesungen an der Universität, 1517 Thesenanschlag, 1518 Augsburger Verhör, 1519 Leipziger Disputation, 1520 Reformationsschriften und Verbrennung der Bannbulle, 1521 vor dem Wormser Reichstag, 1521—22 auf der Wartburg, Bibelübersetzung, 1522 Rückkehr nach Wittenberg, 1525 Stellungnahme gegen die Bauern und Vermählung mit Katharina von Bora, 1529 Katechismus, 1529 Religionsgespräch zu Marburg: XXI—XXV, 8, 12—21, 42, 44—53, 64—70, 72—84, 86, 88—97, 99 f., 102, 106, 120, 123, 129 f., 132, 135, 138—141, 146—149, 156 f., 160 f., 163, 169, 175—178, 180, 182, 187, 209—212, 214 ff., 220, 222 ff., 226, 228, 230, 232 f., 254, 326 f., 330, 334, 356 f., 361, Abb. S. 18, 50, 64, 65, 68, 79, 81, 93, 133, 137, 179, 328, Tafel S. 72, 80, 88, 160, 184.

Lutter am Barenberg, Dorf in Braunschweig. — Schlacht (1626): 418.

Lüttich, Stadt in Belgien und bis 1794 reichsunmittelbares Bistum: 74, 351, 468.

Lützen, Stadt in der preuß. Prov. Sachsen bei Leipzig. — Schlacht (1632): 438, 440.

Luzern, Stadt und Kanton in der Schweiz, trat 1332 der Eidgenossenschaft bei; im 16. u. 17. Jh. Mittelpunkt der schweiz. Gegenreformation: 355.

Lyon, Hauptstadt des franz. Dep. Rhone, im frühen Mittelalter mit Burgund zum Deutschen Reich gehörig, kam Anfang des 14. Jh. an Frankreich: 115, 298.

M

Maas, Fluß im heutigen Frankreich, Belgien und Holland, dessen Oberlauf im Mittelalter die Grenze zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich bildete: 23, 97, 184, 262, 272, 309.

Maastricht, Hauptstadt der niederländ. Provinz Limburg, 1530 habsburgisch, seit 1648 zu den Vereinigten Niederlanden gehörig: 71, 438.

Machiavelli, Niccolo di Bernardo dei, 1469—1527, ital. Staatsmann und Historiker („Il Principe"): 111 f., 116 f., 119, 172, 236.

Madrid, seit Karl V. Hauptstadt Spaniens: 113, 268, 298, 303, 348, 401, 406 f., 449, 453.

Madrider Friede (1526): 118, 143, 171, 193.

Madruzzo, Cristoforo, 1512 bis 1578, Kardinal und Staatsmann im Dienste Karls V.: 196.

Magdeburg, Hauptstadt der preuß. Prov. Sachsen und des ehemaligen Erzbistums Magdeburg, 1524 evangelisch, 1680 brandenburgisch: 15, 20, 91, 122 f., 156, 161, 167, 186, 191, 197, 200, 418, 425, 434, 463, Abb. S. 436, 437.

Magdeburger Zenturiatoren, Verfasser der ersten Kirchengeschichte von protestantischem Standpunkt, Hauptbearbeiter M. Flacius, 1552 erschienen: 357.

Magna Charta (Libertatum), Grundlegende engl. Verfassungsurkunde, 1215 dem König Johann ohne Land von Geistlichkeit und Adel abgezwungen, bestätigte die alten Rechte und Freiheiten der Stände: 476.

Mahmud II., 1785—1839, türk. Sultan (1808—39) u. Nachfolger Mustafas IV., Sohn Abdul Hamids I.: 544.

Mähren, historische Landschaft und ehemalige Markgrafschaft im SO Böhmens, seit dem frühen Mittelalter mit diesem vereinigt, 1478—90 bei Ungarn: 128, 166, 190, 347, 401, 406, 455, 458.

Mährische Brüder, aus der hussitischen Bewegung hervorgegangene christliche Sekte: 166.

Mailand, Hauptstadt der Lombardei u. ehemaliges Herzogtum (seit 1395), im Mittelalter Vorort des Lombard. Städtebundes, seit Ende des 13. Jh. unter der Herrschaft der Visconti, seit 1450 unter der der Sforza, 1500—12 u. 1515 bis 1521 in frz. Besitz, 1521—35 nochmals von den Sforza beherrscht, seitdem habsburgisch; 1556 spanisch: XXIV, 10, 23, 53, 112 f., 116, 118 f., 170 ff., 182, 184, 192, 195, 214, 239, 401, 413, 448, 450, 452.

Main, rechter Nebenfluß des Rheins: 101.

Mainz, bis 1803 reichsunmittelbares Erzbistum u. Kurfürstentum; die Erzbischöfe von Mainz waren Kurerzkanzler des Deutschen Reiches und krönten die deutschen Könige: 12, 20, 35, 62, 64 f., 69, 73, 88, 121 f., 134 f., 160, 167, 184, 344 f., 349, 353, 358, 394, 462, 495.

Mainzer Reichstag (1517): 44.

Mair, Martin, 1420—81, Kanzler in Kurmainz (1455—59): 35.

Majestätsbrief (1609), die von Kaiser Rudolf II. verbriefte religiöse Duldung der Protestanten in Böhmen: 346, 404.

Makedonien, Landschaft der Balkanhalbinsel: 526.

Malatia, Stadt in Kleinasien: 518.

Maler, Hans, Porträtist, Anf. des 16. Jh. in Schwaz (Tirol) tätig: Abb. S. 127.

Malherbes, François de, 1555 bis 1628, frz. Dichter u. Jurist: 313 f., 506.

Mallery, Charles de (Karel van), 1571 bis nach 1635, Zeichner und Stecher in Antwerpen und Paris: Abb. S. 231.

Malta, Mittelmeerinsel, ehemals in byzantinischem Besitz, 904—1090 arabisch, dann zu Sizilien gehörig, 1530 dem Johanniterorden übertragen, 1565 von Türken vergeblich belagert: 242, 540.

Malvenda, Thomas, 1566 bis 1628, kath. Theolog, Dominikaner: 186.

Mamluken, kriegsgefangene Sklaven, die in Persien und Ägypten als Leibwachen der Herrscher verwandt wurden u. die Macht an sich rissen, begründeten in Ägypten mehrere Dynastien (seit 1279): 515 f., 522, 530. 535, 539.

Mandschurei, Landschaft im nördlichen China, Stammland der Mandschu-Dynastie (1644 bis 911): 514.

Manichäismus, gnostische vom Christentum beeinflußte Sekte, von dem Perser Mani († 276) gestiftet: 514.

Mansfeld, ehemalige Grafschaft am Unterharz: 92, 156.

Mansfeld, Agnes Gräfin von, Gemahlin des Kölner Erzbischofs Gebhard von Truchseß (1583): 350 ff.

Mansfeld, Ernst von, 1580 bis 1626, protestantischer Feldherr des Dreißigjährigen Krieges: 410, 413 f., 418 f., Abb. S. 410.

Mantua, Stadt und Festung in der Lombardei u. ehemaliges Herzogtum, 1328—1627 unter der Herrschaft der Gonzaga, 1631—1708 unter den Gonzaga-Nevers: 160, 178, 422, 426, 448, 450.

Mantuanischer Erbfolgekrieg (1627—1631): 422, 448.

Manuel II., 1350—1425, byzantinischer Kaiser (seit 1391): 523.

Manuel, Rudolph, gen. Deutsch, 1525—1571, Maler und Holzschneider in Bern: Abb. S. 219.

Marannen, getaufte spanische Juden: 154.

Marburg, Stadt in Hessen-Nassau, ehemalige Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen, später zu Kurhessen gehörig, 1528 Universität: 138 f., 358.

Marburger Religionsgespräch (1529): 139 f., Abb. S. 140.

Marche, Olivier de la, 1426 bis 1501, Rat, Dichter und Geschichtsschreiber im Dienste Karls des Kühnen von Burgund: 214.

Margarete von Habsburg, 1480—1530, Tochter Kaiser Maximilians, vermählt mit dem Infanten Juan von Spanien († 1497) und Philibert II. von Savoyen († 1504), seit 1507 Statthalterin der Niederlande: 55 f., 60, 114, 152, 154, Abb S. 57.

Margarete von Lothringen (de Vaudemont), Schwägerin Heinrichs III. von Frankreich, 1581 mit dem Herzog von Joyeuse vermählt: Abb. S. 279.

Margarete von Parma, 1522 bis 1586, natürliche Tochter Karls V., vermählt mit Alessandro von Medici u. Ottavio Farnese von Parma, 1559 bis 1567 Statthalterin der Niederlande: 266 ff., Abb. S. 268.

Margarete von Valois, 1553 bis 1615, Tochter Heinrichs II. von Frankreich u. der Katharina von Medici, 1572 mit dem späteren König Heinrich IV. von Frankreich vermählt (Pariser Bluthochzeit), 1599 geschieden: 274, Abb. S. 279.

Margarete von der Saale, Nebenfrau Philipps von Hessen (seit 1540): 182.

Maria, † 1603, Gemahlin Maximilians II., Tochter Karls V.: 182.

Maria die Katholische, 1516 bis 1558, Königin von England (seit 1553) als Nachfolgerin ihres Stiefbruders Eduard VI., Tochter Heinrichs VIII. und Katharinas von Aragonien, vermählt mit Philipp II. von Spanien, unterdrückte gewaltsam die Reformation in England: 207, 286, 288 ff., 294.

Maria Stuart, 1542—1587, Königin von Schottland (seit 1542), Tochter Jakobs V. von Schottland und der Maria von Guise, vermählt: 1. 1558 mit Franz II. von Frankreich († 1561); 2. 1565 mit Lord Darnley († 1567), Sohn Jakob I.; 3. 1568 mit Graf Bothwell. — 1567 Thronverzicht, seit 1568 in England gefangen, hingerichtet: 270, 288 f., 294, 474, Abb. S. 291, 295.

Maria von Medici, 1573 bis 1642, Tochter Franz' I. von Toskana, 1600 vermählt mit Heinrich IV. von Frankreich, führte für Ludwig XIII. die Regentschaft, seit 1638 verbannt: 403, 443 f., Abb. S. 443.

Maria von Ungarn, 1505 bis 1558, Tochter Philipps des Schönen und Johannas der Wahnsinnigen, Schwester Karls V., 1522 mit Ludwig II. von Ungarn vermählt, Statthalterin der Niederlande 1530 bis 1554: 154, 188, 194.

Marie Eleonore, 1599—1655, Tochter Johann Sigismunds von Brandenburg, Gemahlin Gustav Adolfs von Schweden: 430.

Maria Theresia von Spanien, 1638—1683, Tochter Philipps IV. von Spanien, 1660 mit Ludwig XIV. von Frankreich vermählt: 486 f., Abb. S. 487.

Marienburg, Stadt in Ostpreußen, seit 1309 Sitz des Hochmeisters des Deutschen Ordens, 1466—1772 polnisch. — Bündnis zwischen Brandenburg und Schweden (1656): 489.

Marignano (Melegnano), Stadt in der ital. Prov. Mailand. — Schlacht (1515): 10, 112 f.

Maritza, Balkanfluß, der in das Ägäische Meer mündet: 522.

Mark, ehemalige Grafschaft in Westfalen, seit 1380 mit Kleve vereint: 350.

Marokko, franz. Schutzstaat, früher selbständiges Sultanat in Nordafrika: 513.

Marschall, Haug, gen. Zoller, Augsburger Agitator im Bauernkrieg: 102.

Marseille, franz. Hafenstadt am Mittelmeer, ehemals im Besitz der Herzöge von Anjou, 1481 franz. Kronbesitz: 113, 170, 312.

Marston-Moor, Ebene westlich der Stadt York in England. — Schlacht (1644): 478.

Martyr, Petrus (Vermigli), 1500—1562, ital. Augustiner, wurde protest. Prof. in Straßburg, Oxford und Zürich: 144.

Mathias, 1557—1619, deutscher Kaiser (seit 1612), Sohn Maximilians II., Nachfolger Rudolfs II., 1578—1581 Statthalter der span. Niederlande: 346, 394, 403 f., 406, Abb. S. 347.

Mathias Corvinus, 1443 bis 1490, König von Ungarn (seit 1458), Sohn Johann Hunyadis, eroberte 1485 Wien und erstrebte die deutsche Königskrone: 532.

Maulbronn, Stadt in Württemberg mit ehemaligem Zisterzienserkloster, das 1558 in eine evang. Klosterschule umgewandelt wurde: 358.

Mauren, die mohammedanische Bevölkerung der bis 1492 unter arabischer Herrschaft stehenden Gebiete Spaniens: 228, 244.

Maximilian I., 1459—1519, röm. König (1483) und deutscher Kaiser (seit 1493), Sohn und Nachfolger Friedrichs III., 1477 mit Maria, der Erbin von Burgund, Tochter Karls des Kühnen († 1482), dann mit Bianca Sforza von Mailand vermählt, förderte Humanismus und Kunst: 22 ff., 26, 40, 42, 44, 48, 53, 55 ff., 62 ff., 73 f., 77, 90, 105, 112, 126, 163, 172, 188, 194, 203 f., 207 f., Abb. S. 25, 43.

Maximilian II., 1527—1576, deutscher Kaiser (seit 1564), Sohn und Nachfolger Ferdinands I.: 198, 200, 320, 322 f., 343, 345 f., 348, 382, Abb. S. 323, 325.

Maximilian I., 1573—1651, Herzog von Baiern (seit 1597), Kurfürst 1623, Sohn und Nachfolger Wilhelms V., Führer der kath. Liga: 364, 378, 380, 390—394, 406—411, 415 f., 418, 420—426, 437—440, 494, Abb. S. 391, 425.

Max Emanuel, 1662—1726, Kurfürst von Baiern (seit 1679), Sohn und Nachfolger Ferdinand Marias, Verbündeter Ludwigs XIV. im span. Erbfolgekrieg: 552.

Mazarin, Jules (Giulio Mazzarini), 1602—1641, franz. Staatsmann und Nachfolger Richelieus seit 1643, geborener Italiener, erst in päpstlichen Diensten, 1641 Kardinal, wurde mehrmals durch seine innenpolitischen Gegner gezwungen, Frankreich zu verlassen: 448, 471 f., 486 f., Abb. S. 471.

Mazzolini, Silvester (Prierias) 1456—1523, kath. Theologe, 1515 Großinquisitor, Gegner Reuchlins: 4, 70.

Mecheln, Stadt in der belg. Prov. Antwerpen, ehemals zu Brabant gehörig, dann burgundisch und habsburgisch, 1559 Erzbistum: 60, 169, 264.

Mecklenburg, ehemalige Großherzogtümer: 420, 424 f.

Medici, florentinisches Herrschergeschlecht, seit dem 13. Jh. durch Handel u. Bankgeschäfte emporgekommen, herrschten seit Anfang des 15. Jh. in Florenz, 1494—1512 vertrieben, seit 1532 Herzöge von Toskana, 1737 ausgestorben: 5, 53, 57, 111, 116, 119, 142, 170, 176, 236, 275, 403, 443, Abb. S. 503.

Medina Sidonia, Alonso Pérez de Guzmán Herzog von, 1550—1615, span. Admiral und Führer der Armada: 295.

Mehmed I., 1387—1421, türk. Sultan (seit 1413), Sohn Bajezids I.: 524, 526, Abb. S. 527.

Mehmed II., 1430—1481, türkischer Sultan (seit 1451), Sohn und Nachfolger Murads II., Eroberer Konstantinopels: 527 bis 532, 534 f., 537, 540, 544, Abb. S. 531.

Mehmed III., 1566—1603, türkischer Sultan (seit 1595), Sohn und Nachfolger Murads III.: 547.

Mehmed IV., 1638—1692, türkischer Sultan (1648—1687), Sohn und Nachfolger Ibrahims: 548.

Meister AE, anonymer Holzschneider des 16. Jahrh.: Abb. S. 341.

Meister MZ, anonymer Münchener Stecher um 1500: Abb. S. 29.

Meißen, Stadt in Sachsen, ehemals Markgrafschaft und Bistum, 1539 evangelisch, ehemaliges Kloster St. Afra mit Fürstenschule (1543): 183, 358.

Melanchthon, Philipp, eig. Schwarzerd, 1497—1560, Reformator, Theolog, Humanist und Pädagog (Praeceptor Germaniae), 1514 Magister, 1518 Professor in Wittenberg, Freund Luthers, suchte später zwischen Luthertum und Calvinismus zu vermitteln: 46, 93 f., 98, 120, 128, 132, 135, 138 f., 141, 146 f. 149 f., 162, 164, 182, 184, 187, 197, 326 f., 358, 382, Abb. S. 147.

Melchioriten, Anhänger Melchior Hofmanns, eines Führers der Wiedertäufer: 167.

Memmingen, Stadt im bair. Schwaben, bis 1802 Reichsstadt: 102 f, 123, 149.

Mendoza, Bernardino, span. Botschafter in England unter Elisabeth: 290, 294.

Mengli Girai, Chan der Krimtataren (Ende des 15. Jh.): 532.

Mennel, Jacob, Historiograph Maximilians I.: 53.

Merian, Matthäus d. Ä., 1593 bis 1650, Stecher aus Basel, seit 1624 in Frankfurt tätig: Abb. S. 342, 343, 436, 437.

Merian, Matthäus d. J., 1621 bis 1687, Sohn d. V., Maler und Stecher in Frankfurt: Abb. S. 491.

Merseburg, Stadt in der preuß. Prov. Sachsen und ehemaliges Bistum, 1544—48 evangelisch, 1561 mit Kursachsen vereint: 183 f.

Mesopotamien, Land zwischen Euphrat und Tigris in Vorderasien (s. a. Irak): 524, 532.

Messenien, Landschaft in Griechenland im SW der Peloponnes: 537.

Metz, Stadt in Lothringen und ehemaliges reichsunmittelbares Bistum, das 1552 bzw. 1648 an Frankreich kam: 85, 183, 200 f., 204, 206, 424, 449, 462, 487.

Metzler, Georg, Gastwirt, Führer der Odenwälder Bauern im Bauernkrieg: 104.

Mewlewi, Derwisch-Orden: 518.

Mexiko, Republik in Mittelamerika, 1518 entdeckt, 1519/21 von Cortez erobert, 1536 Vizekönigreich: 144.

Mezières, Stadt und Festung im franz. Dep. Ardennes: 97.

Michael (Tomaß Koributt Wisniowiecki), 1638—1673, König von Polen (seit 1669), Sohn des Jeremias W.: 550.

Michelangelo Buonarroti, 1475—1564, italien. Maler, Bildhauer, Baumeister und Dichter, leitete seit 1547 den Bau der Peterskirche: 228, 237, 330, Abb. S. 3.

Middelburg, Hafenstadt der niederländ. Provinz Seeland: 71.

Mierevelt, Michiel Janszoon van, 1567—1641, holländischer Porträtmaler: 303, Abb. S. 283, 303, 435, 507.

Milosch Obilitsch, Mörder des Sultans Murad (1389): 522.

Miltitz, Karl von, 1490—1520, päpstl. Kämmerer, verhandelte 1519/20 mit Luther: 12.

Milton, John, 1608—1674, engl. Dichter und Vorkämpfer für Volksrechte gegenüber dem Königtum: 478, 504 f.

Mindelheim, Stadt im bair. Schwaben, mit Burg Frundsbergs: 120.

Minden, Stadt in Westfalen und ehemaliges reichsunmittelbares Bistum, 1648 brandenburgisch: 353, 463.

Mir Mohammed, indischer Maler: Tafel S. 528.

Mocenigo, venezianischer Gesandter bei Karl V.: 191, 214.

Mohatsch, Stadt im ungar. Komitat Baranya. — Schlacht (1525): 126, 154, 540. — Schlacht (1687): 550.

Möhra, Dorf im thüring. Kreis Meiningen, Stammort von Luthers Eltern: 15.

Moldau, der nördl. Teil Rumäniens, ehemaliges Fürstentum unter Oberhoheit des Sultans: 537.

Molière, Jean Baptiste Poquelin, 1622—1673, franz. Lustspieldichter: 506.

Monçon (Monzon), Stadt in der span. Prov. Huesca. — Friede (1626): 414.

Mongolei, Landschaft im nördl. Innerasien, als Volk und Staat geeint unter Tschingizchan (1206): 514ff., 518, 524, 536ff., Abb. S. 519.

Monk, George, Herzog von Albemarle, 1608—1670, engl. Feldherr und Admiral, führte 1660 die Stuarts nach England zurück: 484.

Montaigne, Michel Eyquem de, 1533—1592, franz. Philosoph: 310, 314.

Montezuma, 1480—1520, letzter einheimischer Herrscher Mexikos, erkannte span. Herrschaft an, bei einem Aufstandsversuch getötet: 144.

Montmorency, französisch-niederländ. Adelsgeschlecht: 278.

Montmorency, Anne Herzog von, 1493—1567, franz. Feldherr, Konnetable von Frankreich und Statthalter von Languedoc: 256ff.

Montserrat, Bergstock des Katalonischen Gebirges in Spanien mit Benediktinerabtei: 230.

Mor, Antonis, um 1512 bis 1578, niederl. Porträtist, Hofmaler Philipps II. von Spanien: Abb. S. 268.

Morea, seit dem Mittelalter Name der griech. Landschaft Peloponnes: 523, 550, 552.

Morin, Jean, um 1610—1666, Maler und Stecher in Paris: Abb. S. 473.

Morinck, Hans, deutscher Bildhauer des 17. Jahrh.: Tafel S. 336.

Morisken, die nach der Eroberung Granadas (1492) noch in Spanien verbliebenen, oberflächlich bekehrten Mauren, 1609/11 vertrieben: 245, 249.

Moritz der Gelehrte, 1572 bis 1632, Landgraf von Hessen-Kassel (1592—1627), dichtete und komponierte, errichtete die erste feste Bühne in Deutschland: 394.

Moritz von Oranien, 1567 bis 1625, Graf von Nassau, Statthalter und Feldherr der Vereinigten Niederlande, Sohn Wilhelms von Oranien, Gegner Oldenbarneveldts: 294, 298, 303, 309.

Moritz, 1521—1553, Herzog von Sachsen (seit 1539), 1548 Kurfürst, Sohn und Nachfolger Heinrichs des Frommen, vermählt mit Agnes, Tochter Philipps von Hessen, gefallen in der Schlacht von Sieversbausen: 182f., 186, 190f., 197, 200—204, 321, 356, 382, Abb. S. 201, 202, 203.

Morone, Giovanni, 1509 bis 1580, Kardinal, seit 1542 Vertreter einer kath. Kirchenreform: 330.

Morone, Girolamo, † 1529, mailändischer Kanzler: 116.

Morosini, Francesco, 1618 bis 1694, venezianischer Feldherr und Admiral, Verteidiger Kandias gegen die Türken, 1688 Doge: 550.

Morus, Thomas (More), 1478 bis 1535, engl. Staatsmann, als Gegner der Politik Heinrichs VIII. hingerichtet, Verfasser des Staatsromans „Utopia“: 10.

Moscherosch, Johann Michael (Philander von Sittewald), 1601—1669, Satiriker und Pädagog: 505.

Moskau, Hauptstadt Rußlands bis 1712 und wieder seit 1918: 528, 550.

Mossul, Stadt in Mesopotamien am Tigris: 516.

Mostaert, Jan, um 1475 bis 1555, Maler in Haarlem: Abb. S. 262.

Moulin, Schloß Karls v. Bourbon im franz. Dep. Allier: 113.

Mühlberg, Stadt in der preuß. Prov. Sachsen a. d. Elbe, 1815 preußisch. — Schlacht (1547): 191f.

Mühlhausen, Stadt in Thüringen (Prov. Sachsen), ehemalige Reichsstadt, Mittelpunkt der Wiedertäufer und der Bauernkämpfe: 106, 108, 121.

Muelich (Mielich), Hans, 1515 bis 1573, Hofmaler Albrechts V. von Bayern: Abb. S. 337.

München, Hauptstadt Baierns, 1158 von Heinrich dem Löwen begründet, seit 1255 Residenz der bair. Herzöge: 336f., 340, 346, 348, 351, 355, 364, 366, 392, 394, 438, 494, Abb. S. 29, 365, 393.

Münster, Stadt und ehemaliges reichsunmittelbares Bistum in Westfalen, 1534/35 Herrschaft der Wiedertäufer, 1803 säkularisiert, 1815 endgültig preußisch: 129, 166—169, 183, 350, 353f., 455, 458, 460, 495, 498, Abb. S. 459, 461.

Münzer, Thomas, 1488/89 bis 1525, Führer der Wiedertäufer und aufständischen Bauern, ehemaliger Geistlicher, hingerichtet: 93, 104, 106f., 121, 128.

Murad I., 1319—1389, türk. Sultan (seit 1359), Sohn und Nachfolger Orchans: 518, 520, 522, 524, Abb. S. 523.

Murad II., 1401—1451, türk. Sultan (seit 1421), Sohn und Nachfolger Mehmeds I.: 521, 526—528.

Murad III., 1546—1595, türk. Sultan (seit 1574), Sohn und Nachfolger Selims II.: 546f., Abb. S. 547.

Murad IV., 1609—1640, türk. Sultan (seit 1623), Sohn Ahmeds I., Nachfolger Osmans II.: 521, 542, 548.

Murer, Jakob: Abb. S. 109.

Murillo, Bartolomé Estéban, 1617—1682, span. Maler: 247f., 502, 504.

Murner, Thomas, 1475—1537, satirischer Dichter, Franziskanermönch: 70, 90.

Musso, Cornelius, 1560 päpstlicher Nuntius in Wien: Abb. S. 325.

Mustafa I., 1591—1639, türk. Sultan, regierte 1617/18 und 1622/23, Sohn Mehmeds III.: 548.

Mustafa II., 1664—1703, türk. Sultan (seit 1695), Sohn Mehmeds IV., Nachfolger Ahmeds II.: 552.

Mustafa, † 1553, Sohn Süleimans II.: 542.

Mustafa, Bruder Murads II.: 527.

Mutasim, Kalif 833—842: 516.

Mutawakkil, letzter Abbaside, trat Kalifenwürde 1517 an Sultan Selim ab: 539.

Mutian, Konrad (Rufus), 1471 bis 1526, deutscher Humanist: 42, 44.

Mykonius, Friedrich, 1490 bis 1546, evang. Geistlicher und Geschichtsschreiber, Biograph Luthers: 45.

N

Nantes, Hauptstadt des franz. Dep. Loire-Inférieure, ehem. Hauptstadt der Bretagne. — Edikt (1598): 310.

Nanzig (Nancy), Hauptstadt des franz. Dep. Meurthe-et-Moselle, bis 1766 Hauptstadt des Herzogtums Lothringen: 201.

Nanteuil, Robert, 1630—78, frz. Maler u. Stecher: Abb. S. 473.

Napoleon I., 1769—1821, Kaiser der Franzosen (1804 bis 1814): 397.

Naseby, Dorf in der engl. Grafschaft Northampton. — Schlacht (1645): 478.

Nassau, Stadt an der Lahn u ehem. Grafschaft (später Herzogtum), Stammland der niederländischen Oranier: 75, 97, 267, 269, 271.

Naumburg, Stadt in der preuß. Prov. Sachsen an der Saale, ehem. Bistum, 1565 endgültig kursächsisch, 1815 preußisch: 183 f.

Naupaktos s. Lepanto.

Navarra, ehem. Königreich im W der Pyrenäen, kam 1285 an Frankreich, später an Aragon und die Grafen d'Albret; Obernavarra, südl. der Pyrenäen, wurde 1512 spanisch, Niedernavarra, kam durch Heinrich IV. an die frz. Krone: 72, 274, 294.

Naves, Vizekanzler Karls V.: 186.

Navigationsakte (1561), erlassen zur Förderung des engl. Handels, bestand, mehrfach gemildert, bis 1845/49: 480 f.

Neapel, ehem. Königreich in Süditalien, ehedem oström. Besitz, seit 1130/39 mit Sizilien normannisches Königr., kam 1194 an die Hohenstaufen, 1266 an die Anjous, 1435/42 an das Haus Aragon, wird 1504 spanisch; 1714—35 österr., seitdem unter einer Seitenlinie der span. Bourbonen; 1860 dem Königreich Italien einverleibt: 5, 53, 111 ff., 116, 118, 120, 170 f., 214, 458, 473.

Neapel, ehem. Hauptstadt des Königreichs Neapel: 116, 228, 535.

Negker, Jost de, 1485—1544 Holzschneider aus Antwerpen, seit 1508 in Augsburg tätig: Abb. S. 99.

Negroponte, ital. Name der Insel Euböa, 1470 türkisch: 532.

Nemanja (Nemanjiden), serb. Dynastie seit dem 12. Jh., 1367 erloschen: 521 f.

Nestorianer, christl. Sekte in Vorderasien u. Persien, Anhänger des Patriarchen Nestorius († 451): 514.

Neumark, nordöstl. Teil der Mark Brandenburg mit der Hauptstadt Küstrin, 1260 brandenburgisch, zeitweise dem Deutschen Orden gehörig (1402 bis 1455); unter Johann von Küstrin (1535—71) selbständig: 489.

Neustadt an der Haardt, Stadt in der bair. Pfalz: 352.

Neyffer (Neuffer), Joh. Christ., deutscher Maler: Abb. S. 332, 333.

Nicaea (Iznik), Stadt in Kleinasien (Bithynien), 1204—61 Hauptstadt des Kaiserreichs Nicaea, 1326 von den Türken erobert; in Nicaea tagten zwei Konzile (325 u. 787): 516, 518 ff., 526.

Niederlande, Königreich, hervorgegangen aus einer Anzahl von Fürstentümern u. Herrschaften, die erstmalig durch die Herzöge von Burgund vereint u. dann habsburgisch und spanisch wurden. Seit 1579 (Utrechter Union) in einen nördl. evang. Teil (die spätere Republik der Vereinigten Niederlande) u. einen südl. kath. Teil (die span. Niederlande) getrennt; die Vereinigten Niederlande wurden 1609, endgültig 1648 selbständig: XXIV, XXVII, 23, 54 f., 60, 71, 74, 84, 86, 88, 97, 112, 114, 152 ff., 156, 160, 167 f., 172, 176, 180, 182 ff., 188, 194, 196, 198, 204, 208, 212, 214, 224, 239 f., 246 f., 161 ff., 266 ff., 280, 282 ff., 287, 289 f., 294 ff., 303 f., 306 ff., 314, 327, 348 ff., 352, 357, 361, 364, 370 f., 384, 388, 390, 400 f., 403, 406 ff., 410, 413 f., 416 ff., 420, 424, 426, 428, 433, 438, 450, 452 f., 455, 457 f., 460 f., 463, 466, 471, 473, 480 ff., 486, 488 ff., 497 f., 502, 504, 507 ff.

Niederösterreich, österreich. Bundes- u. ehem. Kronland mit der Hauptstadt Wien: 345 ff., 401, 406.

Niedersachsen, das Gebiet des Sachsenstammes zwischen Weser u. Elbe; der niedersächs. Kreis umfaßte die Welfischen Lande, Magdeburg, Holstein u. Mecklenburg: 388, 408, 413 ff., 418, 425, 468, 496.

Niklashausen, Pauker (Pfeifer) von, (Johannes Böhm), † 1476, Schwärmer und Künder einer neuen, kommunistischen Weltordnung, wurde verbrannt: 31.

Nikolaus I., 1796—1855, Zar von Rußland (seit 1825), Sohn Pauls I. und Bruder Alexanders I., vermählt mit Charlotte, Tochter Friedrich Wilhelms III. v. Preußen; er regierte streng absolutistisch, war strenger Legitimist und schärfster Gegner aller freiheitlichen Bestrebungen: 242.

Nikolaus von Cues s. Cues, Nikolaus von.

Nikomedia (Izmid), Stadt in Kleinasien, alte Hauptstadt Bithyniens: 518, 520.

Nikopolis, Stadt in Bulgarien. — Schlacht (1396): 523.

Nisch, Stadt in Serbien, wurde mit diesem türkisch. — Schlacht (1689): 552.

Nizza, Hauptstadt des frz. Dep. Alpes-Maritimes; seit 1338 im Besitz der Grafen von Savoyen, mehrmals von den Franzosen besetzt; 1860 vom Königreich Italien (Sardinien) an Frankreich abgetreten: 180 f., 540. — Waffenstillstand (1538): 172, 174.

Nordhausen, Stadt in der preuß. Prov. Sachsen, bis 1803 Reichsstadt, 1815 endgültig preußisch: 107.

Nordischer Krieg, die Kriege Karls X. von Schweden gegen Dänemark u. Polen (1658 bis 1660): 468, 482, 488 ff., 494, 496 ff.

Nördlingen, Stadt im bair. Schwaben, bis 1803 freie Reichsstadt, seitdem bairisch. — Schlacht (1634): 442, 450.

Normandie, Landschaft und ehemalige Prov. an der Nordküste Frankreichs, 911 den Normannen als franz. Lehen abgetreten; seit 1066 waren die Herzöge der Normandie Könige von England; seit 1204/59 wieder franz. Kronbesitz: 260.

Normannen, skandinavische Stämme, die seit dem 9. Jh. die Küstengebiete Nordwesteuropas heimsuchten, sich in der Normandie (seit 911), in England (1002—35 u. dauernd seit 1066) u. Süditalien und Sizilien (seit 1027) festsetzten u. dort das Königreich Neapel-Sizilien begründeten (1130): 162.

Norwegen, nordisches Königreich, seit 1397 mit Schweden u. Dänemark in der Kalmarischen Union vereint, wurde später zu einem Nebenlande Dänemarks, 1814 mit Schweden in Personalunion verbunden, seit 1905 selbständig: 402, 428, 458.

Novara, Stadt in der italien. Prov. Piemont, ehemals zum Herzogtum Mailand gehörig, wurde mit diesem spanisch u. österreichisch; seit 1735/48 sardinisch. — Schlacht (1513): 112.

Nowgorod, Stadt in Nordwestrußland, im Mittelalter bedeutendes Handelszentrum, 1478 von Rußland unterworfen: 31.

Nürnberg, Stadt in Franken, bis 1806 freie Reichsstadt, dann bairisch: 28, 44 f., 49, 69, 92, 123, 130, 134, 138 f., 144, 147, 157, 172, 174 f., 191, 204, 355, 358, 366, 368, 373 f., 438, Abb. S. 319, 347.

Nürnberger Reichstage von 1523 u. 1524: 84, 86, 88, 94, 100, 123, 126, 136.

Nürnberger Religionsfrieden (1532): 158, 160, 172.

Nyborg, Stadt an der Ostküste der dän. Insel Fünen. — Schlacht (1659): 491.

O

Oberelsaß s. Elsaß.

Oberösterreich, österr. Bundes- u. ehemaliges Kronland, zwisch. Baiern u. Niederösterreich, mit der Hauptstadt Linz: 345 ff., 401, 406, 408, 411, 418, 426.

Oberpfalz, historische Landschaft im nordöstl. Baiern, bis 1628 zur Kurpfalz gehörig, seitdem bei Baiern: 184, 411, 462 f.

Occam, Wilhelm von, um 1300 bis 1349/50, englischer Theol. u. Philosoph, Franziskaner, wegen ketzerischer Lehren verfolgt, lebte später am Hofe Ludwigs des Baiern: 16.

Ochino, Bernardino, 1487 bis 1565, italien. Kleriker und Ordensgeneral der Kapuziner, reformfreundlich u. dem Protestantismus zugetan, mußte Italien verlassen: 330.

Odenwald, Gebirge in Südwestdeutschland: 104.

Oder, Fluß: 462.

Ofen, deutscher Name für Buda, Stadt in Ungarn, seit 1872 mit Pest zu Budapest vereint; 1526, 1541—1686 türkisch: 126 f., 540, 550.

Oghuzen, türkischer Volksstamm: 518.

Ökolampad, Johannes (Heußgen), 1482—1531, Anhänger Zwinglis, führte Reformation in Basel u. Ulm ein: 88, 96, Abb. S. 128.

Oldenbarneveldt, Johann van, 1547—1619, niederländ. Staatsmann, 1586 Ratspensionär von Holland, als Anhänger der Arminianer hingerichtet: 303 f., 308, Abb. S. 303.

Oldenburg, Gliedstaat des Deutschen Reiches, ehem. Grafschaft u. Herzogtum; Stammland des dänischen Königshauses, 1667/76—1773 mit Dänemark vereint, 1815/29 bis 1918 Großherzogtum: 169.

Oliva, ehem. Dorf mit Abtei bei Danzig, 1920 in Danzig eingemeindet. — Friede (1660): 491 f.

Olivarez, Gaspar de Guzmán, Graf von, Herzog von San Lucar de Barramedo, 1587 bis 1645, leitender Staatsmann Spaniens unter Philipp IV. (bis 1643), starb in der Verbannung: 401, 413, 455, 457 f., Abb. S. 402.

Opitz, Martin, 1597—1639, Dichter u. literarischer Reformator, Vorkämpfer für deutsche Dichtkunst: 505 f., Abb. S. 509.

Oppeln, Herzogtum, Stadt in Oberschlesien u. ehem. schles. Piasten-Herzogtum (bis 1532), unter böhm. Lehenshoheit, 1552 von Ferdinand I. eingezogen: 411.

Orange, Stadt im frz. Dep. Vaucluse, ehem. Fürstentum, 1530—1703/30 im Besitz des Hauses Nassau, seitdem frz.: 267.

Oranier, deutsch-niederl. Herrschergeschlecht, benannt nach dem Fürstentum Orange, das durch Erbschaft an die Fürsten von Nassau-Dillenburg kam (1530); durch Besitz in Holland (Breda) in Verbindung mit den Niederlanden, wurden die Oranier Vorkämpfer für deren Freiheit, u. mehrfach Generalstatthalter. Die ältere Linie starb 1702 aus; die jüngere (seit 1815 Könige der Niederlande) erlosch 1890 im Mannesstamm: 268 f., 271 f., 275, 280 ff., 291, 294, 303 f., 308 ff., 480.

Orchan, † 1359, türkischer Emir (seit 1326), Sohn u. Nachfolger Osmans I.: 518 ff., 528.

Orchon, Fluß in der Mongolei: 514.

Ordensstaat s. Preußen.

Orlamünde, Stadt in Thüringen u. ehemalige Grafschaft, bis 1920 zu Sachsen-Altenburg gehörig: 106.

Orléans, Hauptstadt des frz. Dep. Loiret, 1429 durch die Jungfrau von Orléans von der engl. Belagerung befreit: 257 f.

Orley, Bernard van, 1495 bis 1542, Hofmaler der Margarete von Habsburg in Brüssel: Abb. S. 57, 61.

Ortenburg, Joachim, Graf von, 1530—1600, Führer des protest. Adels in Baiern: 348.

Ortenburg, ehemalige Grafschaft in Niederbaiern, seit 1573 reichsunmittelbar, 1806 bair.: 348.

Ortokiden, turkmenischer Stamm in Kurdistan u. seldschukische Dynastie in Palästina (bis 1231): 516.

Ösel, estnische Ostseeinsel, ehedem Bistum; kam 1560/83 an Dänemark, 1645 an Schweden, 1721 an Rußland, 1918 an Estland: 429, 458, 492.

Osiander, Andreas, 1498 bis 1552, evang. Theolog, neigte der Mystik zu: 165.

Osman I., 1259—1326, Begründer des türk. Reiches, Sohn u. Nachfolger Ertoguls (seit 1288): 518 f., 530, 535, 545.

Osman II., 1605—22, türkischer Sultan (seit 1618), Sohn und Nachfolger Ahmeds I., ermordet: 548.

Osmanen, Dynastie der türk. Sultane, nach dem Begründer des türk. Reiches Osman I. benannt, der Name der Dynastie ging auf das Volk über: 514, 524, 539.

Osmanisches Reich s. Türkei.

Osnabrück, Stadt in Westfalen, ehemaliges reichsunmittelbares Bistum, seit 1648 abwechselnd kath. u. evang. Bischöfe, 1803 bzw. 1815 hannoverisch, 1866 preußisch: 350, 353, 455, 458, 460, 498.

Ossa, Melchior von, 1506/07 bis 1557, kursächsischer Staatsmann u. Jurist: 377, 383.

Ostendorfer, Michael, Maler u. Holzschneider, um 1490 bis 1559, in Regensburg tätig: Abb. S. 39, 159.

Österreich, ehem. Herzogtum (Ober- u. Niederösterreich), seit 1282 im Besitz der Habsburger: 5 f., 25, 55 ff., 80, 84, 104, 112, 121, 123, 128, 132, 160, 184, 186, 190, 194, 324, 326, 336, 341, 345, 346 f., 356, 360, 364, 378, 390, 397, 400 f., 404, 406 ff., 411 ff., 416, 419 f., 424, 428, 435 ff., 440, 442, 444, 451 f., 454, 460, 462 f., 489 ff., 494 f., 497, 540, 542, 546 ff., 552.

Ostfriesland, ehemaliges Fürstentum in Nordwestdeutschland unter der Herrschaft der Cirksena, 1744 preußisch, 1807 bis 1815 in franz. Hand, 1815 bis 1866 hannoverisch, seitdem preußisch: 167, 403, 466.

Ostindien s. Indien.

Ostindische Kompanie siehe Handelskompanien.

Ostpreußen s. Preußen.

Otranto, Stadt in Süditalien, 1480 von den Türken erobert: 534.

Ottheinrich, 1502—59, Kurfürst der Pfalz (seit 1556), Sohn Ruprechts († 1504), Nachfolger Friedrichs II.: 364, Abb. S. 367.

Overyssel, niederl. Provinz, seit 1528 zu den habsburg. Niederlanden gehörig: 283, 308.

Oxenstierna, Axel, Graf von, 1583—1654, schwed. Staatsmann, leitete die schwedische Politik nach Gustav Adolfs Tod: 438 f., 442.

Özbegen (Usbeken), türkisches Volk: 547.

P

Pack, Otto von, 1480—1537, Rat des Herzogs Georg von Sachsen, hingerichtet: 134 f.

Paderborn, Stadt in Westfalen u. ehemaliges reichsunmittelbares Bistum, 1803 u. 1815 preußisch: 350, 353.

Padua, Stadt in Venezien, seit 1318 unter der Herrschaft der Carrara, seit 1406 im Besitze Venedigs: 175.

Paläologen, byzant. Kaiserdynastie, 1261—1453, von Michael VIII. begründet, mit Nebenlinien im Peloponnes (bis 1460) u. in Montferrat (bis 1533): 518, 528, 532.

Palästina, seit 636 in arabisch. Besitz, 1099 von den Kreuzfahrern erobert, seit 1291 wieder vollständig im Besitz der Sarazenen, 1517 türkisch, seit 1919 engl. Mandatsgebiet: 33, 230.

Palestrina, Giovanni Pierluigi da, um 1525—1594, italien. Komponist u. Kapellmeister in päpstlichen Diensten: 237, 516.

Pappenheim, Reichsmarschall z. Z. des Wormser Reichstages (1521): 78.

Pappenheim, Gottfried Heinrich, Graf zu, 1594—1632, kaiserlicher Feldherr im Dreißigjähr. Krieg: 434, Abb. S. 436, 437, Tafel S. 440.

Papsttum u. Kurie: XXII ff., XXIV, 3—8, 12, 14, 20, 25, 31, 35, 49, 53, 60, 67, 70, 99, 111 f., 116, 118, 120, 142, 146, 149, 162, 175 f., 178, 181, 193, 197, 212, 215 f., 227 f., 230, 232 ff., 236, 239, 242, 260, 274 ff., 290, 295 f., 299, 322, 331, 338, 340, 344, 349, 354 f., 362, 376, 422, 460, 462 f., 498, 513, 529, 531 f., 535.

Paracelsus, Aureolus Theophrast Bombast von Hohenheim, 1493—1541, Arzt, Naturforscher, Theolog mystischer Richtung u. Philosoph, Anhänger der Magie, schrieb und lehrte deutsch: 165 f., 209, Abb. S. 165.

Paris, Hauptstadt Frankreichs, 1420—30 in der Hand der Engländer: 181, 250, 253, 255, 276, 293 f., 401, 452 f., 472, 487, 509, 540, Abb. S. 313.

Parlament, franz. Gerichtshöfe mit politischen Rechten, am bedeutendsten das von Paris: 250, 253, 298, 444, 472 f.

Parma, Stadt in Mittelitalien u. seit 1545 Herzogtum unter den Farnese, 1731—1735 u. wieder seit 1748 unter einer Nebenlinie der span. Bourbonen, 1735—48 österr., 1805 bis 1815 frz., 1815—47 unter der Regierung Marie Luises, der Gemahlin Napoleons, 1847 bis 1859 wieder unter span. Bourbonen, 1859 dem Kgr. Italien einverleibt: 111, 184, 192, 201, 282 ff., 296, 298, 303, 450.

Paros, Insel im Ägäischen Meer. — Schlacht (1651): 549.

Parthenon, der Tempel der Athene auf der Akropolis zu Athen: 550.

Pascal, Blaise, 1623—1662, frz. Philosoph: 508, Abb. S. 506.

Passau, Stadt in Niederbaiern u. ehem. reichsunmittelbares Bistum, seit 1803/05 bairisch: 340, 348, 425.

Passauer Fürstentag von 1552: 202.

Passauer Vertrag (1552): 203ff.

Paul III. (Alessandro Farnese), 1468—1549, Papst 1534—1549, bestätigte 1540 die Jesuiten, eröffnete 1545 das Trienter Konzil: 172, 176ff., 180f., 184, 186ff., 190, 192f., 195f., 198, 230, Abb. S. 177, 231.

Paul IV. (Giovanni Pietro Carafa), 1476—1559, Papst 1555 bis 1559, stiftete den Theatinerorden, erließ den ersten Index (1559): 176, 207, 228, 233f., 236, 239, 334.

Paul V. (Borghese), 1552 bis 1621, Papst seit 1605: 408, 411.

Pavia, Stadt in der Lombardei, seit 1359 im Besitze Mailands: 113, 180.
— Schlacht (1525): 113, 115f., 118, 142, Abb. S. 114, 115.

Peinliche Halsgerichtsordnung s. Carolina.

Pelekanon-Maltepe, Ort in Kleinasien. — Schlacht (1329): 520.

Peloponnes (Morea), griech. Halbinsel, 1460 türkisch: 532, 534.

Penn, William, 1621—70, engl. Admiral, Vater des Gründers von Pennsylvanien: 482.

Perez, Antonio, 1534—1611, span. Staatsmann unter Philipp II., starb in der Verbannung: 243.

Périssin (Persinus), frz. Stecher u. Holzschneider des 16. Jahrh.: Abb. S. 253, 259.

Persien, Kaiserreich in Vorderasien, im 3.—7. Jh. unter der Herrschaft der Sassaniden, 644 von Arabern erobert, zerfiel in der Folgezeit, seit 1380 zum Reich Timurs gehörig. 1393 bis 1505 unter den Mogulsultanen; unter den Sefewiden Errichtung eines neupers. Reiches (1502/08 bis 1736): 402, 513ff., 518, 524, 532, 536, 538ff., 542, 546ff., Abb. S. 519, 526.

Peru, Republik in Südamerika, 1531—32 von den Spaniern unter Pizarro erobert, 1542 Vizekönigreich, 1821 selbständig: 144, 245.

Pescara, Fernando Francesco d'Avalos, Marchese von, 1490 bis 1525, Feldherr Karls V., vermählt mit Vittoria Colonna: 113, 116f., Abb. S. 113.

Peter I., 1672—1725, Zar von Rußland (seit 1682), Sohn Alexeis u. Nachfolger Feodors III., erwarb die Ostseeprovinzen für Rußland und reformierte sein Reich nach westeuropäischem Muster: 552.

Peterle, Michael, Holzschneider: Abb. S. 323.

Peterwardein, Stadt und Festung in Südslawien (Syrmien), 1526 türkisch, 1688 von Max Emanuel von Baiern zurückerobert: 552.

Petrarca, Francesco, 1304 bis 1374, italien. lyrischer Dichter, Vorläufer des Humanismus: 8, 36, 38.

Peutinger, Konrad, 1465 bis 1547, deutscher Humanist: 40.

Pfalz, ehem. Kurfürstentum beiderseits des Rheins mit Heidelberg, später Mannheim als Hauptstadt, 1777 mit Baiern vereint: 25, 57, 59, 62, 64, 76, 82, 98, 104, 132, 135f., 184, 186, 190, 200, 239, 271, 314, 322f., 328, 352f., 356f., 378, 382, 390f., 394, 406ff., 414, 418f., 422, 426, 453, 460, 462, 495.

Pfalz-Neuburg, Seitenlinie der Pfälzer Kurfürsten (seit 1569), an die 1685 die Kurwürde der Pfalz überging, besaß das Fürstentum Neuburg beiderseits der oberen Donau: 468, 494.

Pfalz-Zweibrücken, Seitenlinie der Pfälzer Kurfürsten, die 1654 — 1720 den schwed. Thron innehatte: 488.

Pfefferkorn, Johann, 1469 bis 1524, getaufter Jude, aus der von ihm erwirkten kaiserlichen Erlaubnis zur Vernichtung der gesamten jüdischen Literatur entstand die Reuchlinsche Fehde: 42.

Pfeiffer, religiöser Schwärmer u. Genosse Thomas Münzers: 106.

Pforta (Schulpforta), ehem. Kloster in Thüringen bei Naumburg, seit 1543 Fürstenschule: 358.

Philadelphia, Stadt in Kleinasien: 522.

Philipp der Schöne, 1478 bis 1506, Sohn Kaiser Maximilians I. u. der Maria von Burgund, deren Erbe er 1482 wird; 1496 vermählt mit Johanna, Tochter Ferdinands u. Isabellas von Spanien, Vater Karls V.: 24.

Philipp II., 1527—1598, König von Spanien (seit 1556), Sohn Karls V. und der Isabella von Portugal, erbte die außerdeutschen Besitzungen Karls V., vermählt mit: 1. Maria von Portugal, † 1545 (Sohn Don Carlos), 2. Maria von England, †1558, 3. Elisabeth von Valois, † 1568, 4. Anna von Österreich, † 1580 (Sohn Philipp III.): 188, 198, 204, 207f., 210, 212, 230, 239ff., 247f., 259f., 262, 264, 266ff., 274, 280ff., 286f., 290, 292ff., 296ff., 304, 310, 312, 314, 321f., 348, Abb. S. 243, 247.

Philipp III., 1578—1621, König von Spanien (seit 1598), Sohn und Nachfolger Philipps II.: 403.

Philipp IV., 1605—1665, König von Spanien (seit 1621), Sohn und Nachfolger Philipps III.: 401, 413, 486, Abb. S. 403.

Philipp der Gute, 1396—1467, Herzog von Burgund (seit 1419), Sohn und Nachfolger Johanns des Unerschrockenen: 154.

Philipp der Kühne, 1342—1404, Herzog von Burgund (seit 1363), Sohn Johanns des Guten von Frankreich († 1364), vermählt mit Margarete, der Erbin von Flandern und der Freigrafschaft Burgund: 523.

Philipp der Großmütige, 1504 bis 1567, Landgraf von Hessen (seit 1509), Sohn und Nach-

folger Wilhelms II., bis 1518 unter Vormundschaft, verheiratet mit Christine von Sachsen († 1549) und gleichzeitig (seit 1540) mit Margarete von der Saale; 1547—52 in der Gefangenschaft Karls V.: 121 ff., 130, 134 f., 138—141, 156 f., 160, 175, 180, 182 ff., 187 f., 190, 192, 200, Abb. S. 123, 183.

Philippopel, Stadt in Bulgarien, Hauptstadt Ostrumeliens, 1363 türkisch: 522.

Philippsburg, Stadt in Baden, ehem. Udenheim (bis 1623), im Besitz des Bistums Speier, 1644/48—1676/79 und 1688 bis 1697 franz., dann Reichsfestung, 1803 badisch: 440, 460, 462.

Piacenza, Stadt in der Lombardei, 1313 mailändisch, 1512 päpstlich, 1545 als Herzogtum an Parma: 111, 119, 184, 192, 195.

Piccolomini, Enea Silvio de, 1405—1464, seit 1458 Papst Pius II.: 35.

Piccolomini, Octavio, Herzog von Amalfi (1639), 1599 bis 1656, kaiserl. Feldherr des Dreißigjährigen Krieges: 441.

Pico von Mirandola, Giovanni, 1463—1494, ital. Humanist und Philosoph: 46.

Piemont, Landschaft im westl. Oberitalien, ehemaliges Fürstentum: 114, 171, 182, 453.

Pignerol (Pinerolo), Alpenfestung südwestl. von Turin, zu Savoyen gehörig; 1536—74 und 1630—1696 in franz. Besitz: 426, 453, 460, 462.

Pikardie, Landschaft in Nordfrankreich und ehem. franz. Prov., 1435 burgundisch, 1447 französisch: 220, 278.

Pilon, Germain, 1536—1590, franz. Bildhauer: Abb. S. 255.

Pilsen, Stadt in Böhmen. — Revers (Treueid der Wallensteinschen Generale): 440.

Pippin der Kleine, um 715 bis 768, Frankenkönig (seit 751), vorher Majordomus (seit 741), Sohn und Nachfolger Karl Martells, unterstellte die fränk. Kirche dem Papst: 142.

Pirkheimer, Willibald, 1470 bis 1530, deutscher Humanist, Förderer des Schulwesens: 44.

Pisa, Stadt in Italien an der Mündung des Arno, ehemals mächtige Handelsstadt, kam 1389 an Mailand, 1406 an Florenz und machte sich 1494 bis 1509 nochmals frei: 3, 369.

Pisaner Konzil (1409), versuchte vergebens die Beseitigung des Schismas: 3.

Pius II. s. Piccolomini.

Pius IV. (Giovanni Angelo Medici), 1499—1565, Papst seit 1559: 234, 236.

Pius V. (Michele Ghisleri), 1504 bis 1572, Papst 1566—1572, vorher Großinquisitor, 1712 heilig gesprochen: 236.

Pizarro, Francisco, 1475 bis 1541, Entdecker und Eroberer von Peru (1531/33): 144.

Plantagenet, englisches Herrscherhaus (seit 1154), das von Gottfried von Anjou abstammte: 212.

Plantin, Antwerpener Druckerfamilie des 16. Jh.: 306.

Platen, August Graf von Platen-Hallermünde, 1796—1835, deutscher Dichter: 212.

Platon, 427—347 v. Chr., griechischer Philosoph: 46.

Plessis-Mornay, Philippe du, 1549—1623, franz. calvinist. Theolog u. Politiker, Mitarbeiter Colignys, Wilhelms v. Oranien u. Heinrichs IV.: 278.

Plotschnik, Ort in Serbien. — Schlacht (1387): 522.

Plymouth, Hafenstadt an der Südküste Englands: 296.

Po, italien. Fluß: 119.

Podolien, Landschaft nördlich des Dnjestr, seit dem 14. Jh. polnisch, bei den poln. Teilungen zwischen Österreich und Rußland aufgeteilt: 550, 552.

Poggio Bracciolini, Gian Francesco, 1380—1459, ital. Humanist, Dichter und Staatsmann: 36.

Poissy, Stadt im franz. Dep. Seine-et-Oise: 258, Abb. S. 259

Pole, Reginald, 1500—1558, Erzbischof von Canterbury, Kardinal und päpstl. Legat: 176, 330.

Polen, ehem. Königreich, 1386 mit Litauen vereinigt unter der Dynastie der Jagellonen (bis 1572), 1587—1668 unter der Herrschaft von Königen aus dem Hause Wasa, 1697—1763 unter der der sächs. Kurfürsten; 1772, 1793 u. 1795 zwischen Preußen, Österreich und Rußland aufgeteilt, 1807—1814 Großherzogtum Warschau, seit 1916/18 als selbständiger Staat (Republik) wiedererstanden: 216, 238, 276, 296, 298 f., 370, 402, 408, 414, 424, 428 ff., 451 f., 488 ff., 497 f., 523, 527 f., 537, 548, 550, 552, Abb. S. 431, 552.

Pommern, in mehrere Linien geteiltes ehem. Herzogtum, dessen Dynastie 1637 erlosch, 1648 aufgeteilt zwischen Schweden und Brandenburg; 1679, 1721 und 1814 kam der schwed. Anteil an Brandenburg-Preußen: 88, 160 ff., 421, 424 ff., 433 f., 453 f., 460, 462 f., 466, 491 f., 496 f.

Ponthion, Ort im franz. Dep. Marne: 142.

Pontoise, Stadt im franz. Dep. Seine-et-Oise: 258.

Ponze de la Fuente, Constantin, span. Humanist: 214.

Portugal, ehem. Königreich, 1581—1640 mit Spanien vereinigt, seitdem unter der Dynastie Braganza: 118, 232, 244, 369 f., 401, 455, 460, 471, 481, 486 f., 498, 540, 547.

Poussin, Nicolas, 1593—1665, franz. Maler: 506.

Prädestinationslehre: 156, 222, 224, 226, 255, 308.

Prag, Hauptstadt Böhmens: 127, 333, 337, 346, 358, 404 f., 408, 434, 438, 452, 458, Abb. S. 407.

Prager Fenstersturz (1618): 404 f.

Prager Friede (1635): 442, 458, 462.

Prämonstratenser, Chorherrenorden, 1120 von Norbert von Xanten gestiftet, Stammkloster Prémontré bei Reims in Frankreich: 88.

Presbyterianer, Anhänger des Calvinismus (mit Presbyterverfassung und einfachen Kultformen), in England im Gegensatz zu der Anglikanischen Kirche mit der Episkopalverfassung und kath. Kultform: 478.

Preußen, Gebiet des Deutschen Ordens, benannt nach den ursprünglich dort wohnenden Preußen; 1466 wurde Westpreußen polnisch, Ostpreußen kam unter poln. Lehenshoheit, 1525 Umwandlung des Ordensstaates in ein weltl. Herzogtum, 1618 brandenburgisch, 1655/60 Aufhebung der poln. Lehenshoheit; 1701 zum Königreich erhoben: 23, 104, 123, 161, 168, 370, 428, 430, 434, 451, 489 ff.

Prierias s. Mazzolini.

Protestation von Speyer (1529): 138, 141, 146 ff.

Provence, ehem. franz. Provinz in Südfrankreich, im frühen Mittelalter ein Teil von Burgund; kam 1246 unter die Herrschaft der Anjous und 1481 an die franz. Krone: 114.

Prugger, Niklas, † 1694, Münchener Maler: Abb. S. 391.

Pufendorf, Samuel Freiherr von, 1632—1694, Staatslehrer und Geschichtsschreiber: 464.

Puritaner, streng calvinist. Kirchenpartei in England, lehnte die Anglikan. Kirche ab und bekämpfte sie: 129, 300, 302, 475 f., 478, 481 f., 485, 498, 505.

Pym, John, 1584—1643, engl. Politiker, Mitglied des Langen Parlaments: 476, 478.

Pyrenäen, Grenzgebirge zwischen Frankreich und Spanien: 312, 487.

Pyrenäenfriede (1659): 398, 486 f.

Pythagoras, um 582—493 v. Chr., griech. Philosoph und Mathematiker: 46.

Q

Quijote, Don, Held des gleichnamigen Romans von Cervantes: 248.

R

Raab, rechter Nebenfluß der Donau: 549.

Raab, Stadt im gleichnam. Komitat im 16./17. Jahrh. Grenzfestung gegen die Türken: 547.

Rabelais, François, 1494 bis 1553, franz. Humorist („Gargantua und Pantagruel"): 254.

Raffael (Raffaelo Santi), 1483 bis 1520, ital. Maler in Perugia Florenz und (seit 1508) Rom: 228, Abb. S. 5.

Rain, Stadt in Bairisch-Schwaben am Lech: 437.

Raleigh, Sir Walter, 1552 bis 1618, englischer Seeheld und Entdecker, Gründer von Virginia (1584): 302.

Ranke, Leopold von, 1795 bis 1886, größter deutscher Historiker: 61, 90, 124, 126, 196, 204, 208, 212, 542, 545.

Ratibor, 1288—1532 schles. Herzogtum, 1532—1742 österreichisch, seit 1742 preußisch: 411.

Ravensberg, Grafschaft in Westfalen, fiel 1346 an Jülich, 1614 an Brandenburg: 350.

Ravensburg, 1276—1802 Reichsstadt, 1803—1810 bairisch, seit 1810 württembergisch, 1545 protestantisch: 324.

Regel, Georg, Augsburger Patrizier, Freund Zwinglis und Schützer der Täufer: 102.

Regensburg, 1245—1803 Reichsstadt, 1542 protestantisch, häufig und seit 1664 ständig Sitz des Reichstags: 100, 102, 175 f., 184, 186 f., 190, 196, 390, 426, 440, Abb. S. 39.

Regensburger Fürstentag (1623): 411.

Regensburger Konvent (1524): 100, 123.

Regensburger Kurfürstentag (1630): 426, 433 f.

Regensburger Reichstag
(1541): 176, 180, 182.
(1546): 186, 196.
(1608): 391, 394.
(1630): 392.
(1640/41): 455.
(1653/54): 468 ff., 473, 480.

Reggio, Stadt in Kalabrien: 540.

Reichskammergericht, 1495 von Maximilian I. eingesetzt, zuerst in Frankfurt, 1527 bis 1693 in Speier, 1693—1806 in Wetzlar: 24, 26, 74, 83, 150, 152, 169, 172, 175, 181, 194, 196, 203, 344, 468 ff.

Reichsreformbestrebungen: 24, 26, 56, 62 f., 73 ff., 83 f., 90, 100, 105, 126, 150, 152, 174, 187, 194, 196, 198, 203 f., 207 ff., 211, 464, 468 ff., 495.

Reichsregiment, 1500 eingesetzt, 1521 erneuert, sollte den Kaiser in seiner Abwesenheit vertreten: 63 f., 74, 80, 83 f., 86, 94, 100, 106, 174, 205, 211.

Reichsritterschaft, bis 1806 die nichtgräflichen selbständigen Herren, die unmittelbar dem Kaiser unterstanden, ohne Sitz und Stimme auf den Reichstagen: 26, 28, 97 f., 105, 108, 110, 187.

Reichsstände in Frankreich: 250, 258, 277 f., 280, 293, 311.

Reims, Stadt im franz. Dep. Marne, Krönungsstadt der frz. Könige: 290.

Reißner, Adam, Verfasser einer Frundsberg-Biographie: 120.

Religionsgespräche zwischen Protestanten und Katholiken: 174 ff., 182, 184, 186, 196, 204 f., 258, 390.

Rembrandt Harmensz van Ryn, 1606—1669, Maler, Zeichner und Radierer in Amsterdam und Leiden: 306, 504 ff. Abb. S. 307.

Remonstranten, freisinnige Calvinisten in den Niederlanden, genannt nach der von ihnen 1610 überreichten Remonstration an Oldenbarneveldt: 308.

Renser Kurverein, Erklärung der Kurfürsten, daß der von ihnen gewählte König nicht der päpstlichen Bestätigung bedürfe (16. Juli 1338): 208.

Requesens y Zuñiga, Luis de, 1526—1576, wurde 1573 Nachfolger Albas als Statthalter der Niederlande: 282.

Restitutionsedikt, 1629 von Ferdinand II. erlassene Verfügung, daß die Protestanten alle Erwerbungen seit 1552 zurückgeben sollten; 1635 und 1648 aufgehoben: 423 ff., 434, 442.

Retz, Jean François Paul de Gondi, Kardinal von, 1613 bis 1679, Führer der adligen Fronde, 1653—1662 verbannt: 472, Abb. S. 473.

Reuchlin, Johannes, gen. Capnion, 1455—1522, führender Gräzist und Hebraist des deutschen Humanismus; sein Kampf zugunsten der jüdischen Schriften endete mit R.'s Niederlage: 42, 44, 46, 50, 52, 64 f., 165.

Reutlingen, bis 1802 Reichsstadt, dann württembergisch, seit 1524 protestantisch: 56, 147, 188.

Rhein: 26, 50, 101 f., 122, 128, 132, 167, 180, 190, 214, 239, 262, 304, 331, 341, 349 ff., 353, 364, 369, 388, 394, 401, 403, 411, 413, 426, 435, 438 ff., 451 f., 457 f., 460, 463, 466, 468, 495 f.

Rheinbund (1658): 495 f., 498.

Rheinland: 175, 324, 349, 351.

Rheinpfalz s. Pfalz.

Rhodos, Insel im Ägäischen Meer, 1309—1530 im Besitz des Johanniterordens, 1530 bis 1911 türkisch, seither italienisch: 522, 534 f., 540, Abb. S. 535.

Rhône, Fluß in Wallis und Südostfrankreich: 220.

Ribera, Jusepe de, 1588—1652, spanischer Maler, seit 1616 Hofmaler des Vizekönigs in Neapel: 247, 502.

Riccio, David, seit 1564 Sekretär der Maria Stuart, 1566 von Darnley ermordet: 288.

Richelieu, Armand Jean Duplessis, Herzog von, 1585 bis 1642, franz. Staatsmann, 1622 Kardinal, 1624 Minister unterwarf die Hugenotten, unterstützte die deutschen Protestanten, die Katalonier und die Portugiesen gegen Habsburg, gründete 1635 die Akademie: XXVI, 257, 278, 399, 414, 421 f., 426, 436, 443 ff., 453, 455 ff., 460, 471 f., 487, 506 f., Abb. S. 445.

Riese, Adam, 1492—1559, Mathematiker: Abb. S. 340.

Riga, deutsche Stadtgründung (1201), 1522 protestantisch, Mitglied des Schmalkaldischen Bundes, bis 1582 selbständig, 1710—1918 russisch, seither Hauptstadt von Lettland: 489.

Ring, Ludger tom, d. J., westfälischer Maler des 16. Jahrhunderts: Tafel S. 264.

Robert II. von der Mark und Arenberg, Herr von Sedan, Parteigänger Frankreichs und Freund Sickingens: 54.

Rocroi, Stadt und Festung im franz. Dep. Ardennes, Gründung Franz' I.: 457.

Roeskilde, Stadt auf der Insel Seeland, bis 1443 dänischer Königssitz: 490, 492.

Roger de Flor (Roger Blum), deutscher Heerführer im Dienste Andronikos' II.: 519.

Rom: XXVI, 3, 20, 35, 45 ff., 52, 66, 73, 116, 119 f., 127, 142, 157, 162, 176, 178, 184, 188, 193, 196, 227 f., 230 ff., 234, 236 f., 240, 254, 276, 286, 290, 299, 322 f., 348, 355, 362, 498, 529, 547, Abb. S. 3, 6, 229.

Romanow, russisches Bojarengeschlecht, 1613—1762 russische Zarendynastie: 429.

Rostock, bis 1360 Hansestadt, Universität seit 1419: 358.

Rothmann, Bernhard, evang. Superintendent in Münster, beteiligte sich an der Wiedertäuferherrschaft: 167.

Rotterdam, Stadt in Südholland, 1572 von den Spaniern geplündert: 266.

Rouen, Hauptstadt der Normandie, bis 1562 hugenottisch: 298.

Roussillon, das heutige Dep. Ostpyrenäen, 1172—1659 in aragonischem Besitz: 456.

Rovere, della, ital. Adelsgeschlecht, bis 1631 Herzoge von Urbino (s. Sixtus IV. und Julius II.): 5.

Roxolane, Gattin Süleimans II.: 544.

Roymerswaelen, Marinus van, niederl. Maler des 16. Jahrhunderts: Abb. S. 263, Tafel S. 280.

Rubens, Peter Paul, 1577 bis 1640, flämischer Maler, seit 1609 Hofmaler in Antwerpen, als diplomatischer Agent in Frankreich, Spanien und England tätig: 238, 306, 504 ff., Abb. S. 305, 443, Tafel S. 232.

Rudolf I. von Habsburg, 1218 bis 1291, seit 1273 deutscher König, sorgte für den Landfrieden, begründete die habsburgische Hausmacht: 22 f.

Rudolf II., 1552—1612, seit 1576 deutscher Kaiser, Sohn Maximilians II., verlor 1608 bis 1611 die österr. Länder an seinen Bruder Matthias, gab 1609 den böhmischen Protestanten den Majestätsbrief: 323, 345 f., 352, 356, 382, 391, 394, 404, 547.

Rügen, Ostseeinsel, 1325—1648 pommersch, 1648—1815 schwedisch, seither preußisch: 462.

Ruisdael, Jakob van, 1628/9 bis 1682, niederländischer Landschaftsmaler und Radierer in Haarlem: 504.

Rum, Sultanat in Kleinasien: 516.

Rumelin, türk. Statthalterschaft in Thrakien und Makedonien: 526, 544.

Rumseldschuken, die Seldschuken des Sultanats Rum: 516, 518.

Rurik, 862—879, Warägerfürst, Gründer des russischen Reiches: 429.

Rußland, 862—1598 unter der Dynastie Rurik, bis 1612 Thronkämpfe unter polnischer Einmischung, seit 1613 Neuordnung des Staates unter den Romanows (bis 1762): XXV, 55, 296, 428 ff., 488 ff., 492, 497, 514 f., 542, 550, 552.

Ruyter, Michiel Adriaanszoon de, niederländischer Admiral, 1607—1676, zwang England 1667 zum Frieden von Breda und schlug 1672 und 1673 wiederholt engl. Flotten: 481.

Ryther, A., engl. Stecher des 16. Jahrh.: Abb. S. 297.

S

Saale, linker Nebenfluß der Elbe: 107.

Sacco di Roma („Plünderung Roms"), Eroberung Roms am 6. Mai 1527 durch das Heer Karls V.: 120, 146.

Sachs, Hans, 1494—1576, Schuhmacher, Meistersinger, Lyriker und Dramatiker in Nürnberg, Anhänger Luthers: XXVII, 44, 88, 188 Abb. S. 44, 8 95, 368.

Sachsen, seit 1423 Name der wettinischen Länder, die sich 1485 in die ernestinische und die albertinische Linie spalteten: 5, 25, 51, 54, 58, 60, 62, 64, 66, 73, 76, 82, 88, 92, 121 f., 130, 132, 134 f., 137 ff., 141, 146, 150, 156 ff., 160, 168 f., 180, 182 f., 186, 188, 190 f., 197, 200, 322, 326, 328, 342, 348, 352 f., 355 f., 358, 377, 379, 382 ff., 386, 390 f., 394, 406, 408, 410 ff., 425, 434—442, 452, 454, 458, 462 f., 495.

Sachsenspiegel, deutsches Rechtsbuch, um 1200 durch Eike von Repgow verfaßt: 74.

Sadoleto, Jacopo, Kardinal, 1477—1547, arbeitete unter Paul III. in der kirchl. Reformkommission und suchte die Protestanten durch Versöhnlichkeit zurückzugewinnen: 176.

Sailer, Gereon, Arzt und Diplomat in Augsburg: 187.

Saint Germain, Stadt im franz. Dep. Seine-et-Oise, seit Franz I. häufig Sitz der franz. Könige; Friedensschlüsse 1570, 1679: 271.

Sakaria, Fluß in Kleinasien, mündet ins Schwarze Meer: 518.

Sales, Franz von, 1602 Bischof von Genf, † 1622, Gründer des Ordens der Salesianerinnen (1610): 313.

Salm, Graf, Landsknechtsführer: 113.

Saloniki, Stadt am Ägäischen Meer, 1430—1912 türkisch, seither griechisch: 526.

Salzburg, Stadt und Erzbistum (bis 1803): 72, 104, 134, 340, 355, 394.

Samaniden, 903—1004 iranische Dynastie: 515.

Samarkand, Hauptstadt von Usbekistan, seit 1868 russisch: 524.

San Domingo (= Haiti), Insel der Großen Antillen: 482.

San Giovanni, Ortschaft bei Bologna in Italien: 119.

San Juste, span. Kloster: 83, 212, 214.

Sandschar, † 1156, Seldschukenherrscher: 516.

Sankt Gallen, Stadt und Kanton in der Nordostschweiz, seit 1454 zugewandter Ort, 1528 protestantisch: 134.

Sankt Gotthard, Stadt an der Raab: 549.

Santiago di Compostela, Wallfahrtsort in der spanischen Provinz Coruña: 33.

Saône, rechter Nebenfluß der Rhône: 23.

Sarajewo, Stadt in Bosnien, türkische Gründung des 15. Jh.: 404.

Sardinien, Insel im Mittelmeer, 1297—1713 in spanischem Besitz, 1713—1720 österreichisch, seit 1720 savoyisch: 401.

Sassaniden, 224—651 persische Dynastie, von den Arabern vernichtet: 513, 528.

Sastrow, Bartolomäus von, pommerscher Edelmann, † 1603 als Bürgermeister von Stralsund, führte auf seinen ausgedehnten Reisen kulturhistorisch wertvolle Tagebücher: 193.

Saudschi, Sohn Murads I.: 522.

Savello, Friedrich Herzog von, Feldmarschall: Abb. S. 454.

Savoyen, 1416—1713 Herzogtum, 1536—1559 von den Franzosen besetzt: 115, 171, 182, 406, 410, 414, 426, 450, 452 f., 482, 550, 552.

Schäufelein, Hans Leonhard, um 1483—1540, Maler und Holzschneider, Schüler Dürers, in Nürnberg und Nördlingen tätig: Abb. S. 114, 115, 145.

Scheffler s. Angelus Silesius.

Schelde, Fluß in Nordfrankreich, Belgien und den Niederlanden: 184, 262, 264, 266, 292.

Scherer, Wilhelm, 1841—1886, deutscher Germanist und Literarhistoriker: 209.

Schertlin von Burtenbach, Sebastian, 1496—1577, deutscher Landsknechtsführer im Dienst des Schwäbischen Bundes, Karls V., des Schmalkaldischen Bundes und Frankreichs: 190.

Scheurl, Christoph, 1481—1542, Ratskonsulent in Nürnberg, Anhänger der Reformation: 49.

Schiiten („Parteigänger" Alis) mohammedanische Denomination, seit 1512 Staatsreligion in Persien: 538.

Schirwan, türkisches Fürstentum in Aserbeidschan, 1590 bis 1607 türkisch, dann persisch, seit Anfang des 19. Jh. russisch: 537.

Schischman, Johannes III., bulgarischer Zar: 522.

Schlesien, seit 1335 böhmisches Lehen, 1537 Erbverbrüderung mit Brandenburg: 132, 161, 190, 326, 346 f., 364, 401, 406, 411, 418 f., 438 f., 455, 460, 489.

Schleswig, Herzogtum, seit 1386 mit Holstein vereinigt, 1460—1864 in Personalunion mit Dänemark; 1542 protestantische: 161, 419, 423.

Schleswig-Holstein: 156, 490.

Schlettstatt, Reichsstadt im Unterelsaß, 1673 von Frankreich besetzt: 65.

Schmalkalden, Stadt im Reg.-Bez. Kassel, seit 1362 halb, seit 1583 ganz hessisch: 141.

Schmalkaldener Artikel, von Luther im Dezember 1536 verfaßte Bekenntnisschrift, die dem Konzil von Mantua vorgelegt werden sollte: 178.

Schmalkaldischer Bund, 31. Dezember 1530 von protestantischen Fürsten und Städten geschlossen, zerfiel 1547: 156, 158, 162, 169, 172, 178, 180, 183 f., 186 f., 190 f., 201, 206.

Schmalkaldischer Krieg, 1546—1547, Unterwerfung der Protestanten durch Karl V.: 31, 186 ff., 195 ff., 202, 209, 214 f.

Schöffer, Mainzer Buchdruckerfamilie; wichtigste Vertreter Peter, Johann (1502—31) und Ivo († 1556): Abb. S. 87, 151.

Schön, Erhard, Nürnberger Maler u. Stecher der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts: Abb. S. 95, 141, 193, 195.

Schönborn, Johann Philipp von, 1605—1673, seit 1642 Fürstbischof von Würzburg, seit 1647 Kurfürst und Erzbischof von Mainz: 495.

Schottland, Königreich unter den Stuarts seit 1370, wurde 1560 calvinisch; 1603 Personalunion, 1707 völlige Vereinigung mit England: 112, 286, 288 f., 294, 474, 476—482, 484.

Schradin, Johann, Reformator von Reutlingen: 188.

Schütz, Heinrich, 1585—1672, Kapellmeister in Marburg, Dresden und Kopenhagen, Komponist der ersten deutschen Oper („Daphne") und bedeutender Oratorien: 505, Abb. S. 509.

Schwabacher Artikel, von Luther im Oktober 1529 verfaßte Bekenntnisschrift: 139, 141.

Schwaben, ehem. deutsches Herzogtum (bis 1266), später unter der Herrschaft der Grafen von Württemberg: 26, 101, 103 ff., 138, 167, 190, 208, 333, 345, 394.

Schwäbischer Bund, Landfriedensorganisation der süddeutschen Stände, 1488—1534, vertrieb 1519 Ulrich von Württemberg und unterdrückte 1525 den Bauernaufstand: 30, 56 f., 96 ff., 104, 106, 121, 132, 158, 160, 194.

Schwann, Balthasar, Kupferstecher: Abb. S. 387.

Schwarzenberg, Johann von, 1463—1528, Verfasser der Bamberger Halsgerichtsordnung (1507), Förderer der Reformation: 84.

Schwarzwald, Mittelgebirge in SW-Deutschland: 103, 388.

Schwebel, Johannes, 1490 bis 1540, trat 1521 zum Protestantismus über, wurde Ratgeber Sickingens und führte die Reformation in Pfalz-Zweibrücken durch: 96.

Schweden, Königreich, 1397 bis 1523 im Verband der Skandinavischen Union, 1523—1654 unter dem Haus Wasa, das 1527 die Reformation durchführte; unter Gustav Adolf europäische Großmacht: 168, 295, 298 f., 402, 408, 414, 420 f., 424, 426 ff., 438 ff., 442, 449 ff., 457 f., 460, 462, 464, 466, 468, 488 ff., 494 ff., 508 f.

Schweinfurt, 1431—1803 freie Reichsstadt, dann bair. (Reg.-Bez. Unterfranken): 158.

Schweiz, seit 1499 vom Deutschen Reich faktisch unabhängig, seit 1521 in Abhängigkeit von Frankreich; 1513—1798 aus 13 Kantonen und 10 zugewandten Orten und vielen Untertanengebieten bestehend, 1648 als souverän anerkannt: 23, 42, 50, 54, 57, 62, 112 f., 116, 128, 139, 156, 158, 220 f., 239, 341, 344, 380, 401, 463.

Schwenckfeld, Caspar von, 1489—1561, wurde 1517/18 Protestant, führte die Reformation in Liegnitz durch, trennte sich 1525 von Luther und wirkte in Schwaben als Sektierer: 165.

Schwendi, Lazarus von, 1522 bis 1584, Kriegsoberst unter Karl V. und Maximilian II., kämpfte im Schmalkaldischen Krieg gegen Frankreich und Ungarn, wirkte für religiöse Duldung und Reichsreform: 201.

Scorel, Jan van, 1495—1562, niederl. Maler: Tafel S. 304.

Seckendorff, Veit Ludwig von, 1626—1692, Staatsmann an verschiedenen deutschen Fürstenhöfen, schrieb staats- u. kirchenrechtliche Schriften: 464.

Secundus, Johannes, s. Johannes Secundus.

Sedan, Stadt im frz. Dep. Ardennen, 1424 bis 1591 im Besitz der Grafen v. d. Mark, 1591—1642 der Familie Turenne, seit 1642 der frz. Krone: 54, 455.

Seeland, dänische Insel: 490.

Seeland, niederländische Provinz: 262, 264, 272, 280, 282 f., 296.

Sefewiden, persische Dynastie des 16. und 17. Jahrhunderts: 538, 540, 547.

Sefi von Ardebil, Scheich: 537.

Seine, Fluß in Nordfrankreich: 254.

Seisenegger, Jakob, 1505 bis 1567, österr. Maler: Abb. S. 325.

Seld, Georg, Augsburger Stecher des 16. Jahrh.: Abb. S. 48, 49.

Seldschuken, türkischer Volksstamm, im 11. u. 12. Jahrhundert Herrscher über Kleinasien und Persien, von den Osmanen vernichtet: 515 f., 520.

Selim I., 1467—1520, türk. Sultan (seit 1512), unterwarf Kurdistan, Mesopotamien, Ägypten und Mekka, nahm den Titel Kalif an: 528, 534, 537 ff.

Selim II., 1524—74, seit 1566 türkischer Sultan, Enkel Selims I., eroberte Zypern und Tunis, verlor die Seeschlacht bei Lepanto: 542, 546.

Semendria, serbisch Smederavo, Stadt an der Morawa, 1717 von Prinz Eugen erobert, bis 1867 aber von den Türken besetzt gehalten: 531.

Semirjetschie (Siebenstromland), jetzt russische Provinz in Zentralasien (Turkestan): 514.

Sepulveda, Juan Ginez de, 1490—1574, spanischer Humanist, seit 1536 Reichshistoriograph: 214.

Serbien, seit 1043 von Byzanz unabhängig, 1165—1367 unter dem Fürstenhaus Nemanja, 1389 von den Türken unterworfen, 1459 zur türk. Provinz gemacht, 1717—1739 österr., seit 1815 von den Türken fortschreitend unabhängig: 521 f., 524, 527 f., 530 f., 548.

Serres, Stadt in Makedonien, östl. von Saloniki: 526.

Servet, Michael, 1511—1553, span. Jurist, Theologe und Mediziner, wurde wegen seiner antitrinitarischen Lehren in Genf als Ketzer verbrannt: 221, 327.

Sevilla, Hauptstadt der span. Provinz S. am Guadalquivir, seit 1505 Universität, im 16. bis 17. Jh. Hauptsitz der span. Kunst: 245.

Sforza, ital. Condottieri, 1450 bis 1535 im Besitz des Herzogtums Mailand: 113, 171.

Shakespeare, William, 1564 bis 1616, engl. Dramatiker: 238, 301 f., 306, 361, 504, 507, Abb. S. 301.

Sibirien, 1560—1699 von den Russen erobert: 514.

Sibylle von Jülich-Kleve, † 1554, Tochter Johanns III. von Jülich-Kleve u. Schwester des Herzogs Wilhelm V., vermählt mit Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen: 180, Tafel S. 168.

Sickingen, Franz von, 1481 bis 1523, Bandenführer im Dienst Maximilians I., Franz' I., des Schwäbischen Bundes, Karls V., fiel im Kampf gegen Trier und Kurpfalz: 52, 54, 57, 65, 70, 73, 83, 92, 96ff., 106, 134, 187, 204, Abb. S. 97, 99.

Siebenbürgen, seit dem 12. Jh. von Deutschen besiedelt, im 15. Jh. Einfälle der Türken, Mitte des 16. Jh. protestantisch, 1691 österr. Kronland, 1867 den Madjaren ausgeliefert: 134, 407, 452, 488, 490, 492, 527, 542, 547f., 550, 552.

Siena, Hauptstadt der ital. Provinz Siena, seit 1557 florentinischer Besitz: 170, 201.

Sievershausen, Dorf im Reg.-Bez. Lüneburg. — Schlacht (1553): 204, Abb. S. 202, 203.

Sigismund, 1368—1437, Sohn Karls IV., seit 1411 deutscher Kaiser, 1378—1415 Markgraf von Brandenburg, 1387 König von Ungarn, 1436 König von Böhmen, brachte 1415 das Konstanzer Konzil zustande, galt im Volk als Förderer der Reichsreform: 23, 70, 194, 523.

Sigismund III., 1566—1632, Sohn Johanns III. von Schweden, wurde 1587 König von Polen, 1594—1604 von Schweden, förderte die Gegenreformation, versuchte durch den falschen Demetrius Rußland zu unterwerfen: 296, 298, 429f., 488, Abb. S. 430.

Silistria, Stadt an der unteren Donau, um 1550 Sitz eines türk. Statthalters: 522.

Silvester I., Papst 314—335, soll Konstantin d. Gr. getauft haben: 3.

Silvestre, Israel, 1621—1691, frz. Stecher: Abb. S. 313.

Simawna, Ort bei Adrianopel: 526.

Sinan Pascha, Großwesir unter Murad III.: 546f.

Sittich von Ems, Marx, Landsknechtsführer: 113.

Siwas, türkischer Verwaltungsbezirk in Nordkleinasien: 518, 524.

Sixtus IV. (Francesco della Rovere), 1414—84, seit 1471 Papst, Erbauer der Sixtinischen Kapelle im Vatikan, Gegner der Medici, führte 1478 in Spanien die Inquisition ein: 5, 362.

Sixtus V. (Felice Peretti), 1521 bis 1590, seit 1585 Papst, ordnete die Verwaltung des Kirchenstaats, gab 1590 die Vulgata heraus, regelte die Papstwahl: 236, 295f.

Sizilien, Insel im Mittelländ. Meer, 1409—1713 im Besitz Aragons (Spaniens): 401.

Skanderbeg („Fürst Alexander"), eigentlich Georg Kastriota, 1403—1468, führte seit 1443 den Unabhängigkeitskrieg der Albanier gegen die Türken: 528, 530, 532.

Slawonien, der östliche Teil Kroatiens, 1091 ungarisch, 1526 bis 1699 türkisch: 552.

Sleidan, Johann, 1506—1556, Geschichtschreiber der deutschen Reformation, politischer Agent Frankreichs: 178f., 188, 210.

Smolensk, Stadt am Dnjepr, 1404—1515 litauisch, 1611—54 polnisch, vorher und später russisch: 429, 488, 492.

Smyrna, Stadt an der Westküste Kleinasiens, seit 1424 türkisch: 524.

Sobieski s. Johann III. von Polen.

Sofia, Hauptstadt Bulgariens, 1382 von den Türken erobert: 544.

Sögüd, Hauptstadt des Sandschaks Ertogrul in Kleinasien: 518.

Sohm, Rudolf, 1841—1917, deutscher Rechtshistoriker und Kirchenrechtler, Mitbegründer des Nationalsozialen Vereins: 15.

Soldan, Philipp, Bildhauer aus Frankenberg, um die Mitte des 16. Jahrh. tätig: Abb. S. 183.

Solms, Friedrich von, Graf, Rat Kurfürst Friedrichs des Weisen: 59f.

Somer, Paul van, 1576—1621, niederl. Maler: Abb. S. 504.

Somme, Fluß in Nordfrankreich: 23.

Spalatin, Georg (Burkhardt), 1482—1545, Förderer der Reformation, Historiker und Organisator der kursächsischen Landeskirche: 62, 94, Abb. S. 134.

Spanien, Königreich, entstanden durch die infolge der Vermählung Ferdinands von Aragonien mit Isabella, der Erbin von Kastilien, bewirkte Personalunion beider Reiche in Verbindung mit der Rückeroberung des letzten von den Mauren beherrschten Gebiets (1492); 1516—1700 unter den Habsburgern, seit 1700/14 unter bourbonischer Herrschaft, 1581—1640 mit Portugal verbunden: XXIV—XXVII, 5f., 24, 26, 34ff., 53, 56ff., 60f., 71ff., 78, 80, 83f., 111ff., 116, 119f., 124, 127, 142, 144f., 152, 154, 160, 170ff., 184, 186f., 190ff., 194, 196, 198, 200f., 208, 210, 212, 214, 219, 228, 230ff., 234, 236ff., 250, 252, 254, 257, 266ff., 280ff., 290ff., 294ff., 302ff., 306, 310ff., 321ff., 330, 345, 348, 350f., 353f., 356f., 364, 369f., 373, 382, 385, 390, 397ff., 410f., 413f., 416ff., 420ff., 436, 440, 442ff., 446, 448, 450ff., 466, 468, 471ff., 480, 482, 486ff., 490f., 494ff., 502, 504, 507, 513, 519, 537, 546.

Spanische Niederlande, der südliche, katholisch u. spanisch verbliebene Teil der gesamtniederländischen Gebiete, 1714 österreichisch (s. a. Belgien): 348, 350, 401, 450ff., 466, 468, 487, 502.

Speier, Hauptstadt der bair. Pfalz, 1527—1689 Sitz des Reichskammergerichts, bis 1801 freie Reichsstadt, 1801 bis 1814 frz., 1815 bairisch: 86, 96, 100, 147f., 181, 394.

Speierer Reichstag von 1526: 122ff., 126, 130, 132, 136.
— von 1529: 135—139, 150.
— von 1544: 181f., 206.

Spengler, Lazarus, 1479 bis 1534, Nürnberger Ratsschreiber u. Dichter geistlicher Lieder: 69, 90, Abb. S. 81.

Spenser, Edmund, 1552—99, engl. Dichter: 301.

Spinola, Ambrosio, Marqués de los Balbazes, 1569—1630, span. General: 408, 410.

Stadion, Christoph von, 1478 bis 1543, Bischof von Augsburg: 86.

Stadtlohn, Stadt in Westfalen. — Schlacht (1623): 413.

Stambul s. Konstantinopel.

Starmhemberg, Ernst Rüdiger, Graf von, 1638—1701, Verteidiger Wiens gegen die Türken, kaiserl. Feldmarschall (1683): 550.

Staupitz, Johann von, um 1460—1524, Protektor Luthers, Professor an der Universität Wittenberg u. Generalvikar der sächs. Augustinereremiten: 14, 16f., 49f., Abb. S. 17.

Steenwijk, Hendrik van, d. J., um 1580—1640, niederländ. Maler: Abb. S. 475.

Steiermark, österr. Bundes- u. ehem. Kronland in den Ostalpen, 1282 habsburgisch: 104, 345f., 378, 390, 392, 404.

Stephan X. Duschan, um 1380—1355, König der Serben aus dem Geschlecht der Nemanjiden (seit 1331/46): 521.

Stephan I. Lazarewitsch s. Lazar.

Stettin, Hauptstadt Pommerns, 1648—1720 schwedisch, dann preußisch: 462, 491.

Stockholm, Hauptstadt Schwedens; das Stockholmer Blutbad (1520) war der Anlaß zur Losreißung Schwedens von der Kalmarischen Union: 169, 508, Abb. S. 428.

Storch, Nikolaus, † 1525, Wiedertäufer u. utopistischer Schwärmer, einer der „Zwickauer Propheten": 93.

Straeten, Jan van („Johannes Stradanus"), † 1618, niederl. Maler aus Brügge, meist in Florenz tätig: Abb. S. 383.

Strafford, Earl of, siehe Wentworth.

Stralsund, Stadt in Pommern, ehedem zur Hanse gehörig, 1648—1807 schwedisch, 1807—14 frz., seit 1815 preuß., 1628 von Wallenstein belagert: 421, 430f., Abb. S. 422.

Stralsunder Friede (1370) zwischen Waldemar IV. von Dänemark u. der Hanse: 168.

Straßburg, Hauptstadt des Elsaß, ehemals freie Reichsstadt, wurde seit 1523 unter Butzers Leitung evang., z. Z. der Reformation polit. und geistiger Mittelpunkt in Südwestdeutschland, 1681 Frankreich einverleibt: 28, 102, 123, 128, 130, 138, 156, 158, 167, 172, 184, 187, 197, 205, 221, 354, 358, 368, 390, 394, 425, 462, Abb. S. 497.

Straßburger Kapitelstreit (1592—1604): 354, 390.

Stuart, schottisches Königsgeschlecht, regierte seit 1371 in Schottland, 1603—48 u. 1660 bis 1714 in England; 1807 erloschen: 306, 474ff., 480ff., 484, 497, 500, 504f., 507.

Stuhlweißenburg, Stadt in Ungarn, ehemals Krönungsstadt der ungar. Könige und Versammlungsort der Reichstage, 1543—1688 türkisch: 181.

Sturm, Jakob (von Sturmeck), 1489—1553, Humanist und leitender Staatsmann Straßburgs, Förderer der Reformation, Mitbegründer des Schmalkaldener Bundes: 138, 156, Abb. S. 139.

Sturm, Johannes von, 1507 bis 1589, Humanist u. Pädagoge, Leiter des Straßburger Gymnasiums (1538—82): 358.

Sturm, Kaspar, kaiserl. Herold und Begleiter Luthers nach Worms (1521): 77, Abb. S. 77.

Stuttgart, Hauptstadt Württembergs: 382.

Suez, Landenge zwischen Asien u. Afrika mit gleichnamiger Stadt am Nordende des Golfs von Suez: 550.

Süleiman II., der Große, 1495—1566, türk. Sultan (seit 1520), Sohn und Nachfolger Selims I., unterwarf Ungarn: 84f., 126, 157, 160, 170, 201, 239, 518, 521f., 528, 530, 534, 539f., 542, 544, 546, 552, Abb. S. 539, 541.

Süleiman, Groß-Wesir unter Mehmed IV., mit diesem 1687 abgesetzt: 550.

Süleiman ibu Kutalmysch, Seldschukenherrscher in Kleinasien (Ende des 11. Jh.), Neffe Alp Arslans: 516.

Sullinger Wald, Teil des hess. Berglandes zwischen Fulda und Werra: 122.

Sully, Maximilian de Béthune, Baron von Rosny, Herzog von (1606), 1560—1641, französ. Staatsmann u. Finanzminister (1597—1611) unter Heinrich IV., Hugenott: 312.

Sund, Meerenge zwischen der dän. Insel Seeland u. Schweden; Dänemark erhob seit 1400 für alle durchfahrenden Schiffe den Sundzoll: 187, 458, 490f.

Sunniten, Anhänger der „Sunna", einer Richtung des Islams, der die Mehrzahl der Mohammedaner angehört; erkennen im Gegensatz zu den Schiiten die ersten vier Kalifen als rechte Nachfolger Mohammeds an: 538.

Surius (Sauer), Laurentius, 1522—78, Verfasser von Lebensbeschreibungen der Heiligen, Kirchenhistoriker: 358.

Sustris, Friedrich, 1526—99, niederl. Architekt, in München tätig: Abb. S. 365.

Suyderhof, Jonas, niederl. Stecher des 17. Jahrhunderts: Abb. S. 505.

Syrien, Land in Vorderasien, 634/39 arabisch, 1516 türk., seit 1919 frz. Mandatsgebiet: 516, 524, 539, 547.

Szalankemen, zwei Dörfer im südslaw. Syrmien bei Peterwardein. — Schlacht (1691): 552.

Sziget, Stadt in Ungarn, ehem. Festung, 1566 von Zrinyi vergeblich gegen die Türken verteidigt: 542, 546.

T

Taboriten, radikale Richtung der hussitischen Bewegung unt. Führung Ziskas, 1434 durch die gemäßigte Richtung überwunden: 129, 167.

Täbris, Stadt in Persisch-Aserbeidschan: 537—540, 546ff.

Tacitus, Publius Cornelius, um 55—120 röm. Geschichtsschreiber (Germania): 40.

Tamerlan s. Timur.

Tarimbecken, abflußloses Bekken in Innerasien: 514.

Tarvis, Stadt in Kärnten, seit 1920 italienisch: 85.

Tasso, Torquato, 1544—95, italien. Dichter („Das befreite Jerusalem"): 237.

Tatarei u. Tataren, mittelalterliche Namen für Innerasien u. dessen mongolisch-türkische Völker: 524, 534, Abb. S. 526.

Täuferbewegung: 127ff., 147, 154, 164ff., 197, 263, 354.

Tauler, Johannes, 1300—61, Dominikaner u. Mystiker: 19, 93.

Tehmasp, † 1576, Schah von Persien (seit 1524): 540.

Templer, Tempelherren, geistlicher Ritterorden, 1119 von Hugo de Payens gestiftet zum Schutz der Palästinapilger; nach Beendigung der Kreuzzüge nach Zypern u. dann nach Frankreich verlegt, 1307—14 Prozeß gegen den Orden, 1312 aufgehoben: 169.

Terborch, Gerard, 1608—81, niederl. Maler: Abb. S. 459, 461.

Terdschan, Ort in Mesopotamien. — Schlacht (1473): 532.

Teresa de Jesus, 1515—82, span. Mystikerin, 1622 heilig gesprochen: 246.

Terra ferma, der festländische Besitz Venedigs: 112.

Tetzel, Johann, um 1465 bis 1519, Dominikaner und Ablaßprediger: 12, 14, 20, 45f., Abb. S. 45.

Theiß, Nebenfluß der Donau in Ungarn: 180.

Themse, Hauptfluß Englands: 295, 481, Abb. S. 483.

Theodora, Tochter Johannes' VI. von Byzanz: 521.

Thesenanschlag Luthers an der Schloßkirche zu Wittenberg (1517): XXI, 20f., 42, 45, 91.

Thomas von Aquino, 1225/26 bis 1274, ital. Theolog und Hauptvertreter der Scholastik, dessen Lehre für den Katholizismus maßgebend wurde, 1323 heilig gesprochen, seit 1567 „Doctor ecclesiae": 16, 49, 192, 234, 331, 338, 358.

Thomas von Canterbury (Thomas Becket), 1117—1170, Kanzler Heinrichs II. von England (1157), dann Erzbischof von Canterbury u. Primas von England (1162), als solcher in scharfem Gegensatz zum König; ermordet; 1172 heilig gesprochen: 162.

Thou, Jaques Auguste de, 1553 bis 1617, franz. Historiker u. Staatsmann: 310.

Thrakien, Landschaft im Südosten der Balkanhalbinsel: 520ff.

Thüringen, Gliedstaat d. Deutschen Reiches (seit 1920), ehemalige Landgrafschaft; 1263 wettinisch, 1485 wurde Nordthüringen albertinisch, Südthüringen ernestinisch, ersteres 1815 preußisch: 104, 106.

Thurn, Heinrich Matthias, Graf von, 1567—1640, Führer des böhm. Adels und des Aufstandes gegen Ferdinand II. spät. auf seiten Gustav Adolfs: 404, 406, 436.

Tienschan, Gebirge Innerasiens: 514.

Tiflis, Stadt im Kaukasus, ehemals Hauptstadt von Georgien, zeitweilig türkisch, 1800 russisch, seit 1922 Hauptstadt der kaukasischen Räteföderation: 546.

Tilly, Johann Tserclaes, Graf von, 1559—1632, Feldherr in span. kaiserl. u. seit 1610 bair. Diensten; Führer der Ligaheere im Dreißigjähr. Kriege; war wallonischer Abstammung: 392, 410, 413ff., 418f., 426, 434, 437, Abb. S. 411, 436, 437.

Timur (Tamerlan), 1336—1405, Mongolenchan u. Eroberer, residierte in Samarkand, unterwarf sich ganz Vorderasien u. Nordwest-Indien: 524, 538f. Abb. S. 525, Tafel S. 528.

Tirol, österr. Bundesland, ehemals gefürstete Grafschaft, 1363 habsburgisch, seit 1665 dauernd mit Österreich vereint: 31, 104, 128, 201, 345, 413, 440.

Tizian, (Tiziano Vecelli), 1477 bis 1576, ital. Maler, lebte meist in Venedig: 191, 212, Abb. S. 177, 243, Tafel S. 120.

Tököly, Emmerich, Graf von, 1657—1705, Fürst von Ungarn u. Siebenbürgen, kämpfte geg. Österreich, unterlag aber und starb in der Verbannung: 550.

Toledo, Stadt in der span. Prov. Neukastilien, bis 1559 Residenz der Könige: 246.

Tonjukuk, türk. Staatsmann aus dem Anfang des 8. Jh.: 514.

Topliza, Nebenfluß der südl. Morawa in Serbien: 522.

Torquemada, Juan de (Turrecremata), 1388—1468, span. Kleriker u. Theolog, 1439 Kardinal, Verfechter der päpstlichen Interessen auf dem Konstanzer u. Basler Konzil: 4, 537.

Torstenson, Bennart, Graf von Ortala, 1603—1651, schwed. Feldherr des Dreißigjährigen Krieges: 455.

Tortorel, Jean, franz. Stecher des 16. Jh.: Abb. S. 253, 259.

Toskana, Landschaft u. ehem. Großherzogtum (seit 1569) in Mittelitalien mit der Hauptstadt Florenz, aus dessen Gebiet es hervorging, bis 1737 unter der Herrschaft der Medici, kam 1735—1765 an Franz I. von Lothringen, seitdem Sekundogenitur Österreichs: 236.

Toul, Stadt u. Festung im franz. Dep. Meurthe-et-Moselle ehem. Reichsstadt u. Bistum, 1552 u. endgültig 1648 franz.: 200f., 449, 462.

Toulon, Stadt, Hafen und Festung im franz. Dep. Var: 181.

Transoxanien, Land jenseits des Oxus, insbes. Buchara: 513ff., 524.

Trapezunt, türk. Stadt am Südostufer des Schwarzen Meeres; 1204—1461 Kaisertum unter den Komnenen, seitdem türkisch: 527, 532.

Trient, Stadt in Südtirol u. ehem. reichsunmittelbares Bistum, dessen Gebiet 1803 an Österreich kam, seit 1919 italienisch: 104, Tafel S. 192.

Trienter Konzil: 19. ökumen. Konzil; 1537 von Paul III. nach Mantua berufen, kam aber nicht zustande; 1542 nach Trient ausgeschrieben; trat aber erst 1545 zusammen, 1547 nach Bologna verlegt, 1549 vertagt;

von Juluis III. 1551 abermals in Trient eröffnet, 1552 wieder vertagt, 1562—1563 zum dritten Male in Trient; 1564 wurden die Beschlüsse vom Papst in der Bulle „Benedictus deus" bestätigt: 180f., 186, 192f., 195f., 198, 201, 228, 233ff., 310, 322, 330, 336f., 340ff., 352, 355, 357f., Abb. S. 235.

Trier, Stadt an der Mosel u. ehem. Erzbistum u. Kurfürstentum: 33, 59, 62, 78, 97f., 104, 122, 135, 345, 349, 353, 358, 390, 466, 495.

Trithemius (Tritheim), Johannes, 1462—1516, deutscher Humanist: 40.

Trnovo, Stadt in Bulgarien, Haupt- u. Krönungsstadt des altbulgar. Reichs (1186 bis 1393), dann bis 1877 türkisch: 523.

Troeltsch, Ernst, 1865—1923, protestant. Theolog u. Philosoph: XXII.

Tromp, Martin Harpertzoon, 1597—1653, niederländ. Admiral, kämpfte gegen Spanien und England; fiel in der Seeschlacht von Terheyden: 452, 481.

Truchseß von Waldburg, Georg (III.), 1488—1531, Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes, österr. Statthalter in Württemberg (1525): 104.

Truchseß, Otto, 1514—73, Bischof von Augsburg, Kardinal, reformierte sein Bistum: 333.

Truchseß, Gebhard, 1547 bis 1601, Kurfürst u. Erzbischof von Köln (1577—1583); abgesetzt, weil er, um heiraten zu können, evangelisch wurde: 350ff., Abb. S. 351.

Tschaldyran, Ort in Kleinasien. — Schlacht (1514): 538.

Tschamorlu (Čamurlii), Dorf in Bulgarien, südöstl. v. Sofia. — Schlacht (1413): 524.

Tschechen, westslaw. Volk in Böhmen u. Mähren: 404, 412, 15.

Tscherkessen, Volk im Kaukasus u. in Kleinasien: 539.

Tschingizchan, 1155—1227, mongol. Eroberer, unterwarf 1206 die Mongolei, 1215 Peking, drang bis nach Indien, Turkestan u. ans Schwarze Meer vor; residierte in Karakorum: 515, 538.

Tschirmen, Ort an der Maritza. — Schlacht (1371): 522.

Tübingen, Stadt in Württemberg am Neckar, zeitweise Residenz der Herzöge von Württemberg, seit 1477 Universität: 327, 358, Abb. S. 332, 333.

Tudor, engl. Königsgeschlecht, stammte von Owen Tudor († 1461) ab, regierte 1485 bis 1603 in England: 285f. 288, 292, 300, 500.

Tuluniden, Mamlukendynastie in Ägypten (868—904): 516.

Tumanbeg, letzter Sultan von Ägypten vor der türk. Eroberung 1517: 539.

Tunis, Stadt u. franz. Kolonie in Nordafrika, 1535 von Karl V. erobert, bis 1570 u. 1573/74 spanisch, seitdem türkisch, seit 1882 unter franz. Protektorat: 170.

Turenne, Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte de, 1611 bis 1675, franz. Feldherr im Dreißigjähr. Krieg u. unter Ludwig XIV., zeitweilig auf seiten der Fronde; Konvertit: 458, 473.

Turfan, Stadt in Ostturkestan: 514f.

Türkei und Türken, europäisch-asiatisches Reich, Zerstörer des Byzantinischen Reiches (1453), 1517 Übernahme des Kalifats; Höhepunkt der Machtausdehnung unter Süleiman II. († 1566), seit 1683 immer weiter aus Europa zurückgedrängt, seit 1920 in Europa auf Konstantinopel und Adrianopel beschränkt, 1923 Republik: XXIV, 6, 23f., 47f., 84ff., 113, 120, 126, 141, 157f., 160, 171f., 176, 180ff., 184, 186, 194, 196, 198, 268, 322, 345, 369, 386, 392, 402, 417, 430, 454, 492, 516 bis 552, Abb. S. 159.

Turkestan, Landschaft in Zentralasien, von Türken besiedelt; im Laufe des 19. Jh. russisch: 515f.

Turkmenen, türkisch-tatarisches Volk in Zentral- u. Kleinasien: 532, 539.

Turrecremata s. Torquemada.

U

Überlingen, Stadt in Baden am nördl. Bodensee, ehemalige Reichsstadt, 1803 badisch: 103, Abb. S. 339.

Uiguren, türk. Volk in Zentralasien: 514f.

Ukraine, Landschaft nördl. des Schwarzen Meeres zwischen Dnjestr und Donez, der Osten 1352 litauisch, das Ganze 1569 polnisch, 1654 russ. Schutzherrschaft, seit 1922 wesentlich verkleinert, Sowjetrepublik mit Kiew als Hauptstadt: 488, 492, 550, 552.

Ulm, Stadt und Festung in Württemberg an der Donau, ehem. Reichsstadt, 1803 bair., 1810 württembergisch: 28, 92, 102, 134, 138, 150, 190, 368, 373, 394.

Ulrich, 1487—1550, Herzog von Württemberg (seit 1498), 1519 bis 1534 vertrieben, Nachfolger u. Neffe Eberhards II. († 1504), vermählt mit Sabine von Baiern: 56f., 65, 96, 104, 134, 156, 160, Abb. S. 56.

Ulster, Prov. in Nordirland mit meist nichtirischer (engl.) u. protestant. Bevölkerung: 477.

Umbrien, italien. Landschaft in Mittelitalien, das Gebiet der Prov. Perugia, ehedem zum Kirchenstaat gehörig: 127.

Unam Sanctam, Bulle Bonifazius' VIII. von 1302, die am schärfsten die Weltherrschaftsansprüche des Papsttums und dessen Überordnung über alle weltliche Gewalt verkündet: 4.

Ungarn, Königreich, bis 1301 unter der Dynastie der Arpaden, 1308—86/95 unter Herrschaft der Anjou, 1385/96—1437 luxemburgisch, 1437—39 und 1445—57 unter habsburgischen Königen, 1458—90 regierte Johann Corvinus; 1490—1526 herrschten die jagellonischen Könige von Böhmen auch in Ungarn, 1527/41—1687/99 mit Ausnahme des westl. Teils unter türkischer Herrschaft, seitdem habsburgisch, 1867 Verfassung von 1848, sog. „Ausgleich", 1918 selbständig: 23, 31, 84f., 126f., 130, 132, 154, 156, 180, 186, 201, 216, 346, 400f., 404, 407, 411f., 417, 515, 523, 527f., 530ff., 539f., 542, 546, 550, 552.

Union, protestantische, (1609), Verbindung evang. Fürsten zum Schutze gegen katholische Übergriffe unter Führung von Kurpfalz, bestand bis 1621: 390, 394, 403, 406 ff.

Unstrut, linker Nebenfluß der Saale: 107.

Unterelsaß s. Elsaß.

Urban V. (Wilhelm Grimoald), † 1370, Papst 1362—70, residierte in Avignon: 523.

Urban VIII. (Maffeo Barberini), 1568—1644, Papst seit 1623: 422, 426, 436, 450, 452 f.

Usedom, Insel an der Odermündung, 1648—1720 schwedisch: 462.

Uskoken, „Flüchtlinge", an der österr. Militärgrenze angesiedelt, vor den Türken geflohene Serben, Kroaten u. Bosnier trieben Seeräuberei, was zu einem Kriege mit Venedig führte: 548.

Utraquisten, auch Kalixtiner, gemäßigtere Richtung unter den Hussiten, genannt nach der Forderung des Laienkelches beim Abendmahl, gewannen über die radikalen Taboriten die Oberhand: 190.

Utrecht, ehem. reichsunmittelbares Bistum, 1528 habsburgisch, 1599 Erzbistum: 154, 282, 303, 308.

Utrechter Union (1579), Bündnis der nordniederländischen Prov. zum Schutze gegen die span. Herrschaft; aus ihr entstanden die späteren Vereinigten Niederlande: 282 f., 303 f., 308.

Uzun Hasan, † 1478, Turkmenenhäuptling, der sich in Mesopotamien und Nordwestpersien ein Reich schuf: 532, 534, 537.

V

Valdes, Alfonso de, um 1500 bis 1532, span. Humanist u. Sekretär Karls V., suchte Versöhnung mit Protestanten herbeizuführen: 146.

Valencia, Stadt an der Ostküste Spaniens: 72.

Valenciennes, Stadt im franz. Dep. Nord, seit 1677 franz., vorher zu den span. Niederlanden gehörig: 473.

Valla, Lorenzo, um 1405 bis 1457, italien. Humanist, wies Fälschung der konstantinischen Schenkung nach: 36, 46.

Valladolid, Stadt in Spanien (Kastilien), vor Philipp II. Residenz der span. Könige: 212.

Valle, Pietro delle, 1586—1652, italien. Orientreisender: 547.

Valois, franz. Herrscherhaus, Seitenlinie der Kapetinger, benannt nach der Grafschaft Valois b. Compiègne, deren Stammvater Karl v. Valois († 1325) der Bruder Philipps des Schönen war, regierte 1328 bis 1498 u. in einer Nebenlinie bis 1589; von den Valois stammten die Herzöge von Burgund (bis 1477) ab: 111, 172, 277 f., 280, 294.

Varus, Publius Quinctilius, † 9 n. Chr., römischer Konsul u. Feldherr, wurde von Arminius 9 n. Chr. im Teutoburger Wald besiegt: 52.

Vasari, Giorgio, 1512—1574, Maler, Architekt und Kunstschriftsteller in Rom und Florenz: Abb. S. 143.

Vavassore, Giovanni Andrea, it. Zeichner des 16. Jahrh.: Abb. S. 533.

Velazquez, Diego Rodriguez de Silva y, 1599—1660, span. Maler: 247, 502, 505 f., Abb. S. 402, 403.

Velde, Willem van de, d. J., 1633—1707, niederl. Marinemaler: Abb. S. 483.

Veltlin, Alpental längs der oberen Adda, ehedem zum Hzgt. Mailand gehörig, 1512—1797 Untertanenland Graubündens, im 17. Jahrh. von Spanien u. Frankreich umkämpft: 401, 413 f., 422, 440, 448, 452.

Veltliner Mord (1620), Ermordung der Evang. im Veltlin durch die Katholiken: 413.

Venedig, Stadt an der Adria, ehemals aristokratische Republik u. bedeutendstes Handelszentrum Europas, umfaßte seit dem 15. Jh. das nordöstl. Oberitalien (terra ferma) bis zum Oglio und zur Adda; es besaß ferner Dalmatien, die Jonischen und mehrere Ägäische Inseln, Euböa (bis 1470), Kreta (bis 1669) und Zypern (1489—1571); stand seit dem 15. Jh. im dauernden Kampf gegen die Türken: 5, 111 f., 118, 135, 142, 146, 160, 175, 181, 214, 228, 230, 236, 369, 413 f., 422, 433, 450, 492, 523, 526, 532, 534, 537, 540, 548 ff., 552, Abb. S. 389.

Venne, Adriaen van de, 1589 bis 1662, niederl. Maler: Abb. S. 409.

Vera Cruz, Stadt an der Ostküste Mexikos, 1519 von Cortez gegründet: 144.

Verden, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, ehemals reichsunmittelbares Bistum. 1648—1719 schwedisch, dann hannoverisch, 1866 preußisch: 460, 462, 468, 496.

Verdun, Stadt und Festung an der Maas in Frankreich, ehemals Reichsstadt u. reichsunmittelbares Bistum, 1552 u. 1648 franz.: 200, 449, 462.

Vergerio, Pier Paolo, 1498 bis 1565, kath., später protest. Theologe, seit 1553 in Tübingen: 177 f.

Verstegen, Richard, niederl. Stecher des 16. Jahrh.: Abb. S. 272, 273.

Vervins, Stadt im franz. Dep. Aisne. — Friede (1598): 299.

Vettori, Francesco, 1474 bis 1539, Florentiner Geschichtsschreiber: 118.

Villach, Stadt in Kärnten 1007—1760 bambergisch, dann österreichisch: 201.

Villalar, Stadt in Kastilien. — Schlacht (1521): 72.

Villani, Giovanni, um 1275 bis 1348, florentinischer Geschichtsschreiber und Bankier: 7.

Viret, Pierre, 1511—1571, Reformator in Genf und Lausanne: Abb. S. 226.

Vischer, Peter, um 1455—1529, Nürnberger Erzgießermeister: XXVII.

Visscher, Amsterdamer Kupferstecherfamilie, im 16. und 17. Jahrhundert blühend: Abb. S. 225, 309.

Viterbo, Stadt in der italien. Prov. Rom, ehemals zum Kirchenstaat gehörig: 175.

Vliet, Joris van, Maler und Radierer in Delft, Schüler Rembrandts: Abb. S. 467.

Vlissingen, niederländ. Hafenstadt in der Prov. Seeland: 272.

Vorderösterreich, Bezeichnung für die ehem. habsburg. Stammlande in der Schweiz, im Elsaß und im Breisgau: 345.

Vorpommern s. Pommern.

Vukaschin, † 1371, Serbenführer: 522.

W

Walachei, Walachen, der südl. Teil Rumäniens und dessen Bewohner; ehem. Fürstentum, seit Anf. 15. Jh. von den Türken abhängig: 526, 528, 532.

Waldeck, Georg Friedrich Graf von (1688 Fürst), 1620—1692, brandenburg. Staatsmann unter dem Großen Kurfürsten (seit 1653), seit 1658 in schwed. Diensten, regierte in Waldeck seit 1662: 469, 494.

Waldenser, Sekte, benannt nach Petrus Waldus († 1197), hauptsächlich in Piemont verbreitet und von kath. Seite verfolgt: 128, 482.

Waldshut, Stadt in Baden am Oberrhein, gehörte ehemals zu den vorderösterr. Waldstädten: 102.

Waldstädte, die bis 1803 zu Österreich gehörenden Städte: Waldshut, Säckingen, Laufenburg und Rheinfelden am Oberrhein: 460.

Walker, Robert, englischer Maler, † um 1660: Abb. S. 481.

Wallenstein (Waldstein), Albrecht Wenzel Eusebius, Herzog von Friedland (1622), Sagan und Mecklenburg, * Hermanic 14. 9. 1583, † Eger 25. 2. 1634, kaiserl. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, aus tschech. Adelsgeschlecht, Angehöriger der böhm. Brüder, 1606 kath. 1623 Reichsfürst, 1625 Herzog, vermählt mit Isabella von Harrach; erstes Generalat 1625—1630; zweites Generalat 1632—1634; ermordet: 386, 415 f., 418 ff., 434, 436 ff., 450, 507, Abb. S. 417, 441, Tafel S. 440.

Wallonen, roman. Volksstamm im südl. Belgien und Nordostfrankreich: 153, 268, 282, 437.

Walsingham, Sir Francis, um 1530—1590, engl. Staatsmann unter Elisabeth: 274, 290, 294, 303.

Warna, bulgar. Stadt am Schwarzen Meer. — Schlacht (1444): 527 f.

Warschau, Hauptstadt Polens; seit 1550 Residenz der poln. Könige, 1795—1806 preuß., 1814—1918 russisch: 489, 492.

Wartburg, Schloß der Landgrafen von Thüringen bei Eisenach; 1521/22 Zufluchtsstätte Luthers: 84, 91 f., 106.

Wasa, schwed. Königsgeschlecht, begründet durch Gustav Wasa, reg. in Schweden (1523—1654) und in Polen (1587—1668); erloschen 1672: 298 f., 429, 488.

Wehlau, Stadt in Ostpreußen. — Vertrag (1657): 490.

Weiditz, Hans, um 1495—1537, Holzschnittmstr., 1515—1522 in Augsburg, 1522—1536 in Straßburg tätig: Abb. S. 22, 27, 32, 33, 43, 103, 105, 107, 167, 171.

Weigelsches Trachtenbuch, Holzschnitte von Hans W. nach Jost Amman (Nürnberg 1577): Abb. S. 318, 319.

Weimar, Hauptstadt des Freistaates Thüringen und ehem. ernestinisches Herzogtum (seit 1572/1602), 1815 Großherzogtum: 439 f., 442, 451 f.

Weingarten, Stadt in Württemberg; ehem. reichsunmittelbare Benediktinerabtei, 1802 säkularisiert, 1806 württembergisch: 333 f., 342.

Weinsberg, Stadt in Württemberg, im Bauernkrieg niedergebrannt: 104.

Weißer Berg bei Prag. — Schlacht (1620): 408 f., 443.

Wels, Stadt in Oberösterreich an der Traun: 53.

Welser, Patriziergeschlecht und Handelshaus in Augsburg, neben den Fugger die Bankiers Karls V., erhielten Venezuela als Pfandbesitz: 152, 372, Abb. S. 58, 59.

Wenthworth, Thomas, Earl of Strafford, 1593—1641, engl. Staatsmann unter Karl I., hingerichtet: 475, 477, 479, Abb. S. 479.

Werff, van der, Bürgermeister von Leiden während der Belagerung durch die Spanier: 281.

Wesel, Stadt und Festung am Niederrhein, ehem. zu Kleve gehörig, 1614—1666 brandenburgisch: 350, 424.

Weser, deutscher Fluß: 324, 462.

Westfalen, Landschaft im NW Deutschlands und ehemaliges Hgt., zum Erzbistum Köln gehörig: 324, 349 f., 353, 364, 413, 424 f.

Westfälischer Friede (1648): 341, 354, 455 f., 458, 460 ff., 466, 468, 471 f., 487, 491, 495, 498, 504, 548.

Westpreußen s. Preußen.

Wettiner, deutsches Herrschergeschlecht, benannt nach der Burg Wettin an der Saale, seit 1089 Markgrafen von Meißen, 1264 Landgrafen von Thüringen, 1423 Kurfürsten von Sachsen, seit 1485 in die ernestinische und albertinische Linie gespalten: 382.

Wiclif, John, um 1330—1384, engl. Kirchenreformator, lehrte 1361—1381 in Oxford, Gegner des Papsttums, übersetzte die Bibel ins Englische, 1415 vom Konstanzer Konzil als Ketzer erklärt: 14, 108, 162.

Wied, Hermann von, 1477 bis 1552, Kurfürst von Köln (1515—1546) wegen seiner Hinneigung zur Reformation abgesetzt: 54, 184, 187, 191, 349.

Wiedertäufer s. Täuferbewegung.

Wien, Hauptstadt Österreichs, 1142 Residenz der Babenberger, 1365 Universität, 1469 Bistum, 1529 und 1683 Belagerung durch die Türken: 85, 157, 160, 333, 337, 340, 345 f., 355, 358, 386, 400, 404, 406 f., 412, 415, 420, 423, 425, 439 f., 450, 453, 460, 494 ff., 540, 550, Abb. S. 325.

Wierix, Hieronymus, 1551 bis 1619, Stecher in Amsterdam: Abb. S. 331.

Wilhelm IV., 1493—1550, Herzog von Baiern (seit 1508), Sohn und Nachfolger Albrechts IV.: 186.

Wilhelm V., der Fromme, 1548 bis 1626, Herzog von Baiern (1579—1597), Sohn und Nachfolger Albrechts V., dankte zugunsten seines Sohnes Maximilian ab: 392.

Wilhelm IV., 1532—1592, Landgraf von Hessen-Kassel (seit 1567), Sohn und Nachfolger Philipps des Großmütigen: 382.

Wilhelm, † 1592, Herzog von Jülich-Kleve (seit 1539), Sohn und Nachfolger Johanns III., vermählt mit Marie, Tochter Kaiser Ferdinands I.: 180, 183.

Wilhelm von Oranien, 1533 bis 1584, Generalstatthalter der Niederlande und deren Führer im Kampf gegen Spanien, Sohn Wilhelms des Reichen von Nassau-Dillenburg († 1559), am Hofe Karls V. erzogen, erbt 1544 das Fürstentum Orange und Breda; vermählt mit: 1. Anna von Egmont-Büren, † 1558; 2. Anna v. Sachsen, geschieden 1574; 3. Charlotte von Bourbon, † 1582; 4. Luise von Coligny, † 1620, ermordet: 267, 271, 283, Abb. S. 283.

Wilna, Stadt in Polen, seit 1320 Residenz der litauischen Großfürsten, 1795—1918 russisch; seit 1920 polnisch: 489.

Wilsnack, Stadt in der Mark Brandenburg, vor der Reformation berühmter Wallfahrtsort: 33.

Wimpfeling, Jakob, 1450 bis 1528, deutscher Humanist: 40, 138.

Winterkönig, Name für Friedrich V. v. d. Pfalz (s. d.).

Wismar, Stadt in Mecklenburg, 1648—1803 schwedisch: 460, 462.

Witt, Johann de, 1625—1672, seit 1653 Ratspensionär von Holland, Gegner der Oranier, nach der Niederlage durch England und Frankreich zusammen mit seinem Bruder Cornelius ermordet: 480.

Wittelsbacher, deutsches Herrschergeschlecht, seit 1180 Herzöge von Baiern, 1294 in die Linien Pfalz und Baiern geteilt, 1799 wieder vereinigt: 324, 341, 348 f., 351, 354, 392, 408, 494.

Wittenberg, Stadt in der preuß. Prov. Sachsen, bis 1547 Hauptstadt v. Kursachsen, Ausgangspunkt der Reformation, mit 1502 gegr. Universität: 13 f., 18 ff., 42, 46 ff., 65, 67, 77 f., 92 ff., 96, 106, 123, 139, 146, 160 ff., 164, 176, 178, 180, 190 f., 215 f., 326 f., 358, 376, Abb. S. 21, 65.

Wittenberger Kapitulation (1547); in ihr trat Johann Friedrich die Kurwürde und sein Land an Herzog Moritz ab: 192.

Wittenberger Kirchenordnung: Abb. S. 377.

Wittenberger Konkordienformel (1536), auf Veranlassung Butzers von Melanchthon verfaßte Abendmahlsformel, auf die sich Luther u. die zu Zwingli neigenden süddeutschen Städte einigten: 163.

Wittenberger Unruhen (1522): 92 ff., 96, 106.

Wittstock, Stadt in der Mark Brandenburg. — Schlacht (1636): 452.

Wizel, Georg, 1501—1573, Schüler Luthers und Melanchthons, sympathisierte 1525 mit den Bauern, trennte sich 1531 von den Lutheranern und wirkte für den Reformkatholizismus: 197.

Wolf, Jakob, d. J., † 1612, Baumeister in Nürnberg: 366.

Wolfenbüttel, Stadt i. Braunschweig, bis 1754 Hauptstadt des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel: 364.

Wollin, Ostseeinsel vor der Odermündung, 1648 bis 1720 schwedisch, dann preuß.: 462.

Wolsey, Thomas, 1474—1530, engl. Staatsmann unter Heinrich VIII., seit 1515 Kardinal u. Lordkanzler, 1518 päpstl. Legat, wurde 1529 gestürzt: 10, 60, 72, 84, 115, Abb. S. 73.

Woensam, Anton, s. Anton von Worms.

Worms, Stadt in Hessen, bis 1801 freie Reichsstadt, 1801 bis 1815 franz.: 75, 77 f., 81 ff., 146, 175, 187, 394.

Wormser Reichstag (1495): 26, 73.
(1521): 64, 73 ff., 96 f., 99 161, 178, 192, 215, Abb. S. 81, Tafel S. 72, 80.
(1545): 183 f., 196.

Wouwerman, Philips, 1619 bis 1668, Maler in Haarlem: Tafel S. 408, 416.

Wullenwever, Jürgen, 1492 bis 1537, Führer der Demokratie in Lübeck, Bürgermeister (1533—35), wurde enthauptet: 161, 168 f., Abb. S. 170.

Württemberg, Gliedstaat des Deutschen Reiches, ehedem Grafschaft u. Herzogtum (seit 1495), 1519 vom Schwäbischen Bund erobert, 1520—34 in habsburg. Besitz: 25, 56 f., 65, 96, 104, 132, 134, 156 f., 160 162, 184, 190, 194, 319, 328, 358, 376, 379 f., 382, 394, 453.

Würzburg, Stadt in Franken, bis 1803 reichsunmittelbares Bistum: 134 f., 344 f., 359.

X

Xanten, Stadt am Niederrhein, seit 1481 zu Kleve gehörig, 1614—66 brandenburgisch: 403.

Xavier, Franz von, 1506—52, baskischer Adliger, Jesuit, missionierte 1542—48 in Indien u. 1549—51 in Japan; 1623 heilig gesprochen: 230.

Ximenes de Cisneros, Francisco, 1436—1517, Reformator der span. Kirche, Beichtvater der Königin Isabella, Erzbischof von Toledo (1495), Kardinal und Großinquisitor (1507), Gründer der Universität Alcala (1509), nach Ferdinands Tod (1516) Reichsregent: 6, 35, 152.

Y

Ypern, Stadt in der belg. Prov. Westflandern, bis zur Eroberung durch die Spanier (1584) Hauptsitz der flämischen Tuchindustrie: 264.

Z

Zapolya, Johann, 1487 bis 1540, Woiwode von Siebenbürgen (1511), 1526 König von Ungarn als Vasall Süleimans, 1538 Ausgleich mit Ferdinand I.: 127, 134, 156, 160, 180, 540, 542.

Zapolya, Johann Siegismund, 1540—1571, Sohn Johann Zapolyas, Herrscher von Siebenbürgen, gewährte Lutheranern, Calvinisten u. Unitariern Glaubensfreiheit: 542.

Zenta, Stadt in Ungarn an der Theiß: 552.

Zevenbergen, Maximilian von, niederl. Rat Karls V.: 55, 57.

Ziegler, Klemens, um 1480 bis 1535, Gärtner in Straßburg, protest. Sektierer: 102.

Ziska, Johann, um 1370—1424, hussitischer Heerführer, Haupt der extremen Partei (Taboriten): 98.

Zrinyi, Niklas Graf von, 1508 bis 1566, seit 1542 Banus von Kroatien und Slawonien, Verteidiger der Festung Sziget, mit der er sich und die Türken in die Luft sprengte (8. Sept.): 542.

Zsitva-Torok, Ort in Ungarn an der Donau bei Komorn: 547.

Zucchero, Federigo, 1542 bis 1609, ital. Maler: Abb. S. 287.

Zulkadr, armenische Dynastie: 539.

Zurbarán, Francisco de, 1598 bis 1662, span. Hofmaler Philipps IV.: 247.

Zürich, Stadt u. Kanton der Schweiz, seit 1351 zur Eidgenossenschaft gehörig, Ausgangspunkt der Reformation Zwinglis: 102, 127f., 130, 132, 134, 158, 166, 220, Abb. S. 131, 157.

Zürn, Jörg, um 1583—1635, württemb. Bildschnitzer: Abb. S. 339.

Zwickauer Propheten, religiöse u. soziale Schwärmer, unter Führung Münzers, 1521 aus Zwickau vertrieben: 93.

Zwilling, Gabriel (Didymus), 1487—1558, neben Karlstadt Urheber der Wittenberger Unruhen, Augustinermönch in Wittenberg, später Superintendent in Torgau, 1549 abgesetzt: 92.

Zwingli, Ulrich, 1484—1531, Schweizer Reformator, humanistisch erzogen, 1516—1518 Leutpriester in Einsiedeln, seit 1518 in Zürich, 1524—28 Abendmahlsstreit mit Luther, 1529 Religionsgespräch zu Marburg, fiel in der Schlacht bei Kappel (1531): XXIIf., 42, 50, 102, 127, 130, 132, 134, 136, 138ff., 146f., 149, 156ff., 169, 215f., 220, 223, 317, 326, Abb. S. 128, 129, 131, 133.

Zwölf Artikel (1525), Zusammenstellung der Forderungen der Bauern im Bauernkrieg: 103, 105f., Beilage S. 104.

Zypern, Mittelmeerinsel, 1489 venezianisch, 1570 türkisch: 522, 546.

Anlageplan

der

Propyläen-Weltgeschichte

Propyläen-Weltgeschichte

1. Band

Das Erwachen der Menschheit

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Einführung in den Gedanken und die Absicht dieser Weltgeschichte.

Hans Freyer, Professor an der Universität Leipzig: Systeme weltgeschichtlicher Betrachtung.

Friedrich Hertz, Professor an der Universität Halle: Rasse und Geschichte.

Walther Vogel, Professor an der Universität Berlin: Boden und Geschichte.

Franz Weidenreich, Professor an der Universität Frankfurt: Menschwerdung.

Friedrich Behn, Professor, Kustos am Römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz: Vor- und Urgeschichte.

Friedrich Ernst August Krause, Professor an der Universität Heidelberg: Geschichte Ostasiens bis zur politischen Berührung mit Europa.

Georg Steindorff, Professor an der Universität Leipzig: Geschichte Ägyptens.

Rudolf Kittel †, Professor an der Universität Leipzig: Die Völker des vorderen Orients.

2. Band

Hellas und Rom / Entstehung des Christentums

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Die weltgeschichtliche Bedeutung der Antike.

Karl Julius Beloch †, Professor an der Universität Rom: Geschichte Griechenlands.

Gaetano De Sanctis, Professor an der Universität Rom: Der Hellenismus und Rom.

Ernst Hohl, Professor an der Universität Rostock: Die römische Kaiserzeit.

Hans Frh. v. Soden, Professor an der Universität Marburg: Die Entstehung des Christentums.

3. Band

Das Mittelalter

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Das Mittelalter.

Paul Kirn, Professor an der Universität Leipzig: Das Abendland vom Ausgang der Antike bis zum Zerfall des karolingischen Reiches.

August Heisenberg †, Professor an der Universität München: Das Byzantinische Reich.

Hans Heinrich Schaeder, Professor an der Universität Berlin: Ausbreitung und Staatengründungen des Islam vom 7.—15. Jahrhundert.

Willibald Kirfel, Professor an der Universität Bonn: Geschichte Indiens.

Karl Hampe, Professor an der Universität Heidelberg: Abendländisches Hochmittelalter.

4. Band

Das Zeitalter der Gotik und Renaissance

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Der Ausgang des Mittelalters.

Jakob Strieder, Professor an der Universität München: Werden und Wachsen des europäischen Frühkapitalismus.

Alfred Doren, Professor an der Universität Leipzig: Kirche und Papsttum von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts.

Fedor Schneider †, Professor an der Universität Frankfurt a. M.: Die Entstehung der Nationalstaaten.

Karl Brandi, Professor an der Universität Göttingen: Die Renaissance.

Fritz Rörig, Professor an der Universität Kiel: Die europäische Stadt.

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Deutschland vom 13. bis 16. Jahrhundert.

Martin Winkler, Professor an der Universität Königsberg: Geschichte Osteuropas bis zum 17. Jahrhundert.

Hans Plischke, Professor an der Universität Göttingen: Das Zeitalter der Entdeckungen.

5. Band

Reformation und Gegenreformation

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Einleitung.

Paul Joachimsen †, Professor an der Universität München: Das Zeitalter der Reformation.

Erich Marcks, Professor an der Universität Berlin: Gegenreformation in Westeuropa.

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Die Gegenreformation in Deutschland.

Wilhelm Mommsen, Professor an der Universität Marburg: Vier Jahrzehnte europäischer Krieg.

Hans Heinrich Schaeder, Professor an der Universität Berlin: Der osmanische Staat von seiner Entstehung bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts.

6. Band

Das Zeitalter des Absolutismus

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Die kulturelle Bedeutung des Absolutismus.

Walter Platzhoff, Professor an der Universität Frankfurt a. M.: Das Zeitalter Ludwigs XIV.

Franz Schnabel, Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe: Das 18. Jahrhundert in Europa.

Oskar Walzel, Professor an der Universität Bonn: Die europäische Aufklärung.

Hermann Wätjen, Professor an der Universität Münster i. W.: Die holländische, spanische und portugiesische Ausdehnungsbewegung vom 16. bis 18. Jahrhundert.

Hans Plischke, Professor an der Universität Göttingen: Die englische und französische Ausdehnungsbewegung vom 16. bis 18. Jahrhundert.

Felix Salomon †, Professor an der Universität Leipzig: Die angelsächsische Staatenwelt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

7. Band

Revolution und Restauration

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts.

Alfred Stern, Professor an der Technischen Hochschule Zürich: Die Französische Revolution und ihre Wirkung auf Europa.

Franz Schnabel, Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe: Das Zeitalter Napoleons.

Oskar Walzel, Professor an der Universität Bonn: Klassizismus und Romantik als europäische Erscheinungen.

Heinrich Herkner †, Professor an der Universität Berlin: Die wirtschaftlich-sozialen Bewegungen von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Friedrich Luckwaldt, Professor an der Technischen Hochschule Danzig: Das Zeitalter der Restauration in Europa.

8. Band

Liberalismus und Nationalismus

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Die geistige Struktur des Zeitalters.

Alfred Stern, Professor an der Technischen Hochschule Zürich: Vorgeschichte und Geschichte der Revolutionsjahre 1848 und 1849.

Friedrich Luckwaldt, Professor an der Technischen Hochschule Danzig: Geschichte des europäischen Staatensystems von 1850—1890.

Heinrich Herkner †, Professor an der Universität Berlin: Volkswirtschaft und Arbeiterbewegung, 1850—1890.

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Die geistige Bewegung im 19. Jahrhundert.

Propyläen-Weltgeschichte

9. Band

Die Entstehung des Weltstaatensystems

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Die Erschließung des Erdballs.
Felix Salomon †, Professor an der Universität Leipzig: Geschichte der angelsächsischen Staaten im 19. Jahrhundert.
Hermann Wätjen, Professor an der Universität Münster i. W.: Mittel- und Südamerika im 19. Jahrhundert.
Hans Heinrich Schaeder, Professor an der Universität Berlin: Die islamische Welt seit dem 18. Jahrhundert.
Martin Winkler, Professor an der Universität Königsberg: Russische Geschichte seit Beginn des 17. Jahrhunderts.
Friedrich Ernst August Krause, Professor an der Universität Heidelberg: Die moderne Entwicklung Ostasiens.

10. Band

Das Zeitalter des Imperialismus

Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Einleitung.
Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Die geistige Entwicklung um die Jahrhundertwende.
Kurt Wiedenfeld, Professor an der Universität Leipzig: Die Weltmarkt-Wirtschaft.
Erich Brandenburg, Professor an der Universität Leipzig: Die Jahrzehnte vor dem Weltkrieg.
Max Graf Montgelas, General der Infanterie a. D.: Militärische und politische Geschichte des Weltkrieges.
Erich Brandenburg, Professor an der Universität Leipzig: Europa nach dem Weltkrieg.
Walter Goetz, Professor an der Universität Leipzig: Schlußwort.

Jeder Band enthält eine Zeittafel und ein ausführliches Register

Registerband

Inhaltsverzeichnis der 10 Bände * Literaturnachweis zu den einzelnen Beiträgen der Weltgeschichte * Alphabetisches Gesamtregister der 10 Bände * Verzeichnis der Pläne und Karten im Text und der Kartenbeilagen des Werkes

---

Ein Ergänzungsband ist vom Verlag in Aussicht genommen. Er wird der Geschichte der jüngsten Vergangenheit (seit 1918) gewidmet sein.

Gedruckt
im Ullsteinhaus
Berlin